Lehrbuch der Erdbeschreibung

in natürlicher Verbindung

mit

Weltgeschichte, Naturgeschichte und Technologie

für den

Schul- und Privatunterricht.

Von

A. Zachariä.

II. Theil:

Bilder aus der Länder- und Völkerkunde.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Louis Thomas,

ordentl. Lehrer an der dritten Bürgerschule zu Leipzig.

Leipzig,

Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.

(Rudolph Hentschel.)

1856.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Bilder aus Asien.

II. Bilder aus Afrika.

III. Bilder aus Europa.

IV. Bilder aus Amerika.

V. Bilder aus Australien.

Vorrede.

Bereits in der Vorrede zur 7. Auflage des Lehrbuches der Erdbeschreibung von Zachariä versprachen wir zur Vervollständigung dieses trefflichen geographischen Schulbuches in Kürze einen zweiten Band nachzuliefern, welcher einzelne Bilder aus der gesammten Länder- und Völkerkunde enthalten, den geographischen Stoff besonders beleben und interessant machen, das Gedeihen des Unterrichts wesentlich fördern und dadurch dem alten bewährten Buche eine Anzahl neuer Freunde gewinnen sollte. Das Zusammentreffen von mancherlei Umständen verzögerte die Ausführung dieses Versprechens, so daß mehrfache, theils öffentliche, theils private Aufforderungen erfolgten, ehe wir unserer Zusage nachzukommen vermochten. Das Buch selbst hat dadurch nur gewonnen, indem wir die Mühe nicht scheuten, beim sorgfältigen Studium vieler neuen Reisewerke die interessantesten Thatsachen und Notizen aufzuzeichnen und für unsere Zwecke zu bearbeiten. Interessante Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, nicht trockene Beschreibungen zu liefern, war unser Bestreben und wir glauben demselben allezeit nachgekommen zu sein. Gleich wie jede gelungene Zeichnung noch nie gesehene Gegenstände uns vor die Seele zu führen vermag, so daß die empfangenen lebhaften Eindrücke nicht allein klar und deutlich in der Erinnerung verbleiben, sondern in der dargestellten Scenerie oft späterhin die Wirklichkeit sofort erkennen helfen: so sollen auch die von uns gebotenen Bilder den Leser in die verschiedenartigsten Gegenden des Erdballes und unter die sie bewohnenden Völker dergestalt versetzen, daß er, ein Zuschauer ihres Treibens und Lebens, dasselbe in seinen interessantesten Vorgängen zu belauschen vermag. Unser Buch soll ihm in einzelnen Zügen bald ihre bürgerlichen Verhältnisse vorführen, bald in ihre gesellschaftlichen Kreise versetzen, bald an die Stätten ihres religiösen Cultus leiten und mit den daselbst herrschenden religiösen Begriffen bekannt machen. An diese Bilder, welche wir weniger in ausführlichen

Beschreibungen und Erklärungen, als in einzelnen, scharf markirten Zügen zu geben beflissen waren, reihen sich andere aus dem gewerblichen Leben, wobei besonders solchen, welche die Erzeugung und den Anbau der wichtigsten Naturproducte zum Gegenstande haben, besondere Beachtung geschenkt ward. Einzelne Landschaftsgemälde und Naturbilder schließen sich an diese an, doch immer in ihrer Beziehung zum Menschen. Recht gern hätten wir mehr, Manches ausführlicher gegeben, allein wir erachteten es im Allgemeinen für den Zweck des Buches als durchaus nothwendig, keines der Bilder über den Raum von 3 bis 4 Seiten auszudehnen. Möge man nicht mit uns rechten, daß das Eine oder Andere fehle. Manche Arbeit mußte zurückgelegt werden, da die Masse des Stoffes unter den Händen wuchs, das Buch aber dem auch minder bemittelten Schulmanne zugänglich erhalten werden sollte. Nur durch die größte Ersparniß beim Drucke war es möglich, des Stofflichen so viel zu bieten.

Durch diese Arbeit gedenken wir der Schule ein Hülfsmittel beim geographischen Unterrichte zu liefern, wie dieselbe es zur Belebung und zur Förderung des Unterrichtszweckes ganz besonders verlangen muß, und wie es sich zum Ausbaue unsers trefflichen Lehrbuches der Erdbeschreibung als Nothwendigkeit gestaltet. Schon Zachariä fühlte dieses, als er vor mehr als 30 Jahren sein Lehrbuch herausgab, indem er demselben recht bald die „Streifereien durch die ganze bewohnte Erde" nachfolgen ließ. Die Grundsätze über Wesen und Bedeutung, sowie über die nothwendigsten Erfordernisse und die Methodik des geographischen Unterrichts haben sich seitdem bedeutend geläutert, man hat manches Unhaltbare aufgegeben und Anderes als unerläßlich an seine Stelle gesetzt. Möge auch unser Buch hiervon Zeugniß geben und dem Lehrer ein Hülfsmittel liefern, welches ihm den Unterricht ebenso erleichtert, wie seinen Pfleglingen angenehm macht.

Der Herausgeber.

I. Bilder aus Asien.

1. Beirut und der Libanon.

Unser Schiff warf im Hafen von Beirut Anker. Es ist das alte Berytos, eine früher verfallene, jetzt in raschem Aufblühen begriffene Stadt, die sich mit ihren Mauern und Thürmen recht stattlich ausnimmt und bereits über 10,000 Bewohner zählen mag. Reges Leben herrscht im Hafen, denn der Handel nach den Hafenstädten des Mittelmeeres ist beträchtlich, und allerorts begegnen wir Türken, Arabern, Drusen, Maroniten und vielen Christen, bald Anhängern der römischen, bald der griechischen Kirche. Maroniten und Griechen haben hier einen Erzbischof, und die ziemlich zahlreichen Engländer und Amerikaner eine protestantische Kirche. Alle europäischen Völker begegnen sich hier im Handelsverkehr, und sowohl am Hafen wie an allen öffentlichen Plätzen wird das Ohr von den Lauten der verschiedensten Sprachen umschwirrt. Ein ortskundiger deutscher Landsmann ist unser Führer, durch ihn lernen wir einige der anziehendsten Punkte kennen. Vom alten Berytos sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden. In der Gegend des Hafens und an der nördlich von der Stadt gelegenen Küste finden sich noch Theile von Mosaik-Steinpflaster, vereinzelte Säulen und Säulentrümmer. Die Stürme der Jahrhunderte haben wenig übrig gelassen; was aus alter Zeit sich rettete, verfiel in den Zeiten der Kreuzzüge der Zerstörungswuth bald der Kreuzfahrer, bald der Sarazenen. Wir stehen auf der Höhe des Kap Beirut, das von einem freigebigen Verschönerer der Stadt vor langen Jahren in einen reizenden Spaziergang umgeschaffen ward. Türken, Araber und Europäer tummeln vor unseren Augen ihre Pferde, indem erstere zugleich im Dscherid-Werfen, einem ritterlichen Spiele, sich üben. Die syrischen Frauen schreiten in ihrer sonderbaren Nationaltracht, mit hohen, silbernen Hörnern als Kopfputz und in lange Schleier gehüllt, einher. So eigenthümlich fremdartig und anziehend diese Gruppen auch sein mögen, die Landessitte gebietet dem Manne, sie nicht sonderlich zu beachten. Während zur Linken der Blick sich in die blauen Fernen des syrischen Meeres verlieren mag, findet er jenseits der geräumigen Bai an einer kühn emporstrebenden Gebirgskette einen fesselnden Gegenstand, den Libanon. Zwar sind die Einzelnheiten, die tiefen Schluchten, die zahlreichen Dörfer und Klöster aus solcher Ferne nicht erkennbar, aber um so großartiger tritt dafür die gesammte Masse der Gipfel hervor, die unter der Einwirkung der reinen Luft und der hellen Beleuchtung nicht das blaue Colorit der Bergketten Europa's annehmen, sondern violett gefärbt dastehen und in ihren höchsten, die Schneelinie überragenden Spitzen oft in rosigem Lichte glänzen.

Die ganze Landschaft gleicht einem großen Fruchtkorbe, in welchem der majestätische Bergriese die Fülle seiner Naturgaben ausgeschüttet hat. Gleich einem gütigen Hausvater steht er da, dessen Scheitel die schneeweiße Locke des Alters deckt, und dessen höchste Lust es ist, den Kindern und Enkeln, die sich um ihn herumtummeln, Nahrung und Erquickung zu reichen. Sein Hochrücken trägt die nützliche Bürde des Holzes; unter seinen Armen hält er die fruchtreichen Getreidegarben, in den Händen die mit feurigem süßem Weine und Oele gefüllten Becher; zu seinen Füßen breiten sich die mit goldenen Südfrüchten reich beladenen Obstpflanzungen aus. Seine Gehänge in Garten, Feld und Wald gewähren an ihren aufeinander folgenden Terrassen einen Ueberblick aller vorzüglichsten Erzeugnisse des Morgenlandes, während unten an der heißen Küste die Palme sich stolz erhebt und in den Lüften schaukelt, Orangen, Maulbeeren, Johannisbrot und Feigenbäume auf das Herrlichste gedeihen. Weiter hinauf treten Obst und Wein in reichster Fülle auf, so daß selbst der ärmste Hüttenbewohner sich an diesen herrlichen Naturgaben zu laben vermag. Nun folgen die Oelbäume, die Pistazien, die Wallnüsse; dann die Getreidearten und zuletzt das Geschlecht der Fichten in seiner edelsten Form, der Ceder.

Solch reizendes Bild lag vor unseren Blicken. Das Auge vermochte sich nicht von dem Anblicke des lieben Landes zu trennen, bis endlich die Sonne sank und ihre Strahlen über das wellenbewegte Mittelmeer morgenwärts sandte. Da glühte die Libanonkette in violett-röthlicher Gluth, worauf die Dämmerung hereinbrach, die verschiedenen Farbentöne ihren Schmelz verloren und in dem Schatten der Nacht zuletzt erloschen. Doch nur auf Zeit — der Vollmond erhob sich im Osten hinter dem Gipfel des Makmel und die ihm zur Seite liegenden Berge nahmen in seinem Scheine eine tiefgrüne Färbung an. Wie durch einen Zauber ward die ganze Landschaft verwandelt, und unwillkürlich gedachte ich der Zukunft dieses Landes, das trotz alles Reichthums der Natur nur in der Vergangenheit groß ist und in seinen Berggipfeln gleichsam die Krone des heiligen Landes enthält.

Doch wir besteigen den Libanon in Begleitung von Dienern und Führern. Schon mit Anbruch der Nacht gelangen wir bei ungefähr 7000 Fuß auf das höchste Joch des Gebirges. Unser Weg führte uns durch eine reich bevölkerte, gut bebaute und höchst fruchtbare Gegend. Nur höher hinauf verschwinden die Zeugen menschlicher Thätigkeit, die Gebirgspfade werden eng, steil und oft sehr gefährlich; gleichwohl wird die Mühe eines Streifzuges meist überall sehr belohnt. Die mannichfachsten Ansichten stellen sich dem Auge dar, nach verschiedenen Richtungen ziehen sich abgelegene Hochthäler und Felswände von schwindelnder Steile, dunkle Engschluchten, die von der Sonne nie vollkommen beleuchtet, von unersteiglichen Abgründen eingeschlossen, großen Gefängnissen nicht unähnlich sind. Wir müssen auf gefahrvollen ungebahnten Pfaden mühsam weiterschreiten. Schroffe Felsklippen treten uns entgegen, lang ausgedehnte Schneefelder sind zu durchwandern. Ein äußerst kalter Wind umspielt unsere Brust, doch wir fühlen uns neu belebt, wir sind einer der Spitzen des Libanon, dem Makmel, ganz nahe. Auf den Ruf des Führers erschallt im Chor ein „Salam! Salam!“ Der Gipfel des Dschebel Makmel ist erreicht. Der Anblick ist wundervoll und lohnt reichlich die Mühe, die seine Besteigung gemacht. Im Osten breiten sich schwarze Wälder aus, begränzt durch Schnee und die Kette des Antilibanon. Im Süden der Dschebel Sunnin, der höchste Riese des Libanon, geschmückt mit einem schimmernden Hermelin-Mantel von Schnee und Eis; am westlichen Horizonte das Meer, wie ein dunkleres Band des tiefblauen Himmels. Zu unseren

Füßen ein ungeheurer Gebirgskessel, an seinem Rande eingefaßt von den weißen Ringen des Schnees und umschlossen von seltsam gestalteten, chaotisch durcheinander geworfenen und übereinander gethürmten Felsen in verschiedenartigster Färbung; nordöstlich auf einer Höhe dieses Kessels im Schatten grüner Haine das liebliche Thal Eden und eine breite, vom Nahr Kodischa durchströmte Felsenschlucht; endlich rechts in der Tiefe als dunkler, einsamer Flecken der berühmte Cedernwald. Ihm wenden wir uns zu, doch brauchen wir, um über den Felsboden hinabzukommen, wobei wir unsere Pferde selbst führen müssen, eine volle Stunde. Ein eigenthümliches Gefühl bemächtigt sich unser, indem wir beim Lichte des Mondes und der Sterne in das Dunkel der Cedern eintreten. Die alten, heiligen Bäume, die Jahrtausende an sich vorübergehen sahen, deren Zeitgenossen einst die Werkleute David's und Salomo's zum Tempel fällten, stehen vor uns. Das ganze Cedernwäldchen erhebt sich auf einem steinigen Hügel und besteht in Summa aus 3—400 Stämmen, theils Resten des alten Waldes, der einst wahrscheinlich das ganze Thal erfüllte, theils Nachkommen der greisen Uralten, die in ihrer Mitte stehen. Die meisten mögen in einem Alter von einigen hundert Jahren stehen, andere mögen 400—800 Jahre zählen. Zehn sind ganz alt, unter denen sich sieben durch besondere Größe auszeichnen. Die stärksten Cedern haben einen Umfang von 45 Fuß und theilen sich 4 bis 6 Fuß über dem Boden in mehrere Stämme. Alle grünen noch immer frisch und üppig, stehen sogar in voller Blüthe, ein wahrhaft schönes Bild eines jugendlichen Greises, obwohl die alten Stämme kaum mehr aus etwas Anderem als aus bloßer Rinde bestehen, und sie gleichwohl noch manches Jahrhundert durchleben können, ehe sie der Zeit zum Opfer fallen. Die christliche Bevölkerung des Gebirges, Maroniten, versammelt sich jährlich am Tage der Verklärung Christi unter dem Schatten dieser altehrwürdig, lebendig grünenden Dome zu einer religiösen Feier. Da mag man oft jener Stämme gedenken, welche diesem Boden entwuchsen und zu David's Palaste und Salomo's Tempel verwandt wurden, ja auch derer, die man unter Esra und Nehemia zum zweiten Tempelbaue fällte, sowie des prophetischen Wortes und seiner Erfüllung: „Die Cedern sind gefallen, der feste Wald ist umgehauen. Die übrigen Bäume mögen gezählt werden und ein Knabe mag sie anschreiben (Zach. 11, 2. Jes. 10, 19)."

Nach v. Schubert, Schulz u. Russegger.

2. Das heilige Land.

Würden auch jetzt kaum noch sich Tausende schaaren zu einem Kreuzzuge in das gelobte Land, hat selbst die Zahl der frommen Pilger, die vordem Jahr aus Jahr ein nach Palästina zogen, sehr abgenommen, so hat doch das heilige Land noch immer einen hellen Klang des Friedens und der Sehnsucht, und wir finden in der Erinnerung der Meisten, welche es betraten, einen stillen feierlichen Nachhall an die Schauer, die ihre Seele durchdrangen, als sie zuerst ihren Fuß auf jenen geweihten Boden setzten, auf dem der Herr der Welt in seiner Niedrigkeit wandelte und wo jeder Ort, jedes Thal, jeder Berg, jeder Fels seinen unsterblichen Namen wiedertönt, wo auf wenigen Meilen die Erinnerungen an Jahrtausende zusammengedrängt sind, wo nicht die Wiege, wohl aber das Grab des Menschengeschlechts zu finden ist, aus dem der Ueberwinder des Todes siegend hervorging, der auch dort aller Welt sichtbar wieder erscheinen wird, um die Wahrheit zur Anschauung zu bringen, die jetzt nur dem Glauben sich bietet, sicher wie die Anschauung, doch aber nicht wie diese ohne Anfechtung.

Das heilige Land, der Schauplatz der erhabensten Begebenheiten der Weltgeschichte, ist klein; es hat seine größte Länge von Süden nach Norden von etwa 30 und seine größte Breite von Osten nach Westen von 20 Meilen, seine Oberfläche umfaßt nicht mehr als 465 Q.-Meilen. So die Begrenzung, die ihm von Josua angewiesen wurde, die es aber nur unter Salomo wirklich gehabt hat, während die dem Abraham verheißene Ausdehnung vom Strome Aegyptens bis an den Phrat nicht den Israeliten allein, sondern allen Kindern Abraham's galt, welche noch heute, wo die Israeliten längst aufgehört haben, ein Volk zu sein, diesen ganzen Landstrich bewohnen, da die Beduinen unstreitig Nachkommen von Ismael sind und selbst die Turkomanen sich dieses Stammvaters rühmen. Bekannt wie seine Grenzen vom Bach Aegyptens bis Sidon und vom großen Meer bis zum Jordan sind die Gebirge und Flüsse, die Thäler und Seen Kanaans, der Libanon, der Karmel, das Gebirge Naphthali, der Tabor, die Gebirge Ephraim und Juda; der Bach Eskol, der Bach Aegyptens, der Jordan und der Jabok, die Ebenen Jesreel, Karmel, Saron und das Jordangefilde; die Seen Merom, Genezareth und der Salzsee. Allein die fruchtbaren Gefilde jenes Landes, wo einst Milch und Honig floß, wo die Trauben Kaleb's reiften und unter David 1,300,000 streitbare Männer auszogen, dessen Bevölkerung in späterer Zeit bis über 10 Millionen anstieg und welches mit Orten so sehr besäet war, daß noch unter Hadrian nicht weniger als 985 Flecken zerstört werden konnten, liegen jetzt wüste und öde. Die Wälder sind ausgerottet, die Flüsse und Quellen versiegt, die Felder unfruchtbar, die Bevölkerung sparsam, und blicken wir uns nach seinen ehemaligen Bewohnern um, suchen wir die Kinder Israel im gelobten Lande, so finden wir sie in trauriger Vereinzelung, und furchtbar ist die Weissagung in Erfüllung gegangen: „Verflucht wirst du sein in der Stadt, verflucht auf dem Acker; der Herr wird dich von deinen Feinden schlagen lassen; durch einen Weg wirst du zu ihnen ausziehen und durch sieben Wege wirst du vor ihnen fliehen und wirst zerstreut werden unter alle Reiche auf Erden." Der unendliche Reichthum des Landes an Getreide und edlen Früchten ist verschwunden, es ist wahr geworden, was geschrieben stehet: „Deinen Himmel will ich ehern und Deinen Boden eisern machen." Die ganze alte Herrlichkeit des Landes ist dahin, und nur noch die Erinnerung ist in demselben lebendig an den Eckstein, den die Bauleute verworfen haben und der zermalmen wird den, auf den er fällt.

Wenden wir uns jedoch von diesen allgemeinen Anschauungen des Landes zur Betrachtung der einzelnen Orte und Gegenden, so werden uns noch manche anziehende Punkte entgegentreten. — Dort an der Küste des Mittelmeeres liegen Tyrus und Sidon, die mächtigsten und reichsten Handelsstädte der alten Welt, die Pflanzstätten unzähliger Töchterorte und ebenso reich als übermüthig: Sidon schon während der Dauer des jüdischen Reiches von Tyrus abhängig geworden; Tyrus von Salmanassar vergebens berannt, von Nebukadnezar durch eine dreizehnjährige Belagerung auf das Aeußerste bedrängt und endlich Alexander dem Großen erlegen.

Nächst ihnen ziehen der Libanon, der Antilibanon und das dazwischenliegende Thal El Bekir unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Libanon, dessen höchster Gipfel 10000 Fuß hoch einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist und von dem arabische Dichter singen, daß er den Winter auf seinem Haupte, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst und zu seinen Füßen den Sommer trage, ist in seinem nördlichen Theile meist von Maroniten, im Süden von Drusen bewohnt,

und vom Meere an, in welches er schroff ausläuft, bis an die Grenzen des ewigen Schnees auf das Sorgfältigste angebaut; er bietet nahe dem höchsten Rücken des Gebirges bei dem Dorfe Bschirrai den altberühmten Cedernwald, welcher 389 Bäume umfaßt, von denen die größten gegen 45 Fuß im Umfange haben und mindestens 3000 Jahre alt sind. Der östliche Ausläufer des Antilibanon ist der in der heiligen Schrift oft genannte Berg Hermon, jetzt Dschebel es Scheikh, die höchste Spitze desselben, und dieser ist mit ewigem Schnee bedeckt. Im Thale, welches der Leontes=Kesmiah durchströmt, liegen die ungeheuren Ruinen von Baalbeck=Heliopolis, unter welchen sich der Sonnentempel befindet, aus Quadersteinen erbaut, von denen einige bis 63 Fuß Höhe, 12 Fuß Breite und 12 Fuß Dicke, mithin 9062 Kubikfuß Gehalt messen. —

Von dem Libanon fließen vier Flüsse aus, gegen Norden der Orontes, welcher Homs=Emesa berührt und bei Antiochien sich gegen Westen zum mittelländischen Meere wendet. Der Leontes, der südwestlich oberhalb Tyrus in das Meer sich ergießt, nach Osten die Wasser Amana — jetzt Abassa — und Pharphari, die nach Damaskus fließen, welches schon zu Abraham's Zeiten blühend und von David der Herrschaft Ismaels unterworfen, heute noch wie in den ältesten Zeiten inmitten der Wüste wie ein Garten Gottes das Auge entzückt. Bei dem See Merom erfocht Josua über eine große Zahl kananitischer Könige einen Sieg; aus einer viel späteren Zeit aber stammt Cäsarea Philippi, früher Paneas geheißen, von Herodes dem Großen mit einem Tempel des August verunziert und von seinem Sohne Philippus den Namen tragend. Ehedem hoch und prächtig, ist es jetzt ein elendes Dorf, welches kaum 150 türkische Einwohner zählt. Ein verhältnißmäßig neuer Ort, in der Bibel nicht vorkommend, aber von den Juden heilig gehalten, ist Szaffad, wo sich unter 7000 Einwohnern über 400 Juden, zur Hälfte Polen, zur Hälfte Spanier, aufhalten.

Bekannter und heimischer sind aber dem Christen die Gegenden, in welche wir mit dem Berg der Seligkeiten, auf dem der Herr die Bergpredigt hielt, eintreten. An seinem Fuße, auf der Ebene von Genezareth, schlug Saladin am 4. Juli 1187 in der Schlacht von Hittin die Macht der Franken, nahm den König Guido von Jerusalem gefangen und gewann das Kreuz, welches der Bischof von Bethlehem trug und bald darauf Jerusalem. Hinter demselben lag am See Genezareth die Stadt Tiberias und der Flecken Kapernaum, später Nahums Dorf oder angenehmes Dorf genannt, der liebste Wohnort unseres Herrn und der Schauplatz vieler Wunder, allein auch der Gegenstand seines Weherufs; es sind jetzt nur noch wenige Ruinen davon übrig. Der See Genezareth selbst, in späterer Zeit den Namen des galiläischen Meeres tragend, ist 2 Meilen lang, $^3/_4$ Meilen breit, von schönen Bergen umgeben und von so warmem Klima, daß Datteln, Feigen, Weinstöcke und Oelbäume an seinen Ufern gedeihen. Sein Wasser ist klar, süß und trinkbar, auch ist es in seinem nördlichen Theile sehr fischreich, während im südlichen alle Fische fehlen. Es ist derselbe See, an dem Bethsaida, Chorazim, Magdala, der Geburtsort der Maria Magdalena, gelegen waren, an dem als Fischer Petrus und Andreas, Jacobus und Johannes lebten, der Schauplatz der beiden wunderbaren Fischzüge, auf dem Jesus wandelte, predigte und dem Sturm und den Wellen gebot. Derselbe See, auf dem heute auch nicht ein Fahrzeug mehr schwimmt, war aber auch der Schauplatz einer Seeschlacht zwischen den Juden und Römern unter Vespasian, und nach dem Talmud soll aus ihm der Messias sich erheben. Ebenso wie Kapernaum liegen auch Bethsaida, der

Geburtsort von Petrus, Andreas und Philippus, und Tiberias in Trümmern, das letztere von Herodes Antipas, dem Mörder des Johannes, angelegt und nach Tiberius benannt, war nach Jerusalems Zerstörung eine Zeitlang der Sitz des Sanhedrin's, später ein Besitzthum Tankred's. Es hatte noch vor Kurzem 9000 Einwohner, von denen ein Viertheil Juden sind, die es mit Szaffad, Jerusalem und Hebron zu den vier heiligen Städten zählen, in welchen zweimal jede Woche gebetet werden muß, wenn nicht die Welt in das Chaos zurücksinken soll. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben neun Zehntheile der Einwohner, und in Palästina wie in der ganzen Türkei ist an die Erhebung eines einmal verfallenen Ortes fast nie zu denken.

Nazareth, der Wohnort Joseph's und Maria's, der Ort der Verkündigung, sieben Stunden von Akka und drei Tagereisen von Jerusalem, in einer Umgebung von weißen Kreidehügeln sehr reizend gelegen, hat sich nur durch seinen Unglauben ausgezeichnet und vertrieb sogar den Heiland, der in seiner Mitte still und unbemerkt aufwuchs, aus seinen Mauern. Es hat noch heute ein Franziskanerkloster, zu welchem die von der Kaiserin Helena erbaute Kirche der Verkündigung gehört, welche nächst der Kirche des heiligen Grabes die schönste in Syrien sein soll. Unter dem Chor wird in einer Höhle die Stelle der Verkündigung gezeigt, das Haus der Maria aber, obschon im Jahre 837 vergebens gesucht, ist der Sage nach im Jahre 1291 von den Engeln nach Dalmatien und später nach Loretto getragen worden. Nazareth hat gegen 500 Häuser mit 3000 Einwohnern, von welchen zwei Drittel Türken, ein Drittel Christen und gar keine Juden sind.

Südlich vom Berge der Seligkeiten, zwei Stunden von Nazareth, liegt der Tabor, von den Türken Dschebel Tor genannt, der Berg der Verklärung. Ueber 3000 Fuß hoch überschaut er alle ihm vorliegenden Berge. Seine Seiten, deren südliche sich weit in die Ebene Jesreel erstreckt, sind mit Eichen- und Pistacienwäldern bedeckt, sein platter Gipfel, auf dem noch die Spuren von zwei Kirchen und einer Feste erkennbar sind, hat eine halbe Stunde im Umfang. Die Festung rührt von Josephus her; die eine Kirche wenigstens, den Aposteln Petrus, Jacobus und Johannes gewidmet, von der Kaiserin Helena. In einer kleinen Höhle feiern die Katholiken, wenige Minuten davon an einem Altare die Griechen noch heute das Fest der Verklärung; von seinem Gipfel hat man eine der schönsten Aussichten des ganzen Landes. Unmittelbar an seinem Fuße liegt Endor, wo Barak den Sissera schlug und Saul die Zauberin befragte, deren Höhle noch immer gezeigt wird. Nahe dabei in der Ebene Esdrelon liegt Nain, jedem Christen bekannt. St. Jean d'Acre, sonst Akka und noch früher Ptolemais geheißen, noch jetzt eine Stadt von 15000 Einwohnern, am Ausgange der Ebene Jesreel oder Esdrelon und dem Meerbusen von St. Acre gelegen, ist durch die berühmte Vertheidigung Sir Sidney Smith's, der hier Bonaparte zur Umkehr von seiner Siegeslaufbahn nöthigte und ihm das erste unbezwungene Hinderniß in den Weg warf, fast noch berühmter als durch seine früheren Schicksale. Viel genannt in der Geschichte der Makkabäer, war es später der gewöhnliche Landungsplatz der Kreuzfahrer und der letzte Ort, den dieselben im heiligen Lande behaupteten. Es ward im Jahre 1291 von dem ägyptischen Sultan Serapha mit Sturm genommen und 60000 Christen kamen dabei um's Leben. Unfern davon fließt der Fluß Belus, durch die Erfindung des Glases berühmt, wie die Ebene Esdrelon durch eine Reihe von Schlachten; denn hier schlug Gideon die Amalekiter und Midianiter, hier machten die Philister dem Königreiche Saul's ein Ende; hier führte Ahab gegen den Syrerkönig Ben Hadad

den schlagenden Beweis, daß der Gott Israel's nicht blos ein Berggott sei, und hier fand der fromme Josias in einer Schlacht mit Necho, dem Könige Aegyptens, den Tod; am Fuße des Tabor siegte Vespasian über die Juden, und noch in neuester Zeit wurden hier 25,000 Türken von 3000 Franzosen unter Bonaparte und Kleber besiegt.

Am entgegengesetzten Ende des Busens von St. Acre, am Fuße des Karmel, zur Rechten des Baches Kison, an welchem Elias die Baalspfaffen schlachtete, liegt das Städtchen Kaipha, auch Hepha und Gaba genannt, mit einer besseren Rhede, als die von Ptolemais, schmutzig und gewerblos. Von hier aus steigt man zu dem Kloster des Karmel hinauf. Dieser selbst, weniger kahl als die Berge von Judäa, erregt durch seine Klüfte, Höhlen, — deren sich an einem Orte 400 mit ausgehauenen Schlafstätten und Fenstern neben einander befinden, — ein Gefühl, in dem sich Bewunderung mit Furcht mischen. — Sein Ernst erinnert an den Sinai. Das erst im Jahre 1833 durch die unablässigen Bemühungen des Paters Matteo im besten Style neuerrichtete Eliaskloster bietet dem fremden Wanderer, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, den freundlichsten Aufenthalt. In mäßiger Höhe frei gelegen und dem kühlen Luftstrome des Hochgebirgs vom Libanon offen, abwechselnd dem frischen Seewind ausgesetzt, erfrischt das reiche Grün geschmackvoller Anlagen, verbunden mit einem Ueberfluß frischen Wassers, das Leben so wunderbar, daß man fast nie von Unpäßlichkeiten der Bewohner des Karmel hört.

In gerader Richtung nach Osten, begrenzt vom Gebirge Gilead, wo Jacob mit Laban einen Bund machte, bietet sich zunächst dem Auge des Beschauers der Jordan dar, wo er aus dem See Genezareth tritt und bis zu dem Einfluß in das todte Meer das Ghor bildet; mehr im Vordergrunde links liegt der See der Gadarener, und wenig rechts sind es die Ruinen von Samaria, der alten Nebenbuhlerin Jerusalems, welche unsere Blicke auf sich ziehen. — Unmittelbar über Sichem, wo Joseph's Grab ist, liegen die beiden denkwürdigen Berge Ebal und Garizim, jener nach Norden kalt und steil, dieser im Süden grün und fruchtbar, von welchen einst das ganze Israel sich selbst den Segen und den Fluch sprach, jenen für treues Beharren im Bunde mit dem allmächtigen Gott, diesen für den Bruch des Gesetzes, der seine letzte entsetzlichste Höhe im Tode des Sohnes fand, der herniederkam, die Frucht von seines Vaters Weinberg zu suchen. Die Levitenstadt Jockneam, in deren Nähe sich der Nahr el Audscha — Fluß des Petrus — in das Meer ergießt; das einst glänzende und jetzt in Ruinen liegende Cäsarea, wo sich der letzte jüdische Krieg entspann, Lydda, wo Petrus den Aeneas heilte, liegen dicht bei einander, und von da aufwärts gelangen wir nach Rama, Samuel's Geburtsort, und zu dessen Grabe. Nahe dabei liegt Emmaus, sechzig Feldwegs von Jerusalem, östlicher Bir, das alte Michmas, die Stätte Bethel, wo Jacob den Himmel offen sah und einen Altar errichtete, Gilgal, der erste Lagerplatz der Juden in Kanaan, das Gebirge Ephraim, zu dem Gilboa gehört, auf dem Saul in sein Schwert fiel. Zwischen Gilgal und Jericho ist die Stelle des Jordan, wo Johannes taufte, und Jericho, die Stätte des ersten Sieges der Kinder Israel, in dessen Nähe der Berg der Versuchung, die Stätte des größten Sieges, bedeutsam sich erhebt.

Unsere Wanderung führt uns weiter in die Stadt der Verheißung, von welcher der königliche Dichter singt: „Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, da die Stämme hinaufgehen sollen, zu predigen dem Volke Israel und zu danken dem Herrn;“ und wenn sich daran die Drohung knüpft: „Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein

auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde," die in ihrer furchtbaren buchstäblichen Wahrheit sich bereits erfüllt hat, so steht doch eben so fest die Verheißung: „Jerusalem wird bewohnt werden ohne Mauern von großer Menge der Menschen und des Viehes, so darinnen sein wird, und ich will, spricht der Herr, eine feurige Mauer umher sein und ich will darinnen sein und will mich herrlich darinnen zeigen."

Wohl hat keine Stadt der Welt, selbst Rom nicht ausgenommen, im Laufe der Zeit solche Veränderungen erlitten als Jerusalem; nicht blos Häuser, Paläste und Tempel sind von Grund aus zerstört und wieder aufgebaut und abermals zerstört; es sind auch Hügel abgetragen, Thäler ausgefüllt, die Grenzen der Stadt verändert worden und der größte Theil der in der heiligen Geschichte wie in Josephus Alterthümern erwähnten Gegenstände sind so völlig verschwunden, daß sie weder Spur noch Namen hinterlassen haben, ja daß selbst die Grundbauten ausgerissen sind und, wie Richardson sagt, man eben so sehr über die Kraft der Erbauer, wie über die ausdauernde Wuth der Zerstörer sich wundern muß. So viel auch in Jerusalem den Reisenden Wahres und Erlogenes gezeigt wird, gewiß ist nur, was die Natur selbst darbietet, denn ihre Züge bleiben, auch wenn die Werke der Kunst verschwinden.

Jerusalem liegt zwölf Meilen vom mittelländischen Meere und acht Meilen vom Jordan, fest gegründet auf den heiligen Bergen und doch von höheren Bergen so dicht umgeben, daß die Reisenden, die von Jaffa heraufsteigen, es erst zehn Minuten vor dem Eintritt zu sehen bekommen. Jene Berge waren im Osten der Tempelberg Morija, im Süden der Berg Zion, im Südosten der Akra, im Nordosten der Bezetha, der Berg Zion durch das jetzt fast verschwundene Tyropäon vom Morija und Akra getrennt. Die Mauer, 40 Fuß hoch, 3 Fuß breit, mit 120 Fuß hohen Thürmen, welche gegenwärtig die Stadt umgiebt, ist erst 1534 vom Sultan Soliman erbaut worden; sie hat sieben Thore, nach Westen das Jaffathor, nach Norden die Thore von Damaskus und Ephraim, das Stephans- oder Schafthor, durch welches Christus höchst wahrscheinlich seinen Leidensweg nach Golgatha antrat; ein zweites, das goldene, durch welches Christus am Palmsonntage eingezogen sein soll, ist zugemauert; nach Süden das Mistthor, wo sich noch einige Mauerbruchstücke aus ungeheuren einfach auf einander gelegten Quadern finden, und auf der Höhe des Zion das Davidsthor. Der heutige Umfang der Stadt, welche zu Josephus Zeiten 33 Stadien, nahe an eine deutsche Meile hatte, beträgt jetzt nur noch 4630 Schritte, wenig über eine halbe Meile. Von den merkwürdigen Orten der Stadt sind besonders hervorzuheben: die im Jahre 637 von Omar auf der Stelle des Salomonischen Tempels erbaute Moschee, der Palast des Pascha, auch Pilatus' Haus genannt, die Kirche des heiligen Grabes, von welcher inzwischen nicht völlig gewiß ist, daß sie wirklich auf dessen Stelle erbaut worden; der Thurm David's — wahrscheinlich der Thurm Hippikus des Herodes, — der Calvarienberg und das Jaffa- oder Bethlehemthor. Der Calvarienberg, dessen Entfernung vom Stephansthore etwa 1200 Schritte beträgt und von dem das heilige Grab etwa 40 Schritte entfernt liegt, ist jetzt mit einer Kirche überbaut, die nach Abend an die Kirche des heiligen Grabes stößt, die wieder nach Morgen mit der Kirche der Kreuzauffindung in Verbindung steht. Nach der Legende stand das Kreuz Christi auf Adam's Grabe, dessen Schädel man unter demselben gefunden haben will. Eine Beschreibung dieser Kirche würde uns zu weit führen und wir haben nur noch zu erwähnen, daß Jerusalem, welches jetzt etwa 20000 Einwohner und unter diesen

a ein Viertheil Christen, Juden und Muhamedaner dagegen ziemlich gleich hat, zu Zeiten weit über eine Million Einwohner hatte, wie denn bei Zerstörung durch Titus nicht weniger als 1,100,000 umgekommen sind 37,000 gefangen wurden. Diese Zerstörung im Jahre 71 war die ite; es wurde dabei mit Ausnahme dreier Thürme, des Hippikus, der noch ute steht, des Phasaelus und Marianne, die zum Andenken der besiegten hwierigkeiten erhalten werden sollten, vollständig dem Boden gleichgemacht.

Aus den Umgebungen Jerusalems beachten wir Bethanien, den Wohnsitz Lazarus, der Martha und der Maria, einen Lieblingsaufenthalt des Herrn; thphage, über welches derselbe bei seinem feierlichen Einzuge kam; den lberg mit der Höhe der Himmelfahrt, den Garten von Gethsemane; das senthal des Kidron, der nur im Sommer Wasser hat; das griechische oster St. Saba mit seinen 11000 Felsenzellen, 3 Stunden vom todten Meere in einer öden Gegend gelegen; das Thal Josaphat; das Thal des Sohnes Hinnom, der Schauplatz des Molochdienstes; die Quelle Siloah, die wahrscheinlich nur ein Abfluß des Brunnens Gihon ist, welcher von Hiskia unter der Stadt weggeleitet, derselben einen so großen Wasserüberfluß sicherte, daß ungeachtet der furchtbaren Hungersnoth, die mehrmals in Jerusalem gewüthet hat, doch niemals über Wassermangel geklagt worden ist, während die Umgegend in höchst bemerkbarer Weise an diesem unentbehrlichsten Bedürfniß Mangel leidet.

Weiter entfernt in dem reizenden Gefilde von Saron liegt Ramla oder Arimathia, Josephs, des treuen Freundes von Christus, Geburtsstadt, und Jaffa, sonst Joppe, wo Petrus die Tabea vom Tode erweckte; noch weiter nach Süden zu liegt Bethlehem, von welcher der Prophet sagt: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist,“ und wo die Kirche über der Geburtsstätte des Herrn noch heute das Andenken an die Erfüllung dieser Prophezeihung enthält. Die Wüste des St. Johannes, mit einem Kloster, und die Wüste Engeddy, eine Reihe von Jahren der Zufluchtsort David's mit der Höhle Adullam, wo er über seinen verfolgenden Todfeind den schönsten Sieg seines Lebens errang, erstrecken sich längs des todten Meeres, welches von den Arabern Lot's Meer genannt, und eben so sehr ein unvergängliches Denkmal der strafenden Hand Gottes, wie eins der größten Naturwunder ist, elf Meilen lang, drei Meilen breit, von kahlen, hohen, steilen Felsen umgeben, die sich nur nach Norden hin gegen das Ghor und südlich gegen das Salzthal öffnen. Sein Wasser ist salzig wie gradirte Soole, zugleich bitter und ekelhaft und dennoch klar; es ist so gesättigt, daß es keinen Körper untersinken läßt. Es liegt nach den genauen Messungen 598 Fuß tiefer als das Mittelmeer, und da auch der See Genezareth, mit dem es durch den Jordan in Verbindung steht, 535 Fuß tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres liegt, so erklärt sich daraus das tropische Klima des Gefildes Jericho, welches heißer ist als in irgend einem Theile Syriens, wie denn auch Palmen nur um Jericho und tiefer bei Zoar wachsen. Noch ist seine Tiefe unerforscht und ebenso unerwiesen, daß man Städtetrümmer auf seinem Grunde entdeckt haben will.

An der Südspitze des Sees lag Zoar, jetzt ein unbedeutender Ort, in dessen Nähe, der Versicherung der Araber gemäß, noch jetzt Ueberreste von Loth's in eine Salzsäule verwandelten Frau zu sehen wären. Hochgelegen wie Jerusalem liegt Hebron, älter als Memphis, die alte Königsstadt Juda's, und in ihm die Gräber der Patriarchen Abraham's und der Sarah, Isaak's und

der Rebekka, Jacob's und der Lea. Noch sind Ueberbleibsel des Haines Mamre vorhanden und er nährt mit seinem Holze berühmte Glasfabriken. Hier herrschte David als König von Juda und wurde hier zum König von Israel gesalbt; hier begann aber auch Absolom seine Empörung. Es gehört zu den heiligen Städten der Juden und hat noch jetzt 400 Häuser und 5000 Bewohner. Wenige Meilen davon läuft die Südgrenze von Judäa und die Nordgrenze von Edom. Nahe derselben Grenze lag Ziglag, einst dem vertriebenen David von dem König der Philister zu Gath geschenkt, derselbe Ort, wo ihn die Nachricht von Saul's Tode erreichte. Ebenfalls in früherer Zeit den Philisterstädten angehörig, dann von Juda erobert und später wieder verloren, war Gaza der Schauplatz von Simson's Heldenthaten, denn von hier aus trug er die Stadtthore bis auf einen eine halbe Stunde entfernten Berg und hier zerbrach er, ein geblendeter Gefangener, den Dagonstempel, sich und seine Peiniger im gemeinsamen Falle begrabend.

Der Bach Eskol durchfließt das Traubenthal, bis zu dem die Kundschafter der Juden vordrangen und von wo sie die Nachricht von den riesigen Trauben, aber auch von den riesigen Menschen zu den Kindern Israel zurückbrachten, die ihnen zum Falle wurde und dem gläubigen Kaleb das schöne Hebron, dem unerschrockenen Josua den Oberbefehl des Heeres eintrug.

Der letzte Ort, dessen wir Erwähnung zu thun haben, ist Askalon, früh schon von Juda, später von Jonathan dem Makkabäer erobert. Von Herodes erweitert und verschönert, hat es sich von jeher durch seine Feindschaft gegen das Christenthum ausgezeichnet; es hat dieselbe noch gegen die Kreuzfahrer bewiesen, welche sie erst unter Balduin III. im Jahre 1153 eroberten, dann wieder verloren und im Jahre 1192, nachdem sie das Jahr vorher in die Hände von Richard Löwenherz gefallen war, freiwillig zerstörten. Mauern von ungewöhnlicher Stärke, die zahlreiche Ruinen von Tempeln, Theatern und Klöstern umgeben, zeugen von ihrer ehemaligen Größe; sie ist völlig unbewohnt.

Wie flüchtig aber auch unser Zug durch diese geheiligten Stätten war, wem könnte es entgehen, wie dieses Land vor allen anderen gesegnet, auch vor allen anderen unter den Folgen des göttlichen Fluches seufzt! Dasselbe Land, welches einst bis 15000 Menschen auf der Quadratmeile ernährte, so reichlich ernährte, daß jedes sechste Jahr den Bedarf von zwei Jahren trug, steht jetzt verödet. Einst ein Land, von dem der Herr sagt: „Ein gut Land, ein Land, da Brunnen und Seen inne sind, die an den Bergen und in den Auen fließen, ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstock, Feigenbäume und Granatäpfel inne sind; ein Land, da Oelbäume und Honig wächst; ein Land, da du Brot genug zu essen hast, da auch nichts mangelt, ein Land, dessen Steine Eisen sind; da du Erz aus den Bergen hauest," und jetzt ein Land ohne Quellen, ohne Getreide, ohne Menschen.

Schon Moses droht: „Die Fremden, die aus fernen Landen kommen, so sie die Plagen dieses Landes sehen, daß der Herr alles ihr Land mit Schwefel und Salz verbrannt hat, daß es nicht besäet werden mag, noch wächset, noch kein Kraut darin aufgehet, so werden alle Völker sagen, warum hat der Herr diesem Lande also gethan? was ist das für ein großer grimmiger Zorn? So wird man sagen, darum, daß sie den Bund des Herrn, ihrer Väter Gott, verlassen haben;" und so ist es geschehen und buchstäblich erfüllt; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

3. Jerusalem und seine heiligen Orte.

Der Gipfel eines steilen kahlen Hügels war erreicht, plötzlich stellte sich meinen gierigen Augen eine Mauerlinie mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets emporragten. Es war eine Stadt, obwohl größtentheils verborgen hinter den Abhängen des Berges: es war Jerusalem! Ich durfte nicht fragen, ich fühlte es!

Diese weißen Mauern, diese stillen Häuser, diese einsamen Straßen, diese ernsten Kirchen, diese glänzenden Kuppeln, dies schweigende Gemäuer, diese steinernen Zacken, diese marmornen Säulen, diese schlanken Minarets, diese heiligen Thore, diese stummen Paläste, dies massenhafte Grabmal Jerusalem, mit all' seinem überhängenden Moos, mit seinem wuchernden Kraut, mit seinen zahllosen Hügeln, mit seiner glühenden Sonne, mit seinen dürstenden Felsen, mit seinen dunkeln Thälern, mit seinem düstern Gestein, auf dem eine gewaltige Geschichte von Jahrtausenden ruht — das Alles hatte längst daheim im Vaterhause schon in der stillen Seele mir geruht; jetzt aber, da ich diese längst in mir getragenen Bilder leibhaftig vor mir sah, jetzt, da ich alle Vorstellungen einer kindlich-frommen Jugend wie von Zauberhand auf einmal vor mir ausgebreitet erblickte, gemahnte mich's, als wäre ich plötzlich von dem Arme des Herrn in das Land der Erfüllung entrückt.

Die Abendsonne warf ihre goldenen Feuer auf den Schauplatz; ich athmete kaum und trank den heiligen Anblick. Wer den Orient nicht mit eigenem Auge gesehen, kann unmöglich in der ahnenden Seele sich ein Bild von jener Feierstille machen, die dort in das Herz des Menschen niedersinkt. Die Sonne tauchte tiefer hinab und schon warfen die Schatten des Abends sich über die Hügel der Stadt. Und unwillkürlich legte sich mir auf die linke, in welcher ich nachlässig den Zügel meines Saumthieres hielt, um sich zum stillen Gebet zu falten, dieselbe rechte Hand, welche ein paar Tage darauf, als ein Araber Wasser aus dem Jordan zu schöpfen mir verwehren wollte, sich ausstreckte zu raschem Blutvergießen. Auch schäme ich mich nicht, es zu gestehen — als ich den letzten Blick auf die Stadt warf, um mich nun von dem Schauspiele loszureißen und in die Thore einzuziehen, sank mir eine leise Thräne in's Auge, und ich dachte an die Lieben im Vaterlande, und mich abwendend gab ich dem Pferde zu raschem Lauf die Sporen, damit nicht von fremden Gedanken mir überfüllt würde die des Heiligen volle Seele.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was sie sehen sollte. Nur ein paar Schritte noch — und wir treten in die Grabeskirche. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als sein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er dem Heiligsten nahte. Zu Christi Zeit lag diese Stätte außerhalb der Stadtmauern; doch haben sich dieselben seitdem erweitert und umschließen nun den heiligen Ort. Kaiser Hadrian hatte auf der Stätte der Kreuzigung einen heidnischen Tempel aufführen lassen, um den Wallfahrten der verhaßten Christen ein Ende zu machen, allein eben dadurch ward sie im bleibenden Gedächtniß der Menschheit erhalten und ohne Schwierigkeit konnte die kaiserliche Pilgerin Helena sie wiederfinden. Ja am Fuße des Berges fand man unter dem hinweggeräumten Schutte die Grotte des heiligen Grabes, ganz wie die Sage der früheren Menschenalter sie beschrieben. Bald erhoben sich auf der ganzen Stätte christliche Kapellen, und obwohl dieselben durch Feuer und alle jene kriegerischen Ereignisse, welche

über Jerusalem hereingebrochen sind, oftmals zerstört wurden, so verband man die einzelnen heiligen Orte des Grabes, der Kreuzigung und der Kreuzauffindung unter einem Gebäude bereits 1048, und als dasselbe 1808 vom Feuer zum größten Theile verwüstet ward, so ward es schon im folgenden Jahre, meist durch Rußland, wiederhergestellt. Die verschiedensten christlichen Parteien haben sich in die Räume des hehren Heiligthums getheilt; doch ist dasselbe leider nur zu oft eine Stätte des ärgerlichsten Streites, da jede Partei Ansprüche auf der anderen Eigenthum erhebt, so daß nicht selten die türkische Besatzung die Streitenden mit Gewalt auseinander treiben muß. Diesen Schiedsrichtern begegnen wir auch gleich am Eingange, wie sie in einer großen Mauernische auf Teppichen und Polstern kauernd aus langen Pfeifen Tabak rauchen und Kaffee schlürfen. Ein großartiger Rundbau mit zwei Stockwerken von Bogengängen, welche Gebetsplätze für verschiedene Confessionen enthalten, erhebt sich nun. Im Mittelpunkte dieses Gebäudes, gerade unter der hohen Kuppel, steht eine zweite kleinere Kirche, das Vorbild der größeren, die Kapelle des heiligen Grabes mit der engen Grabeshöhle. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesmysterium herausgetreten und stand auf der Terrasse der Kirche.

Da lag sie vor mir, die Stadt der heiligen Vorzeit, wie die Wittwe in ihrer Trauer. Denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Oelbäume, die Grabmäler mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugsam an die Last von Begebnissen und Verlusten, die sie schon in Zeiten, wohin kaum das Denken der Geschichte reicht, getragen; und der Fremdling vermeint darum, es sollte stille sein in ihrer Mitte und die Menschen auf ihren Gassen sollten mit verhüllten Häuptern wandeln. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel irdischen Treibens nicht verschont, und wo man nur stumme Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel.

„Sehen Sie," sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist die via dolorosa." Und auch auf dem Schmerzenswege dasselbe Getreibe. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch' geweihte Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut, wie viel tausend Herzen seit Konstantin's und Helena's Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind von diesem Anblick getröstet wieder von dannen gezogen! Was willst du klagen, kleine Seele? Was ist doch all' dein Leid gegen den Jammer, der auf dieser Bahn der Schmerzen und Erniedrigungen von dem Edelsten Aller freiwillig ist getragen worden! Da wollte mich der Gedanke eben in die Heimath führen, als mein Begleiter mich aus meinen Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem." — Bethlehem, die kleinste unter den Städten in Juda! sie liegt so gottgeliebt und friedlich auf dem Berge und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich keines Ortes entsinne, der mit solcher Anmuth solche Majestät verbände.

Dort zur Linken dehnt sich das Thal der Hirten; eng und still liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen seinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerschaaren des Himmels zuerst den Aermsten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin erbauten Kirche an, welche über der

heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist. Nahe bei Bethlehem liegt der Frankenberg. Als die Uebermacht der Sarazenen den Christen die heiligen Stätten wieder entriß, schaarten sich hier die Helden des frommen Abendlandes und verspritzten in der Tapferkeit ihres felsenfesten Glaubens den letzten Blutstropfen.

„Welchen Namens ist dort die Burg, welche nur einige hundert Schritt von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?“ fragte ich den Begleiter. „Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimathlich an die Bauart in dem Welttheil, in welchem mein Vaterland sich findet.“ — „Das ist die Davidsburg auf Zion,“ antwortete eintönig der Führer, nur bestätigend, was ich selbst zuvor gedacht. — Also hier hat der Mann gehaust, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! Von Zion aus konnte der König Jerusalem beschauen, seine Stadt; der Dichter ungestört des Flusses strömende Welle und das stille grünende Thal, die Terebinthen- und Olivenbäume betrachten, wie sie die Häupter der Hügel schmücken; der Prophet von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauschen und in ihren stillen Räumen den Geheimnissen der göttlichen Weisheit nachforschen. „Dort außerhalb der Stadt,“ unterbrach mich wieder der Führer, „sehen Sie das Haus, wo Christus das Abendmahl stiftete.“ Dort nahm er Abschied, bangen Abschied von seinen Jüngern, vom Leben.

Gegen Südost weitet sich die Aussicht. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Thal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des todten Meeres.

Es giebt wohl keinen Anblick, der die Seele mit so trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Thal Josaphat. Eine enge Schlucht zwischen zwei Höhen, deren eine der Oelberg ist, deren andere die Stadt Jerusalem trägt. Mitten hindurch schleicht der fast wasserlose Kidron; des Thales einziger Schmuck sind die Grabmäler, die in seinem Schooße liegen. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe; Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberg und Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber. Kein Wunder, daß drei Religionen in den Wirkungen zusammenstimmen, welche die Schrecknisse dieses Thales auf den Wanderer üben; Juden und Muhamedaner verlegen hierher das Gericht, welches am Ende der Tage der Menschheit harret.

Rechts von der Kidronbrücke befinden sich die Gräber Absalom's, Josaphat's und Sacharja's. Betende liegen in ihrer Nähe hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt noch das Grausige dieser Stätte. Der Zorn der Türken hat diese Steine vor das Grabmal Absalom's geworfen. Indem das hinabrollende Felsstück durch das Thal hallt, sprechen sie einen Fluch aus wider den gottlosen Sohn und wider Jeden, der seinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher sittlicher Ernst liegt in diesem Gebrauche, und er mahnt den denkenden fühlenden Menschen auf's Lebhafteste an den Ernst Gottes, der mit dem Arme seiner Stärke die böse That rächt. Unfern von Sacharja's Grabe befindet sich eine Grotte, in welche sich Jacobus mit einigen anderen Jüngern bei der Gefangennehmung Jesu geflüchtet haben soll.

Keinen Tag vermöchte ich zu weilen in diesem Thale; ich rette mich hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah. Der Teich Bethesda erinnert an die heilende Kraft der Natur. Am Ende des Thales liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieseln dieses Quells gehorcht; wenn sie Trost suchen wollten in der Bekümmerniß, setzten sich die Edeln in seine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend

Jerusalems kann der Wanderer mit einem Trunke Wassers sich erfrischen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühseligkeit der Reise: nur hier am Quell Siloah ist ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu kühlen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. — Auf Morija, dem Tempelberge, auf derselben Stätte, wo einst der alte jüdische Tempel gestanden, steht mit hoch emporgewölbter, glänzender Kuppel die Moschee Omar, nächst der Moschee in Mekka der Muhamedaner größtes Heiligthum. Denn hier soll der Ort sein, wo Muhamed gen Himmel fuhr. Bei Todesstrafe ist der Zutritt jedem andern Menschen als dem Bekenner des Islam versagt. So heilig halten die Moslem ihre Monumente; zu dem Allerheiligsten der Christen aber führen die Verehrer des Propheten den Schlüssel.

Durch den Kessel des todten Meeres ist die Aussicht gegen Südost begrenzt. Ich schweige von all' dem Schauerlichen, was man vom todten Meere sich erzählt, es ist wie besonders geschaffen für diese Gegend des düstern Schweigens und der Trauer. Von der Terrasse auf der Grabeskirche erscheint es bisweilen wie ein spiegelglatter See, und dann ruht das Auge gern aus von der großartigen Oede der Gegend auf seiner fernschimmernden Fläche.

„Dort im Osten," sagte der Führer jetzt zu mir, „sehen Sie Bethanien und den Oelberg." Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, das weit und breit der Reisende findet. Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha, in ihrem Kreise hat Jesus geruht von der heiligen Arbeit; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimathlose eine Heimath, der von seinem Volke einem Missethäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien ist recht ein Ort der stillen Liebe. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anschaut aus der Ferne, Wohnung darin haben möchte. — Mit Bethanien übersieht dein Blick den Oelberg. Den Oelberg! — jede Spanne des Berges eine Geschichte. Nahe liegt Gethsemane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüste wie ein Berg des Zorns, so ist der Oelberg mit seinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuschauen. Auch in dem Oelgarten haben die Türken einen Beweis ihres tiefen Sinnes gegeben. Wie ihre Hand vor Absolom's Grab die fluchbeladenen Steine thürmt, so haben sie auch die Stätte im Oelgarten, wo Judas den Herrn verrieth, mit Felsblöcken umgeben, damit das schmähliche Gedächtniß des Verräthers nimmer erlösche.

Immer noch stand ich auf der Terrasse, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter sind, und mein Auge war im Schauen fast wie eingewurzelt. Jahrtausende sind über dich hingegangen, Jerusalem, und heute noch, wie das Grab eines Gottes, stehen deine Zinnen. Drei Religionen säugtest du als treue Mutter an deinem Busen, und jeder Stein deiner Mauern ist ein Zeuge großer Thaten. Zwar ist deine äußere Macht gebrochen und du sitzest nicht mehr im Rathe der Völker; aber groß und gewaltig bist du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße birgst, und der kleinste Raum deines Bodens mit seinen Begebnissen wiegt die Geschichte manches Landes auf; und heilig wirst du den Völkern bleiben, auch wenn eine dritte, noch fürchterlichere Zerstörung dich treffen und abermals kein Stein auf dem andern bleiben sollte, wie in jenen Tagen wo der Würgengel deine Mauer umkreiste und sein Wehe über dich rief, wo die Thränen Jesu um dich zu Blut- und

Feuerströmen wurden, die der siegende Römer mit den Ruinen deines Tempels und den Leichnamen deiner Kinder dämpfte.

Nach Hackländer.

4. Damaskus.

Eine der reizendsten Städte des Morgenlandes, berühmt und gefeiert in den Gesängen seiner Dichter, wie in den Beschreibungen aller Reisenden, ist Damaskus am östlichen Abhange des Antilibanon gelegen. Von welcher Gegend man ihr auch nahen mag, gleich herrlich prangt sie in ihrer Schönheit, umgeben von den reizendsten Gärten der Welt und gelegen in einem Thale, von welchem der Prophet Muhamed, als er mit seinen Anhängern Damaskus sich näherte und vom Dschebel Salahie herab sein Blick auf die Stadt und ihre Umgegend fiel, ergriffen von der Schönheit der Landschaft ausrief: „Ich will nur in einem, in dem himmlischen, nicht auch in dem irdischen Paradiese wohnen." Und mit diesen Worten trat er seinen Rückzug an. Wir betreten die Stadt auf der Karavanenstraße von Mekka, einer der größten des Orients, deren Breite selbst im Thale noch 150 Schritt beträgt. Gelangt man auf ihr auf die letzten Hügel, welche sich vor Damaskus erheben, dann öffnet sich eine Scene, mit welcher kaum etwas auf der Welt verglichen werden kann. Eine weite grüne Ebene rollt sich auf, vom Zauber des Frühlings übergossen und bekränzt von der majestätischen Kette des Antilibanon, dessen Gipfel alle in Schnee getaucht und eine lange Reihe schimmernder Zacken bietend, vom Riesengebirge Scheikh oder Hermon überragt werden. So lagern sie sich ringsherum, die reizendsten Höhen in den wohlgefälligsten Formen, bald wie Domkuppeln, bald in Gestalt scharfer Bergspitzen, so daß es wohl selten ein Thal der Erde geben mag, zu dessen Einfassung und Umgebung sich großartigere und lieblichere Bergbildungen vereinigten. Während das Auge hier mit Bewunderung und Entzücken ruht, breitet sich auf der anderen Seite morgenwärts die unbekannte und endlose syrische Wüste aus, an deren Grenzen das Eden von Damaskus gleich einem smaragdenen Eilande liegt. Die erste Hälfte des Thales, das wir betraten, war ganz grün, wie ein glatter Sammetteppich, auf der zweiten beginnen unabsehbare Obstwälder, welche die ganze Breite einnehmen und vor deren duftenden Reihen noch ein uralter Olivenhain grünt. Aus diesem mit den schönsten Farben durchmischten Grün, aus schillernden Blättern und Blüthen, ragt **Damaskus** hervor, von den Orientalen Scham, d. h. die Anmuthige genannt. Rings um die Stadt und hinter den Olivenwäldern ziehen sich die orangeduftenden Gärten, während auf den Anhöhen die unzähligen, wie weißer Marmor prangenden Landhäuser sich erheben, in welche der Reiche sich vor der Hitze des Sommers zurückzieht, um Gesundheit und reizende Aussicht zu genießen.

In wahrhaft feierlicher Stimmung, nach einer zehntägigen Reise auf schwarzfelsigen düsteren Pfaden näherten wir uns dem schönen Ziele unserer Reise. Unser Weg führte uns durch ein mitten in einem Olivenwalde gelegenes Dörfchen, dann über einen Begräbnißplatz und gleich darauf an ein an sich unbedeutendes Thor in eine sehr breite Straße, welche 3/4 Stunden lang die ganze Stadt durchzieht und hierdurch sich von den gewöhnlichen Straßen morgenländischer Städte wesentlich unterscheidet. Mächtige, hohe, dicke Mauern, auf denen sich eine Menge Thürme erheben, umgeben die Stadt. Alle übrigen Gassen sind meist sehr enge, und obwohl sich auf beiden Seiten erhöhete Trottoirs für Fußgänger finden, so kann man doch nur mit Mühe einem beladenen Kameele ausweichen. Die hölzernen Häuser ruhen auf steinernem

Grunde, ihre Fachwerke sind mit auswärts geglätteten Lehmsteinen gefüllt. Nach echt morgenländischer Weise ist das eine Haus niedrig, das andere hoch, das eine so, das andere so geformt. Hier Hallen und Vorsprünge, dort Balcone und spitze Giebel, hier Fenster, dort keine, hier Erker, dort Thürmchen. Dazwischen liegt eine schöne Moschee, dann die Ruine eines ehemals herrlichen Gebäudes, zur Seite eine hohe Cypresse, dann wieder ein Haus mosaikartig aus farbigen Steinen zusammengesetzt. Ueberall Brunnen und Fontainen, überall Turteltauben und Raubvögel, unbesorgt hin und her fliegend. Von den Gassen aus erblickt man häufig weiter nichts als die bloßen fensterlosen Wände der Häuser, gleichwohl ist das Innere derselben mit den nach dem geschlossenen Hof zu gelegenen Wohnzimmern und Terrassen bei den Wohlhabenden immer sehr freundlich und behaglich eingerichtet. In diesen Hof, den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes, führen gewöhnlich niedrige Thüren durch einen dunkeln Gang, so daß jedes einzelne Haus ein in sich abgeschlossenes Ganzes, ein stilles Reich des Friedens bildet, in welches sich die Bewohner zur Zeit eines Tumultes wie in eine wohlgesicherte Burg zurückziehen. Wir statteten dem einflußreichen englischen Consul unseren Besuch ab, wobei wir zugleich die Einrichtung des Hauses und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner kennen zu lernen hofften. Der ganze Hofraum dieser Wohnung war mit braunem und weißem Marmor bedeckt, ein großes, vom schönsten Blumenflor umgebenes Marmorbassin, in welche sich von zwei Seiten her krystallhelles Wasser ergoß, befand sich in seiner Mitte, während an zwei Ecken bunte Marmorbrunnen angebracht waren. Reizende Sitzplätze wurden von den Laubgewinden ungeheurer Weinstöcke beschattet und auf dem Boden standen in hübschgefaßten Vierecken Citronen-, Orangen-, Granaten- und Feigenbäume, dazwischen Blumen aller Art, unter ihnen der prachtvolle, roth und weiß geflammte syrische Hibisch und die große höchst wohlriechende Damascenerrose. Rings um den ganzen Hofraum laufen in zwei Stockwerken Zimmer, deren äußere Wand bunt gemalt ist. In die oberen Stockwerke führt eine breite Doppeltreppe, von Jasmin und anderen hinaufziehenden Gesträuchen umrankt. Ihr gegenüber befindet sich oben in der Mitte eine hohe Halle, welche zum Hauptzimmer leitet. Dies ist ein schöngemalter, mit der herrlichsten Marmormosaikarbeit gezierter Saal von der Größe und Höhe einer mittleren Landkirche. Die Fenster glühen in bunten Farben und am Eingange steht ein Marmorbrunnen mit vier Röhren und übersprudelndem Wasser. Bei unserem Eintritt fanden wir mehrere reiche Jüdinnen als Besuch. Ihre Tracht war eigenthümlich; ein mit Gold, Perlen und Edelstein reich besetzter Turban schmückte das Haupt, die Arme schwere goldne Ketten, den Hals Ketten von Gold und feinen Perlen. An den vielen langen Bändern, welche die Verheiratheten statt der Zöpfe herabhängen lassen, hingen Hunderte von Goldstücken, die Kleider waren theils bunt, theils weiß und mit Blumen gestickt; die Schuhe sämmtlich gelb, die Nägel bei Allen mit Henna roth und die Augenbrauen mit Kohle schwarz gefärbt. Als sie sich entfernten, hüllten sie sich in ihre großen, weißen, den ganzen Leib bedeckenden Umschlagetücher, und so zogen sie gegen Abend gleich Gespenstern heim. Eine dieser Jüdinnen war die Frau eines Millionärs und wir nahmen späterhin Gelegenheit, in das Haus desselben einzutreten. Auch hier gingen wir durch eine kleine Pforte und einen dunkeln Gang über Schutt und Steine, dann aber überraschte uns die blühende Herrlichkeit des Hofraumes. Hier fanden wir die schön angekleidete Tochter des Hauses, ein junges Mädchen von feinen Gesichtszügen, welches uns, auf hohen hölzernen Stelzschuhen einherschreitend, in

den mit prachtvollen Divans besetzten, mit brennenden Farben bemalten und reich vergoldeten Salon geleitete. In ihm empfing uns die Frau des Hauses, diesmal einfach, aber in werthvollen seidenen Stoff gekleidet. Sie trug weite gestreifte Beinkleider, und ihre in langen Flechten über die Schultern herniederhängenden schwarzen Haare schmückten am Ende Goldketten und Edelsteine. Man reichte uns Kaffee und die im Morgenlande unerläßliche lange Tabakspfeife, den Tschibuk, während sie selbst aus einem krystallenen Marghile rauchte, dessen Aufsatz von Silber und dessen langes gewundenes Rohr von Seide, Gold- und Silberfäden kunstvoll umsponnen und zur Abkühlung des Rauches durch ein mit Wasser gefülltes Gefäß geleitet ward. Aehnlich den Häusern der Juden und Christen sind auch die der Muhamedaner, nur zum Theil noch prachtvoller, eingerichtet, da erstere sich scheuen müssen, ihren Reichthum den Augen der sie hassenden und verachtenden Türken offen darzulegen.

Ebenso merkwürdig wie die Einrichtung der Häuser sind auch die in dem Morgenlande überall üblichen und sich mehr oder minder gleichenden Bazars oder Kaufhallen. Die von Damaskus, diesem Brennpunkte des orientalischen Lebens, gehören zu den vorzüglichsten. In unendlichen Verzweigungen umziehen sie als überdeckte Gänge die schöne Moschee, welche als christliche Kirche dem heiligen Johannes vormals geweiht, jetzt als Moschee der Ommijaden das gepriesenste Bauwerk von Damaskus ist. Hier vereint sich religiöses und kaufmännisches Bedürfniß und während sich im großen Marmorhofe des Tempels die Gläubigen betend niederwerfen, ertönt vor seinen zehn ehernen Pforten der laute Verkehr des Marktes. — In den Bazars finden sich die Erzeugnisse der Handwerker und Künstler, die Waaren der Handelsleute; da stehet man die vormals so berühmten, durch Klang, Härte und Zeichnung der Oberfläche ausgezeichneten Damascenerklingen, freilich nicht mehr in früherer Güte und darum gegenwärtig von europäischen Stahlarbeiten längst übertroffen, ferner die Gold- und Silberarbeiten, die Damastwebereien in Linnen, Baumwolle und besonders in Seide. Vierzigtausend Arbeiter beschäftigen sich in der Stadt allein mit der Fabrikation dieser reichen, gestreiften oder geblümten, oft mit Gold durchwirkten Seidenzeuge, deren Vertrieb in andere Länder mittelst großer Karavanen geschieht. Die Sattlerarbeiten der Stadt gehören zu den berühmtesten des Morgenlandes, ebenso die Arbeiten in Holz und Elfenbein. Von vorzüglichem Werthe sind die Balsame, Oele, wohlriechenden Wässer und Seifen. Den hochgerühmten Wohlgeschmack der sich gleichfalls in den Bazars findenden Bäckerwaaren, sowie der Speisen in den reinlichen Garküchen zu prüfen, hatten wir vielfach Gelegenheit. Ueberall tritt einem bei Durchwandlung der Bazars das entgegen, was zur leiblichen Erquickung geboten wird. Hier giebt es Eis aus süßer Milch bereitet, das Schüsselchen nur wenige Dreier im Preise, dort Honigwasser oder Scherbet (Limonade). Auf Tischen liegen große weiße Geleekuchen, von Aprikosen gemacht und von kühlendem und höchst angenehmem Geschmack. Wie in anderen Städten des Morgenlandes folgen auch in den hiesigen Bazars die Buden derselben Art Handwerker und Kaufleute immer in einer Reihe auf einander, sodaß man an der einen Stelle nichts als glänzende Waffen von der feinsten Degenklinge bis zur Lanze des Beduinen herab sieht, an einer anderen dagegen nichts als Pfeifenröhre und Pfeifenköpfe und wieder in einer dritten Reihe Hunderttausende von gelben und rothen Schuhen. Die Buden der Gold- und Silberarbeiter enthalten auch Juwelen, alte Münzen und allerlei Raritäten, und im Bazar der Kleiderhändler finden sich die verschiedenartigsten Kleider des Morgenlandes.

Bei den Bazaren befinden sich mehrere Khans von bedeutendem Umfang;

der größte derselben, der vor allen der Mekka-Karavane zur Herberge dient, ist ein offenes, ungeheuer großes, von Säulen umgebenes Viereck, in dessen Mitte sich ein großes Wasserbassin befindet, aus welchem ein Springbrunnen seine Strahlen hoch in die Luft schleudert. In den unteren Räumen der Khane befinden sich die Ställe und Waarenbehälter, in den oberen die Pilger und Kaufleute. Alle Erzeugnisse Arabiens, Persiens und Ostafrika's werden an diesem Platze gegen europäische und ostasiatische Waaren umgesetzt; daher findet man hier Kurden und Turkomanen, Perser und Türken, Beduinen und arabische oder syrische Fellahs, Aegypter und Neger in bunter Mischung untereinander.

Unter den Alterthümern von Damaskus zeigt man oft das Haus, in welchem Ananias wohnte, als er dem blinden Paulus das Augenlicht wiedergab, sowie auch in der Stadtmauer ein vermauertes Fenster, durch welches Letzterer, um seinen ihm auflauernden Feinden zu entrinnen, herabgelassen ward. Eine Felsenplatte in der Nähe des christlichen Gottesackers bezeichnet die Stätte, wo Paulus von einem himmlischen Lichte umleuchtet und von Stund an ein eifriger Bekenner Christi ward. Endlich im Norden der Stadt findet sich der sonderbar gestaltete altarförmige Berg Kastum, von welchem die Sage geht, daß hier Kain seinen Bruder Abel erschlagen habe.

Wollten wir aber von dieser berühmten Stadt des Alterthums unsere Wanderung noch weiter fortsetzen, so würden wir die inmitten der Wüste auf einer Oase gelegenen Ruinen von Tadmor oder Palmyra besuchen, Ruinen, welche zu den herrlichsten und großartigsten des Alterthums gehören, und von jener Pracht noch heute Zeugniß ablegen, welche zur Zeit der Königin Zenobia hier entfaltet ward. Sowohl der Kaiser Aurelian (275), als auch nachher die Araber (744) zerstörten die Königsstadt der Wüste, auf deren großartigen Marmortrümmern sich gegenwärtig ein elendes Dorf erhebt.

Nach v. Hailbronner und v. Schubart.

5. Ein Mittagsmahl in einem arabischen Hause zu Damaskus.

Während meiner Wanderung hatte ich Ibrahim öfters meinen sehnlichen Wunsch und meine lebhafte Neugierde ausgedrückt, einmal das Innere eines arabischen Hauses zu besuchen und die Gewohnheiten des eigentlichen Familienlebens näher kennen zu lernen. Ibrahim hatte mir hierzu Hoffnung gemacht, mit dem Bemerken, er werde mir vielleicht bei unserer Rückkehr nach Damaskus Gelegenheit zur Befriedigung meiner Neugierde verschaffen können. Ich vergaß dieses Versprechen nicht und erinnerte ihn gleich am Tage unserer Ankunft in dieser Stadt daran. „Ich will die Sache in meiner Familie anregen,“ erwiderte er; „wenn ich auf keine zu ernsten Einwürfe stoße, werden Sie bei meinem Bruder zu Mittag speisen können.“ Diese angenehme Aussicht machte mir große Freude und ich drückte ihm meine volle Zufriedenheit darüber aus. Zwei Tage später ließ er mir sagen, man erwarte mich für den nächsten Tag zum Mittagsmahl bei seiner Familie. Die bestimmte Stunde kam; Ibrahim holte mich ab, um mich zu seinem Bruder zu begleiten und bei dessen Familie einzuführen. Das von dieser bewohnte Haus liegt in einem der entlegensten Stadttheile von Damaskus. Den Kopf bis auf die Knie herabbeugend, trat ich in ein kleines viereckiges, von steinernen Bänken umgebenes Gemach. In derartigen Vorzimmern empfangen die Muselmänner die Besuche, selten gelangt man in das Innere der Häuser. Eine in der Mitte dieses Gemachs angebrachte Thüre führt auf einen mit weißen Marmorplatten gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich ein achteckiges Bassin mit einem

Springbrunnen befand; zwei Stockwerke von Gallerien, gestützt durch zierlich gewölbte Säulenreihen, liefen rings herum. Vor der Thüre, durch welche ich eingetreten war, befand sich eine zu den einzelnen Gemächern führende Stiege. Das Zimmer, in das man mich führte, war auf die gewöhnliche maurische Weise möblirt. Ein breiter Divan zierte den Saal, die Mauern waren sieben bis acht Fuß hoch von rautenförmigen Fayence-Platten bekleidet, und eine den Boden bedeckende ebenfalls rautenförmig eingelegte Matte vollendete die Ausstattung. Der alte Vater Ibrahim's und sein Bruder, ein achtzehnjähriger junger Mann, saßen mit gekreuzten Beinen barfüßig auf dem Divan und rauchten mit ernster Miene ihren Tschibuk. Bei meinem Eintritt bezeugte mir der Greis, indem er mich aufforderte, an seiner Seite Platz zu nehmen, durch einen freundschaftlichen Gruß, daß ich willkommen sei. Sofort wurde mir der Tschibuk und der Kaffee angeboten. Der einen Fuß über den Boden sich erhebende Tisch stand in der Mitte des Zimmers: Teppiche und Kissen ersetzten die Sessel. Kaum waren einige Minuten verflossen, so erschien Ibrahim wieder in Begleitung dreier in zierliche und malerische Trachten gekleideten jungen Frauen; sie näherten sich mir, ergriffen meine Hände und drückten sie achtungsvoll an ihre Lippen. Zwei dieser Frauen waren nicht ohne Schönheit, die dritte dagegen mehr anmuthig als hübsch; die bei Allen in's Goldgelbe spielende Gesichtsfarbe hatte einen gewissen Reiz, ihre Augen und ihre schwarzen Haare gaben dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Keckes, was die Farbe des prächtig- bewimperten Augenliderrandes in etwas milderte. Eine am Ende des Auges sich hinziehende leichte schwarze Linie hob die Größe desselben noch mehr hervor. Auf der Brust trugen diese Damen zwei kleine blaue Blumen; zudem waren sie tätowirt, die eine oberhalb der Nase, wo diese die Augenbrauen trennt, die andere am Kinn. Sie gingen barfuß; die Nägel der Hände und Füße waren braunroth bemalt; die Knöchel mit dicken Metallspangen geschmückt. Als Kopfputz trugen sie eine kleine rothsammtene, mit Goldborden verbrämte Mütze; von der Spitze dieser Mütze herab hing eine gewaltige eichelförmige Goldquaste. Lange mit kleinen Goldmünzen durchflochtene Zöpfe vervollständigten diesen Theil der Toilette. Eine sehr kurze und wie die Mütze reich verbrämte Sammetjacke diente ihnen gewissermaßen als Schnürleib; sie war vorn offen und ließ den ganzen Hals unbedeckt. Ein seidenes, an den Aermeln offenes Oberkleid reichte bis etwas unter die Knie herab. Die Beine waren mit seidenen Hosen bedeckt, doch blieb der untere Fuß, vom Knöchel an, nackt. Ein reicher Gürtel aus Damascener Zeug, mit Gold und Seide verbrämt, dessen beide Enden herabhingen, umgab die Hüften, ohne sie zu drücken; die nackten Arme waren mit Spangen geschmückt. Einen Augenblick nach der Ankunft dieser Damen wurde der Tisch mit nahezu einem Dutzend Schüsseln gedeckt, welche eine Art Suppe, Geflügel, Cuscussus, aus Reis und gehacktem Fleisch bestehende, in Oel gebratene und in Traubenblättern aufgetragene Klöße, sodann Trauben, Datteln, Granatäpfel, Eingemachtes u. s. w. enthielten. Alles kam gleichzeitig auf den Tisch und man nahm nicht blos aus einer einzigen Schüssel, sondern belastete seinen Teller mit verschiedenen Gerichten auf einmal: es war ein wahrer Mischmasch. Ein einziges, aber sehr großes Glas mit frischem Wasser diente für alle Tischgenossen; die Hände übernahmen den Dienst der Messer und Gabeln. Eine einzige dieser Damen saß zu Tisch, die beiden andern bedienten uns. Ich behielt meinen Platz neben der Ehrendame. Alle nahmen die Bissen, die sie zu haben wünschten, mit der Hand aus der Schüssel. Dessenungeachtet entschloß ich mich nicht ohne ein gewisses

Zaudern, dem Beispiele meiner Tischgenossen zu folgen; bald aber hatte ich diese Bedenklichkeit überwunden und griff nun ebenfalls zu. So bekannt mir dies auch nun endlich Alles war, so wird man dennoch die Größe meines Erstaunens begreifen, als meine Nachbarin ihre hübschen Finger in meinen Teller setzte, um ohne Umstände auszusuchen, was ihrem Geschmacke behagte. Ich gerieth durch die Dreistigkeit der niedlichen Hand, die sich eines Bissens bemächtigte, den ich eben selbst zum Munde bringen wollte, in eine wahre Bestürzung. So viel Vertraulichkeit überstieg alle meine Begriffe. — Mein Gönner bemerkte den Eindruck, den diese Handlung auf mich gemacht und suchte ihn durch die Bemerkung zu verwischen, eine solche Zwanglosigkeit sei üblich; auch ich besitze, ohne daß man es für unanständig finden könne, das Recht, dasselbe zu thun. Ich machte auch wirklich von diesem Rechte Gebrauch, indem ich einen Augenblick später von dem Teller der Nachbarin ein Stück Geflügel nahm, aber Sorge trug, daß ich nicht gerade das Delikateste wählte. — Doch ich sollte noch Sonderbareres erleben. Noch hatte ich die Ueberraschung nicht verwinden können, in welche mich meine braune Nachbarin versetzt hatte, als ich sah, wie sie eine gewisse Quantität gehackten Fleisches in die Hand nahm und daraus einen kleinen Kloß bildete. Ich konnte die Bestimmung, welche sie ihrem Machwerk zugedacht hatte, nicht errathen und folgte daher neugierigen Auges allen ihren Bewegungen. Nachdem sie ihre Arbeit beendigt, trennte sie mit ihren Zähnen einen Theil des Kloßes ab, und wollte dann, ohne weitere Umstände, den Bissen, welchen sie zwischen den Fingern behalten hatte, in meinen Mund führen. Betroffen durch dieses unbegreifliche Vertraulichkeitszeichen, bog ich den Kopf rückwärts und richtete einen ängstlich besorgten Blick auf Ibrahim, der laut auflachte. Dies brachte mich auf den Gedanken, meine anmuthige Maurin treibe ihr Spiel mit mir und erlustige sich auf meine Kosten. Ich verhehlte den Argwohn meinem Gönner nicht, der jedoch erwiderte: Beruhigen Sie sich, sie spottet Ihrer nicht, wie Sie meinen, sie erweist Ihnen im Gegentheil hohe Gunst und große Achtung, nehmen Sie Alles bereitwillig an. Unsere Frauen sehen niemals Fremde und kennen Gebräuche nicht, welche nicht die ihrigen sind; sie glauben, sie müßten Sie auf dieselbe Weise behandeln, wie sie uns selbst behandeln." Nach dieser Erläuterung nahm ich das eigenthümliche Geschenk an, jedoch nicht ohne erst einen verstohlenen mißtrauischen Blick auf die Hand zu werfen, welche es mir bot; offen gestanden aber war diese untadelhaft. Ein junger Neger ging endlich mit einem wassergefüllten Metallbecken, in welches die Gäste die Finger tauchten und in das sie einige Tropfen Essenz träufeln ließen, um den Tisch herum.

Schon zwei Stunden lang saßen wir zu Tische, und allmählich ward ich des türkischen Mittagsmahls, besonders aber der Tafelgenossen satt. Vom langen Sitzen ermüdet, bat ich endlich, da meine Kniee durch ihre Stellung während der Mahlzeit fast gebrochen waren, meinen freundlichen Bewirther um unsere Freiheit. Wir nahmen sodann auf dem Divan Platz, wo uns sofort Kaffee und Tschibuk gereicht wurden. Nun begann der betäubendste Lärm, den ich je in meinem Leben gehört. Die Damen wünschten dem Fremden aus Frankreich die bestmöglichste Meinung von der Liebenswürdigkeit der arabischen Frauen einzuflößen und dem freundlichen Empfang, den sie mir gewährt, die Krone aufzusetzen; sie fingen daher an mit Stäbchen auf ihr Tarabuka dergestalt loszuschlagen und einen so barbarischen und unharmonischen Gesang anzustimmen, daß mir darüber fast Sehen und Hören verging. Jede Strophe endigte mit einem grellen Schrei, den alle Drei zusammen

ausstießen; dann schlugen sie von Neuem auf ihre lärmenden eintönigen Instrumente los. Es war nicht mehr zum Aushalten, und wenn das Schicklichkeitsgefühl meiner Ungeduld keinen Zügel angelegt hätte, würde ich sie inständig gebeten haben, sich nicht so viel Mühe zu machen.

Nach der Revue de l'Orient.

6. Die Beduinen.

Nicht allein ganz Arabien, sondern auch Syrien und Mesopotamien, Theile von Persien, Aegypten, der Berberei und selbst der Ostküste Afrika's, werden von den Beduinen bewohnt, Leuten arabischer Abkunft, deren Name von Bedewi, d. i. Kinder der Wüste, abgeleitet ist. Man findet den Beduinen theils ansässig in Städten und Dörfern, theils als Nomaden weite Gegenden mit seinen Heerden durchziehend. Seine Farbe ist schwarzgelb, sein Haar schwarz und dick, das Auge dunkel und feurig, die Nase dem Adlerschnabel ähnlich; sowohl die Gesichtszüge als der Körper sind wohlgebildet. Seine Kleidung besteht aus einem groben baumwollenen Hemde, welches durch einen Gürtel um die Lenden zusammengehalten wird; ein weißer wollener Mantel überdeckt es. Der Kopf wird bald durch den Turban, bald durch ein baumwollenes Kopftuch vor dem sengenden Sonnenstrahle geschützt; die Füße sind meist bloß. Der Grundcharakter des Beduinen ist Stolz auf seine Abkunft, auf die Ehre seines Stammes und auf seine Freiheit. Seine Redeweise ist einfach und männlich, seine Freiheitsliebe nöthigt ihn zur Mäßigkeit und zur Vorliebe für die ärmliche Lebensart der Wüste. Sein Geschlecht hält er für das reinste und beste der ganzen Menschheit, und wenn man seinen Charakter mit dem der benachbarten Nationen vergleicht, so muß man anerkennen, daß er weit über dem durch Despotismus verderbten glattzüngigen Perser, sowie über dem zwar sanften, doch entnervten Hindu steht. Als Mängel dieses Volkes sind die unaufhörlichen Fehden, in welche die einzelnen Stämme verwickelt sind, so lange nicht ein gemeinsamer Feind die Freiheit Aller bedroht, zu betrachten, ebenso die Sitte der Blutrache, nach welcher die Ehre der Familie oder des Stammes für so lange als befleckt gilt, als nicht Blut mit Blut gerächt ist.

Die Regierungsform der Beduinen ist sich seit vielen Jahrhunderten ziemlich gleich geblieben. Man kann hier weder von Republik noch der Herrschaft vornehmer Geschlechter, noch vom Königthume reden, obwohl Einzelnheiten von allen drei Verfassungsarten sich beim Wüstensohne vorfinden. Die Beduinen zerfallen in zahlreiche, bald stärkere, bald schwächere Stämme, deren Oberhaupt der Scheich, eine Art Patriarch, ist. Derselbe wird meist aus gewissen Familien genommen und führt dem Herkommen gemäß bei Berathungen den Vorsitz, leitet die Verhandlungen mit fremden Stämmen, erfüllt die Obliegenheiten der Gastfreundschaft für den ganzen Stamm, schlichtet die Streitigkeiten, bestraft die Verbrecher nach den Gesetzen der Billigkeit und des Korans, jedoch bei wichtigeren Fällen unter Zuziehung der Aeltesten. Bei allen diesen Vorrechten besitzt er zur Ausführung seiner Urtheile ohne die Beihilfe seiner Stammesgenossen keine vollziehende Gewalt, und im Rathe gilt seine Stimme nicht mehr als die eines jeden anderen freien Mannes. Nicht selten geht die Achtung, in welcher der Vater steht, auf den Sohn über, und in des Ersteren Abwesenheit vertritt ihn oft sein zwölf- bis vierzehnjähriger Sohn und wird dabei mit derselben Ehrerbietung behandelt, als sei er selbst der Patriarch.

Der Beduine steht wie alle Morgenländer zeitig auf. Die ärmeren Classen

schlafen am Boden auf Decken, die Begüterten auf roh gearbeiteten Bettstellen mit vier Füßen, in deren Rahmen Stricke kreuzweise übereinandergezogen sind. Sobald es Tag wird, spricht der Beduine sein Morgengebet und das Glaubensbekenntniß: la illah u. s. w.: „Es giebt keinen Gott als Gott und Muhamed ist der Gesandte Gottes.“ Dann weckt er seine Angehörigen, welche unter den Zelten um ihn in Gruppen schlafen und ladet sie mit dem gewöhnlichen Spruche: Beten ist besser als Schlafen! zum Morgengebete ein. Kurze Zeit darnach nimmt man die erste Mahlzeit, welche bei dem Schech aus Kaffee und gekochtem Reis, bei den ärmeren Classen aber aus Datteln und grobem Brote besteht. Viele Beduinenstämme sind als Nomaden in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes fast das ganze Jahr hindurch in beständiger Bewegung. Burckhardt erzählt uns von den Aenezes, einem Stamme, welcher 350000 Köpfe stark ist, daß derselbe während des Sommers an den Grenzen Syriens von Aleppo bis gen Damaskus haust, während er im Winter sich bald in das Innere der Wüste, bald nach den Ufern des Euphrat zurückzieht. Selten bleiben sie drei bis vier Tage an ein und derselben Stelle; denn hat das Vieh das Gras in der Nähe eines Wasserplatzes aufgezehrt, dann sucht der Stamm andere Weide. So begegnete der eben genannte Reisende auf dem Wege von Tadmor nach Damaskus an einem einzigen Tage zwei starken Lagern, welche sich, um Wasser und Weide zu suchen, langsam über die Ebene bewegten. Fünf bis sechs Reiter gingen dem Stamme einige Stunden weit voraus, um zu erspähen, ob Alles in Sicherheit sei, dann folgte die Hauptmasse, ein Schwarm, welcher bei einer Breite von ein und einer halben Stunde noch eine Länge von einer Stunde einnahm. Bewaffnete Reiter und Kameeltreiber, jeder hundert bis hundert und funfzig Schritt vom andern entfernt, zogen in der ganzen Breite voran. Ihnen folgten grasend die weiblichen Kameele und ihre Jungen, hinter denen wieder die mit Zelten und Vorräthen beladenen Kameele und zuletzt die der Weiber und Kinder kamen. Diese trugen Sättel von der Gestalt einer Wiege, über denen sich zum Schutz gegen den Sonnenstrahl Vorhänge befanden. Die Männer ritten ohne sonderliche Ordnung theils an den Seiten, theils unter dem Zuge herum. — Keiner von ihnen, außer einigen Hirten, welche Schafe und Ziegen hinter dem Hauptzuge nachtrieben, war zu Fuß. Das eine dieser Lager mochte über 3000 Kameele halten, jedes aber ungefähr 200 Zelte stark sein. So bewegt sich der Zug durch Wüsten und Weiden, bis er endlich an einem neuen Aufenthaltsorte angelangt ist. Ist ein Bach in der Nähe, so schlägt man die Zelte in drei bis vier Linien hintereinander auf, während es im Winter, wo es weder an Wasser noch kräuterreicher Weide fehlt, gewöhnlich ist, daß sich der ganze Stamm über die weite Ebene ausbreitet, so daß oft zwischen einzelnen Abtheilungen von drei bis vier Zelten Zwischenräume von einer halben Stunde sich befinden. Das Zelt selbst ist höchst einfach und bei den Stämmen verschieden. Das der Aenezes besteht aus schwarzem Ziegenhaar und wird durch Seile oder Riemen an neun Pfählen befestigt, von denen die mittleren drei eine Höhe von sieben, die je drei Seitenpfähle aber nur eine solche von fünf Fuß haben. Das ganze Zelt ist ungefähr 25—30 F. lang, 10 Fuß breit und wird im Innern durch einen weißen wollenen Teppich, welcher quer durchgezogen ist, in zwei Abtheilungen geschieden. Die eine derselben gehört den Frauen und enthält die Kochgeräthe, Butter, Wasserschläuche u. s. w., die andere wird von den Männern eingenommen. Das Aufstellen und Abbrechen erfordert wenig Zeit; die Zeltpfähle werden zusammengelegt, mit Stricken an beiden Enden gebunden und diese Bündel auf die beiden

Seiten des Kameels gehangen. Vor dem Zelte steht die Lanze des Familienvaters, sowie sein angebundenes Pferd; hier schlafen auch während der Nacht die Kameele, wogegen Schafe und Ziegen der Obhut besonderer Hirten anvertraut sind. In seinem Zelte ist der Beduine äußerst träge; die Fütterung des Pferdes und das Melken seiner Kameele sind seine einzige Beschäftigung; alles Uebrige verrichtet das Weib mit ihren Töchtern. Diese mahlen den Weizen mit der Handmühle, stoßen ihn in Mörsern, bereiten Frühstück und Mittagsbrot, backen Brot (ungesäuerte Brotkuchen) auf eisernen Blechen, machen Butter, schaffen Wasser herbei, arbeiten am Webstuhl, bessern die Zeltdecken aus und sind den ganzen Tag über beschäftigt. Während dieser Zeit sitzt der Mann oder Bruder vor dem Zelte, raucht sein Pfeifchen oder spricht in einem anderen Zelte gastlich ein, wenn er merkt, daß daselbst ein Fremder angekommen sei, von welchem er die Neuigkeiten zu erfahren gedenkt. Die Gastfreundschaft ist des Beduinen Hauptruhm. Obwohl er, trotz aller Mäßigkeit, kaum selbst genug Lebensmittel für sich und die Seinen hat und daher lieber nimmt als giebt, ja nicht selten auf Raub und Betrug ausgeht, so übt er doch die Gastfreundschaft, wie sie ihm der Koran, die Ehre und die uralte geheiligte Sitte befehlen. Wer in das Zelt eines Beduinen tritt, ist mit Leib und Gut sicher im Schutze des Besitzers und wird von ihm bewirthet; ja, wenn er nur einen einzigen Beschützer in irgend einem Stamme hat, so wird er der Freund aller Stämme, welche mit dem betreffenden in Freundschaft stehen. Naht der Fremdling sich einem Lager, in welchem er keinen Freund oder Bekannten weiß, so steigt er am ersten besten Zelte ab, tritt ein und wird selbst in Abwesenheit des Eigenthümers von Weib oder Tochter gastlich aufgenommen. Man bringt einen Teppich zu seiner Lagerstätte herbei und bereitet das Frühstück oder Mittagsmahl.

Diese schöne Tugend wird durch die Raubsucht der Beduinen verdunkelt. Alles, was nicht unter seinem Zelte ist, mögen es Freunde, Nachbarn oder Stammesgenossen sein, hat darunter zu leiden. Nicht selten geht ein Dutzend gemeinschaftlich auf Raub aus. Alle kleiden sich dann in Lumpen, jeder nimmt einen kleinen Vorrath von Mehl und Salz und einen Wasserschlauch mit und so tritt man eine oft mehrtägige Fußreise an. Gelangt man endlich gegen Abend in die Nähe eines Lagers, so sendet man drei der Kühnsten nach den Zelten, um hier den Raub zu vollführen. Einer von ihnen sucht die Aufmerksamkeit der Wachhunde auf sich zu lenken; greifen sie ihn an, so flieht er und lockt dadurch, von ihnen verfolgt, die gefährlichen Wächter vom Zelte ab. Der Andere, welcher vorzugsweise den Namen Harami, d. i. Räuber, führt, geht nun auf die Kameele zu, durchschneidet die Stricke, mit denen ihre Beine gebunden sind, läßt sie aufstehen und führt eins der weiblichen Kameele voran, worauf die übrigen folgen. Während dieser Zeit steht der dritte Gefährte am Zeltpfahle beim Eingange und hält einen langen, schweren Stock empor, bereit, einen Jeden niederzuschlagen, der etwa herauskommen möchte. Ist der Raub gelungen, dann treibt man die Thiere aus dem Lager, vereinigt sich draußen mit den Uebrigen und eilt nach Hause. Auf diese Weise werden oft funfzig Kameele geraubt. Mißlingt jedoch ein solches Unternehmen, werden die Diebe oder nur wenigstens einer, gefangen, so fragt ihn Der, welcher ihn ergreift, der Rabad, was er hier zu thun habe. Ich kam um zu rauben, Gott aber hat mich zu Grunde gerichtet, ist gewöhnlich seine Antwort. Der Gefangene wird nun in das Zelt geführt, sodann gebunden in eine etwa zwei Fuß tiefe Grube gelegt und diese mit schweren Gegenständen so weit bedeckt, daß nur eine kleine Oeffnung übrig bleibt,

durch welche er Athem holt. Gelingt es dem Gefangenen vorher, irgend einen Körpertheil des Rabad oder seiner Freunde zu berühren oder sie nur anzuspucken, so ruft er: An dakheilak, d. i. ich bin dein Schützling, und es ist derselbe verbunden, ihn zu vertheidigen. Damit nun der Räuber dieses Vorrecht nicht erlange, so nöthigt man ihn durch Schläge auf den Kopf, auf das Dakheil zu verzichten, was mit den Worten: Ich verzichte! geschieht. Diese Entsagung gilt jedoch nur für einen Tag und eine Person und muß für jeden Tag und jede Person wiederholt werden. Obwohl lebendig begraben, giebt der Gefangene die Hoffnung auf ein glückliches Entkommen nicht auf. Gehört er einer reichen Familie an, was der Rabad zu ermitteln sucht, da der Räuber stets seinen Namen verschweigt und vorgiebt, ein armer Bettler zu sein, so sucht der Rabad ein hohes Lösegeld zu erpressen. Gelingt ihm dies jedoch nicht, so muß man ihn nach sechs Monaten gegen ein mäßiges Lösegeld freilassen, wenn er nicht vorher schon durch List sich selbst befreite oder durch Gewalt und Schlauheit seiner Freunde befreit ward. — Gelingt aber der Raub, so hat der Räuber nur Ruhm davon. Er rühmt sich seiner That und der Titel Harami ist der schmeichelhafteste, welchen der Beduine einem jungen Helden beizulegen im Stande ist. Merkt der Beraubte seinen Verlust erst am nächsten Morgen, dann verfolgt er den Räuber; die Fußtapfen seiner Kameele sind seine Leiter und genau weiß er sie von denen anderer Kameele zu unterscheiden. Burckhardt erzählt: Ich habe gesehen, daß ein Mann in einem sandigen Thale die Fußtapfen seines Kameeles entdeckte und verfolgte, wo tausend andere Fußtapfen die Straße nach jeder Richtung durchkreuzten. Ja dieser Mann konnte sogar den Namen eines Jeden nennen, welcher während des Morgens dieselbe Straße gezogen war. Aus der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Spuren vermag der Beduine auch zu bestimmen, ob dieselbe von diesem oder dem vorigen oder von zwei Tagen her sei, und aus der Tiefe oder Fläche des Eindrucks vermag er zu beurtheilen, ob ein Mann oder ein Kameel eine schwere oder leichte Last trug oder gar keine; ja aus der Gleichheit oder Ungleichheit der Schritte, ob der Betreffende ermüdet war oder nicht. Durch diese feine Kenntniß der Fußtapfen werden viele geheime Handlungen an's Licht gebracht und ein Beduine darf kaum hoffen, bei irgend einer heimlichen Unternehmung der Entdeckung zu entgehen, da seine Reise in Schriftzügen, die jeder Araber zu lesen vermag, auf der Straße eingegraben ist.

Unter die Tugenden der Beduinen sind besonders die Dankbarkeit für erwiesene Wohlthaten und das Mitleid gegen Unglückliche zu zählen. In traulicher Unterhaltung sind sie freimüthig, munter, scherzhaft, anständig und im Genusse sehr mäßig. Sie haben mehr Witz und Scharfsinn als die Bewohner der Städte; ihr Geist ist immer hell und es giebt wenige Nationen, unter welchen natürliche Anlagen so wie unter den Beduinen verbreitet sind. Wissenschaftliche Bildung findet sich unter ihnen nicht, ja keiner kann weder schreiben noch lesen. Gleichwohl stehen Beredtsamkeit und Dichtkunst in großer Achtung bei ihnen. Verse werden oft unter Begleitung der Rebaba, einer Art Zither, in hellen Mondnächten gesungen.

Zum Theil nach Burckhardt.

7. Reise von Kairo nach dem Sinai.

Eine Pilgerfahrt nach dem Sinai gehört zu den merkwürdigsten Ausflügen, welche von Kairo aus unternommen werden, zumal da sie weder kostspielig noch gefährlich ist. Man unternimmt sie auf Dromedaren in Karavanen,

welche in der besseren Jahreszeit fast täglich von Kairo abgehen und oft Menschen aus allen Völkern vereinigen. Der Weg führt über Suez, jene im Nordwesten des rothen Meeres und auf der nach ihr benannten berühmten Landenge gelegene Stadt. Dort, wo jenes Meer im Norden sich gabelt und den einen Schenkel nach Osten — Golf von Akaba, — den andern nach Westen — Golf von Suez — ausstreckt, umschließt es die Sinai-Halbinsel, aus welcher eine majestätische Berggruppe emporsteigt. Bis Suez ist Wüste. Man zieht auf einer Straße, die eigentlich aus einer Menge seichtlaufender Fußpfade besteht, alle von Kameelen getreten, welche in breiten Reihen neben einander gehen; die weite öde Fläche gewährt nur einen traurigen Anblick, Dromedarskelette liegen auf, sowie zu beiden Seiten des Weges, Opfer der Ermattung und der Grausamkeit ihrer Treiber. Nur dann und wann erblickt das Auge eine flüchtig vorübereilende Gazelle oder einen hoch am Himmel kreisenden Adler, dessen scharfes Auge nach gefallenen Thieren umherschweift. Karavanen von und nach Kairo ziehen unter Leitung der auf Eseln voranreitenden Führer, begegnen sich gleich Schiffen auf dem Ocean, grüßen sich schon von Weitem mit Zeichen oder Zuruf und bringen Leben und Abwechselung in die Einförmigkeit der Wüste. Der Abend bricht herein, das erste Nachtlager wird gemacht. Unwillkürlich denkt der sinnige Mensch an Moses und seine Israeliten, welche vor 3300 Jahren denselben Weg wanderten, vielleicht an derselben Stätte rasteten. Ein Bild vom Leben der alten Hirtenvölker umgiebt ihn. Gleich einem Zauberschlage wirkt der Haltruf des Führers und schon nach wenigen Augenblicken ist alles Bewegung und Thätigkeit. Im Nu erheben sich auf dem brennenden Sande Baraken aus Kisten, Schläuchen und Sattelgeräthe, über denen ausgebreitete Mäntel und Decken sich zum Dache gestalten. Ein schmaler fußtiefer Graben vertritt die Stelle der Küche, einige Dornbüsche und trockener Kameelmist geben Holz und Kohlen für den Pilau, ein in Fleischbrühe gekochtes Reismuß; das Wasser aber frisch aus den Schläuchen schmeckt köstlich wie Nektar. Die Dromedare werden abgezäumt und suchen sich in der Weite umhergrasend, ein kümmerliches Futter; kommen sie zurück, dann reicht man ihnen einige Hände voll trockener Bohnen, worauf sie sich um die Zelte gleich einem Walle lagern. Die Nacht bricht schnell herein, ein brennendes Roth breitet sich plötzlich wie über den Himmel, so auch über die öde Sandfläche aus. Bald ist die Dämmerung verschwunden, der Mond steigt herauf und sein stilles bleiches Zauberlicht erfüllt die einsame Landschaft. Um rothflackernde und knisternde Feuer gruppiren sich die merkwürdigen, in weiße Mäntel gehüllten Gestalten der braunen Araber, bald plaudernd Geschichten und Thaten der Wüste erzählend, bald handierend, bald zur Ruhe ausgestreckt. Ein paar aus jeder Gruppe beschäftigen sich mit Brotbereiten, der eine knetet den Teig aus Bohnenmehl in einer hölzernen Schüssel, der andere formt die dünnen Brotkuchen, welche, nachdem sie auf glühendem Sande schnell gebacken sind, unter dem Genuß von Kameelmilch noch heiß verschlungen werden. Ist das Mahl vorüber, dann rücken die braunen Kerls in kleinere und größere Kreise zusammen und nun geht's an's Erzählen der immer frischen Märchen und Sagen oder man unterhält sich von mitgemachten Fahrten und Abenteuern, Karavanenüberfällen, Plünderungen u. s. w., wozu das Wegelagerertreiben der Araber immer neuen und unerschöpflichen Stoff bietet. Inmitten dieser Gruppen beschleicht den Europäer nicht selten ein unheimliches Gefühl, er sieht sich unter einer Heerde von Räubern, welche ihn zwar augenblicklich nach den Grundsätzen des Gast-

rechts selbst mit dem Leben schützen würde, um unter veränderten Umständen ihn wenigstens zu plündern, wenn nicht zu tödten.

So gelangt man endlich nach der durch regelmäßige Dampfschifffahrten nach Ostindien in der Gegenwart so berühmt gewordenen, wiewohl kleinen Stadt Suez. Von der Terrasse des englischen Hotels daselbst hat man eine klare Aussicht über den Golf von Suez, das Schilfmeer der Bibel. Hier war unstreitig die Stätte, an welcher das fliehende Volk der Juden einen sichern Durchgang durch das Meer fand; denn zur Zeit der Ebbe ist der Meeresgrund vom Wasser unbedeckt, während die zurückstürmende Fluth ihn hoch überwogt. Hier durchritt auch Napoleon auf seiner Rückkehr von einem Ausfluge nach den Quellen des Moses den Golf. Er hatte die Zeit der Ebbe versäumt und nur bis zur Mitte des Wassers gekommen drangen plötzlich die Wogen vom Winde getrieben immer mächtiger auf ihn ein und umspülten bereits den Bauch seines Rosses. Nur seine Besonnenheit bewahrte ihn vor Pharaos Schicksal. Von Suez wendet sich der Weg durch öde pflanzenleere Wüste einem von Palmengruppen umsäumten Sumpfe zu, dessen salzige und trübe Pfütze den Namen: „Quellen des Moses“ führt. Hier wird ausgeruhet und zum beschwerlichen Zuge durch die Steinwüste gerüstet, welche unmittelbar bei den Quellen beginnt und einst Zeuge des Zuges der Israeliten war. Es ist eine todte, aber höchst wunderbare Natur, diese S a h a r a d e r F e l s e n. Fast möchte man der uralten Sage der Araber Glauben schenken, nach welcher das steinige Arabien vordem ein Ocean von Lava gewesen, geronnen in demselben Augenblicke, wo seine vom Orkan gegeißelten ungeheuren Wellen als Berge zum Himmel aufschlugen. Weit und breit in Höhen und Tiefen herrscht die öde Versteinerung. Ueberall jähe Felsenwände, tief ausgefurchte Thäler, finstere Schluchten und ungeheuere Spalten. Nur hie und da findet sich ein mit tiefem losem Sande bestreuetes Thal, dessen Oberfläche von jedem Windstoße verändert, bald in Sandhügeln, bald in Vertiefungen sich zeigt, dem einzigen Wechsel der Formen in dieser sonst unveränderlichen Natur. An Pflanzenwuchs ist fast nirgends zu denken, blos aus Felsspalten saugen einige verkümmerte caktusartige Gewächse dürftige Nahrung. Regen fällt nie in dieser Wildniß und die wenigen kleine Oasen nährenden Quellen verrathen durch ihren Geschmack nach Erdpech und Schwefel den vulkanischen Ursprung des Bodens.

So gelangt man nach einem ermüdenden Tagemarsche zwischen dem Meere und den Bergen der Halbinsel auf den von den Juden einst betretenen Pfaden zu dem W a d i G h u r u n d e l, dem Elim des alten Testamentes, das im Vergleich zur durchschnittenen Wüste dem Wanderer als ein weites baumreiches Thal erscheint. Um eine erdpechhaltige kaum genießbare Quelle grünen Akazien, Tamarinden und Dattelpalmen von riesiger Größe. Hier wird Halt gemacht und gerastet. Ungern trennt man sich von den grünen Büschen Ghurundel's, um die Steinwüste von Neuem zu durchwandern, die wiederum durch eine kleine Oase unterbrochen wird, worauf der Weg in Hohlwegen und Thälern, umgeben von abenteuerlichen wilden Formen und rothen, braunen, schwarzen und weißen gen Himmel ragenden Spitzen eines Kalkgebirges sich weiter zieht; eine furchtbare Natur, die den Wanderer mit unheimlichen Vorstellungen bedrängt und ihn an die Bilder der arabischen Schauermärchen erinnert. Das berühmte Thal F e i r a n gewährt ihm endlich einen freundlicheren Aufenthalt. Sein Eingang ist enge und zu beiden Seiten thürmen sich rosenfarbene Granitmassen auf. Im Hintergrunde erhebt sich der S e r b a l,

gleich einem Könige, der anstatt von einem Heere bewaffneter Trabanten, von Hunderten von Felsthürmen und spitzigen Kegeln umgeben wird. Ein klarer murmelnder Bach schlängelt sich zwischen grünen, täglich mit neuen Blumen geschmückten Ufern, an denen, von Palmen- und Akazienwäldern halb bedeckt, einige steinerne Hütten sich erheben, Wohnungen von Hirtenfamilien, welche sich in diesem Paradiese der Wüste niedergelassen haben. Freudiges Entzücken erfüllt den Reisenden beim Anblick dieser Oase, die selbst von wilden Beduinen mit Freudengeschrei begrüßt wird. Zum ersten Male, seitdem man das Nilthal verlassen, wandelt man wieder auf weicher schwarzer Erde und vernimmt aus den überhängenden buschigen Zweigen der dichten Laubbäume den Gesang der Singvögel. Wadi Feiran ist das schöne blühende Kleinod der Felsenwüste, dessen ewig grünende Jugendfülle von öden grauen Gebirgsriesen umgürtet, die Gegensätze von Leben und Tod in engster Verbindung darbietet. Mauertrümmer verkünden die Stätte der alten Wüstenstadt Faran, die im dritten und vierten Jahrhunderte nach Chr. der Sitz eines christlichen Bischofs, der arabischen Sage nach von Moses begründet worden sein soll und daher auch Mosesstadt genannt wird.

Drei volle Stunden lang ist diese Oase, an deren Ende einige junge Kameele, mit rothen Decken behängt, mit ihren steifen Beinen umherstolziren. Eine Horde Beduinen hatte eben hier ihr Lager aufgeschlagen, denn bald erschienen einige dunkelfarbige Beduinenmädchen mit schwarzfunkelnden Augen, schwarzem Gewande und Kopftuche, welche Schafe und Ziegen vor sich hertrieben. In der Nähe ihrer schwarzen Zelte lagerte unsere Karavane in einem Felsenkessel und bereitete ihr Mahl, während die Beduinenweiber, gleich der neugierigen Sarah, von fern aus dem Zelte verstohlen zusahen und ihre fast nackten Knaben auf dem öden Gesteine umher spielten. Von jetzt an wird der Weg wieder sehr beschwerlich. Immer bergan gehend versperren große Felsblöcke bei jedem Schritte den Weg, bis er endlich so steil wird, daß die Reisenden die Dromedare verlassen und sie beim Zügel führen müssen. So erreicht man nach einem fünfstündigen unaufhörlichen Steigen endlich eine Hochebene, dieselbe, auf welcher einst die Israeliten lagerten und dem goldnen Kalbe opferten, während Moses auf der Spitze des Berges weilte, dessen bloßer Name hinreicht, in der Erinnerung jedes Lesers unvergeßlich eingeprägte Züge aufzufrischen und seinen Geist in die Tiefe der heiligen Geschichte zu tauchen. Der Sinai, eine ungeheure Granitmasse, die den Himmel selbst zu tragen scheint, tritt in seiner zermalmenden Majestät hervor. Die Ebene verengt sich allgemach zum Thale, und weiterhin zur Schlucht, in deren Mitte, umgeben von dunkeln Cypressen und Mandelbäumen, die Zinnen des berühmten Katharinenklosters sich erheben, desselben Gebäudes, welches bereits seit 14 Jahrhunderten gegen christliche Pilger aller Confessionen die freigebigste Gastfreundschaft übt. Der Glocke reiner Schall tönte sonntaglich durch die große Stille und mahnte an den heiligen Ernst dieser Stätte. Das Katharinenkloster ist ein festes citadellenartiges von hohen Mauern umgebenes Gebäude. Thüren hat es nicht, um es vor Ueberfall und Plünderung besser zu schützen. Der Pilger wird mit seinen Sachen zu einem gegen 30 Fuß über dem Boden befindlichen Eingange hinaufgewunden, worauf er einen großen, gleichfalls mit Mauern versehenen Garten betritt.

Das griechische Sinaikloster ward vom Kaiser Justinian gegründet, besteht aus einer großen Masse unregelmäßig an einander gefügter Gebäude, welche eine schöne Kirche umgeben, und wird von ungefähr 30 Mönchen bewohnt. Hohe schlanke Säulen tragen das hochgewölbte Dach der Kirche, welche mit

den prächtigsten Mosaikbildern geschmückt, eine große Anzahl Kapellen enthält. Eine derselben schließt den Ort ein, wo der feurige Busch gestanden haben soll, in dem der Herr dem Moses erschien. Nur mit bloßen Füßen und auf den Knieen naht man sich dieser Stätte. Gleich hinter dem Kloster steigt man zu dem durch die biblische Geschichte geheiligten Theile der Sinaigruppe auf. Dieselbe besteht aus zwei an einander grenzenden Höhen, von denen die eine der Berg Moses, die andere der Katharinenberg genannt wird. Nach der Volkssage ist der erstere der eigentliche Sinai, der letztere der Horeb, wo Moses die göttliche Berufung zu seinem großen Werke empfing und wo Elias eine Zeit lang weilte, um von Neuem zu seinem Prophetenwirken unter den abgöttischen Israeliten zurückzukehren. Der Horeb wird vom Kloster aus vorzugsweise bestiegen, Felsenstücke sind die ganze Länge des Pfades hindurch stufenartig gelegt; gleichwohl ist der Weg an vielen Stellen sehr beschwerlich. Nach halbstündigem Steigen gelangt man an einen weitvorspringenden Felsen, aus dessen Tiefe eine reiche krystallhelle Quelle sprudelt; mit Moos bedeckte Sitze laden zum Ausruhen ein. Klettert man weiter, so erreicht man eine kleine der heiligen Jungfrau geweihete Kapelle, von welchem Gebäude aus man mittelst einer hohen, zwischen zwei Felswänden aufsteigenden Treppe zu dem jetzt unbewohnten Eliaskloster gelangt. Eine Cypresse von riesenhafter Größe und dem höchsten Alter wiegt sich an der ehrwürdigen Stelle, wo nach der arabischen Ueberlieferung Moses die steinernen Tafeln mit den zehn Geboten empfing. Diese Stätte ist das Reiseziel verschiedener Religionsbekenner; selbst die Muhamedaner haben hier eine kleine Moschee. Die Aussicht von der Spitze wird nach Ost, Süd und West durch höhere Gebirge beschränkt, man erblickt ringsum nur die wild durcheinander geworfenen öden Felsengruppen, riesige Zacken und dazwischen kahle Thäler. Nur nach Norden hat man einen ausgedehnteren Blick. Zahlreiche Klöster und Einsiedlerzellen bedeckten einst die kahlen Felsenberge des Sinaigebirges und 40000 Mönche, Nonnen und Einsiedler sollen hier zu Muhameds Zeiten an den Stätten ihrer schwärmerischen Verehrung ein beschauliches Leben geführt haben. Jetzt sieht man von den meisten Gebäuden kaum noch die Spuren und nur der auf den einsamen Klippen horstende Adler und der von Fels zu Fels springende flüchtige Steinbock sind die Zeichen des Lebens in dieser grauenvollen Einöde.

Die Aussicht vom Gipfel des Horeb oder Katharinenberges, einem 8063 Fuß über dem Meere erhabenen Punkte, ist weit umfassend und gewaltig und wird nur im Süden von dem noch um 500 Fuß höheren Umm Schomer begrenzt. Tief unter uns liegt der Mosesberg, nach Nord der gewaltige fünfzackige Serbal und um das ganze wilde Wüstengebirge schlängelt sich gleich einem Silberfaden die Welle des rothen Meeres, dessen dunklere Inseln sich gleich schwarzen Schwänen auf der glänzenden Fläche abzeichnen. Was aber ist die Wildheit und Großartigkeit dieser Naturlandschaft gegen die geschichtliche Bedeutung der ganzen Gegend, in welcher jeder Felsen Zeuge der größten Begebenheiten war!

8. Die Pilgerstadt Mekka.

Unfern der Westküste Arabiens liegt in einem engen sandigen Thale, umgeben von dürren unbewaldeten Bergen, die heilige Stadt Mekka, das Ziel der Wanderungen von gläubigen Moslems aus allen Theilen der alten Welt. Hier ward Muhamed der Prophet geboren, hier entstand seine Lehre, von hier aus verbreitete sie sich über drei Erdtheile. Die große Heiligkeit dieses

Ortes erlaubt nicht, daß der Fuß eines Ungläubigen sie betrete und dadurch verunreinige, und wenn es dennoch christlichen Reisenden gelang, bis in die heiligsten Stätten vorzudringen, wie einem Seetzen, Burckhardt, Burton und Badia, so konnte dies nur unter der Verkleidung und dem angenommenen Charakter eines muselmännischen Pilgers geschehen. Die Stadt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen bald Mutter der Städte, bald die edle, bald das Gebiet der Gläubigen und mit hundert anderen Beinamen belegt, gehört zu den schöneren Städten des Orients. Ihre Straßen sind breit und ziemlich regelmäßig; die Häuser zum Vermiethen eingerichtet, von Stein erbaut, oft drei Stock hoch und mit Fenstern nach der Straße zu versehen. Außerdem hat Mekka zum Schutz noch drei Citadellen. Die Natur that wenig zu Mekka's Verschönerung, denn nirgends erblickt das Auge weder einen grünen Baum, noch grünen Rasen. Gleichwohl ist der Anblick der Stadt, besonders zur Zeit des Hadsch oder der Pilgerreisen, ungemein belebt, die Straßen sind mit Gläubigen erfüllt und in den wohlversehenen Kaufläden lagern die Schätze des Orients. Denn nun birgt Mekka die Gläubigen aus der Türkei, Kleinasien und Syrien, alle vom Pascha von Damaskus nach langer beschwerlicher Reise mit der großen Hadschkaravane hierher geleitet. Andere Karavanen kamen von Bagdad und Bassra und brachten die ketzerischen Perser, noch andere Pilgerzüge aus dem Norden, Süden und Osten Arabiens, als von Bahrein, Medsched, Yemen und Hadramaut. Zu ihnen gesellen sich die Pilger aus dem fernen Mograb von den Küsten des atlantischen Meeres, aus Marokko und der großen Wüste, aus Algier, aus Tunis und Tripolis, sowie die große Kafilah, welche das fruchtreiche Nilthal durchwanderte und sodann längs der Küste des rothen Meeres zog. Ueber die nur zwei Tagereisen von Mekka gelegene Hafenstadt Dschidda kamen die Pilger aus dem fernen Osten, von Indien, Beludschistan und Afghanistan, sowie von den Küsten des persischen Meerbusens, von Oman und Südarabien, und so auch die Afrikaner aus den Häfen Berberah, Zeila, Massaba, Kosseir und Suez; ja selbst die armen Schwarzen aus Sudan fehlen nicht, sondern kommen über Suakim nach Dschidda, um das Völkergemisch Mekka's noch bunter zu machen. Ein solcher Zuwachs von oft über 100000 Menschen mit der halben Zahl von Kameelen erfordert für eine Wüstenstadt von 50000 Seelen eine ungewöhnliche Regsamkeit zur Beschaffung der täglichen Nahrung, zumal man in Mekka weder Herbergen oder Khan's für die Reisenden, noch Paläste noch große Speicher findet. —

Eine Stätte ist das Ziel aller Pilger, die große Moschee Beit-Ullah, das Haus Gottes, oder auch schlechthin El Haram, das Heiligthum genannt, in deren Innern sich die heilige Kaaba befindet. Die große Moschee besteht aus einem Hofraum von 250 Schritt Länge und 200 Schritt Breite. Eine dreifache Reihe von Bogengängen mit kleinen Kuppeln umgiebt den ganzen Raum, in dessen Innern sich die Kaaba, der Brunnen Zemzem und andere Heiligthümer befinden. Sieben achteckige schlanke Minarets erheben sich an den verschiedenen Ecken der Einfassung, und neunzehn Thore oder gewölbte Schwibbögen führen in den innern Platz. Unter diesen ist das Thor Bab es Salem, Thor des Heils, das vornehmste. Schon sein Betreten macht die Pilger der besonderen Gnade Gottes würdig, weshalb sie auch die Moschee durch dieses Thor zuerst betreten. In der Mitte des Platzes befindet sich die Kaaba, ein kleines würfelähnliches Gebäude von 34 Fuß Höhe und ungleicher Länge der Seiten, indem die kleinste 29, die größte 38 Fuß lang ist. Die Kaaba ist aus gehauenen Granitsteinen erbaut und enthält im Innern einen Raum,

dessen Decke von zwei Säulen getragen wird. An ihrer nordöstlichen äußeren Ecke befindet sich ein schwarzer von einer silbernen Platte umgebener eingemauerter Stein, dessen Oberfläche durch die Küsse der Pilger ganz ungleich und höckerig geworden ist. Nach der Sage ward die Kaaba schon 2000 Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel erbaut und von den Engeln bereits damals angebetet. Adam errichtete sie auf der Erde genau unter derselben Stelle, wo sie im Himmel gestanden hatte. Zehntausend Engel wurden zu ihrem Schutze bestimmt, und als sie dennoch die Wasser der Sündfluth zerstörten, erbaute sie Abraham (Ibrahim) auf's Neue unter Beihilfe seines Sohnes Ismael und des Erzengels Gabriel. Dieser überbrachte auch jenen wunderbaren Stein, welcher anfangs ein durchsichtiger Hyacinth war, aber durch die Thränen, welche Abraham über die Sünden der Menschen darauf weinte, sich schwarz gefärbt hat. Die ganze Kaaba ist sowohl äußerlich als innerlich bekleidet und zwar äußerlich von dem Kesuah, einem großen schwarzseidenen Vorhange, welcher in Kairo gefertigt und alljährlich zur Wallfahrtszeit erneuert wird. Auf ihm steht in Gold gestickt neben frommen Sprüchen das Glaubensbekenntniß des Islam: la ilâh illâ 'llâh we Muhhammed rosûl allâh — „es giebt keinen Gott als Gott und Muhamed ist der Gesandte Gottes.“ Die Thür wird von einem besonders prächtigen, mit Gold und Silber gesticktem Vorhange bedeckt. Um sowohl den schwarzen Stein als noch einen zweiten beim Umgang um die Kaaba küssen zu können, sind in dem Kesuah besondere Oeffnungen angebracht. Auch der innere Raum der Kaaba, obwohl derselbe jährlich nur an drei Tagen geöffnet wird, ist mit einem rosenrothen Seidenstoff bekleidet, welcher gleichfalls jährlich erneuert und vom Großsultan zu Konstantinopel der Kaaba verehrt wird. Nach der Abnahme dieser beiden Bekleidungen werden dieselben zerschnitten und die Stückchen theils als Andenken, theils als Amulette von den Pilgern mit nach Hause genommen. Die jährlich dreimaligen Oeffnungen der Kaaba geschehen einmal für die Männer, das andere Mal für die verheiratheten Frauen, und das letzte Mal zur Reinigung des heiligen Ortes. Da es unverheiratheten Frauen nicht gestattet ist, die Kaaba zu besuchen, viele derselben aber dem Drange nicht zu widerstehen vermögen, so lassen sie sich für diesen Tag mit irgend einem Manne vor dem Kadi oder Richter vermählen, um schon den nächsten Tag wieder in den ledigen Stand zurückzukehren. Beim Besuche des Innern der Kaaba sind mancherlei Gebete und Anrufungen, sowie äußere Gebräuche vorgeschrieben, doch wird das Betreten dieser Stätte keinem Gläubigen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, und Viele verlassen Mekka, ohne an diesem Orte verweilt zu haben. Unfern der Kaaba steht ein anderes Gebäude, errichtet über dem heiligen Brunnen Zemzem. Die Sage erzählt von dieser Quelle, daß der Engel des Herrn sie der Hagar zeigte, als sie mit ihrem Sohne Ismael, von Abraham in die Wüste verstoßen, hier zu verschmachten in Gefahr war. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung; denn mehrere Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser. Der Brunnen selbst hat acht Fuß im Durchmesser und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 56 Fuß. Sein Wasser ist sehr ergiebig und wärmer als die äußere Luft, dabei dem Geschmacke nach etwas brackisch. Der gläubige Muselmann schätzt es als unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten und trinkt daher während seines Aufenthalts so viel davon, als er nur immer vermag, während viele andere Kranke in den offenen Hallen liegen und von seinem Genusse die Wiederherstellung ihrer Gesundheit erwarten. Burckhardt erzählt uns von einem Manne, der das Wasser in großer Menge so lange trank, bis

er nicht mehr konnte, und als er täglich schwächer ward und schnell dem Tode entgegenging, behauptete er in seiner Verblendung, seine Krankheit rühre allein davon her, daß er nicht genug Wasser von dem Brunnen Zemzem trinke. Die meisten Pilger nehmen Krüge Wassers von diesem Brunnen mit in die Heimath zurück. Noch vier andere kleine Gebäude oder Mamams befinden sich im Hofe der heiligen Moschee und werden von den Imans der vier rechtgläubigen sunnitischen Sekten zu Gebeten benutzt. Außer den Stunden des Gebets begegnet man in der heiligen Moschee einem oft recht weltlichen Treiben, sodaß sie eher ein Gesellschaftsort, als ein Tempel der Gottesverehrung zu sein scheint. Da giebt es Gruppen, welche sich mit lautem Geplauder unterhalten, andere essen und schlafen hier, noch andere beschäftigen sich mit dem Lesen des Korans oder hören den Vorträgen der gelehrten Ulema's zu. Auch ein Schulmeister hat hier seine Stätte aufgeschlagen und versteht es, unter seinen schreienden und lärmenden Schulbuben den Stock tüchtig zu handhaben. Selbst große Schaaren von Bettlern haben neben den Kranken in der Säulenhalle hier ein Unterkommen gefunden.

Doch um die Stunde des Abendgebets ändert sich sofort die ganze Scene. Dann wird der Boden mit großen Teppichen belegt und die vielen Tausende der Pilger versammeln sich, ihr Angesicht der Kaaba zugewandt, in weiten Kreisen um das Heiligthum. Vor dem Eingange der Kaaba aber tritt ein Iman auf und seine Kniebeugungen werden von der zahlreich versammelten Menge getreulich nachgeahmt. Der Lichtglanz von tausend Lampen, welche rings um und unter den Säulengängen brennen, erhellt dann den weiten Raum und verleiht dem Ganzen den Ausdruck des feierlich Ernsten.

Mit dem Pilgergange nach Mekka wird der Besuch mehrerer näherer oder entfernterer Orte dem Frommen zur unerläßlichen Pflicht gemacht. Hierzu ist besonders die Wallfahrt nach Omrah zu rechnen, einem 1½ Stunde von Mekka entfernten Orte mit kleiner Kapelle. Ehe der Pilger diese Wanderung antritt, begiebt er sich in eine Barbierstube, wo ihm, unter vorgeschriebenen Gebeten, vom Barbier das Haupthaar geschoren wird. Noch bedeutungsvoller aber ist der Besuch des Berges Arafat. Mag der Pilger alle vorgeschriebenen Gebete in der großen Moschee verrichtet, den schwarzen Stein geküßt und von dem Brunnen Zemzem getrunken haben, auf den Ehrennamen eines Hadschi hat er keinen Anspruch, so lange er den drei Meilen von Mekka entfernten Berg Arafat noch nicht besucht hat. Hier fand der Sage nach Adam nach langer Trennung die Eva wieder. Bald nach Beginn der Wallfahrtszeit brechen die Pilger hierher auf, oft in Schaaren von 50—70000 mit 20—25000 Kameelen und schlagen ihre Zelte, deren Burckhardt über 3000 zählte, rings um den etwa 200 Fuß hohen Berg auf. Man nennt diese Wallfahrt Affer und eröffnet sie mit den beiden heiligen Kameelen oder Mamals, welche der großen syrischen Pilgerkaravane vorangeschritten und auf ihrem Buckel ein in Form eines hohen Kegels errichtetes und mit seidenen Zeugen, Stickereien, Brocaden und Straußfedern geschmücktes Gerüst tragen, in dessen Mitte ein in seidenen Stoff gewickeltes Gebet- und Zauberbuch sich befindet. Ein Prediger oder Khatyb begleitet auf einem reichgezäumten Kameele die Karavane, reitet den Arafat hinauf und predigt vom Kameele herab den zahlreich um ihn Versammelten zur Erinnerung, daß auch Muhamed in solcher Weise zu predigen pflegte. Sämmtliche Wallfahrer sind nur mit dem Ihram bekleidet, einem um die Lenden geschlungenen Stücke Zeug, sowie einem ähnlichen, welches über die Schultern geworfen wird. Bei der Rückkehr vom Berge Arafat besuchen die Pilger das Thal Muna, in welchem drei Pfeiler

die Stelle bezeichnen, wo Abraham durch jedesmal sieben Steinwürfe den Teufel verjagte, als derselbe ihn bei der Rückkehr vom Berge Arafat irre zu leiten versuchte. Jeder Gläubige hat, bei diesen Steinpfeilern angekommen, die Verpflichtung, dem Teufel dieselbe Zahl Steine nachzuschleudern, worauf die zum Opfer mitgebrachten Thiere hier getödtet werden. Lauter Jubel, Gesang und Freudenschrei, begrüßt die von Muna zurückkehrenden Pilger, deren erster Gang wieder zur Kaaba führt. Mit diesem Besuche ist das Ende der Hadschi erreicht. Mekka ist um diese Zeit mit Pilgern überfüllt, große Handelsgeschäfte und Einkäufe werden nun besorgt, worauf die Karavanen und Pilger sich wieder in ihre Heimath begeben. Viele der Kameele sind während der Zeit gestürzt, ihre Cadaver und Gerippe liegen um die Stadt zerstreut und erfüllen dieselbe mit ihrem Gestanke. Aber auch gar mancher Pilger ist zurückgeblieben. Erschöpft von der Reise fanden Viele hier den Tod, während Andere, durch Krankheit verhindert, der rückkehrenden Karavane sich nicht anzuschließen vermochten. Da kann man sie in den Colonnaden liegen sehen, mit dem Gesichte nach der Kaaba gewendet, um im Anschauen der heiligen Stätte entweder zu genesen oder zu sterben.

Nach Burckhardt.

9. Ein Besuch beim Schah von Persien. Persischer Despotismus.

Unsere Ankunft war dem Schah bekannt; nur die bei unserem Einzuge zu beobachtenden Förmlichkeiten beschäftigten noch viele Köpfe. Die Stadt lag vor uns, doch konnten wir sie noch nicht betreten. Briefe und Erklärungen wurden jede Minute abgesandt, Geheimschreiber und vertraute Boten gingen zwischen Teheran und unserem Lager ohne Unterbrechung hin und her. Ein berühmter Sterndeuter zu Ispahan hatte schon früher Tag, Stunde und Minute bestimmt, zu welcher der Einzug des Gesandten in Teheran stattfinden müsse, um mit Erfolg gekrönt zu werden. Dies hatte er in besonderer Schrift dem Hofe bekannt gemacht. Demnach galt es, diese Zeit genau einzuhalten. Schon einige Stunden vor Teheran kamen uns, von mehreren Edlen des Hofes geführt, sechshundert Reiter der Leibgarde entgegen, um uns feierlichst einzuholen. Allerlei Höflichkeiten wurden gegenseitig gewechselt und wir, sowie die Anführer des Zuges, waren darauf bedacht, Alles auf dem Fuße der Gleichheit genau abzumessen. Als wir zusammentrafen, berührte bei der gegenseitigen Begrüßung Keiner den Erdboden früher als der Andere. In gleicher Linie, genau nach den Stufen der sie begleitenden Würde, ritten die Herren des Gefolges neben einander der Stadt zu. Hier warteten unser des Königs Leibwächter und unterhielten uns durch mancherlei Spiele, um unsere Ankunft bis zur bestimmten Stunde zu verzögern. Endlich erreichten wir die Vorstädte. Aga Mir, unser Begleiter, trug eine richtig gehende Uhr, um nach den Berechnungen des Sterndeuters unseren Marsch nach derselben einzurichten. Du hast noch zehn Minuten, flüsterte er mir zu, ein wenig langsamer! Bald darauf sprach er halblaut: Schneller! Noch einmal hörte ich sein „langsamer", kurz darauf: Jetzt, und mein Roß setzte den Fuß über die Schwelle des Stadtthors. Al hamd ul illah! (Gott sei Dank) rief Aga Mir mit fröhlichem Gesichte. Es ist der rechte Augenblick! Wie glücklich!

Nun bewegte sich unser Zug die Straßen Teheran's entlang bis zu dem Palast Hadschi Ibrahim's, des ersten Ministers. Der gegenwärtige Schah oder König verdankte diesem berühmten Manne seine Erhebung auf den Thron. Bald nach unserer Ankunft wurden wir von Hadschi Ibrahim begrüßt, der bei aller Ein-

fachheit in Kleidung und Ansehen sich im Gespräch als ein Mann von viel gesundem Verstand, Aufrichtigkeit und Kraft bewies. Nach mancherlei Verhandlungen über Förmlichkeiten und Anreden bei der Audienz nahte endlich der Augenblick, in welchem wir die Schwelle der Weltherrlichkeit betreten sollten. Wir ritten in vollem Prunk unserer Uniformen einher; das Volk war in den Straßen angehäuft und gaffte uns an, Reihen von Kriegern und Pferden, mit asiatischem Luxus ausgestattet, hielten es in Stille und Ordnung bis eine Viertelstunde vom Palast. Die Vorhöfe waren mit kostbar gekleideten Reitern angefüllt; aber erst, als wir durch die letzte Pforte des Palastes gekommen waren und den Garten betraten, der vor dem königlichen Empfangsaale lag, sollte uns der höchste Begriff vom Glanze des persischen Hofes beigebracht werden. Hier standen alle Prinzen, Edlen und Hofleute, sowie die vornehmen Staatsbeamten in abgesonderten Reihen, Jeder nach seinem Range vom Offizier, zunächst dem Eingange, bis zum Thronerben Abbas Mirza. Da war Keiner, welcher nicht einen Säbel mit goldenem Griffe, einen Caschemirshawl um die Mütze und einen andern um den Leib gewunden getragen hätte. Doch vor Allen strahlte gleich der Sonne die Person des Königs. Sein bleiches, schönes Gesicht war geziert mit einem dichten, schwarzen und glänzenden, bis auf den Leib herabwallenden Bart und Edelsteine von außerordentlicher Größe deckten in so reicher Fülle sein Gewand, daß es bei dem blendenden Zurückstrahlen des darauf fallenden Sonnenlichtes unmöglich war, die einzelnen Theile desselben zu unterscheiden. Die beiden Obercerementenmeister traten nun hervor, näherten sich langsam dem Throne, verbeugten sich zweimal tief und der Bittschriftenempfänger sprach: Hauptmann Malcolm kommt als Gesandter des Statthalters von Indien zu Deiner Hoheit. Da blickte der König auf mich und rief mit kräftiger Stimme: „Khusch Amidih!" (Du bist willkommen) Nach dieser Begrüßung erstiegen wir die in den Saal führenden Stufen und begaben uns auf die für uns bestimmten Plätze. Der Brief des Statthalters, welchen man beim Aufzuge in einer goldenen Mulde getragen hatte, ward nun geöffnet und gelesen, worauf der Schah sich nach dem König von England, dem Befinden des Statthalters von Indien, sowie nach dem gewordenen Empfange in Persien erkundigte und ob ich mit demselben auch zufrieden sei. Nachdem die Audienz etwa 20 Minuten gedauert hatte, verließen wir den König; doch hatte ich schon in den folgenden Tagen wiederholte Audienzen bei ihm. Der König that hierbei viele Fragen über die Einrichtungen des englischen Staates und den Fürsten, welcher denselben beherrscht. Dabei mißfiel ihm besonders zweierlei: daß der König von England nur eine Frau habe und durch Gesetze in seiner Macht gebunden sei. Ein solcher Machtbesitz, sprach er lächelnd, hat wohl Dauer, aber keinen Genuß, der meinige ist Genuß. Siehe, hier stehen Soliman, Khan Kadschir und mehrere Andere der ersten Großen meines Reiches, ich kann ihnen Allen die Köpfe abschlagen. Und sich zu denselben wendend, fuhr er fort: Kann ich es nicht? — Allerdings, Augenpunkt der anbetenden Welt, Du kannst es. Und so war es auch. Selbst der treffliche Hadschi Ibrahim, jener Mann, welchem Feth Ali Schah den Thron dankte und vor welchem er sich so fürchtete, daß ihm seine Günstlinge bei den oft knabenhaften Belustigungen im Scherz zuriefen: „Hadschi, Hadschi," als ob der Minister Ibrahim sich nähere, selbst dieser verfiel seiner Despotenlaune. Was Hadschi Ibrahim längst geahnet und was er selbst beim Abschied des Gesandten von Teheran diesem andeutete, das sollte schon nach zwei Jahren in Erfüllung gehen — Hadschi Ibrahim ward einem grausamen Tode geweiht und nach dem barba-

rischen Gebrauche der Perser wurden selbst seine Brüder und Söhne in die Verurtheilung eingeschlossen. Einige wurden getödtet, Andere geblendet, Alle aber verloren ihr Vermögen. Freilich vermißte der König bei wichtigen Angelegenheiten später den Rath seines weisen Ministers. Wo ist Hadschi Ibrahim? rief er dann aus; er allein taugte dazu, einem Könige Rath zu ertheilen.

Derartige Grausamkeiten sind in der Geschichte des persischen Staates fast gewöhnliche Erscheinungen. Schon auf seiner Reise traf Malcolm mit Riza Kuli Khan, dem Statthalter von Kaserun, zusammen. Dieser alte Edelmann war in jener Zeit, als die beiden Familien Zend und Kadschir sich um den persischen Thron stritten, geblendet worden und trug jetzt eine seidene Binde über seinen Augenhöhlen. Nicht um uns zu rühren, sondern zu unserer Unterhaltung erzählte er uns die Geschichte seines Unglücks; denn in einem Lande, wo dergleichen Gräuel täglich vorkommen, werden sie wie gewöhnliche Ereignisse betrachtet und verlieren ihre Schrecken. Ich war ein eifriger Anhänger des Hauses Kadschir, erzählte der alte blinde Mann, und erstaunte nicht wenig, daß ich nur zum Verlust meiner Augen verurtheilt wurde, als ich in die Gewalt des niederträchtigen Stammes Zend fiel. Ein Ferasch (niederer Diener) trat zu mir herein, um mit einem stumpfen Messer das Urtheil zu vollstrecken. Ich bot ihm zwanzig Tomans, wenn er sich meines Federmessers dabei bedienen wollte; er schlug es aus, nannte mich einen Bösewicht, der seinen Bruder ermordet hätte und bedauerte nur, daß ihm nicht vergönnt sei, mich zu tödten. Ich legte mich nun mit verstellter Unterwürfigkeit auf den Rücken, während jener die Aermel aufstreifte, sein Messer schwang, ganz bedächtig seine Knie auf meine Brust setzte und seine Schlächterarbeit beginnen wollte, gleich als wäre ich ein dummes Schaf gewesen. Da erhob ich unversehens meinen Fuß und stieß ihn so heftig auf den Magen, daß er sich auf eine Art überpurzelte, die dich zum Lachen gebracht haben würde. Hierbei wiederholte Riza Kuli Khan unter herzlichem Gelächter die beschriebene Bewegung seines Fußes und fuhr dann fort: Ich sprang auf, mein Gegner auch, doch dieser war stärker und als er mich niedergeworfen hatte, stach er mir die Augen aus. Die Wunden heilten bald und als der Stamm Kadschir zur Herrschaft kam, ward ich für mein Leiden belohnt. Hier lebe ich nun im Ueberflusse und freue mich einer Ruhe, welche sehenden Menschen in diesem Lande nicht zu Theil wird. Zeigt sich ein Ausfall in meiner Einnahme, so sagt der König: Es ist der arme blinde Riza Kuli Khan, laßt ihn gehen. Da siehst du, Eltschi, daß ich durch den Verlust meiner beiden Augen besser gegen das Unglück geschützt bin, als wenn ich zwanzig der hellsten Augen in Persien hätte. Hierbei lachte er wieder laut auf. Und er hatte nicht Unrecht, denn Niemand ist ein geplagterer Mann in Persien, als ein Steuereinnehmer. Dies weiß man allgemein, und als der Prinz Statthalter von Schiras einst seine Räthe fragte, mit welcher Strafe er einen ganz abscheulichen Verbrecher belegen sollte, sprach ein alter Günstling: Mache ihn zum Steuereinnehmer. Es kann kein Verbrechen geben, das in einer solchen Anstellung nicht bald hinlänglich gestraft würde.

So schön Persien in vielen seinen Theilen ist, so reich die Schätze der Natur, so herrlich einst der Anbau des Landes, so versinkt sein Volk trotz aller herrlichen Anlagen und der verhältnißmäßig hohen Bildung mehr und mehr in Armuth und Elend. Gleich einem Riesenvampyr lastet auf Persien das aussaugende Regiment des jetzigen, wie so manches früheren Königshauses, das in unersättlicher Habsucht die Quellen des Wohlstandes erschöpft und

sich dadurch das eigene Grab bereitet. In vielen Theilen ist das Reich verödet und entvölkert. Vor der Unerschwinglichkeit der Abgaben, vorzüglich der unregelmäßigen, wandern noch jetzt häufig ganze Ortschaften aus und ziehen sich in Gegenden zurück, wohin der Arm des Despoten nicht reicht; während Andere, welche dem Uebermuthe und der Habsucht der Steuereintreiber widerstehen, bei passender Gelegenheit später gezüchtigt werden. Dann nimmt man ihnen die Habe, vernichtet ihre Wohnungen und läßt den Ort in Trümmern liegen; die Felder, vordem blühend, werden zur Wüste. So ging es der Stadt Komaischah, durch deren Trümmerhaufen die Gesandtschaft ritt. Sie war vordem bedeutend, jetzt ritt man durch endlose leere Bazars, ohne nur einem Menschen zu begegnen. Der Statthalter von Ispahan suchte vor einiger Zeit die Stadt wieder zu bevölkern, indem er Ansiedler herbeizog und ihnen mancherlei Vortheile zugestand. In kurzer Zeit war die Einwohnerzahl auf 3000 gestiegen. Das Leben regte sich in den öden Trümmern, die Felder gewannen ein fruchtbares Aeußere und alles berechtigte zu hübschen Hoffnungen: da ernannte der Schah seinen Schwiegersohn Kaussim Khan zum Gouverneur des Districtes, und dieser sog in wenigen Jahren die eben aufblühende Stadt so gründlich aus, daß die 3000 Menschen wieder verschwanden und Komaischah wieder zu einem Labyrinth von Ruinen ward.

Nach Malcolm.

10. Pferd und Dattelbaum beim Perser.

Unter den mancherlei Gegenständen, an denen die Seele des Persers hängt, steht das Pferd obenan. Reisen durch dieses Land können nur mittelst des Kameels und Pferdes gemacht werden, Niemand geht zu Fuße. Als wir daher unsere Reise antraten, waren Reitthiere verschiedener Art nöthig, und zwar vom persischen Klepper, Jabu, bis zu dem Araber von reiner Abkunft, Redschi Pack, d. h. reine Adern, von denen viele an der persischen Küste mit großer Sorgfalt gezogen werden, wobei man ganz besondere Aufmerksamkeit dem unbefleckten Stammbaume des Thieres widmet. Die größte Sorgfalt wird den Zuchtstuten gewidmet, und an einem einzigen solchen berühmten Pferde haben oft 10—12 Araber Antheil. Dafür geht aber auch dem Eigenthümer selbst Weib und Kind nicht über das Pferd, und du magst ihm bieten was du willst, selbst der höchste Preis kann ihn nicht zum Verkauf seines Lieblingsthieres bewegen. Diese Erfahrung sollte ich selbst machen. Ein Araber der Umgegend besuchte mich auf einem prachtvollen Pferde. Ich frug ihn, ob er es verkaufen wolle. „Was giebst Du mir?“ war seine Antwort. — „Funfzig Toman will ich geben,“ erwiderte ich. — „Das ist nicht genug,“ entgegnete der Bursche, „ein wenig mehr, wenn Dir's beliebt!“ — „Nun denn, achtzig — — hundert!“ — „Gut,“ antwortete der Araber, „versuche mich nicht weiter, Deine Bemühungen sind umsonst. Du bist ein schöner Eltschi (Gesandter), hast schöne Pferde, Kameele und Maulthiere, Ladungen von Silber und Gold und möchtest nun auch gern mein junges Pferd haben, aber Du sollst es nicht erhalten und bötest Du auch Alles, was Du hast.“ Mit diesen Worten verließ er uns und eilte der Wüste zu.

Diese Pferdeliebe wird nicht selten lächerlich. Ein Araber, welcher ein Bein gebrochen hatte, klagte übermäßig. Der europäische Arzt machte ihm darüber Vorwürfe, er aber entgegnete mit Folgendem: Glaube nicht, Ferindschi, daß ich ein klagendes Wort ausstoßen würde, wenn mein edles Pferd mit einem munteren Schlage mir beide Beine zerschmettert hätte; daß aber ein

dummer Esel mir das Bein zerschlagen hat, das ist zu arg, darüber muß ich klagen."

Die Begriffe des niederen Persers beschränken sich dagegen meist auf die Pflege der Dattelbäume und Kameele, da beide ihnen die einzigen Mittel zur Erhaltung des Lebens gewähren. So schrecklich auch das Joch ist, welches die despotische Regierung auf ihre Unterthanen gelegt hat, so unerträglich die Hitze bei allem Mangel an süßem Wasser in vielen Theilen des Landes ist, so daß der Fremde hier nicht ausdauern würde, so fühlt man sich dennoch in seinem Elende glücklich und sehnt sich bei längerer Abwesenheit von der Heimath wieder in das Geburtsland zurück. Folgender einfache Vorgang giebt den Beleg. Eine englische Familie hatte von der arabisch-persischen Grenze ein arabisches Mädchen als Kinderwärterin mit nach England genommen. Vier Jahre hatte sie daselbst ausgehalten, dann kehrte sie zurück und alle Nachbarn sammelten sich um sie, um über England etwas zu erfahren. Das Land ist wie ein Garten, erzählte sie, die Menschen sind sehr reich, haben schöne Kleider, schöne Häuser, schöne Pferde und schöne Wagen. Auch sagte man mir, die Leute seien weise und glücklich. Dies versetzte die Zuhörer, die ihrer Armuth, ihres Elends gedachten, in eine düstere Stimmung, die jedoch bald schwand, als das Mädchen fortfuhr: Aber etwas hat England doch nicht. Nun, was ist das? fragte man lebhaft. Nicht ein einziger Dattelbaum wächst im Lande. Was du sagst! riefen Alle einstimmig, und bald verwandelte sich ihr Neid in Mitleid, da sie nicht begriffen, wie Menschen in einem Lande leben könnten, wo es keine Dattelbäume giebt.

Die Tracht der Perser, welche mich auf meiner Reise begleiteten, bestand zunächst in einem Paar sehr weiter Hosen von rothem Tuch, da man in dieselben alles das steckte, was man auf der Reise zu brauchen gedachte oder wessen man sich als gute Prise bemächtigen würde. An den Knöcheln sind diese Hosen mit einem Bande umbunden und passen in die weiten plumpen Stiefeln aus rothem Leder oder Juchten. Das Oberkleid heißt Kabba und ist vorn aufgeschlitzt. Nur der Vermögende wirft über den ganzen Anzug noch die Barauni, einen großen mit weiten Aermeln versehenen Mantel, der oft aus sehr feinem Stoffe besteht, mit feinem Pelzwerk gefüttert, mit Seide, Gold und Silber gestickt ist und die ganze Person bedeckt. Häufiger trägt man den Dima, ein dem Reitkleide der Damen nicht unähnliches Gewand, welches vom Hals bis an den Gürtel dicht an dem Körper liegt und von da in weiten Falten bis auf die Füße herab fällt. Nur arme Perser tragen Mäntel von Schaffellen. Doch hiermit ist die Reiseausrüstung noch nicht vervollständigt. Schwert, Flinte, Pistole und Dolch nebst mancherlei sonderbaren Behältern für die Munition fehlen noch. Ist dies Alles vorhanden, sitzt auf dem Kopfe die schwarze Mütze von Schafleder, nach Form und Größe verschieden, dann hebt sich der stolze Blick des schnurrbärtigen Persers und von seinem hohen Sattel betrachtet er sich als Herrn der Welt.

Nach Malcolm.

11. Ein Zusammentreffen mit Kurden.

In den Grenzgebirgen Persiens und Armeniens hausen in ungebundener Freiheit die Kurden als gefürchtetes Räubervolk. Schon ihr Aeußeres, ihr Gesicht, verkündigt den Räuber. Eine gleich einem Habichtschnabel gekrümmte Nase, nahe bei einander stehende stechende Augen und ein frecher Blick zeigen, was man von ihnen zu erwarten hat. In Haufen überfallen sie bald die Karawanen, bald die Ortschaften in weitem Umkreise. Was sie an Pferden,

Schafen und Kameelen finden, treiben sie fort, und selbst die Bewohner machen sie nicht selten zu Sclaven, um sie auf entfernten Märkten zu verkaufen. Von einem Zusammentreffen mit ihnen erzählt der Reisende Moritz Wagner das Folgende: Nachdem wir den Dschagatufluß überschritten und nahe an drei Stunden durch eine öde, sumpfige Gegend geritten waren, erblickten wir in der Ferne ein ruinenhaftes Gebäude, welches von schwarzen Zelten umgeben war. Ein Trupp kurdischer Reiter kam eben mit der Heerde von der Weide. Sie trugen Filzmützen und feuerfarbige Turbans. Ein prächtiger Häuptling mit dichtem rabenschwarzem Barte und einem Wulste von buntfarbigen Shawls um die Filzmütze gewunden kam mit einigen Reitern unserem Kawassen entgegen. Dieser verhandelte in demüthiger Stellung mit ihm und hielt ihm den Ferman vor, dessen Unterschrift und Siegel der Kurde sorgfältig musterte; darauf entfernte er sich. Schon nach einer Viertelstunde kam Mirza Ali zurück und versicherte uns, daß Khan Mir Aga, der Neffe des Häuptlings, uns in dessen Namen willkommen heiße. Nun durften wir der kurdischen Gastfreundschaft uns ohne Besorgniß anvertrauen, denn diese räuberischen Nomaden ehren die Gesetze derselben und verrichten ihre Ueberfälle und Mordthaten nie in ihren Dörfern oder Lagern, sondern nur in der Wildniß oder an Wegen und Straßen. Der greise fast taube Häuptling der Mugikurden, Schader Aga, empfing uns in der Mitte seiner Klanmänner mit würdevollem Anstande und bedeutete mich, die Stiefeln auszuziehen und auf den Teppichen und Polstern Platz zu nehmen, welche zu unserem Empfange auf dem Boden ausgebreitet waren. Da ich als Hekhim oder europäischer Arzt reiste, so mußte ich bald das Kästchen meiner Reiseapotheke öffnen und es kamen Patienten in Menge. Selbst der achtzigjährige Schader Aga bat mich dringend um Medicin gegen seine Taubheit. Er versprach mir täglich Kaimak zu bereiten und jeden Freitag ein Lamm zu braten, meinen Dienern sollte es keinen Tag an Pilau und Gaurd und meinen Pferden nicht an gutem Futter fehlen, falls ich zu seiner Kur hier bleiben wollte. Dabei ward der alte Mann so dringend, daß ich ihm endlich etwas Oel auf Baumwolle in das Ohr stopfte und ein paar Löffel Mageneſſenz einflößte, wodurch der gläubige Patient sogleich besseres Gehör zu verspüren versicherte. Nun mußte ich den versammelten Männern noch Proben meiner Schießfertigkeit ablegen, worüber sie sehr erstaunten, da ihre alten Flinten mit Luntenschlössern nicht besonders sicher sind. Als der Abend nahte, bestieg Schader Aga den Thurm des kleinen Hauses und mahnte an Stelle eines Muezzin oder Geistlichen seine Gemeinde mit brüllender Baßstimme unter der stärksten Anstrengung zur Andacht. Hierauf stieg er vom Thurme herab und verrichtete mit entblößten Füßen auf dem Teppich stehend, den Blick nach Süden gewendet, das Gebet. Seinem Beispiele folgte die ganze männliche Bevölkerung des Lagers. Als am folgenden Morgen die Sonne aufging, weckte uns der Gebetsruf von Schader Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeschrei ziemlich ähnlich war. Nach dem Gebete herrschte große Rührigkeit im Lager, die Frauen gingen ans Melkgeschäft und die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide. Nun brach ich auch auf, nahm Abschied vom Häuptling und drückte ihm einiges Geld in die Hand. Erst sträubte sich der Kurde, die Gastfreundschaft sich bezahlen zu lassen, doch die Habsucht überwog und mit behaglichem Schmunzeln schob er das Geld in seinen weiten Kaftan. Einige berittene Kurden gaben uns auf seinen Befehl das Geleite bis zu einer Mineralquelle. Wir kamen durch eine sumpfige öde Gegend und ritten lange durch einen Weiher, in welchem die Pferde bis an die Brust im Wasser wateten,

während Schilf und Binsen über die Reiter hinausragten. Nicht ohne Unruhe bemerkten wir, daß Khan Mir Aga, der Führer unserer Kurden, sich in unverständlicher Sprache mit seinen Leuten unterhielt und dabei seine hablüsternen Raubvogelaugen oft auf unsere Packpferde warf. Hier war Vorsicht nöthig. Als nun unsere Pferde sich aus dem Schilf bald herausgearbeitet hatten und fester Boden unter ihren Füßen war, tummelten sich die Kurden unter wildem Geschrei in immer engeren Kreisen um unser Gepäck und Khan Mir Aga sprengte plötzlich in vollem Galopp mit eingelegter Bambuslanze auf meinen Diener, den Polen, zu. Dieser aber ergriff sofort sein Doppelgewehr und schlug es auf den Kurden an, der, als ob der Spaß ihm gefiele, laut lachend sein Pferd drehte und gegen mich lossprengte. Ich streckte ihm ebenso schnell meine beiden Pistolen entgegen. Mochte die Sache nun Ernst oder Scherz gewesen sein, unsere entschlossene Haltung bewahrte uns vor der Raublust unserer Begleiter, welche nunmehr in eine Art Reiterspiel übergingen, von den Beduinen Fantasia genannt. Khan Mir Aga war übrigens ein höchst stattlicher Mann und stand den kräftigen Kriegergestalten, welche ich in den Thälern des Kaukasus und Atlas gesehen hatte, nicht nach. Man begleitete uns zur Mineralquelle, einem Eisensäuerling, welcher von einer ungeheuren Menge von Reihern, Ibisen, Wasserhühnern, schwarzen Störchen und Flamingos umschwärmt ward. Hier trank Khan Mir Aga zu seiner Stärkung von dem Wasser in starken Zügen und nahm dann von uns Abschied. Die nestorianischen Christen, welche sich in jenen Gegenden aufhalten, haben von den Kurden oft furchtbar zu leiden. Schon zu verschiedenen Malen wurden ihre Dörfer von ihnen überfallen, die Männer niedergemetzelt, und die Frauen und Kinder in die Sclaverei geschleppt.

Nach Moritz Wagner.

12. Benares.

Im Herzen Hindostans, am linken Ufer des majestätischen Ganges hoch gelegen, prangt die alte Braminenstadt **Benares**, in paradiesischer ebener Gegend. Schon die äußere Erscheinung der heiligen Stadt, welche sich in einem weiten Halbkreise am Flußufer ausbreitet, ist sonderbar und abweichend von den gewöhnlichen Städten Indiens. Gleich Flammen entsteigen eine Menge vergoldeter Thürme einem unermeßlichen Durcheinander von zahllosen Prachtbauten, Häusern und Palmen. Alle Völker des Morgenlandes haben sich hier versammelt, während die Europäer, besonders Briten, im Norden und Westen jenes weiten Halbkreises in vielen Bangalo's, luftigen Bambushäusern, ihren Aufenthalt genommen haben. Beim Eintritt in die Stadt erblickst du kein weites Thor, das dich in breite Straßen führte; durch eine hohe, enge und düstere Pforte gelangst du in schmale, vielfach sich windende, dunkle und vollgepfropfte Gassen, die so eng sind, daß zwei Palankinträger kaum einander ausweichen können. Die Häuser, fast durch ganz Indien niedrig, sind in der inneren Stadt, besonders in der Nähe des Ganges, drei bis fünf Stockwerke hoch, denn der Raum in Benares ist beschränkt und sein Werth unglaublich groß. Man schätzt die Häuserzahl auf 30000, von denen 12000 massiv und allein 8000 von Braminenfamilien bewohnt sind, welche von den täglichen Opfern und Spenden sowohl der Reichen als der Pilger leben. Die entfernteren Häuser sind klein und leicht gebaut, während andere massiv mit Veranda's, mit Gallerien, gothischen und maurischen Fensterstöcken, mit Vorsprüngen und breitem überhangendem und künstlich ausgezacktem Dachwerke verziert sind. Alle Wände sind mit einem Gewimmel von Menschen,

Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen, hundertköpfigen und hundertarmigen Fratzen im buntesten Wechsel und mit den lebhaftesten Farben bemalt. Unter einer Bevölkerung von mehr als 200000 Einwohnern, die aber durch die zahlreichen Pilgerschaaren oft das Doppelte erreicht, findest du an tausend Hindutempel und 333 Moscheen. Daher reiht sich, wenn du durch die zweite Pforte den inneren Stadttheil betrittst, Tempel an Tempel, Pagode an Pagode. Wandelnde Betstühle ohne Zahl, mit Götzenfiguren bemalt und mit Palmenzweigen behangen, verengen den ohnedies schon so schmalen Weg noch mehr, und eine Unsumme von feisten Stieren jedes Alters und alle dem Siwa geheiligt, dabei zahm und zutraulich wie Hunde, spazieren stolz und genugsam mit der Miene des Herrn umher oder versperren dir, quer über die Gasse gelagert, den Weg. Das Gebot des Schöpfers, das den Menschen zum Herrn der Thiere einsetzte, scheint hier keine Geltung zu haben; denn wie viele Menschen gewahrst du nicht, welche knieend die feisten Bestien mit Blumen schmücken und sich ehrerbietig zu dem wiederkäuenden Stiere herabneigen, um ihn zum Aufstehen zu vermögen. Wehe dir, wenn es dir einfiele, durch einen derben Stoß oder Tritt dir den nöthigen Platz zum Vorübergehen zu verschaffen! Der fanatische Pöbel würde, dadurch auf's Aeußerste gereizt, dich zerreißen.

Hat deine Geduld dies überwunden und betrittst du durch eine neue Pforte einen anderen Stadttheil, so beginnt damit eine noch härtere Prüfung. Die Ochsen des Siwa sind verschwunden, aber an ihrer Stelle springen und klettern unzählbare Affen, lauter Affenweibchen, dem Gotte Hunimauna, jenem Affen, geweiht, der für Rahmah das Reich des Glaubens durch die Eroberung Ceylons erweiterte. Trotz ihrer Heiligkeit hat dies Völkchen seine diebische und neckende Natur nicht geändert; sie klettern von Dach zu Dach, von Fenster zu Fenster, herauf und herab, und vor ihren zerzausenden und mausenden Krallen ist Nichts sicher. Keinen Augenblick lassen sie dich in Ruhe, nehmen dir die Kopfbedeckungen, springen dir auf die Schultern. Dort, hinter den Verzierungen eines Daches versteckt, langen sie hervor und rupfen dich oder greifen ungestraft in die Bärte der Obsthändler und Zuckerbäcker, reißen den Kindern das Brot vom Munde, und was du essen magst, so sei nur darauf gefaßt, daß sie an dir heraufklettern und den Bissen vom Munde wegnehmen. Wehe, wenn du sie mit Schlägen abwehren wolltest! Wie anderwärts ist auch hier die Geduld die einzige erlaubte Waffe gegen eine berechtigte Spitzbubengesellschaft, und du kommst am besten davon, wenn du, das Unabwendbare ertragend, gelassen deines Weges ziehst.

Auf die unverschämten Affen folgen in der Reihe der Geduldübungen die Fakhirs, die hinter kleinen Krambuden ähnlichen, mit Götzenbildern verzierten Häusern einen unerträglichen Lärm mit mißtönenden Instrumenten machen, ganz dazu geeignet, die Vorübergehenden zu betäuben. Zwischen diesen Buden, zu beiden Seiten der Hauptstraßen, liegen gleichsam in Reihe und Glied die religiösen Bettler aller Sekten, Kranke und Krüppel von beiden Geschlechtern, Alle aber von ekelhaftem Aussehen, die Haare wild, die Glieder verzerrt und verdreht in allen nur denkbaren Verrenkungen, den Körper mit Kreide und Kuhmist beschmiert und dabei oft in den abscheulichsten Bußstellungen. Ihr pestartiger Gestank umnebelt die Sinne des Vorübergehenden, Schwärme von Bettlern aus allen Sekten umkreisen ihn bei jedem Tritte und ohne Aufhören umschwirrt sein Ohr der Zuruf: „Aga Saib, topi Saib!" (Herr gieb Almosen, gieb zu essen!) Das Jammern und Heulen der Kranken könnte zur Verzweiflung bringen. Auffallend groß ist die Menge der Aussätzigen und jener unglücklichen Fanatiker, welche Jahre lang unbeweglich in einer gewissen

Stellung beharren, so daß ihre Glieder versteifen und zu jeder anderen Bewegung unfähig werden. Da siehst du Menschen mit bald aufwärts, bald wagerecht ausgestreckten Armen, mit so krampfhaft geballten Fäusten, daß die Nägel durch die Hand gewachsen sind; die Zahl der Blinden ist außerordentlich groß, sowie jener, welche die Augen so lange fest geschlossen haben, bis sie endlich zusammenschwären. Noch andere stehen auf Klötzen mit eisernen Stacheln, welche ihnen durch die Füße gewachsen sind und die bei der geringsten Bewegung die entsetzlichsten Schmerzen verursachen. Vergebens beginnst du, von Mitleid erregt, Almosen auszutheilen, es ist Oel in's Feuer, ein Tropfen in's Meer. Daneben zeigen sich wieder hier und da schelmische Bajaderen, den Göttern geweihte leichtfertige Tänzerinnen, bald an Gittern oder auf Gallerien, bald in duftige bunte Gewänder gekleidet, auf von schönen Stieren gezogenen Wagen einherfahrend.

Dies ist der Eindruck, der Willkommen, der dem Fremden wird, wenn er die heilige Stadt Hindostans beschreitet, diesen Lotos der Welt, die abgeschlossene Stadt der Erde, auf der Spitze des Dreizacks Siwa's erbaut, den Ort, den Alle segnen und preisen, den Ort, an welchem es genügt, zu sterben, um selig zu werden, selbst wenn man ein Rindfleischesser wäre, vorausgesetzt, daß man sich gegen die armen Braminen mildthätig erwiesen hat. Diese letztere Bedingung liefert den Schlüssel zum tollen Räthsel. Sie ist es, welche die Zehntausende von geistlichen Bettlern aus allen Theilen Indiens hierher zieht, und das Versprechen der ewigen Seligkeit erklärt es, daß so viele reiche Leute am Abend ihrer Tage hier zusammenströmen, um, der Welt überdrüssig und von ihren Freuden gesättigt, ihres einstigen Schicksals gewiß zu sein. Zu ihnen kommen abgesetzte Fürsten, verabschiedete Minister indischer Könige, große Verbrecher, welche das Gesetz nicht erreichen kann, Menschen, welche das Gewissen foltert, Alle wollen ihre Seele reinigen oder die sie quälende Langeweile an den prunkenden Festen Bramas ertödten.

Die Tempel der Hindus machen, vermöge ihrer mannichfachen und leichten Formen, meist einen sehr gefälligen Eindruck. Die schönsten und größten stehen in Benares an den Ufern des Ganges, und ihre vergoldeten Kuppeln gewähren von der anderen Seite des Stromes einen prachtvollen Anblick. — Gewöhnlich umschließen die Tempelgebäude einen inneren Hof als Aufenthaltsort der Stiere des Siwa. Mit Dreistigkeit laufen diese Thiere jedem Eintretenden entgegen, um die gewöhnliche Gabe von Mais oder Zuckerbrot zu empfangen. Empfangen sie diese nicht sogleich, so schnuppern sie die Taschen aus und erlauben sich wohl auch mit ihren Hörnern ihre Almosenforderung zu unterstützen. Rund um die Tempelhöfe laufen Kreuzgänge, welche mit männlichen und weiblichen Büßenden, alle nackt vom Kopf bis zu den Füßen und mit Kuhmist und Kreide beschmiert, bedeckt sind. Unter den Tempeln befindet sich ein unterirdisches Gewölbe mit Bad, in welches durch Stollen das Wasser des heiligen Ganges geleitet wird. Nach den Ufern des Flusses führen große, breite, steinerne Freitreppen; auf ihnen steigen die Pilger zu den Fluthen herab, um hier durch heilige Bäder sich zu entsündigen; doch ist auch die Zahl derer sehr beträchtlich, welche oft Hunderte von Meilen aus den entferntesten Provinzen kommen, ihrem Leben in den Fluthen ein Ziel setzen, um dadurch die Seele zu retten. Die Ertränkungsweise ist eine ganz eigenthümliche und besteht in Folgendem: Zwei am Boden durchlöcherte Thongefäße, sogenannte Ketschrivasen werden unter jedem Arme befestigt. Mit ihnen stürzt sich das Opfer in den Strom an einer tiefen Stelle und läßt

sich von den hohlen Gefäßen getragen auf ihm dahintreiben. Ein Lobgesang zum Preise der Götter ertönt noch aus seinem Munde; doch die Vasen nehmen immer mehr Wasser auf, der Sänger sinkt immer tiefer und tiefer, bis er verschwindet und die Fluthen über ihm zusammenschlagen. Die Zahl der Leichname, welche auf dem Strome fortgetrieben und eine Beute der Fische und Geier werden, ist ebenso groß, als ihr Anblick höchst widerlich. An anderen Punkten lodern die Scheiterhaufen jüngst Verstorbener hoch in die Lüfte, umgeben von den in weiße Gewänder gekleideten Angehörigen, wobei nicht selten die Frau dem verstorbenen Manne durch Selbstverbrennung folgt. Ebenso zahlreich sind auch die Ruhebetten der Sterbenden, welche sich hierher tragen ließen, um im Anblick des heiligen Stromes ihre Seele auszuhauchen. Die britische Regierung hat Alles gethan, um die furchtbar zahlreichen Selbstmorde zu verhindern, doch ihre Bemühungen scheiterten an dem Fanatismus der Priester und das Wenige, was man erreichte, bestand darin, daß die Ersäufungen nicht mehr am Tage, sondern in der Nacht und in einiger Entfernung von der Stadt an geweiheten Stromstellen stattfinden. Was vermögen auch Polizeimaßregeln gegen den tollen Fanatismus von Menschen, welche eine Reise von mehr als **100** Meilen zur Ausführung eines solchen Vorsatzes unternehmen! Nur äußerst langsam vermag die durch das Christenthum gebrachte Aufklärung das lügnerische und gotteslästerliche Joch einer habsüchtigen Priesterkaste zu zerstören, welche in Benares die Hochschulen der braminischen Weisheit hat. Mehr als **2000** Studenten besuchen das berühmte Widalaja, die Vorbereitungsanstalt für höhere Priester.

Doch Benares ist nicht allein die heilige Stadt Hindostan's, sondern auch die Hauptstadt des indischen Gewerbfleißes und sein reichster Markt. In seinen Bazars sind aufgehäuft die kostbaren Shawls des Nordens, die Diamanten des Südens, die Mousseline aus Dekan und den inneren Provinzen Indiens, die unzähligen Seidenwaaren, die schönsten Wollen- und Baumwollenstoffe des ganzen Morgenlandes. Bis hierher strömen die englischen Manufakturwaaren und jene kostbaren Waffen- und Goldschmiedearbeiten aus Lucknow und Mengyr, die von da nach Bundelkund, Gorruckpar, Nepaul u. s. w. zu Schiff auf den Adern des Ganges, oder über den Rücken des Himalaja nach den Hochebenen Tibets weitergebracht werden.

Nach Meyer.

13. Bilder aus dem religiösen Leben der Hindus.

Der Hindu glaubt an ein göttliches Urwesen, den Barabrama, welcher oben auf dem Götterberge thront, wo die heiligen Ströme Indus und Ganges entspringen. Dieses Urwesen ist dreigetheilt, in Brama, den Weltschöpfer, der aber auch als erster Religionsstifter auftritt, Wischnu, den Welterhalter, der in verschiedenen Wandlungen sich der Welt gezeigt und bald unter der Gestalt eines Ungeheuers, halb Eber und halb Löwe, wie er menschliche Eingeweide zerreißt, bald als Pferd mit einem Schwerte gerüstet, auszutilgen die Gegenwart, und in Siwa, den Weltzerstörer. Alle drei zusammen bilden die Dreieinheit, die Trimurti, der Hindus. Brama schuf die Bewohner des Himmels und der Unterwelt; um aber auch die Erde zu bevölkern, ließ er aus seinem Munde die Braminen oder Priester, Weise oder Lehrer, aus seinem Arme die Kschetryas oder Krieger, aus denen auch die Könige stammten, aus seinem Bauche die Vaisyas oder Gewerbtreibenden, aus seinem Fuße endlich die Indras oder Dienenden hervorgehen. So ward er der Stammvater

der vier indischen Erbkasten. Noch unter diesen und zwar in völliger Rechtlosigkeit, gemieden, verachtet, von Allen verfolgt, stehen die Parias. Nicht der Besuch der Pagoden, noch der Gebrauch der heiligen Bücher oder Veda's ist ihnen verstattet, wäre vielleicht todeswürdiges Verbrechen; ja in einigen Gegenden erlaubt man diesen von der Menschheit Ausgestoßenen nicht einmal ihre elende Hütte auf der Erde zu erbauen, auf Bäumen in dem Geflechte der Zweige haben sie ihren Aufenthaltsort aufzuschlagen. Aber solche Unterdrückung, wie sie überhaupt nur in Asien einheimisch war und noch ist, erträgt nur der Hindu. Des lebensmüden Volkes Wahlspruch ist: Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, doch das Beste von allem der Tod. Mit Hingebung erwartet daher der Inder sein Schicksal, wenn in der ärgsten Hungersnoth seinen abgezehrten Körper schon der Hund verfolgt, dem er sinkend zur Speise werden wird. Er stützt sich nur, damit er stehend sterbe und geduldig wartend sieht ihm der Tod in's blasse Angesicht. Alle Dinge, dies sein Glaube, sind Ausflüsse von Gott und nach langer Wanderung zur Rückkehr zu ihm bestimmt.

Von diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns einigen Einzelheiten aus dem Leben der Fakhirs zu, jenen büßenden Einsiedlern, welche in Selbstpeinigungen ihre Jahre dahinbringen und von den Almosen des Volkes leben, in dessen Augen sie im Geruche besonderer Heiligkeit stehen. Man findet sie durch ganz Indien zerstreut, den verschiedensten Sekten angehörig, außerordentlich zahlreich aber in der Nähe der heiligen Städte, wie sich denn allein in Benares über 7000 aufhalten sollen. Oft wohnen sie in den abgelegensten Winkeln der Dschungeln, jenem üppigen Riesengestrüppe, welches sich meist in den äußerst fruchtbaren Niederungen der Flüsse Hindostans in außerordentlicher Menge findet; bald in Ruinen oder in Erdlöchern am Rande der Straßen, wo sie von Wurzeln und Früchten, sowie von den Gaben der vorüberziehenden Pilger leben. Sie verschneiden weder Nägel, noch Haare, noch Bart, ihr einziges Kleid besteht aus Kuhmist oder Asche. In Hoffnung auf die Freuden des ewigen Lebens unterziehen sie sich den schrecklichsten Martern und Qualen mit eiserner Geduld. Manche verurtheilen sich dazu, ihre Glieder so lange in einer bestimmten Lage zu halten, bis sie dieselben nicht mehr gebrauchen können; dies geschieht besonders mit den über den Kopf senkrecht erhobenen Armen, sodaß nach Verlauf längerer Zeit die Muskeln zusammengeschrumpft alle Beweglichkeit verloren haben, und die Arme die unnatürliche Haltung unverändert beibehalten. Andere halten die Hand geschlossen, bis die wachsenden Nägel die Handfläche durchbohren, manche liegen allnächtlich auf Eisennägeln, welche nur soweit abgestumpft sind, daß sie nicht ganz in's Fleisch eindringen, ja zuweilen findet man Fakhirs, welche sich in einem Erdloche von der Größe ihres Körpers lebendig begraben und dabei nur eine kleine Oeffnung übrig lassen, durch welche die Vorübergehenden ihnen die nöthige Nahrung reichen. Und in solchem engen Loche hält der Bedauernswerthe oft viele Jahre aus. Der Reisende Warren erzählt, daß ihm ein solcher religiöser Fanatiker, ein Joghi, zu einem Bettlerorden gehörig, dessen nackter Körper in eine dicke Kruste von Kuhmist und Asche eingehüllt war, in einem von Schmutz und Ungeziefer starrenden Schuppen vorgekommen sei. Sein langes verworrenes Haar war mit Unflath beschmiert, ein dichter struppiger Bart reichte bis auf die Brust herab. Nachdem er die Reisenden eine Zeitlang, einem wilden Thiere gleich, betrachtet hatte, begann er gleich einem Besessenen sie mit einem Schwalle toller Reden zu übersprudeln. Man warf ihn sofort zur Thür hinaus. Hoffmeister begegnete einem anderen Fakhir an den heiligen heißen Quellen von Gaurikund hoch auf dem

Himalaja. Niemand wagte sich dauernd in das heiße Wasser; da stieg der Fakhir, ohne nur eine Miene zu verziehen, hinein und blieb drei volle Minuten darin, worauf er sich den ganzen Körper mit Asche einrieb, doch sah man ihn bald wieder völlig nackt in der kühlen Abendluft an der Erde hocken. Befragt über seine Lebensweise, antwortete er: Ich verließ Djagernauth, Familie, Haus, Eigenthum, und folgte dem Gotte, der mir eingab, hierher zu wandern. Seit zwanzig Jahren bin ich Fakhir, der Gott gab mir stets Alles, was ich brauchte; der Gott machte auch, daß ich die Kälte nicht empfand, daß der Hunger mich nicht drückte, und wenn ich krank war, machte er, daß ich nicht unterlag. Im Winter sollte mir Gott etwas gleich einem Mantel zusenden, etwas, um mich zu kleiden, wo nicht, so wird er nicht zugeben, daß ich der Kälte unterliege.

Selbst vornehme Männer, welche vormals einen bedeutenden Rang einnahmen, ziehen sich zurück und leben unter Selbstpeinigung und Entsagung in der Einsamkeit. So fand von Hügel einen Beyragi, zu einem eigenthümlichen philosophischen Mönchsorden gehörig. Diese Mönche durchziehen meist mit einem ihnen geschenkten Topfe das wärmere Asien von einem Ende zum anderen. Der, welchen Hügel sah, war ein junger kräftiger Mann, eine Blumenkrone umschloß die Fülle seiner mit Asche gepuderten Locken, über seine Schulter fiel eine große Guirlande herab; sein bis auf das Hüftband nackter Körper war mit Asche grau gefärbt. Als ich mich ihm näherte, berichtet Hügel, schritt er auf mich zu, nahm seinen Kranz vom Kopf und hielt ihn mir mit ausgestreckten Armen entgegen; da jedoch Niemand von den ehrfurchtsvoll umherstehenden Hindus denselben abnahm, so setzte er ihn wieder auf sein Haupt. Darauf nahm er die von frischen Todtenblumen und Immortellen gewundene Guirlande, hielt sie mir ebenfalls entgegen und auf meine Einladung, mich damit selbst zu bekränzen, that er dies, wiewohl zögernd, als harmonire dies nicht mit seiner Würde. Auf meine Frage, wer er sei, antwortete er: Mein Name war Taminu Wazier (erster Minister) des Rajahs von Nadaun. Nun diene ich dem großen Herrn und bin mehr als damals; mein Name ist Temmu Schah.

Einen anderen Fakhir fand derselbe Reisende hoch auf dem Rücken des Himalaja, der trotz der beträchtlichen Kälte sich fast gänzlich unbekleidet vor das Zelt Hügel's setzte und einen Gesang anstimmte. Dieser ließ ihm eine Rupie reichen und ihm sagen, er möge sich irgendwo ein Unterkommen suchen; allein der Fakhir that dies nicht und sang fort. Von Mitleid ergriffen reicht man ihm wenigstens eine wollene Decke, doch er schlug sie mit der Bemerkung aus, daß es sein Gelübde sei, unbekleidet zu bleiben. Mit klangvoller Stimme sang er Loblieder zur Ehre Gottes und wünschte in einem derselben auch seinem Wohlthäter Glück und Segen. Dieser aber schlief vor Müdigkeit ein, doch als er am anderen Morgen erwachte, dauerte der Gesang, wiewohl mit heiserer Stimme, noch fort und gab Zeugniß von einer in der That bewunderungswürdigen Beharrlichkeit. Erst mit Sonnenaufgang schwieg der Fakhir. Die Kälte war so bedeutend gewesen, daß der Wasserschlauch durch und durch gefroren, eine Wasserflasche zerfroren, und auch der Waschschwamm vor Frost starrte — Alles Erscheinungen, welche die nacktbeinigen indischen Führer Hügel's, die noch nie Eis gesehen, sich nicht erklären konnten.

So wunderbar wie der Hindu in seinen Sitten, ist er auch in dem Verhalten gegen eine große Anzahl von Thieren. Gleich dem alten Aegypter sind ihm viele derselben heilig, ihre Tödtung eins der schwersten Verbrechen. Der Christ, welcher sich in ganz anderem Verhältniß zum Thiere betrachtet, muß sich daher streng hüten, irgend ein Thier zu tödten. So ging Hügel, die

Doppelflinte auf dem Rücken, mit Anbruch der Nacht in den Gassen der Festung Nurpur umher; plötzlich zog ein Raubvogel, wie er glaubte, über die Dächer hinweg. Er schoß nach ihm und schon im nächsten Augenblick lag ein Vampyr, eine Fledermaus von der Größe eines Marders, in der Straße. Durch den Schuß aufmerksam gemacht, stürzten viele Menschen aus ihren Häusern und als sie den noch am Boden umherkriechenden Vampyr, bei ihnen ein heiliges Thier, erblickten, erhoben sie ein furchtbares Geschrei, das bald in ein wüthendes Geheul ausartete. Nun war dem Reisenden bekannt, was sich kurz vorher in Mattra zugetragen hatte, wo zwei englische Offiziere einen alten zudringlichen Affen, statt ihn nach Landessitte mit Steinen wegzutreiben, niedergeschossen hatten. Sie flüchteten sich vor der aufgeregten Menge auf ihren Elephanten und als sie auch da vor den Steinwürfen des sie verfolgenden Volkes nicht sicher waren, befahlen sie, bereits schwer verletzt, dem Führer, durch die reißende Dschumma, einen Hauptnebenfluß des Ganges, zu fliehen. Allein der reißende Strom riß den Elephanten in die Tiefe, sodaß Alle ertrinken mußten. Ebenso waren zwei andere Europäer auf gleiche Veranlassung hin ein Opfer des wüthenden Pöbels geworden, und unserem Gewährsmanne stand vielleicht dasselbe Schicksal bevor. Immer zahlreichere Haufen rotteten sich zusammen und umgaben ihn in weitem Kreise, während einige ihm das gellend krächzende Thier vor die Augen hielten. Zum Glück hatte er sich in eine Ecke geflüchtet und dadurch den Rücken gedeckt, während das vorgehaltene Gewehr dem Ausbruche der Volkswuth noch vorbeugte. Diener der Obrigkeit achteten zwar auf den Vorfall, erkundigten sich nach der Ursache, gingen aber ohne einzuschreiten ruhig weiter. Dies ermuthigte nur die Gegner und schon suchten viele nach Steinen, die sie jedoch glücklicherweise nicht fanden, als Hügel durch einen guten Einfall gerettet wurde. Er erklärte, daß er durch die Dunkelheit getäuscht, den Vampyr mit einer Nachteule verwechselt habe. Augenblicklich verlor sich die Aufregung, man fand seinen Mißgriff natürlich und bat ihn demüthigst, doch ja in Zukunft die Vampyre zu schonen. — Schon der nächste Tag gab ihm Gelegenheit, seine Erfahrungen in dieser Beziehung abermals zu bereichern. Einer seiner Leute schoß auf der Reise einen Adler. Da seine Kulis (Träger) bereits genug belastet waren, so bot man einem auf dem Felde arbeitenden Bauern einen guten Lohn an, wenn er den Vogel bis zum nächsten Dorfe tragen wolle. Der Mann weigerte sich dessen, da ihm seine Kaste dies verbiete. Da half einer der Kulis durch folgende allerdings spitzfindige Bemerkung. Daß Du ihn berührst, sprach er zum Bauer, ist gegen Deine Kaste, aber nicht, daß er Dich berührt. Und somit banden sie den blutenden Adler auf den Rücken des Mannes, der ihn nun mit gutem Gewissen trug.

Einer der fürchterlichsten religiösen Gebräuche bleibt aber die Selbstverbrennung der Wittwen nach dem Tode des Mannes. Ist z. B. ein Bramine gestorben, so gehen die Frauen desselben nebst anderen verwandten Wittwen laut wehklagend von Haus zu Haus, indem sie im Zweivierteltakt die Brust auf's heftigste mit Fäusten schlagen und dabei ausrufen: hei, hei, hei, hei u. s. w. Noch an demselben Tage wird bei Sonnenuntergang die Leiche verbrannt, die Asche wirft man in einen heiligen Teich oder Fluß und führt sodann die Frau des Verstorbenen an diese Stätte, wo man ihr unter entsetzlichem Geheul das Haar abschneidet. Dies der gewöhnlichste Gebrauch; doch ist das Verbrennen der Witwen, Sati genannt, keine Seltenheit und wird dadurch bedingt, daß eine Frau ihrem Manne bei der Verheirathung ein solches Versprechen gab. Nach dem Tode des Mannes verbleibt ihr nur noch

die Wahl zwischen Schande und Erfüllung ihres Versprechens. Wählt sie das letztere, dann löst sie mit dem letzten Athemzuge des Sterbenden ihr Haar auf, erhebt einen großen Topf mit Wasser und gießt denselben über den Kopf. Hierdurch hat sie sich zur Sati, d. i. tugendhaften Frau geweiht. Alsbald erscheinen die Priester, um zahllose Gebete und Ceremonien zu verrichten. Freunde und Verwandte begleiten sie in's Bad, wo sie von Braminen des höchsten Ranges mit heiligen Flüssigkeiten gesalbt und ihr das Gesicht mit Tumrick und Safran in Streifen bemalt wird. Ein Tuch von weißem oder safrangefärbtem Mousselin wird um sie geschlungen und nun betrachtet man sie bereits als eine der höheren Welt angehörige Heilige. Unbeweglich sitzt sie während der nur noch wenigen Stunden ihres Lebens vor dem Leichnam ihres Gatten und alles Volk naht sich ihr gleich einem Orakel, um sich die Zukunft enthüllen zu lassen. Während dieser Zeit errichtet man den Holzstoß, oder auch ein bloßes Strohgerüst mit einer Decke von demselben Stoffe zur Verbrennung. Die feierliche Prozession setzt sich gegen Sonnenuntergang in Bewegung, voran ohrbetäubende Musik, dann Braminen, endlich die von zwei Braminen geführte Sati, eine Fackel in der Hand, und hinter ihr der Leichnam ihres Mannes mit Blumen bedeckt und auf einer Bahre liegend. Auf dem Verbrennungsplatze angelangt, nähert das Weib ihre Fackel dem Scheiterhaufen; viele andere Fackeln entzünden ihn gleichfalls, sodaß Alles eine Flamme ist. Unter dem betäubenden Lärme der Instrumente und Stimmen stürzt sich das fanatisirte Weib in die Flammen auf den Leichnam ihres Gatten, die Decke fällt auf sie herab und mit dem Verlöschen des Brandes erblickt man die Leichname nach den Aussagen Vieler, das Weib ganz so, wie es sich in die Flamme begab, nämlich mit ausgestrecktem rechtem Arme, die linke Hand auf die Brust gelegt. Die geringste Berührung läßt die Leichname in Staub und Asche zerfallen. Schon am nächsten Morgen legt man die körperlichen Ueberreste zusammen und errichtet über der Stätte eine weiße rings umpflasterte 3—5 Fuß hohe Denksäule.

Noch öfter kommen derartige Wittwenverbrennungen in Bengalen vor und zwar hier meist unter den niederen Ständen. So wenig die Polizei dies auch gestattet, so ist es ihr doch leicht zu verheimlichen, da eine solche Verbrennung nicht mit dem Leichname des Mannes gleichzeitig vorgenommen zu werden braucht, sondern auch mit irgend einem Gegenstande verbunden werden kann, den er besessen, sei es Stock, Pantoffel u. s. w. Wie wenig übrigens der Indier auf den Tod einer Frau giebt, erhellt aus einem Vorfalle, welcher sich in der Nähe von Gahzipur ereignete, wo bei Gelegenheit eines Streites über ein Grundstück ein Greis von 70 Jahren seine ebenso alte Frau auf das fragliche Grundstück führte, sie mit Hilfe ihrer Kinder und Verwandten in eine kleine, zu diesem Zwecke gebaute Strohhütte brachte und darin verbrannte, um durch ihren Tod einen Fluch auf den Boden zu legen, damit der Geist der von nun an dort spukenden Frau den Widersacher um jeden aus dem Grundstücke erwachsenden Vortheil bringen möge.

Diese und ähnliche Erscheinungen gehören in Indien zu den gewöhnlichen und die Gräuel des Heidenthums weichen nur äußerst langsam einer edleren Gesittung. Schon seit länger als hundert Jahren hat die christliche Mission hier ihre Thätigkeit begonnen und obwohl manche Erfolge bereits erzielt worden sind, so lassen sie sich doch kaum mit dem vergleichen, was noch zu thun ist. Auch hier gilt Christi Wort: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“

14. Die Thugs.

Den Tag nach unserer Abreise von Mahal mußten wir eine der schrecklichsten Schluchten passiren. Inmitten derselben schwebten mehrere Raubvögel fürchterlich schreiend in der Luft. Sie beschrieben Kreise über unseren Häuptern und stürzten sich dann mit Gier auf etwas Schwarzes zur Seite der Straße, bis wir hier einen bluttriefenden Leichnam fanden. Der Kopf war fast vom Rumpfe getrennt und der Körper noch nicht ganz kalt. Der Mord mußte demnach erst vor wenigen Stunden geschehen sein und die Mörder hielten sich wahrscheinlich in der Nähe auf. Mein Reitknecht fiel bei dem jammervollen Anblicke auf die Kniee und schluchzte vor Angst. Er erkannte in dem Unglücklichen einen beurlaubten Seapoy (indischen Soldaten), den wir vor einigen Tagen auf dem Marsche nach dem Wege gefragt hatten. Dasselbe Schicksal erleiden jedoch viele eingeborne Soldaten, wenn sie auf Urlaub nach Hause gehen, indem die Räuber wissen, daß sie immer einige Ersparnisse von ihrem Solde bei sich führen. Selten wird ein Europäer angegriffen, da die englische Regierung in diesem Falle keine Nachforschungen spart, um die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen. Man hat jedoch noch eine andere Klasse von Mördern zu fürchten, die eine vollständig organisirte, geheime Gesellschaft unter Oberhäuptern bilden, mit dem offen ausgesprochenen Zweck, die menschliche Gesellschaft auszurotten. Dies ist der furchtbare Bund der Thugs oder Phansigars, d. i. Erdroßler. Der Ursprung des Bundes verliert sich in dem Dunkel der Zeiten, und wohl schon seit einem halben Jahrhunderte hatte diese Pestbeule der Menschen im Geheimen geeitert, ehe man das Uebel erkennen und in der Wurzel erfassen konnte. Es war im Jahre 1830, wo die Angaben eines Bundeshauptes, dem man im Fall eines offenen Geständnisses das Leben versprach, das ganze System enthüllten. Die religiöse Grundlage dieses Thugbundes ist der Kultus der Bhowanie, einer gräßlich-düsteren Gottheit, welche nur am Morden Gefallen findet und das menschliche Geschlecht haßt. Menschenopfer sind ihr die süßeste Gabe, und je mehr einer ihrer Anbeter in diesem Leben schlachtet, um so mehr wird sie ihn im anderen Leben mit paradiesischen Freuden lohnen. Die Mitglieder dieser Mordbande erweisen sich gegen ihre Glaubensbrüder liebevoll, großmüthig, aufopfernd; aber um ihrer göttlichen Herrscherin zu gehorchen und zu dienen, morden sie erbarmungslos Alle, die nicht zu ihrem Bunde gehören, selbst den Greis, die Frau und das Kind. Der irdische Vortheil erscheint dabei nur als Nebensache; das mit aller Leidenschaft des Fanatismus verfolgte Hauptziel ihres vermeintlich göttlichen Berufs ist und bleibt die Jagd auf Menschen, für sie nicht weniger anziehend, als Anderen die Verfolgung und Erlegung wilder Thiere. Ja, viele von diesen Aposteln der Hölle finden ein wahrhaft berauschendes Vergnügen darin, ihre Beute durch alle möglichen Kunstgriffe der List und Falschheit in das Netz zu locken. Die Thugs aller Arten erkennen sich an gewissen Zeichen, welche den Uneingeweihten nicht in die Augen fallen. Den Namen Phansigars oder Erdroßler erhielten sie von der eigenthümlichen Art und Weise, wie sie, ohne Blut zu vergießen, ihre Opfer um's Leben bringen. Sie erlauern nämlich den Augenblick, wo der Reisende, dessen Vertrauen sie gewonnen haben, arglos vor ihnen einhergeht und werfen ihm dann plötzlich ein Tuch über den Hals, das dem Lasso der Südamerikaner entspricht. Der, wie bei einer Schleuder, am Ende befestigte Stein fliegt zusammenschnürend um den Hals und ein Druck mit der Faust reicht hin, dem Opfer das Genick zu brechen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß vor der Entdeckung und polizeilichen Verfolgung jener

Geheimbündler in ganz Indien die Mehrzahl der Hauptpächter, der Grundbesitzer und sogar die Dorfbehörden mit ihnen, vielleicht aus Furcht, in Verbindung standen, ihnen Nachrichten, Gelegenheit, nöthigenfalls Aushülfe gaben, die geraubten Gegenstände bargen und den Gewinn theilten. Außerdem zählt jede Stadt, jedes Dorf eine Anzahl Fakhire oder Einsiedler, die dem Thugbunde angehören und als Spione Dienste leisten. Ihre Wohnungen sind meistens abgelegen im dichten Gebüsch und Gestrüpp verborgen. Der äußere Heiligenschein des Wirthes, die angenehme schattige Ruhestätte, das reine oder gar aus einem heiligen Quell fließende Wasser verlockt den Reisenden; er nimmt die freundlich dargebotene Gastfreundschaft an, schläft ein und erwacht nie wieder. In einem Lande, wo die Ortschaften weit auseinander liegen, wo es kaum andere Straßen giebt, als Fußpfade durch Wälder, Sümpfe und Wüsten, wo überdies Pilgerfahrten und mancherlei Aberglauben den Menschen zu einem beinahe nomadischen Leben hinführen und wo der Reisende, nachdem er die nöthigen Mundvorräthe in den Städten oder Dörfern eingekauft, sein Nachtquartier gewöhnlich unter freiem Himmel im Schatten eines schönen Baumes aufschlägt, in einem solchen Lande vereinigen sich leicht alle günstigen Verhältnisse, um zu Raub und Mord zu verlocken und denselben straflos zu machen; dies um so mehr, wenn Kriegsunruhen herrschen. Wie viel tausend Menschenleben mußten auf diese Weise jährlich vernichtet und wie gräßlich mußte dadurch die Bevölkerung Indiens überhaupt vermindert werden, ehe man diesem ungeheueren Mordbetriebe auf die Spur kam und ihn durch die kräftigsten Maßregeln auszurotten suchte. Einer der Bundeshäupter gestand, nachdem man ihm unter der Bedingung eines offenen Bekenntnisses für sich und seine Mitschuldigen die Lebenserhaltung zugesichert, daß er während seiner Laufbahn als Thugbündler die beinahe unglaubliche Zahl von 719 Personen erdolcht oder erdrosselt habe und sagte nachher oft mit einem bedauernden Seufzer: „Ach, wenn ich nicht zehn Jahre oder länger im Gefängnisse säße, hätte ich das Tausend gut voll gemacht!“ — Man sieht hieraus, wie überall der Mensch sich der größte Feind bleibt, mehr mit Vorsicht zu beachten und oft mehr zu fürchten, als die giftigsten Schlangen, die wildesten Ungeheuer.

Nach dem Englischen von E. v. Warren.

15. Madras.

Ein Haufen Lichter schimmert durch das nächtliche Dunkel, wir sind auf der Rhede von Madras und werfen zwischen zwei Schiffen Anker. Noch diesen Abend zu landen ist unmöglich, drum müssen wir die Nacht hindurch auf dem Schiffe verweilen. Schon am frühen Morgen langen einzelne Bewohner von Madras auf zerbrechlichen, höchst eigenthümlichen Fahrzeugen, Kadimaran genannt, an unserem Schiffe an, um Briefe an Bord zu bringen oder von da abgehende in Empfang zu nehmen. Wir treten auf's Verdeck und wenden unseren Blick dem Hafen zu. Da ist es zunächst der furchtbare Anprall der schäumenden Meereswogen an unabsehbarer Küste, sodann die verschiedenen das Meer durchfurchenden Schiffe und die Gruppen der geschäftigen dunkeln Gestalten, welche den Strand beleben. Hinter ihnen aber erheben sich die prächtigen Gebäude, die terrassenförmigen Dächer, die weißen aufstrebenden Säulen, welche im schönsten Lichte auf dem reinsten Blau des Himmels sich zeichnen. Eine wundervolle Stadt liegt vor unseren Blicken, der nur die Berge im Hintergrunde fehlen, um sie unvergleichlich zu finden. — Doch wir müssen an's Land und dies kann hier nicht ohne Lebensgefahr bewerkstelligt werden. Schalinken oder Massula's, große Nachen ohne Verdeck,

von Leder oder Baumrinde gefertigt, und statt der Nägel mit einer Art Hanf aus Kokosnußfasern plump zusammengenäht, sollen uns als die sichersten Fahrzeuge an's Land befördern, da gerade festgezimmerte dem furchtbaren Anschlage der Wellen am leichtesten erliegen würden. Neunzehn Ruderer, von denen einer den Lootsendienst versieht und das Steuer handhabt, befinden sich auf der Schalinke. Unter dem abscheulichen Gesange der Bootsmannschaft nahen wir uns dem gefahrdrohenden Ufer. Die von der Brandung des Meeres zurückgeworfenen Wellen müssen mit größter Vorsicht durchschnitten werden, indem die Spitze unseres Fahrzeugs stets auf die ankommende Wogenlinie gehalten wird; geschähe dies nicht, so würde die Welle dasselbe von der Seite erfassen, dann würden in wenigen Sekunden nichts als einige Stück Leder oder Rinde auf der unermeßlichen Tiefe schwimmen, die ganze Mannschaft wäre verloren. Doch wir gelangen glücklich an's Ufer.

Der Capitän bringt uns in das gastfreundliche Haus eines ihm wie uns bekannten Handelshauses. Nachdem wir von den Mühen unserer Reise ausgeruht, beginnen wir unsere Wanderung durch die Straßen der Stadt. In zwei Theile, die weiße und die schwarze Stadt, geschieden, bietet Madras einen unregelmäßigen, höchst eigenthümlichen Anblick dar. Asien und Europa sind hier nur durch eine ebene Fläche von einander getrennt. Kasernen, von Gärtchen umgrünte mit platten Dächern versehene Häuser, Paläste, Kirchen, darunter Gebäude von vorzüglicher Bauart, eine ansehnliche Festung mit ihren Brustwehren, Schießscharten und Kanonen, dies das Bild der weißen Stadt. Aber weiter hinaus ein ungeheures menschenwimmelndes Dorf, aneinander gelehnte Schmutzhütten, Pagoden, Moscheen, schlank aufsteigende Minarets und dann wieder ein ganzes portugiesisches Stadtviertel, unter den Hütten einzelne ziegelgedeckte Häuser mit senkrechten bunten Streifen bemalt, darüber hohe Kokospalmen, Tamarinden, der heilige Banianenbaum, und in und unter diesem Durcheinander ein bronzefarbiges Volk, das sich hin und herbewegt, arbeitet, schläft, raucht, seine Waschungen vornimmt und dies Alles auf der Straße: dies ist das Bild der schwarzen Stadt. Und nun in die Ferne hinaus breite unabsehbar lange Alleen mit reizenden Landhäusern besetzt, herrliche Paläste und umschattete, vor Geräusch und Staub der Straße geschützte, inmitten der schönsten Gärten liegende Lusttempel: das sind die „Gärten“, die liebliche Ebene um Madras.

Das eigenthümliche Gepränge der schwarzen Stadt veranlaßt uns, sie an einem der nächsten Tage noch vor Sonnenaufgang in Augenschein zu nehmen. Wir treten unsere Wanderung in früher Morgenstunde an und finden die Handwerker, die Handlanger, die Tagelöhner, sowie die Armen aller Classen im Freien auf Matten gelagert oder noch öfter auf nackter Erde hingestreckt, jeder vor der Thür seines Hauses; der Turban dient den Männern, die Haarflechten den Frauen zum Kopfkissen, während ein Zipfel des Kleides das Gesicht vor Thau und Insekten schützt. So liegt die ganze Familie da, oft zwei, drei von einem Stück Tuch umhüllt. Bricht der Morgen endlich an, so schälen sich die zusammengekauerten Gestalten aus ihrer Umhüllung und ordnen den Anzug. Die Frau holt Wasser und gießt dasselbe über Kopf und Schulter des sich bückenden Mannes, darauf wäscht und reibt sie ihn, ölt seinen Leib ein, kämmt und flicht die langen Haare und bindet sie auf dem Scheitel in einen Büschel zusammen. Zuletzt zieht sie ihm, je nachdem er ein Anbeter des Brama, Wischnu oder Schiwa ist, verschiedene theils senkrechte, theils wagerechte Linien auf die Stirn und zwar weiß, gelb oder roth, je nachdem er von der einen oder anderen Kaste ist. Hierauf setzt sich der

Herr auf seinen Stubenboden und raucht würdevoll sein Hukah*), die Frau oder die Frauen, denn er hat meist mehrere, kehren nun, ehe sie den eigenen Anputz besorgen, das Haus und jenen Straßentheil, welchen sie als Schlafzimmer benutzten; zum Schluß begießen und bestreichen sie die Mauern mit verdünntem Kuhmist, dem heiligen Weihwasser des Indiers. Auch der übrige Theil der Familie hat sich erhoben und wir finden die nackten Kinder unter den vor jedem Hause stehenden Bäumen, der Kokospalme, dem heiligen Feigenbaume und der zierlichen Mimose. Alle Kinder haben schwere silberne Bänder an Armen und Beinen, außerdem noch einen vom zu häufigen Genusse des Reises dicken Leib. Die muntere Jugendlust scheint bei dieser höchst nährenden Kost verloren gegangen zu sein; man sieht sie wohl spielen, aber ohne zu lachen, ohne sich zu zanken oder zu balgen. Ein Kanonenschuß vom Fort St. Georg verkündet den Aufgang der Sonne. In demselben Augenblicke rufen die muhamedanischen Muezzin oder Priester von der Höhe einer jeden Moschee ihre Gläubigen zum Gebet in den bekannten Worten: „Es ist nur ein Gott und Muhamed ist sein Prophet.“ Moschee und Pagode liegen unfern von einander, letztere ist meist ein kleiner Tempel in Form einer abgestumpften Pyramide mit plattem Dache, und sechs Kapellen zur Seite. Die geneigten Flächen der Pyramiden sind reich mit sonderbaren Figuren und Gruppen in halberhabener Arbeit ausgestattet; darunter mancherlei Figuren, welche wir als höchst unanständig bezeichnen müssen. In der Nähe der Pagode befinden sich entweder Flüsse oder heilige Bäume, zu denen der Hindu hinabsteigt, um sich vor Verrichtungen des Gebets von körperlichem und sittlichem Schmutze zu reinigen. Für solche Reinigung muß den Braminen eine Gabe gereicht werden. Auch fehlt es hier nicht an Fanatikern, welche auf Sand ausgestreckt, ihre Sünden durch den abschreckendsten Schmutz zu büßen vermeinen.

Um das äußere Leben der Bewohner der weißen Stadt kennen zu lernen, begaben wir uns gegen sechs Uhr Nachmittags, nachdem die heißeste Zeit des Tages vorüber ist, auf den Promenadenplatz, der sich zwischen der Festung und der schwarzen Stadt bis an das Meeresufer hinzieht. Hier bewegt sich jeden Abend die feine Welt von Madras in der einförmigsten Weise. Mehr als hundert, fast lauter europäische Wagen, so wie offene Kaleschen und Cabriolets erscheinen in einer Reihe hinter einander. Die zweispännigen Wagen werden von indischen, weißgekleideten Kutschern geführt; neben ihnen laufen zwei Stallknechte, welche mit einem Wedel von Pferdehaaren die Mücken von den Pferden verscheuchen. Reiter galoppiren, theils allein, theils paarweise neben der Wagenreihe. Am Morgen findet man auch viele Frauen unter den Reitern. Auffallend ist die Blässe und das matte Wesen der Damen, ihre Wangen sind meist so weiß wie das leichte Mousselinkleid, welches sie umhüllt. Nicht selten sieht man sie in der Ecke des Wagens wie auf einem Sopha ausgestreckt daliegen, Bilder äußerster Schlaffheit. Nichts vermag sie aus ihrem Zustande aufzurütteln; mögen auch ihre Kinder in dem mit zwei großen Ochsen bespannten Palankinwagen vorüberfahren, die Mutter wird sich nicht erheben und sich in ihrer behaglichen Ruhe stören lassen. — Schon nach zwei Stunden verläßt man die Promenade, um die Hauptmahlzeit einzunehmen.

*) Dies ist eine lange Wasserpfeife, bei den Muhamedanern Narghile genannt, welche aus einer langen, biegsamen Röhre besteht, die sich oben in ein Mundstück, unten in eine Glocke endigt. Die trockene Teigmasse, welche man raucht, heißt Gedauk und besteht aus Rosenwasser, Candiszucker, Opium, getrockneten wilden Aepfeln und etwas Tabak, wozu man noch außerdem Kohlenstaub und Reismehl mischt, um die Masse besser in Brand zu erhalten. Alles raucht, Prinzessin wie Sclavin, den Hukah.

Die Nacht ist hereingebrochen, wir begeben uns zur Ruhe. Aber an Schlaf ist nicht zu denken, die Muskito's stechen fürchterlich. Doch so geht es nur dem eben Angekommenen, schon nach wenigen Tagen ist diese Folter im Abnehmen und nach Verlauf einiger Monate ist das Blut des Fremden entweder nicht mehr so rein oder die Haut verhärtet sich, kurz die Angriffe dieser bösen Insekten verlieren mit der Zeit, wie die Häufigkeit, so auch die Schmerzlichkeit. Der Morgen bricht an, das Geschrei einiger hundert Raben, die sich vor unseren Fenstern auf den Bäumen versammelt haben, weckt uns auf. Alle umflattern einen ihres Geschlechts, der von einer Krankheit befallen, jetzt von seinen schwarzen Brüdern getödtet wird; denn der indische Rabe greift Alles an, was schwächer oder vertheidigungslos ist, selbst wenn es von der eigenen Gattung wäre. So stürzt er sich auf den Rücken eines verwundeten Büffels und hackt in sein Fleisch, während das Thier noch läuft. In zahllosen Schaaren finden sie sich längst der Küste, wie bei Madras, so bei Pondichery und Calcutta. Sperber und Weiher wetteifern mit ihnen in Verwegenheit und Frechheit. Nicht selten reißen sie einem Kinde trotz alles Schreiens und Abwehrens das Stück Kuchen aus der Hand oder stürzen sich auf Fleischkörbe, um mehrere zu oberst liegende Stücken Fleisch daraus wegzuholen. Gleichwohl sind diese gefräßigen Thiere eine Wohlthat für jene Gegenden, da in diesen Ländern die Verwesung so schnell eintritt, daß ohne sie die schrecklichsten Krankheiten nie aufhören würden. Ihre Nützlichkeit erkennend verfolgt sie Niemand, ja die Gesetze schützen sie sogar.

Nach Warren und Hoffmeister.

16. Ein schöner Morgen im Pendschab und ein Frühlingsabend in Lahore.

Die unabsehbare Ebene des Pendschab zur Linken, rechts die Gebirge mit ihren leuchtenden Schneekuppen, bot die heutige Wanderung eine der reichsten und großartigsten Naturscenen dar. Schon der Morgen in dem Garten, wo ich mein Lager aufgeschlagen, war reizend. Ein paar freistehende Dattelbäume, eine große Baumgruppe und meine Zelte bildeten den Vordergrund, mit Menschen der verschiedensten Farbe und Kleidung angefüllt, von dem prachtliebenden Sikh und Muhamedaner bis zu dem einfachen Hindu; im Hintergrunde stieg die Festung empor und die majestätischen Formen des Hochgebirges zeichneten sich scharf am violetten Horizont. Im Osten stand Aurora, in glühende Farben gekleidet. Dann ward, wie mit einem Zauberschlage aus Nacht heller Tag, aus tiefem Schlafe fröhliches Erwachen. In klaren, lieblichen Tönen begrüßte der Bulbul, die Nachtigall des Orients, den Morgen, der goldene Mangovogel begann seinen Klageruf, geschwätzig flatterte die bunte Meynar von Baum zu Baum, schreiend durchzogen glänzende Papageien die Luft und lärmende Affen schwangen sich von Ast zu Ast. In dem Dickicht flatterte die blaue Amsel, die Einsiedlerdrossel rief der Nacht ihr letztes Lebewohl zu, durch die Ebene stolzirten Pfauen und die Lerche jubelte steigend der Sonne entgegen. — Die Gegend, durch welche wir zogen, war sehr fruchtbar, voller Flüsse und Seen, gut angebaut und dicht bevölkert, darunter namentlich Weber und Kleidermacher aus Kaschmir. Die Menschen sind schmutzig, sonst aber wohlgenährt, auch nicht ohne Schmuck. Wir bewunderten den Wuchs ungeheurer Bäume. Weiterhin kamen wir durch einen Graswald, so hoch, daß sich ein Elephant darin verbergen könnte, jeder Halm war Fingers dick. Es sollen sich Tiger darin aufhalten. An vielen Stellen sieht man Sümpfe und während der Regenzeit muß Alles unter Wasser stehen.

Die Sonne begann zu sinken; der Frühling war hier eben im Erwachen und erhob die Brust mit denselben Gefühlen, welche dem Europäer in seiner Heimath mit dem ersten Grün ein neues Leben einhauchen. Allein um wie viel herrlicher ist das Erstehen hier, wo alle Kräfte der Natur, wie durch den Geisterhauch des Lebens von dem leisen Schlummer nur geweckt werden, in den sie für kurze Zeit versunken waren. Nicht knickt der Winter hier die Knospe, er senkt nur ihr Haupt für Tage, bis die nächste laue Luft sie zur Blüthe entfaltet. Bei uns ist der Winter der Tod des Jahres und mit dem Frühjahre beginnt langsam ein neues; hier lebt die Natur unsterblich fort und schlummert fortathmend so leise, daß sie der erste warme Kuß der Sonne wieder in's volle Leben ruft.

Zurückgekommen bestieg ich die Plattform vor dem Hause: der Dunst des Abends umschleierte eben die untergehende Sonne und verhüllte die große Stadt mit ihren glänzenden Palästen. Nur nach einer Richtung blieb der Horizont hell, da, wo unabsehbar Gräber und Denkmäler, Minarete und Dome sich erheben, die in einer künstlichen Wüste von zerfallenen Gebäuden stehen, wie die Monumente Aegyptens in einer natürlichen; hier wie dort jene Stadt, in der die Entschlummerten ihre ruhige Wohnung beziehen. Noch glänzt in röthlicher Farbe die Sonne am Himmel, allein das Auge kann ungeblendet das riesengroß erscheinende Gestirn betrachten, das sich, wie auf hohem Meere, der geraden Linie des Horizonts nähert, dort von der endlosen Ebene des Wassers gebildet, hier von der unübersehbaren indischen Wüste. Einzelne Elephanten und Kameele in langen Zügen bringen für sich und ihre arbeitenden Gefährten große Aeste von Feigenbäumen nach der Stadt, sich langsam und regelmäßig wie im Takte bewegend. Maulthiere und Pferde, mit Gras beladen, folgen ihnen oder eilen schnelleren Schrittes an ihnen vorbei. Dort steigt der Staub auf, hinter dem prachtliebenden Sikh, der in glänzender Tracht hoch zu Roß, mit zahlreicher Begleitung, der ehemaligen kaiserlichen Residenz zusprengt; dort treiben Indier ihre kleinen Heerden nach der Stadt, bald ein neugeborenes Zicklein in den Armen tragend, bald einem alten Thiere über die Unebenheiten des Bodens hinweghelfend; sie suchen Schutz für die Nacht, vor den Anfällen der Wölfe und den noch schlimmeren der Menschen. In Indien hat der Arme keinen Freund und Beschützer, nur Geduld und Hoffnung besitzt er für ein besseres Leben. Große Züge von Dohlen und Raben ziehen über meinem Haupte nach den Thürmen der Stadt hin; Alles sucht die Ruhe auch für die Nacht. Nur die Papageien auf den Bäumen des Gartens üben ihre geschwätzigen Zungen, nur das von den Ochsen getriebene Wasserrad des fleißigen Reisbauers dreht sich krächzend im Kreise, unermüdet Tag und Nacht, und von fern tönen zur Zither die Lieder des tanzenden Fakhirs zum Lobe des großen Govindjie.

Dies war die Scene, die ich erst verließ, als die Nacht die Gegenstände unkenntlich werden ließ und mich die Kälte erinnerte, wo ich mich befand.

v. Hügel.

17. Ein Tag in Batavia.

Es ist halb sieben Uhr Morgens. Ein dichter Nebel liegt auf der Stadt und deren nächster Umgebung und hüllt sie in ein ungewisses Grau. Giftige Dämpfe und Ausdünstungen entsteigen während der Nachtstunden den Kanälen und umliegenden Reisfeldern und bleiben darauf liegen wie feuchte Wolken. Die Straßen sind öde und leer, die Laternen verlöschen, eine nach der anderen. Vor den Häusern der Kaufleute dehnen und recken sich die malayischen Nacht=

wächter auf ihren ärmlich von Bambus aufgeschlagenen Lagerstätten; herrenlose, aussätzige Hunde laufen über die Straße und suchen nach Nahrung; ein schlaftrunkener Stallbube führt die Pferde seines Herrn nach der Schwemme. Im chinesischen Viertel wird es allmählich lebhafter; hier und da öffnet sich eine Thüre und ein müdes Gesicht guckt heraus und reibt sich den Schlaf aus den Augen. Die Sonne steigt höher und macht einige schwache Versuche, die nebligen Massen zu zertheilen. Es wird lebendiger, die Läden der chinesischen Kleinhändler öffnen sich nach und nach und die Nachtwächter packen die Decken ihrer Lagerstätten zusammen. Ein einzelner Wagen rollt durch die Straßen, um einen Schiffscapitain, der die Morgenkühle benutzt, an Bord seines Schiffes zu fahren. — Eine Stunde später erwacht volles Leben und Thätigkeit. Die Handwerker gehen an ihr Tagewerk, Frucht- und Gemüseverkäufer eilen durch die Straßen, ihre Waare ausschreiend, die Garköche stellen sich an den Ecken auf. — Einzelne Gruppen von Lastträgern begeben sich träge auf die Plätze vor den Häusern der Kaufleute, in deren Dienst sie Beschäftigung zu finden gewohnt sind und erwarten dort, nachlässig auf den Trottoirs ausgestreckt, bis die Comptoirs sich öffnen und ihre Dienste in Anspruch nehmen.

Etwas nach 8 Uhr lassen sich die ersten Wagen und Cabriolets hören, welche die frühesten der Kaufleute und Beamten der Regierung nach ihren verschiedenen Geschäftshäusern führen, bis allmählich mehr und mehr folgen und gegen 9 Uhr eine beinahe ununterbrochene Reihe verschiedenartiger Fuhrwerke durch die Straßen rollt. Die meisten Kaufleute und höher gestellten Beamten fahren in glänzenden Karossen, während die jüngeren und die Handelslehrlinge sich der leichteren javanischen Carriols bedienen, die zwar weniger bequem und elegant sind, aber mit einem munteren Pferde bespannt, pfeilschnell auf den während der trockenen Jahreszeit herrlichen Wegen dahineilen. — Während der Regenzeit vom November bis März entsteht dagegen in den besuchtesten Straßen der Stadt durch die anhaltenden Regengüsse und Ueberschwemmungen der verschiedenen Kanäle tiefer Schmutz, ja bisweilen bleibt das übergetretene Wasser Wochen lang und Fuß hoch in den Straßen stehen und erschwert, besonders in den niedriger gelegenen Stadttheilen, den Verkehr bedeutend.

Gegen 9 Uhr öffnen sich die Thüren der Comptoire und das Geschäftsleben beginnt. Die jüngeren Leute von den verschiedenen Handelshäusern, Holländer, Engländer, Franzosen, Deutsche und Belgier benutzen noch ein halbes Stündchen vor Anfang der Comptoirarbeiten dazu, sich auf der Straße die Neuigkeiten des vergangenen Tages mitzutheilen. Viele besuchen auch auf eine Viertelstunde die großen Waarenauctionen; denn es ist in Batavia jeden Tag Auction und häufig zwei an einem Tage.

So wird es halb zehn. Die Prauen, welche vor den Speichern der Kaufleute in den Kanälen liegen, werden durch Hunderte von Tagelöhnern unter nicht geringem Lärm entladen, andere mit Reis, Zucker, Pfeffer, Kaffee, Gewürze und Farbestoffen, Arak, Tamarinden, Rettig, Fellen und verschiedenen anderen Produkten des indischen Archipels belastet. Die ganze Stadt, hauptsächlich aber die Gegend am „großen Fluß", bietet um diese Zeit des Tages ein belebtes Gemälde. — Lastträger laufen nach allen Richtungen mit ihren Ballen über die Straße; hier werden Zucker- oder Arakfässer oder Kanaster gerollt und in die bereit liegenden Böte verladen, dort werden Eisenstangen ab- und zugetragen, Kaffee und Reis gewogen und das Alles auf freier Straße. Das Getöse und Geschrei der Arbeiter, das Klirren und Niederfallen der Eisenstangen und das eintönige, singende Zählen der verschiedenen malayischen Aufseher vermischt sich mit dem gellenden Ausruf der Federviehhändler und Frucht-

verkäufer, dem beständigen Gerassel der Wagen, welche die Stadt durchkreuzen; denn selbst die kleinsten Entfernungen kann man während der trockenen Jahreszeit der brennenden Sonnenhitze halber, während der Regenzeit aber des Schmutzes wegen nicht zu Fuße zurücklegen — Alles geschieht hier in Wagen. Ein jeder Kaufmann hält für diesen Zweck eigens ein Geschirr, welches während des ganzen Tages vor der Thüre steht, sodaß man jeden Augenblick davon Gebrauch machen kann. Die Benutzung dieser Stadtequipagen steht Handelsherren und Dienern gleich zu; wer einen Geschäftsgang zu machen hat, steigt ohne Weiteres hinein und läßt sich dahin fahren. Man bedient sich hierzu gewöhnlich der zwar nicht eleganten, aber sehr bequemen bengalischen Palenkinwagen, welche auch auf Java viel in Gebrauch sind. Auf den Straßen drängen Europäer aller Nationen, Chinesen, Araber, Malayen, Armenier, Bengalesen und alle möglichen Völkerschaften des indischen Archipels in buntem Gemisch durcheinander. Alle Sprachen Europa's und Asiens hört man hier zu gleicher Zeit an sein Ohr schlagen. Alles ist Lärm und Getöse und selbst die heißesten Mittagsstunden bringen keinen Stillstand. — In den Häusern bleibt es ziemlich kühl, da alle Fenster mit grünen Jalousieen dicht verschlossen werden, bis die große Hitze des Tages vorüber ist. In den Geschäftszimmern der Kaufleute geht während dessen der eigentliche Handel Batavia's vor sich, von dem das Leben und Treiben draußen nur ein schwaches Bild giebt; hier werden täglich sehr bedeutende Summen umgesetzt — hier schlägt eigentlich der Puls all jener rastlosen Thätigkeit.

Die Stunde von 12 — 1 Uhr wird gewöhnlich der Erholung gewidmet, d. h. man frühstückt, erfreut sich des Genusses einer Manilla-Cigarre, nimmt eine Zeitung zur Hand oder plaudert mit seinen Nachbarn, bis es gegen 1 Uhr wieder an die Arbeit geht. Uebrigens sei hier bemerkt, daß an beschäftigten Tagen diese Feierstunde ganz wegfällt und selbst dem Frühstück nur wenige Minuten gelassen werden, und daß im Allgemeinen auf den Comptoiren in Batavia, wenn man das Klima in Betracht zieht, viel gearbeitet wird.

Die batavischen Kramläden oder Tocos sind einer näheren Erwähnung nicht unwerth. — Die Verschiedenheit der Waaren, welche in einem solchen Toco dem Kauflustigen zur Schau liegen, geht ins Unglaubliche. Manufakturen und Kleiderstoffe aller Art, Mode- und seidene Waaren, Stickereien und Toilette-Artikel, Parfümerien und Gold- und Silberarbeiten, Möbeln, Gemälde, Spiegel, Lampen jeder Gattung, Glas und Krystall, Sättel und Geschirre, Uhren, Schmuck, Service's, Damen- und Herrenhüte, Shawls und Blonden, Luxuspapier, Jagdmesser, Necessaires, Spieldosen, alle möglichen französischen und deutschen Galanteriearbeiten, Pulver und Schrot, Spielkarten, Peitschen, Barometer, plattirte Waaren, Fußteppiche, Spielzeug, japanische und chinesische lackirte und Elfenbeinarbeiten, Seidenzeuge und eine unendliche Verschiedenheit anderer Artikel liegen in den geräumigen Localen geschmackvoll geordnet zu Kauf. Was man in Europa in vier bis fünf verschiedenen Läden suchen muß, findet man hier vereint. Frankreich, England, Holland, Deutschland, Japan und Indien liefern ihre Produkte in den Laden eines batavischen Tocohalters.

Gegen 3 Uhr wird es in der Stadt allmählich stiller; um diese Zeit werden die Bureau's der Regierung geschlossen und die Beamten fahren nach Hause. Das Gewühl auf den Straßen verhallt, die größte Arbeit des Tages ist gethan.

Die Kaufleute bleiben, je nachdem sie mehr oder weniger beschäftigt sind bis 5 oder 6 Uhr und fahren häufig erst bei Mondenschein oder Fackellicht

nach Hause. Auf jedem Wagen stehen dann zwei Bediente mit Bambusfackeln, deren heller Schein oft noch durch eine vorn angebrachte Laterne verstärkt wird. Im Nu fliegen sie dahin, hier und dort im Dunkel der Nacht umherkreuzend, verlöschend, wieder auftauchend wie heftig zuckende Irrlichter. Die gewöhnliche Stunde der Heimkehr ist jedoch 5 Uhr. Ein Comptoir schließt sich nach dem anderen, ein Wagen rollt nach dem anderen zur Stadt hinaus. Die Straßen werden öde, das Tagewerk ist vollbracht, und das rege Leben erstirbt nach allen Richtungen. Vor den Thüren der Handelshäuser sammeln sich die im Laufe des Tages daselbst beschäftigt gewesenen Packträger und theilen auf den Trottoirs die gemeinschaftlich verdienten Kupfer-Deute. Die Fruchtverkäufer gehen nach Hause, die Garköche packen ihre tragbare Küche zusammen, die Tagelöhner ziehen in kleinen Gruppen aus den Straßen. — Die Lampen werden angezündet — die Nachtwächter machen ihre Lagerstätte zurecht. — Ein tiefblaues Dunkel bricht herein und mit ihm eine gespenstische Stille auf den Plätzen, wo vor wenig Stunden noch Alles so laut durcheinander wogte. Doch in einzelnen Theilen des chinesischen Kamps, in der Nähe der Märkte und Spielbuden, bleibt es noch lange lebhaft, bis endlich auch hier die Mahnung des Schlafes das rührige Leben zum Schweigen bringt. Aber das Geschrei der immer wachen Wasservögel, der laute Ruf unzähliger Frösche, das lang aushaltende Geheul einer Legion indischer Hunde, das Schrillen der Eidechsen und all des anderen kleinen Gethiers, der dumpfe Klang der hohlen Bambusröhre, womit in den verschiedenen Wachthäuschen die Stunden angeschlagen werden, und das klagende, träumerische Gemurmel der Kanäle und Flüsse — alle diese Töne dröhnen unaufhörlich durch die Stille und erhalten den Fremdling oft wider Willen wach, um ihn hinauszulocken in die „mondbeglänzte Zaubernacht".

18. Die Perlenfischerei im Golfe von Manaar.

Orientalische Perlen waren schon im grauen Alterthume der Lieblingsschmuck der griechischen und römischen Frauen und hochgeschätzt von den Fürsten Indiens. Ihr Hauptfundort ist die Nordküste von Ceylon, namentlich der Golf von Manaar. Dort in der Tiefe des Meeres findet man die Perle als eine im Fleische nicht eßbarer Austern sich absondernde kostbare Masse, bald kleiner, bald größer, und zwar letztere als größte Seltenheit in der Größe einer Pistolenkugel, in welchem Falle sie aber auch einen ungeheueren Werth haben. Selbst bei mittleren Perlen zahlt man 20—25 Thaler für das Stück, während man kleine für 10—20 Neugroschen haben kann. Gleich der Auster liegt auch die Perlenmuschel in Meilen langen Bänken geschichtet auf dem Meeresboden. Hier werden sie gefischt und von der englischen Regierung in Auctionen verkauft. Hören wir, was uns ein englischer Reisender von der Perlenfischerei erzählt.

Am 25. Februar landete ich in der Bay von Condaletry mit dem Inspector der Austernbänke. Ich wünschte der Fischerei beiwohnen zu können, und der Inspector war so freundlich, mich mit an den Bord seines bequem eingerichteten Bootes zu nehmen. Wir landeten zu Silawatorre, einem elenden Dorfe, eine halbe Meile von Aripo entfernt. Die Küste war eine einförmige, endlose Sandfläche mit zahllosen Haufen schneeweißer Austernschalen bedeckt. Nur wenige schmutzige Weiber und schmalwangige Kinder trieben sich am Strande umher, während einige Beamte des Inspectors warteten, um in Gemeinschaft mit ihm auf das Meer hinauszufahren und die Bänke zu bestimmen, welche abgesucht und durch kleine Bojen mit blauen und rothen Fähn-

chen bezeichnet werden sollten. Wir kehrten den 5. März zurück und fanden wie durch Zauberschlag die staubigen Uferflächen gänzlich verwandelt. Dunkelfarbige Menschenkinder hatten sich in großer Menge eingefunden, und zahllose, hellfarbige Buden (Pandals) von verschiedener Form und Größe bedeckten die weite Küstenebene, während mehr als 200 Boote der Eingebornen längs des Strandes sich bewegten. Alle diese Tausende waren hier versammelt, um an der bevorstehenden Fischerei sich zu betheiligen oder doch irgend einen Nutzen daraus zu ziehen. Jedermann frug, an welchem Tage die Fischerei beginnen, wie viel Boote dazu verwendet werden sollten und auf wie lange. Da gab es reiche Hindu-Kaufleute, Mauren und Malabaren; Handelsleute von Madura, Araber, Banianen und Parsen von Bombay und Madras, Anwohner des persischen Golfes, Tamulen, Juden, Chinesen, Portugiesen, Holländer, Singhalesen, Malayen, kurz Leute in den verschiedensten buntfarbigen Kleidungen. Unter dieser Menge erheben sich nicht allein lange Reihen von Bazars, sondern selbst Tempel verschiedener Religionen, alle von Priestern bedient, die während des Fischens oft der reichsten Ernte sich zu erfreuen haben, da jeder seinem Gotte aus Dankbarkeit Perlen darbringt.

Doch da fällt uns in einer großen, aufgeputzten Arakbude mitten unter einem dichten Haufen von Bootleuten und Tauchern eine sonderbare Gestalt auf, deren plumper Rede Alle lauschen. Es ist ein dunkelfarbiger, langhaariger Bramine, 6 Fuß hoch, mit glänzenden Katzenaugen und dichten zottigen Augenbrauen, der Haibeschwörer, ohne welchen kein Taucher sich in die Tiefe wagen würde. Sein schwarzes Haar starrt von Schmutz und Unrath, und geheimnißvolle Kreidestriche ziehen sich über viele Stellen seines Körpers. Der Vorabend der Fischerei ist gekommen, alle Vorbereitungen sind beendigt, 200 Boote stehen in Bereitschaft und von wildem Getöse, Tanz, Gesang und Musik wiederhallt der ganze Meeresstrand. Noch predigte der Haibeschwörer der um ihn versammelten Menge mit Geschrei und unter wilden Gesticulationen von einem Haufen gebleichter Austernschaalen herab, während hinter ihm ein Feuer aufloderte und die ganze Scene abenteuerlich erleuchtete, als um Mitternacht, zur festgesetzten Zeit, ein Gong seine donnernden Töne hören ließ und mit zauberischer Schnelle sofort Tanz, Spiel und Sang beendigte. Alles eilte nach dem Strande, zu den Booten an die bestimmten Plätze, an Tausend menschliche Wesen. Plötzlich läßt sich ein Gemurmel hören, das je länger endlich zum dumpfen Donner anschwellt. Ist's ein Aufstand, ändert man den Plan, oder hat sich ein Unfall ereignet? Keines von Allem, der Haibeschwörer hat sich entfernt, wahrscheinlich sich in eine Arakbude begeben, um, was er die Zeit daher ohne Aufhören gethan, sich noch mehr zu stärken. Da bringt eine ausgesandte Abtheilung malayischer Büchsenschützen den heiligen Ausreißer zurück, und da er kaum der Sinne mächtig ist, wälzt man ihn in eins der größten Boote, wo er mit dumpfem Krachen niederstürzt.

Ein Kanonenschuß giebt das Zeichen zur Abfahrt. Raketen schießen empor und die Boote setzen sich in Bewegung. Der Landwind weht frisch und treibt die Boote mit ihren hohen Bambusmasten und den schwellenden weißen Segeln hinaus in's offene Meer. Einige Stunden währt die Fahrt, da langt man an den Bänken an. Strahlend geht die Sonne auf und nun sind Aller Augen auf den obersten Beamten am Bord des Wellington, seines Schiffes, gerichtet. Fünf Taucher stehen am Bord eines jeden Bootes mit Tauchersteinen, Netzen und Stricken versehen, während die zurückbleibenden anderen fünf ihre Blicke eifrig auf sie gerichtet haben. Da steigt plötzlich die Signalflagge in die Lüfte und tausend Taucher fahren in demselben Augenblicke, wo

die Flagge die Mastspitze erreicht, geräuschlos in die Tiefe. Eine, zwei Minuten vergehen, keine Seele läßt sich auf der Oberfläche sehen; schon wird uns bange — da plötzlich erheben sich ein Dutzend, dann funfzig, gleich darauf fünfhundert und zuletzt alle schnaufend und sprudelnd über die Oberfläche. Sie klettern in's Boot, während die übrigen die mit Muscheln gefüllten Netze heraufziehen. Jedes Netz enthält funfzig bis siebenzig Austern, die sofort vom Anführer des Bootes, dem Peon, in gesonderte Haufen gezählt werden. Doch kaum ist der letzte Taucher herein, da erhebt sich das andere Tausend und steigt ebenso geräuschlos wie die ersten mit Stein und Netz in die Tiefe. Dieser Stein ist ein ungefähr zehn Pfund schweres, kegelförmiges Stück Granit, durch dessen Ende ein doppelter Strick gezogen, der wieder am Boote befestigt ist. Der Taucher stellt den rechten Fuß auf den Stein zwischen den Strick, gleichwie in einen Steigbügel und fährt nun mit Leichtigkeit in die Tiefe. Hier angelangt entledigt er sich des Steines, welcher auch von denen im Boote heraufgezogen wird, damit er sich nicht mit dem Stricke am Netze verwickelt. Der Taucher faßt nun den Bügel des letzteren mit den Zehen des linken Fußes, wirft sich auf der Bank flach auf's Gesicht und rafft die Austern rasch mit der rechten Hand in einen Beutel. Hat er genug, so giebt er seinen Gefährten im Boote ein Zeichen durch Schütteln des Strickes, worauf ihn diese schnell heraufziehen.

Vom Beginn des Tauchens an steht der alte Haibeschwörer am Hintertheile seines Bootes, das in der Mitte der Flotte sich befindet, immer Gebete und Zauberformeln murmelnd und mit den langen Armen schleudernd. Um sich zu stärken, steigt er von Zeit zu Zeit hinab, aus einer Flasche von Kokosschale neue Kraft zur Fortsetzung seiner Beschwörungen zu holen. Da, eine Stunde vor Mittag, ertönt plötzlich der Schreckensruf: „Der Hai, der Hai!“ Wir rudern nach dem Schauplatze der Störung und gewahren bald einen armen Taucher, der zerfleischt und heftig blutend in's Boot gezogen wird. Das Bein war fast vom Körper getrennt und der Schmerz hatte ihn in Ohnmacht fallen lassen. Der Lärm zieht sich von Boot zu Boot, schnell verlassen die Taucher das Wasser und mit dem Fischen ist es für heute vorbei. Sprach- und regungslos starrte sich die Menge mit hohlen Blicken an; man verläßt ohne Befehl den Platz, keiner taucht weiter. Der Inspector aber läßt den Haibeschwörer fordern und fragt ihn, wie er einem Hai erlauben könne, einen Taucher im Dienste der britischen Regierung zu beschädigen, worauf dieser mit größter Unverschämtheit erwidert, daß es seiner Macht feindliche Geister gebe, welche während der kurzen Zeit, wo er eine Erfrischung zu sich genommen, den Zauber durchbrochen und den Rachen des Hai's entfesselt haben müßten. Die Boote wenden sich anfangs langsam, später vom Winde begünstigt, ans Ufer.

Hier erwartet uns eine neue Scene. Tausende warten am Strande und begrüßen uns mit wildem Jauchzen, das jedoch von den Booten nicht erwidert wird, da Aller Geist vom erlebten Unfalle niedergedrückt ist. Kaum sind wir gelandet, so wird der Platz durch die Schützen und Peons von der Menge gesäubert und die Austern in vier gleiche Theile getheilt. Drei davon fallen der Regierung, einer den Bootsleuten, Tauchern und Besitzern der Boote zu, und zwar so, daß erstere einen Theil, die Taucher das Doppelte und die Eigenthümer noch mehr als die Taucher bekommen. Die der Regierung zugefallenen Austern werden nun in Bambuskörbe gebracht und den anderen Tag verauctionirt, während die Fischer sich wieder nach den Bänken begeben und den Fang fortsetzen. Der Haifischbeschwörer hatte an diesem Tage für

einen so kräftigen Zauber gesorgt, daß derselbe die Kinnladen des Meerungeheuers so fest schließen sollte, als ob Vorhängeschlösser vor denselben lägen.

Die Auction begann, man bot mit einem an Tollheit gränzenden Eifer. Die Austern wurden in Tausenden versteigert, und obwohl sie nicht ausgesucht waren, so bietet man bis zu sechzig Pfund, während andere schon für die Hälfte und noch andere gar für ein Pfund zugeschlagen werden. Ein alter Mann, ein Maure, fällt uns auf. So schlecht sein Anzug ist, so bietet er doch ziemlich hoch, und als ihm endlich eine Partie Austern zugeschlagen wird, so ist er vor Freude fast toll geworden. Er springt umher, tanzt, lacht und singt und wird nur dann erst ruhig, nachdem er seine Austernhaufen in einen naheliegenden Schuppen gebracht hat. Hier betrachtet er sein erworbenes Gut voll Begierde, aber auch mit Scheu, die Austern zu öffnen, denn oft findet sich der Käufer getäuscht, die Perlen sind nicht werth, was man dafür gab, und große Summen gehen verloren, während Andere über ihre Erwartung reich heimkehren. Man läßt die Perlen 30 Tage in Haufen liegen, nach Verlauf welcher Zeit sie sich vollständig zersetzt haben, worauf durch sorgfältiges Waschen und Abspülen das verwesete Fleisch des Thieres entfernt wird und nur die Perlen und Schalen zurückbleiben. Die Ausbeute ist sehr verschieden, denn während man bisweilen in einer einzigen großen Auster hundert Perlen findet, erhält man auch von hundert anderen Austern nicht eine Perle. Die Zahl der gefischten Muscheln ist aber ungeheuer, denn nach jeder Fahrt bringt das Boot oft zehn= bis zwanzigtausend Muscheln heim, was für die ganze Flotte täglich zwei bis vier Millionen beträgt.

Der Inder hält die Perlen für geronnene Thautropfen, welche Buddha in gewissen Zeiten auf die Erde fallen lasse, und welche die Auster, wenn sie um zu athmen an die Oberfläche des Wassers komme, auffange.

Nach dem Englischen.

19. Schanghai.

Tausende von Masten und Flaggen aller Farben kündigen schon von ferne **Schanghai** an, dessen Handelsbedeutung sich alsbald durch ein Heer von Dschonken im Flusse kundgiebt. Nicht ohne Mühe bricht sich das von uns gemiethete chinesische Fahrzeug durch die gedrängten Reihen von Schiffen der Handelsflotte Bahn, um an den Landungsplatz zu gelangen, an welchem die großen Schiffe Anker werfen. Nahe am Flusse liegt das noch nicht beträchtliche europäische Quartier, während weiterhin die lange chinesische Vorstadt Likiatschang sich ausbreitet. Schanghai ist ein Hien, d. h. eine Stadt dritten Ranges in der Provinz Kiangsu, und verdankt seine Berühmtheit vorzüglich dem für Europäer geöffneten Seehafen. Hier wollen wir uns umsehen. Da das Treiben in den chinesischen Städten sich im Allgemeinen sehr ähnlich ist, so gewinnen wir im Bilde dieser Stadt zugleich eins von jeder anderen. — Die Stadt selbst liegt etwa zehn Meilen oberhalb der Mündung jenes Flusses, welcher die überströmenden Wellen des Sees Tatu nach dem Meere trägt. Die Straßen der Stadt sind eng und schmutzig, die Häuser niedrig, aber die Läden glänzend mit Roth und Gold geziert. Wir stehen vor einem duftenden Obstladen und sehen, wie ein armer Chinese für ein rundes in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehenes Geldstück, welches kaum den Werth eines Pfennigs hat, eine Scheibe kühlender Ananas kauft; dort ist der Laden eines Lichthändlers, bunte Kerzen aus dem Produkte des Talkbaums verfertigt und mit mannichfach gefärbtem Wachs überzogen, sind darin aufgespeichert. So wunderlich wie die Kerzen des Lichtziehers sind auch seine Anpreisungen; denn

die Ueberschrift seines Ladens lautet in der Ueberschwänglichkeit des chinesischen Ausdrucks: „Spät in der Nacht sitzen sie in den schneeweißen Gemächern und lesen die Bücher.“ Zum Verständniß dieser Ueberschrift verhilft uns jener Mann, welcher durch das Gedränge buntgekleideter Chinesen mit seinem Tragbret voll Bücher von Haus zu Haus geht. Er verleiht sie an die Armen und Dienstboten. Eine neue Anzeige fällt uns in's Auge: Wir kommen und verkaufen Tabak von Hongtschai, dessen Name und Ruhm bis in den Norden von Kescho geeilt und dessen Duft im Süden bis nach Keiang-nan gedrungen ist. Nicht weit davon lesen wir: „Berühmte Theesorten aus allen Provinzen“ und damit der Käufer die Güte der Waare prüfen kann, so findet sich siedendes Wasser in allen Läden bereit. Jenseits eines Triumphbogens blicken wir durch eine mit Laternen behangene Pforte in ein kleines Paradies mit Goldfischen, ausländischen Gewächsen, Gitterwerk, Weinranken und Singvögeln, — es ist das Vorgemach zu dem Laden eines Seidenhändlers; durchschreiten wir es, so gelangen wir in ein prächtiges, mit Lampen behangenes Zimmer, in welchem goldprangende Anzeigen die hier vorräthigen Seidenstoffe aus den verschiedenen Gegenden des Reiches verkünden. Ein gewandter Chinese legt, um die Kauflust der Kunden anzuregen, die reichen schweren Seidenstoffe, durch welche sein Vaterland berühmt geworden, die Atlas- und Sammetarten, nach denen man fragt, vor und weiß den Käufer gehörig zu prellen. Indem wir seinen Laden verlassen, rennen wir gegen einen Barbier, der auf dem Kopfe einen Feuerbehälter trägt, über welchem sich ein Gefäß mit stets kochendem Wasser befindet. Alles andere Geräth, als Becken, Messer, Handtücher und Wasservorrath balancirt er an einer Stange auf der Schulter. Meldet sich ein Kunde, so geht er mit ihm an einen hinreichend ruhigen Thorweg, und hier beginnt sein Werk. In wenigen Augenblicken ist der Kopf glatt geschoren, sind die Ohren gereinigt, die Augenwimpern ausgerupft und die Gelenke haben geknallt. Das vom Messer Abgestreifte wird sorgfältig aufgehoben und als Dünger verkauft; denn Nichts, was zur Befruchtung des Bodens dient, darf in China verloren gehen. Darum schreibt man auch nicht an die Mauern: „Verunreinigung ist verboten,“ sondern man stellt Geschirre zum Gebrauch aus und bezahlt wohl noch obendrein demjenigen eine Kleinigkeit, welcher sie benutzt. Nur eins verschont das Barbiermesser, den langen Zopf, dem Chinesen das Zeichen der Mannheit. Da die Natur ihm statt des Bartes nur vereinzelt stehende struppige Haare wachsen ließ, so verleihen der Zopf, ein fetter Körper und lange Ohren dem Chinesen Ansehen und Würde. Den Zopf kann man nicht lang genug bekommen, darum vergrößert man ihn durch eingeflochtenes falsches Haar. Das Ende desselben besteht gewöhnlich aus Seide. Dabei versteht der Chinese mit dem Zopfe gut umzugehen. Sahen wir doch einen Mann damit sein Schwein vorwärts peitschen, sowie einen Diener, welcher den Tisch damit polirte. Daß in den Straßenkämpfen der Zopf eine Hauptrolle spielt, bedarf nicht der Erwähnung.

Wir gehen weiter und erblicken einen Schädelkenner, welcher auf einer großen Tafel einen in verschiedene Abtheilungen gezeichneten Kopf erklärt und die Umstehenden auffordert, ihre einem Kürbis nicht ganz unähnlichen Schädel seiner Beurtheilung zu unterwerfen. Gleich neben ihm steht ein Zahnarzt und zeigt dem Publikum seine Zähne. Da vernehmen wir ganz in unserer Nähe den Ton eines Gongs; wir gehen darauf zu und gelangen an eine jener kleinen Bühnen, in denen ein Mann steckt, welcher den Hanswurst und seine Frau darin auftreten läßt. Doch wir schreiten über eine Brücke von auf- und abwärts führenden Stufen und mit Laternenreihen an beiden Seiten.

Sie führt zu einem brennendroth angestrichenen Tempel. Wir treten ein und erblicken Götzenbilder, geweihte Kerzen, die auf einem Altar brennen und eine auf dem Antlitz liegende, im Gebete ringende Frau. Minuten lang betet sie wie in Seelenangst; dann hält sie inne und wirft ein an einem Ende abgerundetes Stäbchen in die Höhe, um zu sehen, ob ihr Gebet erhört ist. Der Wurf ist gegen sie. Wiederum windet sie sich auf ihren Knieen und betet um so angstvoller und eifriger. Noch einmal entscheidet der Wurf zu ihrem Ungunsten, aber sie beharrt; muß doch endlich die Gottheit erweicht werden und das Erhörung andeutende Zeichen günstig fallen. Mit feierlicher Miene tritt ein Mann ein, betet eine halbe Minute und zieht aus einer mit Papierstreifen gefüllten Urne einen Zettel. Nachdem er ihn gelesen, nimmt er eins der an der Mauer hangenden Büchlein und entfernt sich mit glücklichem Gesichte. Er hat ein Loos gezogen, um zu sehen, ob eine beabsichtigte Unternehmung glücklich ausfallen wird.

Wieder in der Straße angelangt, stoßen wir auf einen Mann, welcher eine ganze Küche von Bambus, neun Fuß lang und sechs Fuß breit, auf dem Kopfe trägt und alle Arten von Eßwaaren ausruft. Unser Schweinetreiber von vorhin steht neben ihm still, um auf der Straße Mittag zu halten. — Auf's Würzen versteht sich der Koch mit seinem Gemüse, seinem Pfeffer und seinem Feuerstäbchen; er setzt dem Schweinetreiber eine prächtige Schüssel Geschmortes vor. — Doch, was ist das für ein Platz, von welchem der Dampf aufsteigt, wie von einem Kessel? Das ist aus den öffentlichen Bädern, wo dem Schweinetreiber nach Tische für fünf Li, einen Pfennig etwa, ein warmes Bad nebst Ankleideverschlag und Handtüchern zu Gebote steht. Dort kann auch ein Weib ihren ganzen Tagesbedarf an heißem Theewasser für einen einzigen Li erhalten. Es selbst zu kochen, das würde viel höher kommen; denn Feuerung ist theuer und wird nur zur Speisebereitung und für den Fabrikbetrieb angewendet. Kamine oder Oefen giebt es in chinesischen Zimmern nicht. Allein wie der Sommer heiß, so ist auch der Winter streng, so daß sogar in Kanton zuweilen Schnee fällt. Da bequemt denn der Chinese seine Kleidung der Witterung an, spürt er die Kälte, so zieht er ein Gewand über das andere, und steigt dann die Wärme, so läßt er eins nach dem anderen weg.

Jenes Gebäude dort ist der Tempel des Frühlings, zu welchem die Damen wallfahrten, um ihr Haar mit Blumen zu schmücken, wenn die ersten Knospen aufbrechen. Drüben ist der hübsche Bau des Tempels des Confucius, und da ist das Haus der gemeinsamen Wohlthätigkeit, welches ein Armenhaus und ein Findelhaus enthält und andere Fürsorge für die Armen trifft. Es findet die reichlichste Unterstützung, denn die Chinesen erweisen sich gegen ihre Armen als ein gütiges und freigebiges Geschlecht. Ueber der Ladenthür des Schuhmachers hängt ein gewaltiger Stiefel und darunter steht eine Inschrift, welche einem europäischen Stutzer schwerlich gefallen dürfte: „Alle werden hier nach einem Maße gemessen." Ferner: „Kaufleute, welche ihre Blicke auf uns richten, wollen den Phönix beachten, der als unsere Marke dient!" Solche Zeichen sind in den chinesischen Läden überall in Gebrauch, so gut wie in Europa. In jenen Laden ist ein wild aussehender Kerl eingedrungen, der furchtbar auf ein Gong losschlägt und sich mit übelriechendem Unrath eingerieben hat, um seine Nähe unerträglicher zu machen. Dies ist die Art, wie hier die Mildthätigkeit erzwungen wird. Der Inhaber des Ladens hat mit dem Haupte der Bettler keinen Vergleich abgeschlossen, um von solchen Besuchern verschont zu bleiben; darum vergeht selten ein Tag, wo er

nicht gezwungen wird, sich durch eine Gabe einen solchen Eindringling vom Halse zu schaffen, der dann sich sogleich in einen anderen Laden begiebt. — Nebenan hat ein Pfandverleiher seinen Sitz aufgeschlagen. Dann folgt eine Theeschenke, umgeben von großen Behältern für Regenwasser, das man, um es zum Thee zu verwenden, alt werden läßt, weil man es alt für geeigneter dazu hält. In jenem Hause ist ein Ofen, um Eier auszubrüten, und an jedem Ende der großen Straßen sieht man Pforten, welche Nachts geschlossen werden, um die Diebe abzuhalten.

Wir passiren ein solches Thor; aus dem ersten Hause jenseits tönt das schmerzliche Geschrei eines Mädchens uns entgegen, welches wahrscheinlich Pein an den Füßen leidet. Die kleinen, nur drei Zoll langen Füße sind bei chinesischen Frauen ein nothwendiges Erforderniß, da ohne sie kein Mädchen einen Mann bekommt. Als Gattin ist sie ihres Gebieters gehorsame demüthige Dienerin, aber als Mädchen ist sie die Pflege ihrer Aeltern. Die Operation an den Füßen wird im siebenten oder achten Lebensjahre vorgenommen. Ein junger Schiffsarzt hörte in einem Hause ein Geschrei und ging hinein. Er fand ein kleines Mädchen im Bette mit fest umwickelten Füßen. Er entfernte die Bandage und fand die Füße gekrümmt und entzündet. Er verband die Wunden und warnte die Mutter. Es war umsonst; am folgenden Tage litt das Kind heftiger und lag in verzehrendem Fieber. Er entfernte noch einmal die Binden und stellte der Mutter vor, daß die Fortsetzung des Verfahrens den Tod der Tochter zur Folge haben würde. Kurze Zeit darauf führte ihn sein Weg wieder am Hause vorüber, — ein kleiner Sarg stand vor der Thür.

Die Gärten, wo Thee geschenkt wird, liegen im Mittelpunkte der Stadt. Dort ist eine fröhliche Menge versammelt, welche Thee schlürft, raucht, Melonenkerne kaut, umherspaziert oder den Gauklern zuschaut. Wir steigen hinauf in ein feenhaftes Haus von Bambus, das über dem Wasser erbaut ist; drinnen sind zierliche Gemächer, welche man für sich bekommen kann. Dort legt man sich nieder und trinkt Thee aus Schalen, welche nicht aufgewaschen, sondern blos aufgewischt werden; denn das Waschen, glaubt man, raube ihnen die Fähigkeit, den reinen Duft des köstlichen Haysanthees zusammenzuhalten. Nachdem er seinen Thee getrunken, läßt sich der Besucher die Opiumpfeife bringen. Ein hohles Rohr wird ihm gebracht; an dem einen Ende ist es geschlossen, am andern sitzt das Mundstück und in der Mitte ist der Kopf, zwar groß, aber nur mit einer Höhlung versehen, welche der Knopf einer Stecknadel ausfüllen würde. Der Raucher lehnt sich üppig zurück, indem er noch einen Blick auf die bunte versammelte Menge wirft; dann pickt er mit einem Zänglein aus dem elfenbeinernen Büchschen eine kleine Opiumpille, brennt sie geschickt an einer Spiritusflamme an und bringt sie vorsichtig in die kleine Oeffnung des Kopfes. Drei Züge und sie ist verraucht. Der Anfänger ist bereits halb des klaren Bewußtseins beraubt, während der geübte Raucher stundenlang fortfahren kann. Noch eine Pille und er wirft einen letzten matten Blick auf die Pagoden und die Blumen, das Wasser und die umherwandelnden Chinesen. Noch eine, — und mit ihrem Rauch schwindet der Rest seines Bewußtseins.

20. Der Anbau und die Bereitung des Thee's.

Kaffee und Thee sind die beiden Hauptgetränke, welche ferne Erdtheile Europa liefern und hierfür alljährlich viele Millionen empfangen. Gleichwohl haben beide Getränke erst in neuerer Zeit bei uns Aufnahme gefunden, und

so angenehm sie auch sein mögen, zu entbehren sind sie beide. Der Kaffee mag an anderer Stelle, der Thee hier nach Anbau und Zubereitung von der Versendung eine nähere Beschreibung erhalten.

So sehr man auch über die Pflanze gestritten hat, welche den schwarzen und grünen Thee liefert, indem man annahm und wieder bekämpfte, daß jede dieser Theesorten von einer andern Pflanze herrühre, so steht nach den Forschungen der neuesten Zeit fast unzweifelhaft fest, daß zwar hauptsächlich zwei Pflanzen zur Bereitung des Thee's von den Chinesen verwendet werden, und zwar im südlichen Theile dieses Reiches die Bohea, im nördlichen dagegen die sogenannte Theestaude (Thea viridis), daß aber aus jeder dieser Pflanzen grüner und schwarzer Thee bereitet wird, und ersterer seine Farbe zumeist durch einen färbenden Stoff erhält.

Die Theepflanze ist ein niedriger Strauch, welcher, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine Höhe von 10—12 Fuß erreicht, jedoch beim Anbau im Allgemeinen nur 5 bis 6 Fuß, ja an einigen Stellen nur $2^1/_2$ bis 3 Fuß hoch wird. Man hält ihn absichtlich so niedrig, damit er theils desto mehr Zweige treiben kann, theils aber auch um die Einsammlung seiner Blätter zu erleichtern. Der Thee selbst besteht aus den länglich-lanzettförmigen, gezähnten, glänzenden immergrünen Blättern dieses Strauches, der in seinen Blattwinkeln eine Blume mit einem 3- bis 6blättrigen Kelche und eine 6- bis 9blättrige Krone von weißer Farbe und mit vielen Staubfäden trägt. Diese Staude gedeiht auf einem fetten Boden weit besser, als auf magerem, weshalb auch die mehr nördlichen Provinzen China's besseren und mehr Thee als die südlichen erzeugen. Die erste Blätterernte geschieht in der Gegend von Ningpo und Schekiang gewöhnlich in der Mitte des April. Sie besteht aus jungen zarten Knospen, die sich kaum zu öffnen begannen, und liefert den jungen, sehr feinen, zarten und von den Chinesen höchst geschätzten Haisangthee. Derselbe ist selten und theuer und die Abnahme der Blätter den Bäumen in so früher Jahreszeit nur von großem Nachtheil. Die Sommerregen beseitigen freilich zum Theil das ihnen zugefügte Uebel, und wenn die Stauden kräftig und jung sind, so treiben sie schon nach 14 Tagen bis drei Wochen wieder neue Blätter. Dies die Zeit der zweiten Ernte. Es giebt nicht leicht ein friedlicheres Bild, als das einer chinesischen Familie, die mit dem Einsammeln der Theeblätter beschäftigt ist. Greis wie Kind sind auf den drei bis vier Acker haltenden Pflanzungen in emsiger Thätigkeit. Nur bei trocknem Wetter sammelt man die kostbaren Blätter; runde Körbe von geflochtenem Bambus nehmen sie auf. Knospen, fast so dick wie Erbsen, so wie Blätter werden abgepflückt. Ist die Einsammlung vorüber, so beginnt die Bereitung des Thee's. Man unterscheidet hierbei einen trocknen und einen nassen Weg. Bei ersterem bringt man die Blätter auf einen aus Backsteinen oder Lehm bestehenden Ofen, in welchem sich mehrere halbrunde, gußeiserne Kessel befinden. Nun zündet man ein hinreichend starkes, namentlich regelmäßiges Feuer an, und wenn die Kessel sich erhitzen, so wirft man die Blätter hinein, welche sorgfältig mit der Hand umgerührt werden müssen, daß sie nicht anbrennen. Sobald die Wärme auf sie gehörig einwirkt, was sehr schnell geschieht, stoßen sie die in ihnen noch enthaltene, jetzt in Dampf verwandelte Feuchtigkeit aus, kräuseln und krümmen sich und werden weich und biegsam. Man nimmt sie sofort aus den Kesseln und breitet sie auf einem aus Bambusstengeln in Form einer Hürde gemachten Tische aus. Drei bis vier Personen nehmen nun jedes einzelne Blatt, rollen es auf dem Tische, pressen es und drücken den grünlichen Saft aus, welcher tropfenweise durch die Zwischenräume der Bambusstäbe

abfließt. Dies Verfahren ein- bis dreimal hintereinander wiederholt muß aber schnell gehen, daß es nur wenige Minuten dauert. Ist man damit fertig, so haben die Blätter mindestens drei Viertel ihres Umfanges verloren. Wird der Thee dagegen auf dem nassen Wege zubereitet, so legt man die Blätter erst in ein eisernes Sieb und hält sie über kochendes Wasser, dessen Dämpfe durch die Löcher des Siebes in die Blätter dringen und sie verändern, worauf sie auf die bereits dargelegte Weise zubereitet werden.

Nun beginnt die Abtrocknung auf den Bambushürden. Dieselbe geschieht vorzugsweise an bewölkten, jedoch trocknen Tagen, und hat die möglichst gelinde Verdampfung der Feuchtigkeit zum Zweck, um hierdurch recht elastische, weich anzufühlende Blätter zu erhalten. Zum Schluß bringt man sie nochmals in den Kessel des Ofens, wo sie anfangs durch die Hand des Arbeiters, später mit kleinen Bambusbesen in beständiger Bewegung erhalten werden. Das Verfahren bei Bereitung des grünen Thee's ist von dem des schwarzen wenig verschieden und nur die Färbung giebt dem ersteren ein anderes Ansehen, wie einen etwas abweichenden Geschmack.

Die getrockneten Theeblätter werden nun entweder in Kruken und Blechkasten eingepackt, oder sie werden durch Zusetzung von Ochsen- oder Schafblut oder Fett zu einer Art Kuchen geformt (zu dem sogenannten im nördlichen Asien sehr verbreiteten Backsteinthee) und in die weite Welt versandt. Der Verbrauch des Thee's ist ungeheuer, namentlich in England, Holland, Rußland und Nordamerika. In England wird er, wie bei uns der Kaffee, fast täglich mehrmals getrunken. Ganz Europa braucht jährlich weit über 60 Millionen Pfund.

21. Der Acker-, besonders der Reisbau der Chinesen.

Schon in frühester Zeit nahm der Ackerbauer in China einen höhern Rang als sonst irgendwo ein. Selbst der Kaiser begiebt sich jährlich an einem bestimmten Tage nach vorausgegangenem Fasten in feierlichem Zuge auf einen Acker, zieht daselbst mit dem Pfluge einige Furchen und streut Reiskörner hinein, worauf die anwesenden Arbeiter in seiner Gegenwart die Bestellung des Ackers zu vollenden haben. Der Ertrag dieses, der Aufsicht eines besondern Beamten anvertrauten Ackers wird für Opfer bestimmt, die ganze Ceremonie trägt aber dazu bei, die hohe Bedeutung des Ackerbaues anzuzeigen, diesen gleichsam zu verherrlichen. Und kein Land hat dies nöthiger als gerade China, da seine Bevölkerung ungemein dicht, der jährliche Bedarf bedeutend, der Boden des Landes aber gar oft für den Ackerbau wenig geeignet ist. Der Gebirgsboden im südlichen China ist meist sehr arm, überall erblickt das Auge nichts als Granitfelsen, deren nackte Gipfel auf einen spärlichen Pflanzenwuchs herabschauen. Ein von der Sonne ausgedörrter, mit zersetztem Granit gemischter Boden wird leider dadurch in seiner Unfruchtbarkeit erhalten, daß man beim außerordentlichen Mangel an Holz genöthigt ist, das darauf wachsende lange Gras, sowie Buschwerk als Brennmaterial zu verwenden, und verbrennt man bisweilen auch das Gras gleich auf dem Berge, so verbessert die dadurch erhaltene Düngung den Boden doch nur unbedeutend. Anders ist es mit den niederen Abstufungen der Berge; sie sind mit Reis, Bataten und Kartoffeln bebaut, und namentlich die ersteren Felder von den den Bergen entströmenden Bächen so reichlich bewässert, wie es das Gedeihen dieser edlen Getreideart nothwendig erfordert. Weit fruchtbarer als die gebirgigen Theile des Südens sind die des Nordens, wo man oft noch Berge von 3000 Fuß Höhe findet, welche bis zum Gipfel angebaut sind. Hier ist der chinesische Landmann unermüdet thätig, und seine saure Arbeit wird meist durch gesegnete Ernten belohnt.

Da das Hauptnahrungsmittel des Volkes im Reis besteht, so ist derselbe auch das Haupterzeugniß des Landes, und man gewinnt ihn namentlich im Süden in zwei Ernten, wozu noch eine Gemüseernte während des Winters kommt. Beginnt das Frühjahr, sind die Wintergemüse eingesammelt, so bereitet man den Boden zur ersten Reisernte. Ein von einem Büffel gezogener ziemlich roher leichter Pflug durchfurcht den bisher überschwemmten Boden und wirft eine 6 bis 8 Zoll dicke Schlammschicht um, welche oft auf einer festen Lehm- oder Thonschicht aufliegt. Büffel wie Pflüger waten dabei tief im Kothe, so ermüdend und ungesund dies auch für den letzten sein mag. Hierauf kommt die äußerst kurz gezähnte Egge, deren Bestimmung es ist, den Boden zu zerreiben und ihn in eine Art Brei zu verwandeln, die Hauptbedingung für das Gedeihen der jungen Reispflanzen. Der Reis selbst ist schon vorher auf einem stark gedüngten Felde gezogen worden und wird von hier aus auf den nunmehr zur Aufnahme der jungen Pflanzen gehörig vorbereiteten Acker verpflanzt. Dies geschieht mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Zehn bis zwölf Zoll von einander entfernte, bereits bezeichnete Linien haben die Pflanzen aufzunehmen, welche hierauf von einem Arbeiter erst in gleichmäßiger Entfernung an der Linie niedergelegt und sodann auf dem Rückwege mit der Hand in den feuchten Boden eingedrückt werden. Hierauf wird der Acker mehrere Zoll hoch bewässert, und damit bis zur Ernte fortgefahren, welche in den südlichen Provinzen des Reiches bereits Anfangs Juli eintritt. Noch ehe der Reis ganz reif ist, hält man schon in einer Ecke des Feldes die jungen Reispflanzen bereit, um dieselben, sowie der Boden wieder gepflügt, geeggt und sonst hergerichtet ist, sofort zu stecken. Diese zweite Ernte reift im November.

Da jedoch unter der Breite von Ningpo (30 Grad n. Br.) die Sommer zu kurz sind, um zwei Ernten auf demselben Felde nach einander vorbereiten zu können, man auf dieselben aber gleichwohl nicht verzichten will, so gelangt man durch ein kurzes Verfahren dennoch zu denselben. Man steckt die Pflanzen der ersten Ernte in der Mitte des Mai, und pflanzt in die leer gelassenen Zwischenräume derselben Linien 2 bis 3 Wochen später die für die zweite Ernte, welche, so lange die erstern emporstreben, im Wachsthum ungemein zurückbleiben. Naht der August, dann ist die erste Ernte reif und wird geschnitten, während die Pflanzen der zweiten kaum einen Fuß hoch sind. Sofort hackt man mit Vorsicht den Boden, bestreut ihn mit frischem Dünger und schon im November ist auch diese Saat reif. Freilich noch nördlicher vermag man nur eine Ernte zu erzeugen; die Aussaat geschieht dann Ende Mai, die Ernte Anfang October.

Während der Reis emporwächst, steht das Land fortwährend unter Wasser. Die Terrassen werden durch die zahlreichen, von den Bergen herabrinnenden Quellen bewässert, und solche Felder, welche höher als Flüsse und Kanäle liegen, durch die im Lande überall üblichen Schöpfräder überschwemmt. Diese Vorrichtungen werden auf verschiedene Weise in Bewegung gesetzt, bald durch die Arme, bald durch die Füße von Menschen, bald aber auch durch Thiere, besonders Büffel. Die Arbeit des Landmanns wird durch die Bewässerungen ungemein anstrengend und gefährlich, denn sowohl bei dem mehrmaligen Harken der Linien, sowie beim Schnitte des Reises, was mit der Sichel geschieht, watet er nicht selten bis an die Knie im Wasser und Schlamm. Der Reis wird auf den unteren Bergstufen gebaut, und ein kleiner, in irgend einer Schlucht des Berges entdeckter Bach wird hierzu an der Seite hinab bis auf die bezeichnete Stelle geleitet. Ein Damm hält das Wasser auf und Ausflüsse aus demselben sind in der Höhe von 3 bis 4 Zoll angebracht, so

daß das Wasser die ganze Stufe in dieser Höhe überschwemmt. Hierauf wird es bis zur nächsten und so von Stufe zu Stufe bis in's Thal geleitet. Der Anblick dieser Stufen oder Terrassen ist oft außerordentlich schön, da sie sich mitunter bis zu 6—700 Fuß über dem Meere erheben und, mit zartem Grün bedeckt, der ganzen Landschaft das Aussehen von zahlreichen Gärten verleihen.

Dieselben Felder werden während des Winters mit Gemüsearten besäet, und hier findet man, obwohl in mancherlei Abarten, auch die bei uns einheimischen Küchengewächse, so in den nördlichen Provinzen statt des Reises Weizen, Gerste, Erbsen, Bohnen und ein Oel gebendes Kraut.

22. Das Neujahrsfest bei den Mongolen.

Die Mongolen sind nicht reich an Festen, denn sie haben nur eins, den sogenannten weißen Monat (zygan sara) oder das neue Jahr. Nach dem europäischen Kalender läßt sich der Tag nicht genau bestimmen und man kann nur annähernd sagen, daß er allenfalls an's Ende der Fastnachten fällt und nach der mongolischen auf den Mondsumlauf gegründeten Zeitrechnung wechselt. Der Ursprung der Benennung „weißer Monat" wird verschieden erklärt und das Fest gehört den ältesten Nationalgebräuchen Mittelasiens an, den Zeiten, die der Epoche Dschingischans vorangingen. Die Nachfolger dieses Eroberers beobachteten streng die alten Einrichtungen. Vor Annahme des Buddhismus begannen die Mongolen ihr Jahr im Herbst, was die nicht buddhistischen Buräten noch jetzt thun, und der weiße Monat hatte bei ihnen keine historische Bedeutung. Als der Buddhismus nach Mittelasien eindrang, was in der Mitte des 13. Jahrhunderts geschah, führten die Lamas ihren Kalender unter den Nomaden ein, versetzten den weißen Monat an das Ende des Winters und verbanden ihn mit den Erinnerungen ihres Glaubens. So wird jetzt der weiße Monat gefeiert als der Sieg des Begründers der Buddhalehre über die sechs Philosophen, welche einen rohen Materialismus gepredigt hatten. Schakiamuni trat als ihr Gegner auf und bewies ihnen vor ganz Indien die Thorheit ihrer Lehre. Dieser erste Sieg des Buddhismus über den Geist der Indier wird noch jetzt als der weiße Monat gefeiert. Wir haben bereits bemerkt, daß er für die Mongolen das einzige Fest im Jahre ist, und dies wird vom Volke mit Ungeduld erwartet. Schon einen Monat vor dem Feste, ja noch früher, beginnen die Vorbereitungen dazu; man spricht von den erwarteten Lustbarkeiten, wählt neue Kleider, versieht sich mit Geschenken u. s. w., namentlich sind die Chadaks bemerkenswerth. In der Mongolei ist es Sitte, dem Gaste eine angezündete Pfeife zu reichen, Tücher und Stücke chinesischen Flors (Chadak) als Zeichen der Achtung und Freundschaft zu schenken. Im weißen Monat ist dieser Flor sehr begehrt, weil jeder ordentliche Mensch einige Stücke haben muß, um sie mit anderen zu vertauschen.

Vor dem Eintritte des weißen Monats findet in den Tempeln ein Gottesdienst statt, der einige Tage dauert. In dieser Zeit lesen die Geistlichen Bücher und Gebete verschiedenen Inhalts, bringen Opfer, beten um Glück im neuen Jahr, um Fruchtbarkeit der Erde, um Gesundheit des Kaisers, um Ausbreitung und Blüthe des Buddhismus. Am Tage vor dem Feste und am Morgen des ersten Tages sammelt sich eine Menge Volk in den Tempeln. Nach Beendigung des Gottesdienstes beglückwünschen sie ihre Bekannten, d. h. sie tauschen Chadaks aus, umarmen und begrüßen einander. Auch die, welche zu Hause bleiben, beten, reinigen die Hausaltäre, zünden Lampen an und bringen Opfer, die in Getreide und Früchten bestehen. Am Morgen des

ersten Tages steht Alles früh auf, die Weiber scheuern die lange nicht gereinigte Jurte, kochen Ziegelthee und Speisen. Beim Aufgange der Sonne errichten sie vor der Jurte eine Art Altar*) und verbrennen darauf Strauchwerk. Die ganze Familie geht um den Altar her, betet und läßt sich auf die Kniee nieder. Dann gehen Alle, um den Familienvater zu beglückwünschen. Hat jede Familie für sich die Ceremonien vollendet, so gehen die Männer in ihren besten Kleidern in die Jurte, wo das Stammeshaupt wohnt, oder sonst zu einem unter dem Volke angesehenen Mann. Nach gegenseitigen Begrüßungen und einem kurzen Gespräch beginnt das Fest. Jeder Gast muß, wenn er seinen Branntwein austrinkt, dem Wirthe einen besonderen Glückwunsch darbringen. Hat man einige Zeit in der einen Jurte zugebracht, so geht der aufgeregte Haufen nach einer zweiten, wo ihn die Weiber empfangen. So kommen die Gäste nach Verlauf einiger Tage im ganzen Uluß oder der Nachbarschaft herum. Am Tage des neuen Jahres werden alle Ranguntersch iede vergessen: die angesehensten und reichsten Leute besuchen mit Vergnügen die Wohnung des letzten Armen, den sie auch in ihrem Hause mit Freuden aufnehmen. Den ersten Tag des weißen Monats müssen Alle festlich begehen, d. h. sich mit nichts beschäftigen, am zweiten Tage kann Jeder wieder an seine Arbeit gehen. Indeß dauern die Glückwünsche und Belustigungen zwei Wochen lang. Vor Alters, als der weiße Monat im Herbste gefeiert wurde, fanden Pferderennen und Ringspiele statt, seit der Verlegung an das Ende des Winters aber hat diese Sitte aufgehört. Die Winterkälte, der Schnee und der herabgekommene Zustand der Pferde gestatten den Mongolen nicht, sich solchen Belustigungen hinzugeben. Alles dies wird im Sommer vorgenommen, wenn die Opfer, welche man den schützenden Göttern des Ortes darbringt, vollzogen sind.

Die Mongolen, welche in Kasan wohnen, können das Fest nicht feiern, wie in ihrer Heimath. Sie vollziehen den Gottesdienst, aber abgekürzt, weil hier viele zu diesem Gottesdienste unerläßliche Dinge nicht vorhanden sind. Die Belustigungen, welche dies Volksfest gewährt, theilen sie mit den Russen, ihren Bekannten, sodaß bei diesem mongolischen Fest sich meist mehr Russen als Mongolen einfinden.

23. Das Neujahr bei den Tibetanern.

Die Erneuerung des Jahres ist für die Tibetaner, wie für alle Völker, eine Zeit der Feste und Belustigungen. Die letzten Tage des zwölften Monats werden zu den Vorbereitungen verwendet: man versieht sich mit Thee, Butter, Jsamba**), Wein, Gerste und einigen Ochsen- oder Hammelsvierteln. Man reinigt die Wohnungen, und namentlich die Hausaltäre sind Gegenstand einer besonderen Sorgfalt: man bemalt die alten Bilder neu, macht Pyramiden, Blumen und andere Zierrathen aus frischer Butter, um damit die kleinen Heiligthümer zu zieren, wo die Familienbuddhas ihren Sitz haben. Die erste Luk-so oder Festordnung beginnt um Mitternacht; Alles ist wach und erwartet mit Ungeduld die mystische und feierliche Stunde, welche das alte Jahr schließen und das neue eröffnen soll. Wir schliefen fest, als wir durch das in allen Theilen der Stadt ausbrechende Freudengeschrei aufgeweckt wurden. —

*) Dieser Altar sollte vorzugsweise aus Steinen bestehen; wenn aber diese, was nicht selten ist, fehlen, so nimmt man statt derselben getrockneten Kuhmist.

**) Dies Wort bedeutet „geröstete Gerste,“ die man gewöhnlich auch als Reisevorrath mitnimmt.

Bald ließen sich die Glocken, die Cymbeln, die Seemuscheln, die Tamburine und alle die Instrumente der tibetanischen Musik hören, die einen schauderhaften Lärm machten. Wir wollten anfangs aufstehen, um den Spektakel mit anzusehen, aber die Kälte war so schneidend, daß wir nach reiflicher Ueberlegung lieber unter unseren Wolldecken liegen zu bleiben beschlossen. Das half aber nichts: wiederholte Schläge an unsere Thüre verkündigten uns, daß wir unseren Plan aufgeben müßten. Nach einigem Zögern verließen wir endlich unser warmes Lager, legten unsere Kleider an, öffneten die Thüre und einige Tibetaner unserer Bekanntschaft traten herein, um uns mit der gewöhnlichen Bewillkommnungsspeise zu regaliren. Alle trugen nämlich einen kleinen irdenen Topf in den Händen, worin Kugeln aus Honig und Weizenmehl in siedendem Wasser schwammen. Einer der Besuchenden bot uns eine lange silberne in einen Haken auslaufende Nadel und lud uns ein, in seinem Gefäß zu fischen. Wir weigerten uns anfangs unter dem Vorwande, daß wir bei Nacht keine Nahrung zu uns nähmen, aber man wurde so dringend, daß wir uns endlich der Luk-so fügen mußten. Jeder von uns stach eine Kugel an, die wir zerbissen, um den Geschmack zu untersuchen; wir sahen uns an und schnitten Gesichter, aber aus Höflichkeit mußten wir sie hinunterschlingen. — Wäre es nur damit zu Ende gewesen! Aber die Luk-so war so unerbittlich, die zahlreichen Freunde, die wir zu Chassa hatten, folgten sich ohne Unterlaß, und wir mußten tibetanische Honigkuchen speisen bis zum hellen Tage.

Die zweite Luk-so besteht gleichfalls in Besuchen, aber mit einem neuen Ceremoniell. Gleich mit Anbruch des Tages durchlaufen die Tibetaner die Straßen der Stadt, einen Topf mit Thee, der mit Butter angemacht ist, in der einen und in der anderen Hand eine große vergoldete und gefirnißte Platte, worauf Tsambamehl in Pyramidenform mit drei Gerstenähren darüber aufgeschichtet ist. An einem solchen Tage darf man keinen Besuch machen, ohne Thamba und gebutterten Thee mit sich zu führen. Sobald man in das Haus derjenigen, denen man ein gutes Neujahr wünschen will, eingetreten ist, wirft man sich vor Allem dreimal vor dem feierlich geschmückten und beleuchteten Hausaltar nieder, verbrennt dann einige Blätter vom Cedernbaume oder anderen aromatischen Bäumen in einer großen kupfernen Pfanne, bietet den Anwesenden einen Schöpflöffel voll Thee und reicht zugleich die Platte hin, von der jeder eine Prise Tsamba nimmt. Die Bewohner des Hauses erzeigen den Besuchern dieselbe Höflichkeit.

Indeß fehlen auch lärmende Belustigungen, Gesänge und Tänze nicht. Gruppen von Kindern mit zahlreichen Schellen an ihrer grünen Kleidung durchlaufen die Straßen und gehen von Haus zu Haus, um Lieder zu singen, denen es nicht an Annehmlichkeit fehlt. Der gewöhnlich sanfte und melancholische Gesang ist von raschen, feurigen Wiederholungen unterbrochen. Während der Vers gesungen wird, bezeichnen diese kleinen Sänger fortwährend den Takt damit, daß sie ihrem Körper eine langsame, den Schwingungen des Pendels ähnliche Bewegung geben; wenn aber die Wiederholung kommt, stampfen sie den Takt kraftvoll mit den Füßen. Der Lärm der Glöckchen und der eisenbeschlagenen Schuhe giebt eine Art roher Begleitung, die, besonders aus einiger Ferne vernommen, nicht ohne Anmuth ist. Diesen jungen Künstlern giebt man nach Beendigung ihres Concerts in Nußöl geschmorte Kuchen und einige kleine Kugeln von Butter.

Auf den Hauptplätzen und vor öffentlichen Gebäuden trifft man vom Morgen bis zum Abend Schaaren von Schauspielern und Gauklern, welche das Volk durch ihre Darstellungen unterhalten. Die Kleidung der Schauspieler

besteht aus einer Faltenmütze mit langen Fasanenfedern, einer schwarzen Maske und einem unmäßig langen weißen Bart, weiten weißen Beinkleidern und einem grünen Rock, der bis auf die Kniee herabfällt und um die Hüfte mit einem gelben Gürtel geschlossen ist. An diesem Rocke hängen in gewissen Entfernungen von einander lange Schnüre mit großen Flocken weißer Wolle am Ende. Wenn der Schauspieler sich im Takte neigt, begleiten diese Troddeln alle Bewegungen seines Körpers, und wenn er sich dreht, richten sie sich horizontal aufwärts, bilden ein Rad um ihn und scheinen gewissermaßen die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu beschleunigen.

Außerdem sieht man zu Lhassa auch eine Art gymnastischer Uebung, die man den Geistertanz nennt. Ein langer Strick, der aus fest zusammengeflochtenen Lederriemen besteht, wird auf dem Gipfel des Buddha-la befestigt und reicht herab bis zum Fuße des Berges. Die „tanzenden Geister" gehen und kommen auf diesem Seil mit großer Gewandtheit, die sich vielleicht nur mit der der Affen und Katzen vergleichen läßt. Manchmal, wenn sie am Gipfel angekommen sind, strecken sie die Arme aus, wie wenn sie sich zum Schwimmen in's Wasser werfen wollten, und lassen sich pfeilgeschwind an dem Seil herabgleiten. Die Einwohner der Provinz Ssang gelten für die gewandtesten in dieser Uebung.

Das Seltsamste, was ich zu Lhassa während der Neujahrsfeste gesehen, ist das sogenannte Lhassa-Moru, d. h. der Gesammteinbruch unzähliger Schaaren von Lama's in die Stadt und ihre Umgebungen. Das Lhassa-Moru beginnt am dritten Tage des ersten Monats. Alle buddhistischen Klöster der Provinz Wi öffnen ihren zahlreichen Bewohnern die Thore und man sieht auf allen nach Lhassa führenden Straßen große Schaaren Lama's zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und auf brummenden Stieren mit ihren Gebetbüchern und Küchengeräthschaften tumultuarisch heranziehen. Die Stadt ist bald auf allen Punkten mit diesen Schaaren von Lama's, die von allen umliegenden Bergen herabkommen, angefüllt. Die, welche in Privathäusern und in öffentlichen Gebäuden kein Unterkommen finden, bilden Lager auf öffentlichen Plätzen und Straßen, oder schlagen ihre leinenen Reisezelte auf dem Felde auf. Das Lhassa-Moru dauert sechs volle Tage; während dieser Zeit sind die Gerichtshöfe geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit aufgehoben, die Minister und die öffentlichen Beamten verlieren gleichsam ihre Gewalt und die ganze Macht der Regierung ist gleichsam dieser furchtbaren Armee von buddhistischen Mönchen überlassen. In der Stadt herrscht eine unaussprechliche Unordnung und Verwirrung: die Lama's durchlaufen in regellosen Schaaren die Straßen, stoßen abscheuliches Geschrei aus, singen Gebete, stoßen und zanken sich und liefern sich manchmal mit Faustschlägen blutige Gefechte. Obwohl sie aber im Allgemeinen während dieser Feste wenig Zurückhaltung und Bescheidenheit zeigen, so darf man darum doch nicht glauben, daß sie nach Lhassa gehen, um sich profanen, mit ihrem religiösen Stande wenig verträglichen Belustigungen zu überlassen; im Gegentheil ist Frömmigkeit der Hauptbeweggrund ihrer Reise. Ihr Zweck ist, den Segen des Tale Lama anzuflehen und eine Pilgerfahrt zu dem berühmten Buddhistenkloster Moru, das im Innern der Stadt liegt, zu machen. Daher kommt auch der Name Lhassa-Moru, den man diesen sechs Festtagen gegeben hat. Das Morukloster zeichnet sich durch die Pracht und den Reichthum aus, der in seinen Tempeln zur Schau gestellt ist. Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrschen, machen es gleichsam zum Muster der anderen Klöster in der Provinz. Westlich vom Haupttempel ist ein ungeheurer, von einem Säulengange umgebener Garten. Hier befinden sich die

Druckereien. Zahlreiche Arbeiter, die sämmtlich der Lamaserie angehören, sind täglich beschäftigt, Platten zu graviren und buddhistische Bücher zu drucken, was nach dem chinesischen Verfahren geschieht. Die Lama's, welche jährlich zu dem Feste des Lhassa-Moru kommen, benutzen die Gelegenheit, ihre Bücherankäufe zu machen.

24. Japan und seine Bewohner.

Auf der Abendseite des großen europäisch-asiatischen Festlandes liegt das britische, auf der Morgenseite dagegen das japanische Inselreich, beide Reiche jedoch in allen anderen Beziehungen so verschieden und entgegengesetzt, daß man dem Ausspruche eines japanischen Statthalters beitreten muß: „Jedes Land hat verschiedene Gebräuche, gute Handlungen aber werden überall geachtet.“ Von England aus hat das britische Volk eine Herrschaft gegründet, welche den ganzen Erdball umspannt, seine Colonieen finden sich in allen Himmelsgegenden, seine Flagge weht auf allen Meeren, seine Bewohner bewegen sich als Handelsleute in allen Ländern. Der Japaner dagegen hat sich von der ganzen übrigen Welt streng abgesondert, nur einigen wenigen Völkern hat er einen äußerst kärglichen Handelsverkehr mit sich gestattet, seine Flagge auf seine Meere beschränkt und so einen abgeschlossenen Handelsstaat gegründet, wie er sich kaum denken läßt. Drei Inseln, unter denen Niphon die größte, bilden die Hauptmasse des japanischen Reiches, um welches gegen 4000 kleinere Inseln zerstreut liegen. So unsicher hierdurch in Folge von Klippen und Untiefen die Schifffahrt wird, so hat gleichwohl kein Land der Erde verhältnißmäßig so viel jede Verbindung erleichternde Seeküsten als Japan. Das Innere der Inseln ist von Gebirgen durchzogen, die, meist vulkanischen Ursprungs, eine beträchtliche Anzahl feuerspeiender Berge enthalten und starken Erdbeben wiederholt ausgesetzt sind. Gleichwohl ist das Land schön und fruchtbar, der Boden reich an Gewächsen aller Art, und das Innere der Erde gewährt eine beträchtliche Ausbeute von Metallen, besonders Gold und Kupfer. Steinkohlen finden sich in außerordentlicher Menge, sowie zahlreiche Mineralquellen. Jedes Jahr giebt zwei Ernten in Getreide, ja die südlichen Provinzen selbst im Reis.

Dieses Land wird von zwei Herrschern regiert, von denen der eine, der Dairi, nach der Sage der Japaner von den Göttern abstammt und die Leitung aller religiösen Angelegenheiten besitzt. Er lebt mit seinem zahlreichen Hofstaate von der übrigen Welt getrennt in seinem Palaste zu Miaco, ist, damit sein Stamm nicht aussterbe, mit zwölf Frauen verbunden und hat seinen erstgebornen Sohn zum Nachfolger, wiewohl die Geschichte auch weibliche Dairi's kennt. Die ganze weltliche Gewalt befindet sich seit mehr als 600 Jahren in den Händen des Kubo, welcher als der eigentliche Regent des Landes zu betrachten ist. Unter ihm stehen die zahlreichen Fürsten des Landes und da sein Verhältniß zu ihnen ein ziemlich schwieriges ist, so wendet er alle Mittel an, ihre Abhängigkeit zu erhöhen und ihre Macht zu schwächen. Jeder Fürst muß daher jährlich eine Zeitlang in Jeddo, der Hauptstadt des Kubo, wohnen und selbst nicht selten seine Familie als Unterpfand des Gehorsams zurücklassen. Man verlangt von den Fürsten, daß sie daselbst große Paläste bauen, großen Aufwand machen und zahlreiches Gefolge mitbringen. Werden ihnen die kostspieligsten Aufträge ertheilt, so müssen sie dieselben für eine Ehre halten, ja nicht selten werden sie planmäßig durch Ertheilung höherer Würden und Titel, sowie durch unbedeutende Geschenke, welche die kostbarsten Gegengeschenke für den Kaiser erheischen, völlig zu Grunde gerichtet.

Geringe Ursachen oder Missethaten ziehen bei ihnen die strengsten Strafen, Einziehung ihrer Güter, ja selbst den Tod nach sich. Außer diesen Fürsten giebt es noch acht verschiedene Stände oder Kasten, welche wieder aus den vier Hauptkasten, Adlige, Priester, Gewerbtreibende und Landleute, bestehen, in sich aber nicht so abgeschlossen sind, daß nicht der Eine in die Kaste des Anderen übergehen könnte.

Der Japaner ist unter Mittelgröße, sein Fuß plump, seine Gesichtsfarbe gelb und in's Bleifarbige übergehend, seine Augen klein und schief, jedoch nicht so tief im Kopfe liegend, wie bei dem Chinesen, die Nase stumpf, platt und aufwärts gebogen, die Wangen platt, die Augenbraunen dick, das Haar schwarz und reich. Das ganze Land ist reich an Städten und Dörfern. Von ersteren ist besonders Nangasakki bekannt, weit größer jedoch Miaco, die Hauptstadt des Dairi und besonders Jeddo, die des Kubo. Letztere hat einen Umfang von 21 Stunden und liegt in reizender Gegend an einem fischreichen Meerbusen. Die Häuser der Japaner sind von Holz und meist ein-, selten zweistöckig, da die ungemein zahlreichen Erdbeben einen festeren Bau sehr bald zerstören würden. Selbst die Stuben haben keine festen Wände; durch verschiebbare Scheidewände lassen sie sich, je nach Bedürfniß, größer und kleiner machen. Nur äußerst wenig Möbels finden sich in ihnen, doch ist der Boden mit Matten und zierlich geflochtenen Decken belegt, auf denen man jedoch nur in den Strümpfen gehen darf. Statt der gläsernen Fensterscheiben bedient man sich des ölgetränkten Papieres, und ist das Wetter zu schlecht, dann schiebt man hölzerne Tafeln vor, wodurch das Innere völlig dunkel wird. Trotz strenger Kälte kennt man keine Oefen oder Kamine, sondern nur Kohlentöpfe, weshalb die Bewohner in den leichtgebauten Häusern vom Frost nicht wenig leiden. —

Alle Bewohner Japans werden, wie wohl kaum ein anderes Volk der Erde, von Polizeibeamten und Spionen überwacht. Alle Straßen werden des Nachts, sowie bei Aufruhr, abgesperrt, eine Familie hat die Beaufsichtigung der anderen, sowie überhaupt fünf Familien einen besonderen Verband bilden. Die kleinsten Vergehungen werden mit außerordentlicher Härte bestraft, wobei eine der geringsten Strafen, der Hausarrest, obenan steht. Alle Glieder der Familie werden nicht selten von derselben Strafe betroffen, welche über den Schuldigen verhängt wird, und war es Hausarrest, dann ist oft auf hundert Tage eine ganze Familie von allem Verkehr abgesperrt, Thüren und Fenster werden dicht verschlossen und jeder Umgang mit Fremden streng untersagt. Bekleidet der Verurtheilte ein öffentliches Amt, so wird es ihm für diese Zeit genommen, ja selbst Handel und Gewerbe darf er während der Strafzeit nicht betreiben und die Männer sich den Bart nicht scheeren.

Die Religion der Japanesen ist theils die alte japanische, theils der Buddhaismus, theils die des Confucius oder Con-fut-se. Erstere, auch Sintoreligion genannt, ist einfache Natur- oder Vernunftreligion, fordert die Feier einiger Festtage, die Uebernahme von Wallfahrten, sowie die Reinlichkeit des Herzens und des Leibes. Ihre Bekenner dürfen kein Blut vergießen, kein Fleisch essen, insbesondere nicht Rindfleisch, Butter oder Milch genießen, nichts Todtes berühren, ja nicht einmal sehen. Die Tempel sind klein, einfach und ohne Bilder vom höchsten Gott im Himmel, doch findet sich in jedem ein großer Spiegel als Sinnbild der göttlichen Allwissenheit und Heiligkeit. Alle drei Religionsbekenntnisse erkennen den Dairi als Oberhaupt an. Man findet daher in Japan eine religiöse Duldung, wie sie kaum anderswo anzutreffen sein möchte; Freunde und Verwandte, Mann und Frau bleiben ungestört

in Liebe und Freundschaft bei ihrem Glauben, dessen Bekenntniß in keiner Weise weder die Uebereinstimmung der Gemüther, noch den häuslichen Frieden und die Eintracht stört; Jeder vielmehr folgt hierin seinem eigenen und keinem fremden Urtheile. Der erste, funfzehnte und achtundzwanzigste jedes Monats ist eine Art von Festtag, außer denen man noch mehrere andere Feste, als das Sternenfest, das Lampenfest (zu Ehren der Todten), das Flaggenfest (zum Andenken eines Sieges über die Chinesen und als Geburtsfest der Knaben) und das Puppenfest (zur Geburtsfeier der Mädchen) begeht. Die Bildung ist, wenn auch nicht nach europäischen Begriffen, unter den Japanern allgemein. Jeder kann lesen und schreiben, doch haben die Frauen eine einfachere Schrift als die Männer. Beim Schreiben bedient man sich, wie die Chinesen, nicht der Feder, sondern des Pinsels, und Briefe schreibt man auf lange, schmale, aneinandergeklebte Papierstreifen, sodaß dieselben oft eine Länge von 5 Ellen haben. Selbst die Buchdruckerkunst ist den Japanern bekannt, doch bedient man sich hierbei der Holzplatten, nicht der beweglichen Lettern. Auffallend ist es, daß die Japaner die Mahlmühlen nicht kennen und daher kein Brot besitzen; feste Klumpen gekochten Reises vertreten seine Stelle. Außerdem genießt man besonders Fische, Fleisch dagegen sehr wenig. Statt der Gabeln bedient sich der Japaner gleich dem Chinesen kleiner Stäbchen. Seit Jahrhunderten ist die Kleidung der Bewohner des Landes unverändert, aber nichts weniger als schön, da die menschliche Gestalt durch weite formlose Gewänder, welche sich am besten mit Schlafröcken vergleichen lassen, gänzlich verhüllt wird. Beinkleider werden entweder gar nicht, oder von außerordentlicher Weite getragen, sodaß sie mit Frauenröcken Aehnlichkeit haben und die Leichtigkeit der Bewegung nur hindern. Die überweiten Aermel des Oberkleides bilden zugleich durch einen vorn geknüpften Knoten eine Art Tasche, in welcher die Männer die Tabakspfeife, Dose u. s. w. verbergen. Zu Kleidungsstoffen verwendet man Baumwolle und Seide, und Regenmäntel macht man aus in Oel getränktem Papiere. Aus feinem, weißem Schreibpapier sind auch die Schnupftücher, wie der Japaner überhaupt das nicht kennt, was wir Wäsche, insbesondere Hemden, nennen. Regenschirme und Sonnenfächer sind allgemein im Gebrauche, und letztere um so nöthiger, da man in Japan, außer auf Reisen, keine Kopfbedeckungen, als Mützen oder Hüte, trägt, um den Haarschmuck nicht zu verderben. Jedermann, selbst Soldaten und Priester, tragen ihre Fächer, wie die schönsten Damen; ja selbst der Bettler hält uns den Fächer hin, um auf ihm die erbetene Gabe in Empfang zu nehmen. Ungezogene Schulbuben erhalten mit dem Fächer die wohlverdiente Züchtigung. Ebenso verbreitet wie Fächer und Sonnenschirme ist bei Personen vornehmen Standes das Tragen mehrerer Degen, wovon dieselben einen höchst eigenthümlichen Gebrauch machen. Wenn ein Beamter oder irgend ein Mann höheren Standes etwas verbrochen hat, worauf eine schwere oder gar die Todesstrafe steht, und es kommt dies zur Kenntniß seiner Vorgesetzten, so vollzieht er diese Strafe selbst oder kommt ihr dadurch zuvor, daß er sich unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten den Bauch aufschneidet. Hat er diesen Muth, so spricht man von ihm wie von einem braven Manne, seine Familie bleibt unbescholten und erbt in der Regel sein Amt. Dieses Vorrecht des Bauchaufschneidens haben jedoch nur die obengenannten Classen, und nur beim Tode sehr vornehmer Personen kommt es noch vor, daß sich ihre Diener auf dieselbe Weise tödten, um ihren Herrn in eine andere Welt zu begleiten. — Noch gar Manches wäre von diesem sonderbaren Volke zu erzählen, z. B. daß man zu Hause besser angezogen ist als beim Ausgehen, daß man mit dem

Fuße grüßt, vornehmeren Personen gegenüber sich platt auf die Erde wirft, sie mit dem Kopfe berührt und dabei vor und rückwärts kriecht, daß man eine Unzahl von Ceremonieen und Anstandsregeln lernt, ehrt und übt, und daß es nirgends in der Welt so viele Abstufungen, Titel, Ehrenzeichen und Auszeichnungen an Wappen, Kleidern, Waffen, Schuhen u. s. w. giebt als hier: doch wir wollen statt Aufzählung solcher Dinge noch in Kürze den Verkehr kennen lernen, in welchen einige europäische Völker mit den Japanern getreten sind.

Marco Polo, der berühmte venetianische Reisende aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, gedenkt Japans zuerst unter dem Namen Zipangu; doch blieb das Land bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts völlig unbekannt. Da, im Jahre 1541, wurden Portugiesen an die Küste des Landes verschlagen und bald darauf landete der berühmte Jesuit Franz Xaverius an der Küste Japans, um das Christenthum unter den Eingeborenen zu verbreiten. Jesuiten, sowie Glieder mehrerer anderer Orden folgten ihnen und ihre Bemühungen hatten einen so beispiellosen Erfolg, daß die Zahl der zum Christenthum bekehrten Japaner auf 1,800000 angegeben wird. Allein bereits nach 40 Jahren, 1590, begannen die Verfolgungen der Christen und endeten 1637 mit der völligen Vertreibung der Portugiesen. Während dieser Zeit hatten sich bereits die Holländer eingeschlichen, um den Handel mit Japan an sich zu reißen. Auf die Frage, ob sie Christen seien, hatten sie erklärt, sie seien Holländer, und so gestattete man ihnen die Anknüpfung einiger Handelsverbindungen unter den außerordentlichsten Beschränkungen. Damit sie den Boden Japans nicht dauernd betreten möchten, errichtete man für sie in der Nähe von Nangasakki die Insel Desima, indem dieselbe kein Werk der Natur, sondern durch Versenkung von Erde aus dem Meere emporgestiegen ist. Auf kaiserlichen Befehl erhielt sie die Form eines Fächers und ward durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden. Auf ihr befinden sich die Wohnungen des Gouverneurs und der anderen holländischen Beamten, außerdem eine Reihe von Packhäusern zur Niederlage für die Schiffsladungen, sowie Gebäude zum zeitweiligen Aufenthalte der japanischen Aufseher, Dolmetscher und Beamten. Die ganze Insel ist 400 Schritte lang und 480 breit. Die Beschränkungen und Scherereien, welchen die Holländer hier hinsichtlich des Verkehrs, des Umgangs, der Lebensweise und der Freiheit unterworfen sind, übersteigen allen Glauben und werden nur durch Angewöhnung oder Aussicht auf Gewinn erträglich. Kein Holländer darf mit anderen als den Dolmetschern unter Aufsicht der japanischen Beamten verkehren, Waffen besitzen und christliche Bücher sehen lassen; alle müssen während der Nacht auf ihrer durch ein Thor verschlossenen Insel bleiben und können nur mit besonderer Erlaubniß des japanischen Gouverneurs und unter Begleitung eines Aufsehers die Stadt Nangasakki betreten. Selbst der Handel unterliegt den äußersten Beschränkungen nach Ein- und Ausfuhr; nur einige holländische Schiffe können jährlich zu bestimmten Zeiten ein- und auslaufen, worauf die mitgebrachten Waaren ihrem Werthe nach von den Japanern abgeschätzt werden. — Erst in der neuesten Zeit haben die Amerikaner es unternommen, einen gebildeten Völkern würdigeren Handelsverkehr mit den Japanern anzuknüpfen und ihnen zugleich merken lassen, daß sie mit Waffengewalt sich das erzwingen würden, was man ihnen nicht gutwillig gewähren wolle. Die Zukunft wird lehren, von welcher Art und welchem Einflusse diese Verbindungen sein werden. Jeder Japaner, welcher beim Fischfang bisher von Stürmen in die offene See hineingetrieben und an ferne fremdländische Küsten geworfen oder von vorüber segelnden Schiffen menschenfreundlich aufgenommen worden war, durfte in sein Vaterland nicht zurückkehren. Hatte er dies heim-

lich gethan und blieb es, was bei der strengen Beaufsichtigung des Einzelnen nicht anders zu erwarten war, nicht verborgen, so ward er mit dem Tode bestraft. Noch vor einigen Jahren mußte ein russisches Schiff, welches schiffbrüchige Japaner an Bord hatte, dieselben nach langen Verhandlungen wieder mitnehmen, da die japanischen Behörden ihre Aufnahme verweigerten. Man brachte die Unglücklichen zwar während der Nacht an einer einsamen Bucht ans Land, aber Niemand weiß, was aus ihnen geworden ist. Durch solche Mittel sucht man den gegenseitigen Verkehr mit allen anderen Völkern, sowie die allgemeine Kenntniß von denselben unmöglich zu machen.

25. Der Kirgise und seine Steppe.

Die Kirgisensteppe, welche westlich den Ural und das kaspische Meer, östlich dagegen das Hochland von Asien berührt, ist eine von vielen Bergrücken, zum Theil auch von Sandwüsten und nur im nördlichen Theile hie und da auch von Fichtenwäldern durchzogene, außerdem holzlose, wenig fruchtbare Ebene, welche aus einem salzhaltigen Thonboden besteht. Das Land der Kirgisen ist je nach seiner Lage vielgestaltig; werfen wir dagegen einen Blick auf die äußere Gestaltung der Gegend, durch welche die Karawanen nach Chiwa ziehen, so tritt ein trauriges Bild vor unsere Augen. Die Erhebungen und Vertiefungen des Bodens sind so unbedeutend, daß sie, aus der Ferne betrachtet, in eine endlose Fläche zusammenfließen, während sie in der Nähe den Wellen eines von mäßigem Winde bewegten Meeres zu vergleichen sind. Dies ist der einzige Anblick, welcher sich der Karawane von Orenburg bis zum Ustjurt täglich und stündlich darbietet, wenn sie sich nicht gerade in einer Vertiefung befindet. Ohne Hilfe des Compasses, ohne Kenntniß der Gestirne vermöchte sich der Europäer hier nicht zurechtzufinden; nur der eingeborene Kirgise mit seinem eines Fernrohres entbehrenden Auge und dem ihm eigenthümlichen Ortsinne, nach welchem sich ihm jede auch noch so unscheinbare Verschiedenheit in der Gestaltung der Steppe für immer einprägt, nur er vermag in dieser einförmigen und endlosen Oede den Weg zu finden. Denn nicht an einen Ort gebunden, zieht der Kirgise in seinem Gebiete umher und schlägt bald hier, bald da seine Jurten oder Kibitken, Zelte von Filz, auf. Sein Reichthum besteht in Pferden, Kameelen, Schafen und Rindern, und, während die Wohlhabendsten oft 1000—4000 Pferde, 50—100 Kameele, 5000—20,000 Schafe, 500—1000 Stück Rinder, 100—200 Ziegen besitzen, hat auch der Arme noch bis gegen 50 Pferde, 100 Schafe, 15 Rinder, 5 Kameele, 10 Ziegen. Schwarzes Haar, starkgebräunte Hautfarbe und kleine, lebhafte Kalmückenaugen lassen auf den ersten Blick den Kirgisen von dem Russen unterscheiden. Dabei ist der Kirgise von kleiner, gedrungener Gestalt und die Art seines krummbeinigen Ganges bezeichnet ihn als zu einem Reitervolke gehörig. Die Weiber tragen das Haar in zwei großen Zöpfen, die Mädchen in unzählig viel kleineren. So angenehm und genußreich das Leben des Kirgisen im Sommer ist, so traurig ist dagegen der Winter. Die luftigen Filzhütten, welche oft zwanzig Personen zu fassen vermögen, können ihn weder vor der strengen Kälte, noch vor dem durch heftige Winde hereingewehten Schnee sichern. Dann ist er oft genöthigt, seine Kinder durch Verscharren in heißer Asche gegen das Erfrieren zu schützen, während er die Heerden, seinen Hauptreichthum und seine fast einzige Nahrungsquelle, dem Verschmachten preisgegeben sieht. Doch mit dem wiederkehrenden Frühlinge vergißt er seine Noth und rüstet sich auf's Neue zu dem wiederkehrenden fröhlichen Wanderleben. Die Bewohner der Kirgisensteppe zerfallen in drei große Stämme oder Horden, von denen die große Horde

(Orda) wegen ihrer Wildheit von allen durchziehenden Karawanen gefürchtet ist. Jede dieser drei Horden (große, mittlere und kleine) bewohnt besondere Theile des Landes und betrachtet bald den Kaiser von Rußland, bald den von China als Oberherrn. Soll die Handelskarawane unberaubt und unangefochten das Land durchziehen, um hier theils Waaren einzukaufen, theils andere zu verkaufen, so ist es nothwendig, daß sie sich mit kirgisischen Führern und Geleitsleuten verbindet und sich durch dieselben schützen läßt. Hat ein mächtiges Geschlecht das Geleite übernommen, so ist der Kaufmann ziemlich sicher, seine Reise glücklich zu beendigen; nur hie und da hat er eine Abgabe für freien Durchzug zu erlegen. Hat er sich aber einem schwächeren Stamme anvertraut und ist dieser gar noch mit mächtigeren Geschlechtern in Feindseligkeiten verwickelt, was hier oft der Fall ist, da es bei den Kirgisen Blut um Blut, Raub um Raub gilt, oder hat ein kühner Räuber Absichten auf die Karawane, so erreicht diese selten ihr Ziel, ohne ausgeplündert zu werden.

Solch einer Kirgisenhorde begegnete auch der Reisende Bassiner auf seiner Wanderung von Orenburg nach Chiwa. Nachdem er bereits vom Ileck an auf keine einzige Hütte mehr gestoßen war, erblickte er an einem hellen Morgen in der Nähe des Tik-Timir eine, wie man ihm sagte, aus über dreißig Dorfschaften oder Aulen (jede von 30—50 Kibitken oder Hütten) bestehende Kirgisenhorde, welche mit all ihrem Hab und Gut auf der Wanderung begriffen war und mit den Heerden zusammen eine unabsehbare Linie bildete. Voran ritten die Aeltesten der Familien, alle mit langen Lanzen, einige auch mit Säbeln bewaffnet. Ihnen folgte ein langer Zug von Kameelen, welche das Gepäck, sowie die Weiber und Kinder trugen; zu beiden Seiten des Zuges bewegten sich ihre Heerden, ihre Schafe und Rinder, langsamen Schrittes vorwärts. So mag es ungefähr zur Zeit der Völkerwanderung ausgesehen haben, als Asiens Völker westwärts ziehend Europa überflutheten. Da man durch die Führer der Karawane schon am Abend vorher von der Nähe dieser Horde benachrichtigt worden war, welche, wie man meinte, feindselige Absichten im Schilde führen könnte, so wurden für den Fall eines Angriffs alle möglichen Vorkehrungen getroffen. Die Gewehre waren frisch geladen, die Wachen während der Nacht verdoppelt u. s. w., aber es ging sowohl die Nacht als auch die Begegnung am folgenden Morgen ganz friedlich von Statten.

Tritt ein Reisender in den Aul, so wird er mit dem Rufe Aman! oder Willkommen empfangen und so lange er verweilt, vor jedem Unrecht nach Kräften geschützt; dagegen werden sich dieselben Leute kein Gewissen daraus machen, ihn zu berauben, sobald er sich aus ihrer Mitte nur um eine Stunde entfernt hat. Bei seinen Ueberfällen ist der Kirgise äußerst schlau und sucht seinen Gegner aus einem Hinterhalte zu überraschen. Weiß er dagegen, daß die zu überfallende Karawane zahlreich ist und deren Glieder Feuergewehre mit sich führen, dann nimmt er sich sorgfältig in Acht. Die Kirgisen bekennen sich zum Islam, zeigen aber in Bezug auf ihre Religion eine ebenso große Unwissenheit als Lauheit. Die Reichen haben oft drei bis fünf Frauen, Arme gewöhnlich nur eine. Die Todten beerdigt man gern in der Nähe anderer Gräber oder bei den Ruinen alter für heilig gehaltener Gebäude. Die Kirgisen der goldenen Horde waren vormals durch ihre Raubzüge für Rußland eine furchtbare Plage.

26. Die Völker des Kaukasus.

Die Gebirgsgegend des Kaukasus nimmt die Landenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere ein. Im Süden trennt sie der Fluß Araxes —

der jetzige Aras — von den fruchtbaren Reichen Persiens und Armeniens; gegen Norden wird sie von der weitgedehnten Steppe Südrußlands durch die Flüsse Kuban und Terek abgeschlossen, welche beide in entgegengesetztem Laufe den genannten Meeren zueilen. Diese Gegend umfaßt die unter dem Namen „Circassien und Georgien" bekannten Gebiete. Mitten hindurch strömt der Fluß Cyrus oder Kur, der so das schönere, aber bereits russischem Scepter gehorchende Georgien von dem nördlicheren, noch unbezwungenen Circassien scheidet.

Circassien ist mit Ausnahme einiger Theile von Daghestan im Verhältniß zu dem sonnig fruchtbaren Georgien ein rauhes Land, aber doch immer ergiebig genug, um die Bevölkerung mit allen Erzeugnissen gemäßigter Himmelsstriche zu versehen. Die circassische Landschaft trägt im Ganzen den Charakter furchtbarer Erhabenheit. Die wildesten Schluchten und Abgründe thun sich auf, in die nie ein Strahl der Sonne dringt. Nur die Lawinen und Schneestürze des Winters schleudern ihre Donner in die schaurigen Tiefen. Im Sommer senden modernde Sümpfe, verwesende Pflanzenschichten ihren verderblichen Hauch aus den abgeschlossenen, von der Gluth erhitzten Felsenkesseln. Aber dieselben Landschaften bieten auch Bilder von ruhig-ländlicher Schönheit dar, üppige Wiesen, reizende, waldbewachsene Hügel, die fast bis zum Gipfel bebaut sind. Dort reiht sich Dorf an Dorf mitten in den mit Mais, Buchweizen und Hirse gesegneten Feldern. Solchergestalt erscheint die ganze Küste nordöstlich vom schwarzen Meere, namentlich aber strotzen die Berge von Lebensfülle.

Sie werden von verschiedenen kriegerischen Völkerschaften bewohnt, die in zahllose Stämme zerfallen. Diese sind augenscheinlich nicht von gleichem Ursprung, sondern haben sich mit dem schönen circassischen Geschlecht vermischt, welches dennoch rein fortbesteht. Aber ungeachtet der durchgehenden Familienähnlichkeit und trotz der Uebereinstimmung in Tracht und Lebensweise, wie in ihrer Liebe zu Freiheit und Kampf, finden sich auffallende Unterschiede in Charakter, Sprache und Körperbildung. Blutrache kehrt hier ein Volk gegen das andere, bittere Fehde Stamm gegen Stamm.

Die Hauptvölker Circassiens sind die Tscherkessen, die Abasier, die Ossetinen, die Tschetschenzen und die Lesgisen. Nach den geringsten Angaben lassen sich die beiden erstgenannten Stämme auf nicht weniger als 1½ Million, und der Rest jener Schwärme nicht unter einer Million feststellen. Unter ihnen verdienen die Tscherkessen und Abasier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit. Die Tscherkessen, die sich selbst Adeighi oder Inselbewohner nennen, sind wahrscheinlich das Urvolk und zählen etwa eine Million Köpfe. Die Abasier wohnen vermuthlich schon seit dem frühesten Alterthume in diesen Bergen und werden für Aegypter gehalten, welche mit dem Zuge des Sesostris hierhergelangten. Alle anderen circassischen Völker sind Abkömmlinge von den zahlreichen asiatischen Horden und selbst von europäischen Nationen, welche bei den großen Erschütterungen der alten Welt an den Fuß des Kaukasus gedrängt wurden oder dort in späteren Zeiten gleich lebendigen Fluthen umherwogten. Seitdem mehr oder minder mit den Tscherkessen vermischt, besitzen sie etwas von der charakteristischen Schönheit und dem ritterlichen Geiste jener neben dem Urtypus ihres eigenen Stammes, der größtentheils wohl mongolisch, tatarisch oder turkomannisch war. — Von diesen Völkerschaften muß man die Ossetinen ausnehmen, ein blondes, blauäugiges Geschlecht, an Gestalt fast so ebenmäßig als die Tscherkessen. Auch sie hausen seit unvordenklichen Zeiten in den Bergen und sollen von einer medischen Colonie abstammen, welche etwa 6 Jahrhunderte vor Christi Geburt nach dem Kaukasus kam.

Weil es fast unmöglich ist, die Circassier in ihren Schluchten und Bergen zu besuchen, ohne vier bis sechs ganz verschiedene Sprachen erlernt zu haben, ist nicht leicht ein merkwürdiges Volk so unbekannt geblieben, als dieses. Man hat sie oft als treubrüchige, zügellose Freibeuter geschildert, sie grausam und blutgierig genannt. Aber die Parteilichkeit der russischen Krieger und Reisebeschreiber übertreibt und schreibt ihrem Charakter als bleibende Eigenschaft zu, was nur augenblickliche Folge eines so heißen, ingrimmigen Kampfes ist.

Wir wenden uns nun ganz besonders zu den Tscherkessen, den fürstlichen Bergbewohnern, zu dem schönsten, tapfersten und vielleicht interessantesten Geschlecht, welches die Erde bewohnt. Die Tscherkessen sind nicht von großer Gestalt, aber im schönsten Ebenmaaß gebaut und besitzen eine Elasticität und Muskelkraft, die durch beständige Uebung außerordentlich erhöht wird. Ihre Tracht hebt die kraftvolle und doch zarte Gleichmäßigkeit der Glieder sehr; sie besteht aus einem eng anschließenden Rock, mit Reihen von kleinen Schlußkettchen auf der Brust, und aus einem engen dichten Beinkleide. Diese Kleidung, welche in ähnlicher Weise allen Völkern des Kaukasus gehört, ist gewöhnlich von schlichter dunkler Farbe, etwa von dem bräunlichen Ton der Herbstblätter. Die Tscherkessen tragen, wie die andern Stämme, im Frieden eine Mütze, die mit einem starken Pelzstreif verziert ist. Er giebt der Kopfbedeckung eine turbanähnliche, phantastische Form. Die Farbe des Reifs ist bald schwarz, bald weiß; junge Männer ziehen die letztere vor. Die Kriegstracht aber, worin der Tscherkesse am liebsten und häufigsten erscheint, zeichnet sich durch den blinkenden Eisenhelm mit hochragender Spitze aus, vor Allem aber durch das künstlich geflochtene Panzerhemd, das vom Helm über die Schultern und das Scharlachwamms herabfällt wie ein luftiger Schleier. Die stählernen Armschienen mahnen an den metallenen Fehdehandschuh des Mittelalters und vollenden das ritterliche Bild. Der enge, trefflich gearbeitete Schwertgürtel wird durch eine geschickt angebrachte Schnalle geschlossen; aus ihm blitzen Schwert und Yatagan, Waffen von vorzüglicher Härte und meist sehr alt. Oft sind es seltene Familienstücke, die mit stolzer Sorgfalt von Ahnen auf die Enkel vererbt werden und an denen oft die bloße Klinge über 700 Thaler werth ist: ein Werth, der nichts weniger als eingebildet ist, sondern in der Dichtigkeit und Schärfe des Metalles liegt. Die Klinge muß sehr biegsam und doch zugleich so scharf sein, daß sie ein Haar, welches daran streift, durchschneidet. Unsere Rasirmesser thun dies freilich auch, aber wie spröde, wie glasartig sind diese! Die Feuerwaffen der Kaukasier bestehen in Büchsen und Pistolen, die nicht minder geschätzt werden. Das Rohr ist gewöhnlich von trefflicher Masse, aber oft schlecht gebohrt und die Schlösser taugen wenig. Der Lauf ist sehr schwer und der Schuß wird häufig noch mit der Lunte abgebrannt. Beides sichert das Treffen; die Schwere verhindert jedes Schwanken und die Lunte stört nicht, wie der Hahn, durch Schnappen. — Die Tscherkessen sind in noch höherem Grade, als die Lesgisen, ein Reitervolk. Ihre kleinen Pferde sind von edelster Race, insgesammt aus unvermischter arabischer Zucht. Sie werden so an die Berge gewöhnt, daß sie den Reiter selbst über Stellen tragen, wo jeder, auch der schmalste Fußpfad, unmöglich wäre. Sicheren Tritts und leichtfüßig, wie Gemsen, stürzen sie den jähsten Abhang hinunter und springen von Fels zu Fels. — Um sich flugs herumdrehen und fliehend schießen zu können, reiten die Tscherkessen mit ungleichen Bügeln, von denen der eine länger geschnallt ist. In diesen wirft sich die Wucht des feuernden Reiters, der dadurch sicherer steht und seine Kugel unfehlbar macht. Außerdem reiten sie mit losem Zügel, was durchaus nöthig ist, um den Thieren

einen freien, festen Tritt auf den steilen Pfaden jener felsigen Wildnisse zu lassen. Auf ebenem Boden läßt aber dieser ungezügelte Lauf das Pferd nicht regelmäßig und schnell genug reiten, denn es neigt immer zu kurzen, raschen Sprüngen. — Uebrigens verstehen die Tscherkessen die Kunst, tüchtige Pferde zu ziehen, wie kaum ein Europäer. Sie reiten ein Thier nie vor der vollen Reife. Wenn sie aber dann bei ihren Ausfällen über die russische Grenze jagen, so setzen sie die Eisenmuskeln, die elastischen Beine und die gesunde Brust ihrer Pferde in den Stand, ungeheure Strecken in unglaublich kurzer Zeit zu durchfliegen.

Im Gebrauche der Waffen sind die Tscherkessen Meister, im Galopp auf ihren Rossen hinstürmend entsenden sie mit sicherer Hand ihre tödtlichen Kugeln wie ihre giftgetränkten Pfeile. Man sieht sie oft im schnellsten Jagen die Pistole spannen und ein Stück Papier auf der Erde inmitten durchschießen. Die Gewandteren treffen in gleicher Lage den Silberrubel, den man in den wirbelnden Staub wirft, oder sie schießen zum Scherz so dicht daran, daß das Geldstück schillernd emporschnellt. Diese Kunstfertigkeit erscheint um so außerordentlicher, je mittelmäßiger die Pistolen der Tscherkessen sind.

Gegen diese Bergbewohner führt Rußland nun über ein Vierteljahrhundert hindurch seine Völkermassen. Man darf annehmen, daß jährlich 80,000 Russen hier im Felde stehen, von denen sicherlich 15,000 als Opfer der Schlachten, Krankheiten und des Mangels erliegen. Rechne man hierzu den kolossalen Aufwand, den Transport und Unterhalt erfordern, und der für ein Heer von mehr als 200,000 Mann in den slavischen Provinzen genügte, und man wird sich einen Begriff von der furchtbaren Größe dieses Wettkampfes machen können. Die Russen müssen jeden Schritt mit Blut und Leben bezahlen, und oft, wenn eine Strecke unterworfen ist, erhebt in einem anderen, kaum bezwungenen Gebiete der Aufstand auf's Neue sein Haupt. Die Armee darf sich nicht theilen, und immer müssen ihr starke Plänklerschaaren den Weg durch die Thäler und Pässe bahnen; aber schon dies bloße Marschiren kostet schwere Verluste. Die Eingeborenen machen auf den Bergen Gruben in die Erde und stellen sich auf geeigneten Punkten haufenweise bis an den Nacken hinein. Aus diesen Schlupfwinkeln senden sie ihre tödtlichen Schüsse auf den nahenden Feind. Die Plänkler stürzen, vergebens suchen sie den unsichtbaren Gegner, den auch die ferntreffende Granate nicht zu erreichen vermag. Ein solcher Posten läßt sich dann nur durch den Ueberfall einer, mehrere Hundert Mann starken Colonne nehmen. Die Vertheidiger feuern indeß ununterbrochen, ohne zu fehlen, bis endlich der Feind ganz dicht herangekommen ist; dann entfliehen sie gewöhnlich durch einen Hohlweg hinter der Grube. — Rückt Linie gegen Linie, so erregt die todesmuthige Verwegenheit der Tscherkessenhäuptlinge oft panischen Schrecken unter den anrückenden Russen. Diese Fürsten setzen dann ihren Stolz darein, so nahe an die feindliche Reihe heranzusprengen, daß sie ihren Pfeil abschießen können, der freilich wohl immer verwundet, aber selten tödtet. Mitunter aber brechen die Tscherkessen durch die Linie und tödten oder entführen die Offiziere. Mit Windesschnelle reißen sie den Zitternden vom Pferde, werfen ihn über den Sattel und jagen mit ihm davon. Tod oder Gefangenschaft ist das sichere Loos jedes Russen, der sich auf zweihundert Schritte von seiner Colonne entfernt, auch wenn vorher kein Feind dem besorgt spähenden Auge sichtbar war. Bisweilen wird das Pferd unter einem Tscherkessen niedergeschossen, dann umzingelt man ihn. Aber der unbeugsame Freiheitsstolz des Bergbewohners zieht den Tod der Gefangenschaft vor. Wenn keine Flucht möglich ist, kehrt er den Yatagan gegen die eigene Brust. Gewöhnlich findet ein ganzer Feldzug statt,

ohne daß ein einziger Abaster oder Tscherkesse gefangen wird. — Der Circassier nimmt dem Russen selten das Leben, außer wo kein Mittel ist, ihn sicher fortzuführen; denn er hat als Sklave Werth für ihn. Wenn der Tscherkesse ihn glücklich nach Hause geschleppt hat, so verhindert er die Flucht des Gefangenen durch einen Einschnitt in die Ferse. Er füllt die Wunde dann mit Pferdehaaren aus, verbindet sie und läßt sie heilen. Ehe die Wunde nicht von Neuem geöffnet, der fremde Stoff herausgenommen und der Fuß wieder geheilt ist, ist der Unglückliche auf dem Beine so gut als gelähmt, da er ohne großen Schmerz nicht darauf treten kann.

Wie lange dieser blutige Kampf dauern werde, wie enden, ist nicht abzusehen. Eins nur fehlt den Bergvölkern, um sie unbesiegbar zu machen — Einheit. Sammelten sich die zwieträchtigen Stämme gegen den äußeren Feind, so würde Circassien allein **150,000** bewaffnete Krieger stellen können. Aber es finden sich niemals über **4—5000** Mann vereint; nur im Winter, wo sie fähig sind, Vorbereitungen zu machen, kommen sie wohl zu **10—20,000** Mann von den Bergen herab. Dann stürmen die Tscherkessen und Abasen alle festen Plätze, welche die Russen mit dem Schweiße und dem Blute eines Jahres erbaut haben. Man sagt deshalb, im Sommer stechen die Lesgisen der Samirnie (d. i. der Dörfer) gleich Wespen, und im Winterfrost beißen die Tscherkessen und Abaster gleich Wölfen. Aus dem Englischen.

27. Das ewige Feuer von Baku.

Nordwärts von der Stadt Baku am kaspischen Meere, etwa 12 Werste von ihr, befindet sich auf der abscheronschen Halbinsel das berühmte ewige Feuer, 1¼ Werst von den weißen Naphthagruben zwischen den Dörfern Ssarachani und Emir Hadshan. An diesem Feuer lebt eine Colonie indischer Feueranbeter. Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet 4 Hauptflammen in der Dunkelheit und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die 4 Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer und 4 über sie emporragende Röhren, aus denen seine großen Flammen hervorbrechen. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu sein.

Wir näherten uns dem Eingange und traten ein — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit 4 Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden ebenso sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den inneren Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einer Schürze und einem weißen Turban versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, faltete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache die Worte: „Rahma erhalte den Herrscher Rußlands!“ — Rahma heißt in ihrer Sprache Gott. Jetzt kamen noch andere fast nackte Indier aus ihren Zellen hervor, ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehreren ohne Turban unordentlich und lang herunterhing und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und abgezehrt, nur Knochen zeigte, erregte in uns sonderbare Gefühle. Jener erste Indier nöthigte uns in seine Zelle; wir fanden in ihr außer einem elenden Teppiche und ein paar Wasser-

krügen keine weiteren Geräthe; vor seiner Zelle blühte aber ein schöner Rosenstrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa 12 hier sein mochten (eben so viele leben in Baku). Die Zellen der meisten waren klein und, wie jene, ohne alles Hausgeräth; in den meisten brannten mehrere Flammen, theils am Boden selbst, theils an der Spitze einer Kalkröhre, die im Boden stak und gleichsam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberpriester, der einen engen, braunrothen, streifigseidenen Kaftan und eine rothe spitze Mütze trug, sahen wir mehrere ihrer Götzenbilder, kleine, thierische, metallene Figürchen, die im Winkel auf einem kleinen Tische vor einem seidenen Vorhange standen, andere halb menschliche, fast kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller, rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe, aber auch lange Schwänze, und bliesen in große Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

Eben als wir in ihre Zellen traten, bliesen die Indier in Tritonmuscheln und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, daß sie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberpriester, brachten einen halben Bogen Papier hervor, auf den ein indisches Gebet geschrieben war, das sie ablasen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberpriester versammeln sich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; sonst verrichtet Jeder das Gebet in seiner Zelle und kommt nie in die eines Andern. Die meisten saßen an ihrem Feuer, schürten es und beobachteten dabei ein tiefes Stillschweigen; andere schlugen beide Hände über dem Kopfe zusammen und sagten ihre Gebete her, indem sie ihn beständig bewegten. In ihrer Andacht lassen sie sich von Niemandem stören; daher konnten wir ungehindert die Zelle eines Jeden ansehen, ohne daß er seine Gebete unterbrach.

28. Der Markt zu Ostrownoje und die Tschuktschen.

Hoch im Norden des östlichen Asiens liegt am Flusse Anju Ostrownoje, eine kleine Festung, in welcher alljährlich ein großer Tauschmarkt abgehalten wird, zu welchem alle Tschuktschen herbeikommen, um ihre Pelzwaaren gegen andere Artikel umzutauschen. Der russische Lieutenant Matiuschkin, welcher mit von Wrangel den nördlichsten Theil Sibiriens bereiste, erzählt uns das Nachstehende von diesem höchst eigenthümlichen Markte: Die Festung Ostrownoje ist weiter nichts als ein mit Bretern eingefriedigter Hofraum, auf welchem ein paar Häuserchen zur Beherbergung einiger Beamten erbaut sind. Außer diesen Gebäuden enthält der Ort nur noch eine alte hölzerne Kapelle und zwanzig bis dreißig regellos umhergestreute Hütten. Alle diese Wohnungen sind zur Marktzeit sämmtlich vollgepfropft von Menschen und noch viele der herbeigeströmten Gäste müssen unter oder zwischen ihren Fuhrwerken übernachten. Um diese Zeit, gewöhnlich gegen Anfang des Februar, erscheinen aus weiter Ferne die Tschuktschen mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen, Waaren und Jurten von Fellen auf Rennthierschlitten. In der Regel zählt eine solche Karavane gegen 300 Köpfe. Bei ihrer Ankunft wird das Lager sofort in mehreren abgesonderten Gruppen aufgeschlagen und diese von den dicht an einander gereihten Packschlitten wie von einer Art Wagenburg umschlossen. Jeder Stammälteste wählt seinen Platz wo möglich unter oder zwischen ein paar Bäumen; der Anblick des Ganzen hat etwas eigenthümlich Malerisches. Die in einer gewissen Ordnung aufgestellten rauchenden Zelte, die vor denselben angebundenen auserlesenen Hausrennthiere, während die anderen frei umhergehen und sich ihr kärgliches Futter aus dem Schnee hervorscharren, die an Zelten und Baumästen bunt durch einander aufgehängten Bogen, Pfeile,

Köcher, Kleidungsstücke und Felle von allen Farben, die beladenen Schlitten, bei denen die Verkäufer sich befleißigen, ihre Waaren in das vortheilhafteste Licht zu stellen, sowie endlich die bärenartig in Pelze vermummten, über und über bereiften Menschengestalten: dies Alles giebt trotz einer Kälte von 30° uns ein recht anziehendes Bild. Außer den Tschuktschen kommen auch wohl Korjäken, Tungusen, Jukahiren, Camuten, Tschuwanschen, Russen und selbst Amerikaner. Schon vor Beginn des Tauschhandels versammeln sich die russischen Kaufleute und die Häupter der Tschuktschen beim Commissar in der Festung, um theils die Jahrmarktsordnungen anzuhören, vornehmlich aber um festzusetzen, wie viel Stück Felle für ein Pud tscherkessischen Tabak gegeben werden sollen. Nach langem Hin- und Herreden, Zanken und Schreien kam man endlich darin überein, daß für diesen Preis acht Stück Füchse oder zehn Marder abgegeben werden sollten; die Preise aller übrigen Waaren wurden nun nach diesem bestimmt und so erwarteten am andern Morgen Alle den Beginn des Tauschhandels. Es war der 11. Februar, eine feierliche Messe ward in der Kapelle abgehalten und durch das Aufziehen einer Flagge angezeigt, daß der Markt eröffnet. Sofort setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise in der Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und anderen Marktgäste ihre Plätze, alle aber erwarteten mit Ungeduld das mit einer Glocke gegebene Zeichen, durch welches die Erlaubniß zum Beginne des Handels gegeben ward. Es ertönt und sofort scheint es, als habe ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen: Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschenreihe her. Die lebendigsten und eifrigsten sind die Russen; mit der einen Hand einen schweren Tabakssack schleppend, in der andern ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen und dergl. hängend, so rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum andern, in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktischen und jakutischen Wörtern laut schreiend ihre Waaren anpreisend. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über alle Beschreibung; mancher wird in den tiefen Schnee niedergeworfen, worauf funfzig, hundert Nebenbuhler über ihn wegrennen, er verliert Mütze und Handschuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das schadet aber weiter nichts; er rafft sich wieder auf und rennt trotz der 30° Kälte mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Versäumte wieder einzuholen. Einen höchst auffallenden Gegensatz zu dieser ungeheuren Geschäftigkeit der Russen bildet der Ernst und die unerschütterliche Ruhe des Tschuktschen. Unbeweglich steht er bei seinen Schlitten und beantwortet die unversiegbare Beredtsamkeit seiner Handelsfreunde höchstens mit ein paar einsilbigen Worten. Ist er mit ihnen handelseins, dann vertauscht er kaltblütig seine Felle gegen die ihm dafür gebotene Waare. Dabei ist es merkwürdig, wie er, ohne die Wage zu kennen, das Gewicht der Säcke auf den Händen wiegt und ziemlich genau bestimmt, ob dieselben das angegebene Gewicht haben. Dieses Treiben dauert selten länger als drei bis fünf Tage, dann sind die Waaren, welche nach dortigen Preisen einen Werth von gegen 200,000 Rubeln haben, ausgetauscht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegestöber bleibt höchstens noch der Flaggenstock als Wahrzeichen der blühenden Handelsstadt sichtbar.

Die Tschuktschen haben unter allen Völkern Nordasiens ihre Nationaleigenthümlichkeiten am reinsten erhalten. Friedliebend nur im Gefühl ihrer Schwäche, durchziehen sie die eisigen Einöden und Felsenklüfte ihres durch die Eroberungen

Rußlands sehr beschränkten Vaterlandes. Das Rennthier befriedigt alle ihre Lebensbedürfnisse, giebt ihnen Wohnung, Kleidung und Nahrung; alle Entbehrungen ertragen sie mit Gleichmuth, im stolzen Gefühle ihrer unbeschränkten Freiheit. Erst durch den Verkehr mit Rußland wurden sie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eisens vertraut. Die Mehrzahl unter ihnen hat sich taufen lassen, obwohl sie keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zur Taufe nur durch das Versprechen eines Geschenks bewegt worden sind. Matiuschkin erlebte während seiner Anwesenheit folgenden komischen Vorfall: Ein junger Tschuktsche sollte gegen das Versprechen von einigen Pfund Tabak getauft werden. Ruhig und anständig stand der Neubekehrte vor der zahlreichen Versammlung in der Kapelle und ließ den Priester und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden großen hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, mochte er nicht daran, brachte eine Menge Gegengründe, von denen Niemand etwas verstand und deren Bedeutung nur das ziemlich ernsthafte Kopfschütteln verrieth. Nach langem Zureden des Dolmetschers, wobei wahrscheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle spielte, entschloß er sich doch endlich und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch sofort wieder heraus und rief, am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: „Den Tabak her, meinen Tabak.“ Da er zur Beendigung der Taufhandlung noch zweimal untergetaucht werden sollte, so suchte man ihn hierzu zu bereden, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: „Es ist schon genug, ich will nichts mehr; gebt mir meinen Tabak.“ Endlich ließ er die ganze Versammlung im Stich und rannte, um sich wieder zu erwärmen, nach seinem Zelte. Trotz der empfangenen Taufe ist der Tschuktsche mit den Lehren der christlichen Religion gänzlich unbekannt; die Vielweiberei ist unter ihnen noch allgemein und die Reicheren haben zwei, drei und mehr Frauen. Sowohl gebrechliche Kinder, wie alte Personen werden, da sie die Beschwerden des Nomadenlebens nicht ertragen können, umgebracht. So wurde zwei Jahre vor Matiuschkin's Zusammentreffen einer der angesehensten Häuptlinge, weil er sich schwach und lebensmüde fühlte, auf eigenes Verlangen von seinen Anverwandten erschlagen, die dies für heilige Pflicht erachteten. Ja ein noch schrecklicherer Vorfall ereignete sich im Jahre **1814** auf dem Markte in Ostrownoje, indem während des Aufenthalts der Tschuktschen eine bösartige Krankheit ausbrach, welche Menschen und Rennthiere plötzlich dahinraffte. Alle Beschwörungen der Schamanen oder Zauberer waren vergeblich; da erklärten diese, daß Kotschen', einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Göttern geopfert werden müsse. Das Volk wollte den geliebten Häuptling am Leben erhalten, doch da die Seuche nicht nachließ und die Schamanen weder durch Geschenke, noch durch Drohungen, noch durch Mißhandlungen zur Abänderung des Urtheils zu bewegen waren, so erklärte endlich Kotschen', zur Rettung seines Volkes sein Leben hinzugeben. Keiner wollte die Hand an das Opfer legen; da trat endlich der eigene Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht und durch Androhungen seines Fluches erschüttert, hervor und stieß ihm den Mordstahl in's Herz, worauf er den Leichnam den Schamanen übergab.

Nach v. Wrangel.

II. Bilder aus Afrika.

29. Die Feierlichkeiten zu Kairo bei Anschwellung des Nils.

Aegypten ist ein Erzeugniß des Nils, sein Boden ward durch diesen Riesenstrom herbeigeführt, und von seinen mächtigen Wassern herbeigelockt, sammelte sich schon in frühester Zeit eine zahlreiche Bevölkerung an seinen Ufern, deren geistige Bildung und Kunstsinn durch uralte Bauwerke heute noch zu uns spricht. Die Erhaltung dieser Bevölkerung hängt fast einzig vom Nil und seinen regelmäßigen Ueberschwemmungen ab, daher erwartete man schon in alter Zeit sein Steigen, verfolgte es mit aller Aengstlichkeit, bestimmte seine Höhe und überließ sich der allgemeinsten Fröhlichkeit, wenn die Wogen des Stromes das Nilthal hoch überflutheten und von den Felsengebirgen des Ostens bis zu denen des Westens eine Fläche bildeten, aus welcher nur die zahlreichen Ortschaften inselgleich emporragten. Dann war die ganze Bevölkerung in fröhlicher Bewegung, man fuhr von Ort zu Ort, besuchte Freunde und Verwandte und überließ sich den schönsten Hoffnungen für das Gedeihen der Früchte des Landes, ein reicher Feldersegen war fast unausbleibliche Folge der Ueberschwemmung. Und wie damals, so noch heute!

Die zweite Hälfte des Mai, die erste des Juni ist gekommen. Alles Grün der Erde ist unter dem Gluthhauch des Chamsin verdorret, der geringste Windhauch hüllt die Landschaft in Staub, Pest und andere Seuchen stellen sich ein und fordern zahlreiche Opfer. Doch der Tag der Erlösung von allen diesen Uebeln naht mit der Nacht des 17. Juni, der Nacht des Tropfens. In ihr fällt nach uralter Sage ein wunderbarer Tropfen vom Himmel in den Nil, durch welchen sein Steigen bewirkt wird. Die meisten Bewohner verbringen diese Nacht im Freien an den Ufern des segenspendenden Flusses oder wenigstens auf den platten Dächern der Häuser. Heiterkeit herrscht in allen Kreisen, man ißt und trinkt, singt und tanzt in fröhlicher Weise, treibt wohl auch mancherlei Aberglauben, um den Reichthum des Erntejahres vorher bestimmen zu können. Dort auf der Terrasse des Hauses liegt Brotteig; sein Anschwellen und Aufplatzen verkündigt die Fruchtbarkeit des Jahres, Glück und langes Leben, sein Gegentheil aber Uebel, Mangel und theure Zeit. — Nach dieser Nacht verschwindet nach dem Glauben des Volkes die Gefährlichkeit der Seuchen, ihre Ansteckungsfähigkeit und ihr tödtlicher Ausgang. Das Steigen des Nils, das anfangs sehr langsam, dann aber immer rascher vor sich geht, wird nun täglich in den Straßen von den dazu angestellten Ausrufern oder Munadih's verkündet. Der Nilmesser, eine große von Quadersteinwänden umgebene Cisterne, in deren Mitte eine achteckige Säule mit eingegrabenen Namen und Zeichen zur Erkennung der Nilhöhe steht, wird von ihnen beständig beobachtet. Jeder dieser Ausrufer hat einen Knaben bei sich, mit dem er bei Verkündigung des Nilstandes ein Wechselgespräch unterhält. Lobpreisungen Gottes und des Propheten machen den Anfang, worauf der Munadih ausruft: „Gott hat Ueberfluß gegeben, den Strom angeschwellt und das Land bewässert.“ „Und die Berge, und die Sandfluren und die Felder,“ lautet des Knaben Antwort. Nun geht man von Haus zu Haus, beglückwünscht die Besitzer derselben und empfängt von ihnen ein Geschenk. Der Nil steigt

von Elle zu Elle, die sechzehnte ist am Nilmesser erreicht und in blumenreicher Rede verkündet der Munadih das glückliche Ereigniß, die Fülle des Wasserstandes. Von festlich geschmückten und mit kleinen Fähnchen versehenen Knaben umgeben eilt er von Straße zu Straße, doch wird das Volk über die Höhe des Wasserstandes nicht selten getäuscht, da die Regierung nach altem Herkommen nicht eher Feld- und Grundsteuer erheben darf, bevor diese Nilhöhe erreicht ist, weshalb sie es für gut findet, die ersehnte Kunde möglichst zeitig, in der Mitte des Augusts, zukommen zu lassen. Dann wird der die Mündung des Kanals von Kairo verschließende Damm durchstochen und diese Handlung sowie das zunehmende Nilschwellen giebt Veranlassung zu allerlei Feierlichkeiten. In der Nähe des Dammdurchstiches erheben sich Zelte, in denen Kaffee und Scherbet bereitet, Obst und allerlei Eßwaaren verkauft werden. Gaukler und Tänzer treiben überall ihr Wesen, während vor der Mündung des Kanals sich im Flusse zahlreiche Boote versammeln, unter welchen eines der größten, Akkabah genannt, Aller Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es hat einige Kanonen an Bord, ist mit grellen Farben bemalt, und an seinem Tauwerke hängen eine Menge Lampen, Sterne und andere Figuren. Solch ein Schiff soll vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber eine schöngeschmückte Jungfrau getragen haben, welche man nach uralter Sitte in den Fluß warf, um dadurch eine recht ergiebige Ueberschwemmung zu erzielen. Jetzt stellt man dafür in dem noch trockenen Kanale eine aus Lehm und Nilschlamm geformte Figur auf, welche man die Arusch oder Nilbraut nennt. Sie ist die Königin des Tages. Das junge Volk umjubelt sie die ganze Nacht unter Musik und dem Knallen abgebrannter Raketen, bis endlich beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne von der Citadelle zu Kairo Kanonendonner erschallt und unter dem Zujauchzen der Menge sowie in Gegenwart der höchsten Behörden des Landes der Damm durchstochen wird. Schaaren entkleideter Kinder erwarten im Kanal das hereinströmende Wasser, waten darin herum, werfen sich einander hin und necken die arme Nilbraut, die unter dem Andrange der Fluthen bald in Nichts zerrinnt. Doch die Fluth steigt höher, das geschmückte Schiff Akkabah wird umschwommen und, sobald es sich genug erhoben hat, fährt es auf der Strömung und gefolgt von den übrigen Booten dahin. Kanonendonner und Musik begleiten es, die Festlichkeiten dauern fort, der Nil wächst noch immer, bis er am 26. oder 27. September regelmäßig seinen höchsten Stand erreicht. Nun gehen die Ausrufer zum letzten Male in Kairo umher, um die üblichen Geschenke in Empfang zu nehmen; das ganze Nilthal ist eine große Wasserfläche, deren Wellen den Fuß der beiden es umsäumenden Höhen bespülen. Doch die Wasserfluth sinkt; schon treten die höher gelegenen Felder wieder hervor und sieht man auch gegen das Ende des December noch überall kleine Seen und Teiche, so verschwinden auch diese allmählich und gegen Anfang des März fließt der Strom wieder ruhig in seinem Bette dahin. Nach dem Stande des Nils richtet sich der ägyptische Bauer in der Bebauung des Bodens. Weizen, Gerste, verschiedene Hülsenfrüchte, Klee, Flachs, Kohl, Tabak, Hanf, Safflor, Lattich, Koriander, Mohn, Wassermelonen und Gurken werden vom August bis November angebaut, da ihr aufsprossendes Grün unter der Decke des anströmenden Wassers am besten gedeiht. Nach 50—110 Tagen gelangen diese Pflanzen zur Reife und nun erbaut man auf demselben Boden, und zwar unmittelbar nachher oder bald darnach, die Sommergewächse, als Reis, Mais, Durra oder Moorhirse, Zuckerrohr, Baumwolle, Sesam, Kaffee, Indigo, Färberröthe, Henna, mehrere Arten Wassermelonen, Gurken und Zwiebelgewächse. Diese Gewächse können nur bei künstlicher Bewässerung gedeihen, zu welcher

auf dem Kopfe, sodann vornehme, reich in Pelz und hellfarbige seidene Stoffe gekleidete Türken; schwarze, fast nackte Abyssinier und Mohren aus Sennaar und Kordofan; Frauen, nur mit einem Hemde und einem Stück blauen Zeugs bekleidet, während andere nur dicht verhüllt und mit Leinwandlarven versehen, oft im Geleite zahlreiche Diener und Läufer und auf Maulthieren reitend, sich auf den Straßen zeigen. Hier der geschmeidige, gleich einem Aale sich windende Grieche in reicher Kleidung mit dem schwarzen seidenen Busch auf dem rothen Käppchen, während das Troddelwerk des stattlichen Türken aus blauer Seide besteht; dort Negersoldaten in rother Uniform, oder barfüßig, Marinesoldaten in faßweiten, rothgestreiften Pantalons; sodann Araberschaaren zu Pferde, europäische Reiter, vor denen schwarze Läufer hertrollen; Wasserträger, auf Dromedaren sitzend und durch die Volksmenge im Trabe fliegend, nicht selten von langen Karawanen durchbrochen, die sich langsamen Schrittes fortbewegen, außerdem ringsum ein roher, schmutziger, türkischer Pöbel, Bettler und Kranke ohne Zahl, und letztere oft an den ekelhaftesten, jedoch von ihnen zur Schau getragenen Krankheiten leidend. Daneben fehlt es auch nicht an Armeniern, welche hier meist Wechselgeschäfte betreiben und sich durch eine hohe Mütze mit vier Spitzen auszeichnen, an Juden, welche einen schwarz oder grau besprenkelten Shawl um den Kopf tragen müssen, an Berbern mit trotzigen Zügen und starkem Körper, an nackten Kindern und zahlreichen Europäern, als Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern u. s. w. Dies das Treiben auf Straßen und Plätzen. Anders am Hafen, in den Schiffswerften. Das Klopfen der Aexte und Hämmer in den Ankerschmieden, das Knirschen der Sägen, das Knarren der Winden, der schrillende Ton der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln, das Gewehrgeprassel der auf den Kriegsschiffen exercirenden Truppen; das in Getöse sich auflösende Geschrei der Menschen aller Farben, Gepräge und Trachten, das Hin- und Herlaufen der vielen Arbeiter an den Neubauten, in den Docks; das Halloh der Schiffer und Bootführer, die ankommenden und absegelnden Schiffe, der unaufhörliche Donner der Kanonen von den Forts, welche die Grüße der fremden Schiffe beantworten, das nimmer rastende Durcheinander der Gewerbthätigkeit, des Handels und des Krieges: dies sind Bilder, wie das Leben im Hafen sie uns vorführt.

Die eigentliche Türkenstadt ist ungepflastert und daher sehr schmutzig. Die Häuser sind theils aus Back-, theils aus weißen Sandsteinen erbaut und nur selten höher als zwei Stockwerke. Sämmtliche Dächer sind flach, die auf die Straßen führenden Thüren meist verschlossen, die Fenster vergittert. Noch schlechter als die Türken- ist die Araberstadt: ein unregelmäßiger Haufen von Lehmhütten, dagegen ist das Quartier der Franken der prachtvollste Stadttheil, und die hier zahlreichen Neubaue bezeugen die Wichtigkeit Alexandria's für das Ausland. Die Straßen dieses Stadttheils sind lang und breit, die darin sowie auf dem schönen Marktplatze befindlichen Wohnungen geschmackvoll, neben reichen Läden stehen Kaffeehäuser und Hotels; aufgeputzte Diener und prachtvolle Karrossen verrathen den Reichthum und die europäische Gesittung seiner Bewohner. Alexandria berechtigt von der Seeseite her keineswegs zu großen Erwartungen. Die Küste Aegyptens, eine weite, wellenförmige, pflanzenleere Sandebene, ist häßlich; kein Gebirge, kein ansehnlicher Hügel umzieht die Stadt, der schweifende Blick verliert sich in die lybische Wüste. Kommt man der Stadt näher, dann zeigen sich einige Erkennungspunkte: eine Warte, der Thurm der Araber, dann der des Marabuts, hierauf ein Mastenwald und endlich die Pompejussäule, der Zeuge früherer Herrlichkeit, jetzt inmitten von Schutthaufen stehend. Vor der Stadt öffnen sich beide Häfen. Der Molo

oder Hafendamm trennt sie und vereinigt die davor liegende Insel Pharus mit dem festen Lande. Auf ihr erhob sich einst der berühmte und als Weltwunder angestaunte Leuchthurm, auf dessen Trümmern jetzt ein weit kleinerer steht. Der östliche Hafen dient nur zur Aufnahme jener Schiffe, welche Quarantäne zu halten haben, während der westliche zu jeder Zeit mit Fahrzeugen bedeckt ist. Ein Halbzirkel von Felsenriffen umgiebt ihn; sie sind natürliche Wellenbrecher und schützen den Zugang zum Hafen in solcher Weise, daß nur ein Linienschiff auf einmal einlaufen kann, wobei es dem Kreuzfeuer der Hafenbastionen ausgesetzt ist. Diese natürliche Schutzwehr macht den Hafen unangreifbar.

Alexandria gehörte einst zu den berühmtesten Städten der Welt; in seiner Bibliothek wurden 700000 Schriftrollen aufbewahrt und in dem Serapistempel und den mit ihnen verbundenen Schulen der priesterlichen Weisheit lagen 200000 andere; noch heute bezeichnet ein Schuttberg die vormalige Tempelstätte. Die innere Stadt, von vier schnurgeraden, eine Stunde langen und hundert Fuß breiten Hauptstraßen durchkreuzt, war mit Bildsäulen und Monumenten reich geziert, prachtvolle Triumphpforten führten ins Freie. Nur wenig Reste sind von dieser vormaligen Herrlichkeit noch vorhanden. Vieles verdeckt die neue Stadt und unter ihren Schutthaufen ist gewiß noch Herrliches verborgen; Anderes ist verschleppt worden, denn schon Rom und Byzanz haben sich mit dem Schmucke der alten Alexandria geziert, die unter den letzten Ptolemäern über eine Million Einwohner zählte und selbst dann, als es von Rom unterjocht war, noch der Tummelplatz der Völker der alten Welt blieb. Arabien, Indien und Afrika brachten hierher ihre Schätze; hier holte Rom Korn und Manufakturwaaren und selbst nach der Theilung des römischen Reiches blieb Alexandria, wenn auch geschwächt, noch immer die erste Stadt. Erst durch die Araber kam es zum Fall und am 11. Februar 641 sank das Kreuz des christlichen Alexandria in einem Blut- und Flammenmeere. Zweihunderttausend Christen fraß das Schwert, die übrigen wurden als Sklaven verkauft. Amruh, der Nachfolger des Propheten und Eroberer Alexandriens, schrieb damals dem Khalifen: „Wer könnte die Herrlichkeit der großen Stadt des Wassers beschreiben! Viertausend Paläste haben wir schon gezählt, vierhundert Theater und Rennbahnen, vierzigtausend Kaufleute: Alles ist unser. Allah sei gelobt!“ Damals wurden die großen Bibliotheken auf die roheste Weise verwüstet, Wochen lang heizte man mit den Schriftrollen die Bäder und von der Wissenschaft und Poesie des Alterthums blieb nur ein kleines Theil als kostbares Erbe zurück. Nie erhob sich die alte Alexandria zur vormaligen Herrlichkeit wieder, aller späterer Glanz ist nur ein grauer Schatten von dem, was sie vormals gewesen. Zwar erstand sie wieder aus dem Staube, aber Belagerungen und Erstürmungen, Verheerungen durch Brand und Plünderungen folgten im Laufe der Jahrhunderte, bis endlich die rohen Türken sie in ihre Gewalt bekamen und alle Erinnerungsdenkmäler an den vormaligen Glanz fast bis auf die letzten Reste zerstörten. Nur erst in neuester Zeit ward Alexandria durch einen anderen Macedonier, den Vicekönig Mehemed Ali, zu dem gemacht, was es gegenwärtig ist.

31. Ein Bad in Alexandria.

Die englischen und französischen Dampfschiffe waren eben angekommen, die Boote nach Kairo, welche viele Reisende dahin befördern sollten, noch nicht abgegangen, daher die Gasthöfe im fränkischen Stadttheile noch besetzt. Nur nach der voraussichtlichen baldigen Abreise der Fremden sollte ich meine Woh-

nung im Hotel de l'Orient beziehen können, darum schlenderte ich mit meinen Begleitern unter Leitung unseres braven Führers Ibrahim in Alexandria und Umgegend umher, bis der letztere uns rieth, zur Erquickung ein Bad zu nehmen. Wir gingen auf den Vorschlag ein und Ibrahim geleitete uns in ein einstöckiges, anspruchsloses Gebäude. Beim Eintritt vernahmen wir klägliche, ächzende Töne, und schon glaubten wir, daß sie von denen herrührten, deren Glieder eben geknetet und gerieben würden, doch erfuhren wir zu unserer Beruhigung, daß es das Knarren eines Rades sei, welches, von einem Stiere gedreht, das Wasser aus dem Brunnen pumpte. Man brachte uns in ein großes, stark nach Seifenwasser riechendes und mit einem umfangreichen Wasserbecken versehenes Gemach, in welchem uns der Bademeister empfing, um uns in ein kleines, mit drei Divans versehenes Zimmer zu geleiten. Wir verlangten behufs des Bades drei abgesonderte Gemächer, und da diese Forderung zu den ungewöhnlichen gehört, so war unser Araber ziemlich erstaunt, doch entsprach er ohne Einrede unserem Wunsche. Ibrahim übernahm die Sorge um mich, schleppte eine Anzahl warmer Tücher herbei, umhüllte mit dem einen turbanartig meinen Kopf, während ich mich in die anderen selbst, so gut ich vermochte, wickelte. Kurz darauf trat ein bronzefarbiger Araber in das Gemach, führte uns durch dunkle, bald mit heißen Dämpfen, bald mit eiskalter Luft erfüllte Gänge und geleitete mich zuletzt in ein kleines gewölbtes Zimmer, das nur weniges Licht durch einige Deckenöffnungen erhielt. Die feuchte Hitze des Zimmers war zum Ersticken; heißes Wasser floß über den erwärmten Steinboden und qualmende Dämpfe erfüllten den ganzen Raum. Ich mußte mich auf eine steinerne Bank setzen, sie war heiß, nur weniger als ein gut geheizter Stubenofen. Unser Araber entfernte sich und ließ mich mit Ibrahim allein. Alle Poren des Körpers öffneten sich, dicke Schweißtropfen rannen in Strömen den Körper herab. Das Herz in der Brust klopfte in heftigen Schlägen, während draußen das vom Stiere gedrehte Rad ohne Aufhören ächzte und durch Zuführen von neuen heißen Wasserströmen meine Behaglichkeit nicht eben förderte. Selbst mein bisher so munterer Ibrahim ward in dieser Höllengluth einsilbig und verlor seinen Frohsinn. Da endlich trat unser Bronzemann wieder ein, seine Hände staken in groben härenen Handschuhen, die er gegen einander rieb, gleich als wollte er ihnen electrische Funken entlocken. Ohne viele Umstände riß er mir das Tuch vom Kopfe, faßte mich an der Schulter, als wollte er mich aus dem Schlafe rütteln, und begann mir mit den Handschuhen den Rücken abzuraspeln, während er mich mehrmals mit brühheißem Wasser übergoß, worauf er mir einige Ruhe gestattete.

An diese Uebergießungen schlossen sich andere mit Seifenwasser, deren Wirkung sanfter und wohlthuender war, obwohl auch diese Operation ihre rauhe Seite hatte, da der bronzefarbene Bursche es sich einfallen ließ, mich an den Haaren zu fassen, den Kopf rückwärts zu biegen und mir über das Gesicht zu fahren, gleich als wären Augen, Ohren, Nase für ihn gar nicht vorhanden. Dabei war die Zimmerwärme so südafrikanisch geworden, daß ein Dutzend Eimer warmen Wassers, welche mir über den Kopf gegossen wurden, ein wahrhaft entzückendes Gefühl hervorbrachten. Ich hoffte, endlich erlöst zu sein, allein ich irrte mich. Man tauchte mich in ein Gefäß mit heißem Wasser, und selbst die Haarraspeln kamen nochmals zum Vorschein. Nun führte mich Ibrahim in das erste Gemach zurück und hüllte mich in weite Musselinbeinkleider, band mir einen Turban auf den Kopf und ließ mich auf den Divan niederlegen, damit ich mich von dem angreifenden Bade erholen könne. Der Wechsel der Temperatur und die reiche Kleidung brachten

einen außerordentlichen Eindruck hervor, ich und Ibrahim fühlten uns wie neugeboren und letzterer war es ganz zufrieden, nunmehr der Ruhe gemächlich zu pflegen. Auch meine beiden anderen Gefährten stellten sich in ihrer Verpuppung ein, der Deutsche gleich einem muhamedanischen Priester, der junge Grieche aus Chios gleich einem persischen Stutzer; ich selbst eher einem Türken als Franken ähnlich. Bald trat ein Knabe ein und reichte Jedem von uns ein Glas Sorbet, welchem drei Tassen gewürzigen Kaffee's folgten und dann kamen drei „Tschibuks“, gestopft mit Tabak aus Latakie. Vergeblich suchten wir in unseren verschiedenen Sprachen nach einem Worte zur Bezeichnung unseres Wohlseins. Als wir das Haus verließen, bemerkten wir erst, daß wir drei volle Stunden in ihm verweilt hatten.

Nach den „Notes of an American Traveller.“

32. Besuch einer Moschee in Kairo.

Wenn in vielen muhamedanischen Ländern dem Europäer und Nichtmuhamedaner der Besuch aller, mindestens der Hauptmoscheen, sogar bei Todesstrafe verboten ist, so leidet dies auf Aegypten keine Anwendung. Hier, besonders in Kairo, kann der Fremde ohne Kosten und Hindernisse jede Moschee besuchen und Mehemed Ali würde zu seiner Zeit jede Beleidigung eines Franken, wie man die Europäer hier zu nennen pflegt, auf's Strengste geahndet haben. Dadurch ist freilich dem äußeren Fanatismus, der sich ehemals in Steinigung, Beschimpfungen und rohen Gewaltthätigkeiten kund gab, gesteuert, aber der innere Ingrimm der alten Moslemin dauert noch fort, und nicht selten kommt es vor, daß bei Annäherung eines, wenn auch ganz orientalisch gekleideten Franken der eine oder andere betende Greis seinen Teppich zusammenrollt und mit kaum erstickten Verwünschungen und zornglühenden Augen davongeht.

Wir fürchten diesen Grimm nicht; es ist Freitag, der den Muhamedanern zur Gottesverehrung bestimmte Tag der Woche, und betreten deshalb eine der Moscheen. Tiefe feierliche Stille herrscht in der Moschee, da es eben Mittagszeit, die Stunde des Gebets ist. Nur erwachsene Männer sind hier versammelt, denn Frauen und Knaben ist es in Kairo streng untersagt, die Moschee zur Zeit des Gebets oder der gottesdienstlichen Versammlungen zu besuchen. Jeder Gläubige zieht vor der Thür der Moschee seine Schuhe aus, nimmt sie, Sohle gegen Sohle gekehrt, in die linke Hand, setzt darauf beim Eintritt den rechten Fuß auf die Schwelle und wendet sich sofort zur Vornahme der im Koran gebotenen Abwaschungen, nach dem nächsten Wasserbehälter. Von hier aus begiebt er sich nach seinem Platze, legt seine Schuhe, seinen Säbel oder andere Waffen vor sich auf die in der Moschee ausgebreitete Matte und spricht ein stilles Gebet. Ein Diener, der Muraki, spricht nun mit lauter Stimme den öffentlichen Gebetsruf, der von anderen Personen, Muballigs genannt, singend wiederholt wird. Hierauf besteigt der Katib, einer der zwei Imams, welche für die geistlichen Verrichtungen an dieser Moschee angestellt sind, und zwar zur Erinnerung an die Eroberung des Landes durch Waffengewalt, mit einem hölzernen Schwerte die Kanzel. Bei seinem Auftreten ermahnt der Muraki zur Stille und Andacht, worauf er, das Schwert mit der Spitze auf den Boden stemmend, die Predigt beginnt. Sie ist in Versen abgefaßt und einem Buche entnommen, welches dergleichen Vorträge für alle Freitage des Jahres enthält. Wir hören die für den ersten Freitag des neuen Jahres. Sie fängt mit Lobpreisungen Gottes und des Propheten an, Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit folgen ihr, sowie endlich die Ermahnung, das neue Jahr weise zu benutzen und in demselben

nachzuholen, was im vorigen an guten Werken versäumt ist. Die gewissenhafte Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten, sowie das Almosengeben werden besonders hervorgehoben. Mit dem Zurufe: „Flehet zu Gott!“ setzt sich der Katib nieder und betet still für sich, was ihm die ganze Versammlung nachthut, indem sie dabei mit den flachen Händen das Gesicht bedeckt. „Amen! Amen! o Herr aller Geschöpfe!“ rufen die Muballigs und der Katib erhebt sich von Neuem, um die zweite Predigt vorzutragen, deren Inhalt aus Anrufungen Gottes zur Ausbreitung des Islam, aus Lobpreisungen des Propheten, Gebeten für den Sultan und ganz allgemeinen Ermahnungen zur Frömmigkeit besteht. Während der Sommermonate wird auch um eine segensvolle Ueberschwemmung des Nil gebetet. Der Gottesdienst ist geschlossen und nun kommen die reichen Moslemin dem Hauptgebote des Koran nach und vertheilen unter die an den Thüren stehenden Armen Almosen.

Jede Moschee hat einen Vorsteher zur Verwaltung der derselben gehörigen Ländereien, Häuser u. s. w. Derselbe ernennt und besoldet auch die Geistlichen, von denen an größeren Moscheen der Katib vornehmlich am Freitag zu predigen hat, während der Imam Ratib oder der alltägliche Imam jeden Tag vor den sich einfindenden Personen die gewöhnlichen fünf Gebete sagt. Außer diesen beiden Geistlichen, welche jedoch keinem bestimmten Stande angehören und zur Beschaffung ihres Lebensunterhaltes noch anderweitigen Geschäften nachgehen, auch vom Vorsteher nach Willkür entlassen werden können, — außer diesen beiden Imams giebt es bei jeder Moschee noch einen oder mehrere Mueddins, Gebetausrufer und Bauwabs oder Thürwärter, je nachdem die Moschee nur einen oder mehrere Minarets oder Eingänge hat. Andere Diener reinigen den Fußboden, breiten Teppiche und Matten aus, zünden die Lampen an und versehen die Wasserbehälter mittelst des Wasserrades mit dem nöthigen Vorrath zu Reinigungen. Große Moscheen sind den ganzen Tag über geöffnet, kleinere dagegen nur des Vormittags. Tritt Regenwetter ein, so werden sie geschlossen, damit der Fußboden und die Matten nicht verunreinigt werden. Des Nachmittags findet sich eine große Menge müßiger Leute in den Moscheen ein, um hier mit Schwatzen, Faulenzen, Essen und Schlafen, ja wohl Spinnen, Nähen und anderen wenig geräuschvollen Geschäften ihre Zeit zuzubringen. Der Freitag, obwohl vornehmlich zum Gottesdienste bestimmt, ist nicht, wie in christlichen Ländern der Sonntag, zugleich Ruhetag, indem der Moslemin, mit Ausnahme der mittäglichen Gebetszeit, Handel und Gewerben, sowie allen anderen Geschäften nachgeht.

Mit den größeren Moscheen sind zugleich höhere Lehranstalten verbunden, in denen der Studirende für Wohnung, Kleidung und Kost nur eine geringe Summe zahlt. Unter diesen Studenten giebt es bei der Moschee El-Asra in Kairo gegen **300** Blinde, welche fast alle große Fanatiker sind. — Bei muhamedanischen Festen, namentlich bei dem neuntägigen Geburtsfeste des Propheten, spielen die Derwische, muhamedanische Mönche, eine Hauptrolle. Man sieht sie mit Fahnen in Procession herumziehen, grauenhaft verzückte Tänze aufführen, wobei sie mit laut heulender Stimme: „Kein Gott außer Allah!“ so lange schreien, bis sie unter gänzlicher Erschöpfung niederstürzen, worauf Andere ihre Stelle einnehmen. Bei diesem Feste macht die Ceremonie des Doseh oder des Tretens den Schluß. Der Scheichk der Saadieh-Derwische begiebt sich dann zu dem obersten Scheichk aller ägyptischen Derwische, dem El Bekoi. Auf dem Wege dahin werfen sich eine Menge dieser heiligen Leute, sowie andere, die es ihnen in der Frömmigkeit gleichthun wollen, auf den Boden, das Gesicht nach unten gekehrt und dabei so geordnet, daß die

Füße des Vordermannes den Kopf des hinter ihm Liegenden berühren. Ueber diesen Teppich von Menschenleibern reitet nun unter Paukenschlag der Scheickh auf seinem von zwei Dienern geführten Pferde, von dem jeder Leib zwei Tritte erhält. Die meisten springen unversehrt auf und folgen dem Scheickh; wer aber ernstliche oder gar tödtliche Verletzungen davonträgt, der beladet sich noch außerdem mit dem Schimpfe, daß er am vorhergehenden Tage die ihn allein schützenden richtigen Gebetsformeln nicht gesprochen habe. Vormals wurden nach Beendigung des Doseh von einem Derwisch noch lebendige Schlangen gegessen, welcher Gebrauch jedoch gegenwärtig nur noch von den ägyptischen Schlangenbeschwörern in Anwendung gebracht wird.

Zum Theil nach Wilkinson und Lane.

33. Besuch der Pyramiden von Dschiseh.

Wir verließen an einem schönen Morgen Kairo und ritten durch grüne Alleen und Gärten dem Dorfe Dschiseh (auch Gizeh geschrieben) zu. Unvergeßlich wird Jedem von uns der Augenblick sein, in welchem wir aus den umsäumenden Reihen der Datteln und Akazien heraustraten, während gerade die Sonnenscheibe sich links hinter dem Mokattamgebirge erhob und gegenüber die Häupter der Pyramiden entzündete, so daß sie gleich riesenhaften Bergkrystallen in der graugelben Sandebene lagen. Den Pyramiden von Sakaara ziemlich nahe, folgten wir einem hohen Damme mit mehreren steinernen Durchlaßbrücken, mächtigen Bauwerken der Araber, und eilten nun auf unser Ziel gerade los. Ein Gehöfte liegt den Pyramiden auf eine Viertelstunde zur Seite. Hier beginnt die Wüste. Der Eindruck, welchen diese größten aller Denkmale auf uns machten, war mächtig, gewaltig wie sie selbst. Als sie noch fern waren, in der Gegend von Wardan, da schienen sie höher zu sein als in der Nähe von einigen hundert Schritten, doch jener erste Eindruck überfiel uns plötzlich mit verstärkter Gewalt, als wir am Fuße der großen Pyramide standen und den Versuch machten, nach ihrer Spitze empor zu blicken. Auge und Seele empfanden das Gewicht der ungeheuren Masse; Zeit und Geschichte legten das ihrige dazu: „vierzig Jahrhunderte schauen auf uns herab" und die Geschichte des grauen Alterthums erschien gleich einer Geschichte von gestern.

Wir ruheten am Fuße der Pyramide von den überstandenen Mühseligkeiten unserer Reise und ließen dabei den Blick auf dem ungeheuren Bauwerke umhergleiten. Betrachtet man diese kolossalen und doch so regelmäßigen Formen eine Weile genauer, dann werden ihre riesenhaften Verhältnisse dem Auge erst recht klar, und man erstaunt über jene Zeit, in welcher in verhältnißmäßig wenigen Jahren solch ein Werk durch Menschenkräfte vollendet ward. Herodot berichtet uns, daß die größte der drei Pyramiden, die hier neben einander vor unseren Augen lagen, von dem ägyptischen Könige Cheops errichtet worden sei. Unter seiner tyrannischen Herrschaft mußte in hartem Frohndienste ein Theil seiner Unterthanen im arabischen Gebirge die Steine behauen und sie bis zum Nil schaffen, wo sie auf Schiffen von anderen Arbeitern bis an den Fuß des lybischen Gebirges jenseits des Flusses gebracht wurden. Hunderttausend Menschen, von denen immer zehntausend alle drei Monate einander ablösten, arbeiteten an diesem Wunderbaue. Dabei waren allein zehn Jahre zur Anlegung eines mit polirten Steinen eingefaßten Dammes erforderlich, auf welchem die Steine bis zu der Anhöhe, auf welcher die Pyramide sich erheben sollte, geschleift wurden. Dieser Damm war 3000 Ellen lang, sechzig Fuß breit und erhob sich an seiner höchsten Stelle achtundvierzig

nur (die in den Pyramiden stets herrschende mittlere Wärme Aegyptens) sehr unangenehm gemacht. Endlich gelangten wir in die Kammer des Königs, einen aus geschliffenem Granit bestehenden Raum von 32 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 18 Fuß Höhe, in welchem sich ein aus gleichfalls geschliffenem Granit bestehender Sarkophag befand, der vormals eine Mumie umschlossen haben mag. Die Besucher der Pyramide haben die Wände dieses Gemachs mit ihren Namen beschrieben. Ein anderer, tiefer gelegener und von uns gleichfalls besuchter Raum ist die Kammer der Königin. Sie ist mit weißem Marmor verkleidet, enthält aber keinen Sarkophag. Nur ein in die Tiefe führender senkrechter Gang verblieb uns zum Besuch, und obwohl alle unsere Begleiter hierauf verzichteten, so trieb es mich, auch diese geheimnißvolle und nicht gefahrlose Fahrt anzutreten. Ein Araber kletterte voraus, ich folgte. Wir stiegen tief, sehr tief, indem wir Hände und Füße in die Vorsprünge der Blöcke oder in die eingehauenen Löcher setzten. Wenn Hand oder Fuß ausrutschte, so waren wir verloren. Endlich kamen wir wieder in einen wagerechten Gang, während andere Erforscher der Pyramiden vor uns den Weg weiter verfolgt und in einer Tiefe von 286 Fuß einen unter der Mitte der Pyramiden in den Felsen des Gebirgs gehauenen Saal gefunden hatten. Wir selbst kamen vom Schweiße triefend, vom Staube fast erblindet, von Luftmangel beängstigt an den Tag, um uns ganz erschöpft neben unseren früher herausgekommenen Begleitern und Reisegefährten niederzulegen.

Nur wenige Zeit verblieb uns diesmal zur Besichtigung des ungeheuren Sphinx, eines liegenden Löwen mit Menschenkopf. Sein Körper ist vom Wüstensande ganz verschüttet, nur Kopf und Hals ragen heraus. Als man im Jahre 1819 seine Vorderseite vom Sande befreite, fand man auf der Brust eine Granittafel mit Inschrift, und zwischen den beiden Vordertatzen einen kleinen von einem Löwen bewachten Tempel. Aus den zwischen diesem Kolosse und der mittleren Pyramide entdeckten Gängen und Schachten hat man geschlossen, daß von dem Tempel aus der Eingang zu den Pyramiden gewesen sei. Wir konnten dem Grunde oder Ungrunde dieser Annahme nicht nachspüren, der Wüstensand hatte längst Alles wieder verweht. Ist er doch der beste Verwahrer von Aegyptens Alterthümern, denn wie die Menschen hier oft hausen, erkannte man nicht nur an dem zerschossenen Gesichte des Sphinx, einst Zielscheibe für die Kanonen der Mameluken, sondern auch an vielen andern Trümmern.

34. Ein Ausflug in Algerien.

Ein aufgeworfenes Hügelland, Vorläufer des Atlas, welches sich fast immer in gleicher Entfernung längs des Meeres dahinzog, schied die Ebene Tlelat von der weit schöneren und fruchtbareren des Sig. Wir durcheilten sie ohne uns durch die zerstreuten Lagerplätze oder Duars der gefährlichen Garrabas besondere Furcht einflößen zu lassen, obwohl Abd-el-Kader von ihnen zu sagen pflegte: „Es sind berüchtigte Mörder, aber meine besten Krieger.“ Selbst der Wald von Muley-Ismael, den wir durchziehen mußten, und der als Lieblingsaufenthaltsort des Löwen genannt wird, erweckte keine Bedenklichkeiten. Unsere Araber erzählten eine Menge Märchen und Geschichtchen von Löwen, selbst der Führer rieth dringend davon ab, den Wald zur Nachtzeit zu passiren: wir hatten uns keines Zusammentreffens mit dem königlichen Thiere zu rühmen und freuten uns daher an der großen Mannichfaltigkeit an niedern Bäumen und Gesträuchen des Südens. Der Mastixbaum erhob sich überall, doch fehlte es auch nicht an wilden Oelbäumen, afrikanischen Tamarisken, Pinien, Jo-

Vater und Söhne sich gesättigt, dann dürfen sie erst nach den Speisen langen. Mäßigkeit, Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Todten, Ergebung in den Willen der Vorsehung und Freiheitsliebe sind die hervorstechenden guten Eigenschaften im Charakter des Arabers, Geiz und Grausamkeit die Schattenseiten desselben. Kuskussu (eine Art gewürzter Nudeln mit Dampf gekocht und nebst gekochten Hühnern mit Fleischbrühe oder Butter übergossen und gebacken), Brot und Früchte sind ihre Hauptnahrungsmittel, Wasser und Milch ihr Getränk. Anderes Fleisch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten genossen. Ein Schlückchen Wein oder Branntwein aus der Feldflasche des Franzosen wird trotz des Verbotes des Propheten nicht verachtet, um es zu kaufen ist der Araber zu geizig. Daher wird er nie zum Säufer. Alle Summen, welche er durch den Verkauf seiner Erzeugnisse erhält, werden nur zu einem geringen Theile verausgabt, das Uebrige an einsamen Orten vergraben. Große Summen werden daher verloren, wenn der Tod den reichen Araber überrascht. Die Leichen der Verstorbenen werden sorgfältig begraben und das Grab mit fest gemauerten Steinen bedeckt, wenn nicht umgeben, damit kein Raubthier es öffne. Im Kriege macht man die größten Anstrengungen, um die Gebliebenen aus den Händen des Feindes zu retten. Die Leichen der Feinde werden dagegen auf empörende Weise verstümmelt, Gefangene abscheulich gemißhandelt, bis man durch Abschneiden des Kopfes mittelst des Yatagan ihren Leiden ein Ende macht. Bei Angriffen sprengen sie im Galopp auf den Feind ein, schimpfen und schießen ihre Gewehre ohne zu zielen ab und sprengen wieder zurück, um auf's Neue zu laden. Vor dem Bayonnet haben sie allen Respect. Dies das Volk, dessen zahlreichen Duars wir jetzt so oft begegneten. Unsere Reise durch die Ebene des Sig ging ziemlich langsam, da unser alter andächtiger Führer vor jedem Grabe vom Pferde stieg und sich betend wie ein Wurm krümmte. Der Sig floß an der südöstlichen Grenze der Ebene, ein kleiner Fluß, dessen hohe, senkrecht abgeschnittene Ufer zwei fortlaufenden Mauern gleichen. Sein Wasser hatte eine dunkelbraune Farbe und die Araber bezeichneten es als giftig. Keiner läßt sein Pferd daraus saufen. Eine Stunde südlich vom Sig beginnt die hier von Ost nach West streichende erste Kette des Atlas. Drei dieser Ketten mußten von uns überschritten werden, bevor wir nach M a s k a r a gelangen konnten. Der Ritt ward immer ermüdender, hohe Bergrücken hinauf und hinunter. Der Abend brach herein, kein Laut, kein Lichtschimmer verkündete die Nähe der Stadt, die wir erst gewahr wurden, als wir bereits ihre Vorstadt Beb-Ali durchritten. Maskara liegt am Fuße des südlichen Abhanges der dritten Bergkette des Atlas, an der Nordseite der prachtvollen Ebene Egghres. Vor dem Kriegszuge des Marschalls Clauzel hatte es wenigstens e i n sehenswerthes Gebäude, den ehemaligen Palast des Bey's der Provinz, welcher nach Verjagung der Türken von Abd-el-Kader bewohnt ward, nun aber in Trümmern liegt. Zu seiner Wiederherstellung hat Abd-el-Kader nichts gethan, ja, er verbot sogar, ihn vom Schutt zu reinigen. Niemand durfte ihn mehr bewohnen; als ein verfluchtes Haus sollte er in Ruinen liegen, seit die Ungläubigen ihn betraten. Er selbst schwur, den Boden der Stadt nie wieder zu betreten, nachdem der Fuß der Rummi's (Christen) ihn beschmutzt habe. Der Emir hat Wort gehalten; so oft er auch später vor Maskara kam, nie betrat er den Boden der Stadt, ein vor derselben aufgeschlagenes Zelt nahm ihn auf. Der Thurmfalke ist nach dem Rückzuge der Franzosen als Pascha in das Gemäuer eingezogen; eine Menge Störche haben ihre Nester auf dem äußern Gemäuer aufgeschlagen und klappern verwundert den seltenen Besucher an, der zu ihnen hinaufsteigt. Sie bewohnen in Schaaren alle alten Gebäude, am liebsten

die Moscheendächer, wo sie wie Schildwachen neben dem Halbmonde stehen. — In der Ebene Egghres, in welcher die dritte Bergkette recht sanft versinkt, lag auch die Ghetna von Sidi Mahiddin, Abd=el=Kaders Geburtsort, zuletzt von seinem Oheim bewohnt. Sie galt schon seit langer Zeit als die berühmteste geistliche Erziehungsanstalt in der Provinz Oran und bestand aus vier einstöckigen weißen Häuschen. Das eine bewohnte der Marabut, das andere seine 3 Frauen, im dritten lebten seine Zöglinge, deren Zahl nie zwölf überstieg, das vierte Gebäude war eine kleine Moschee, der Sammelplatz der Schüler und andächtigen Gäste zum Gebete. Und an diesen war kein Mangel, trotz der lieblichen Einsamkeit, in welcher die Ghetna lag. Täglich stellten sie sich ein, bald um zu beten, bald um den Marabut um Rath zu fragen und mit seinem Segen wieder heimzukehren. Dabei kamen sie nie mit leeren Händen: der Eine brachte ein Stück seiner Heerde, der Andere einen Sack Getreide, der Dritte baares Geld. Dann saß Sidi=Mahiddin vor seiner Hüttenthüre, grüßte die Ankömmlinge liebreich, nahm die Geschenke in Empfang und bewirthete jeden Gast mit Kuskussu und Quellwasser. Fast Jeder hat etwas auf dem Herzen. Da ist's ein Streit, in welchem der Eine mit dem Nachbar lebt; der fromme Marabut soll den Friedensstifter machen; ein anderer muß kinderlos seine Tage verleben und wünscht, daß ein Fürwort des frommen Mannes bei Allah die Erfüllung seines Wunsches fördere; eine wirkliche oder eingebildete Krankheit oder die eines Familiengliedes, auch ein krankes Lieblingspferd veranlaßte den Dritten zur Reise; den Vierten trieben Gewissensbisse her. Die einflußreichsten Kaids, Scheichs und Marabuts der Gegend ließen selten den Mond zweimal wechseln, ohne bei Sidi=Mahiddin gewesen zu sein, sowie auch kein von der Pilgerfahrt nach Mekka heimkehrender Hadschi es sich nehmen ließ, bei ihm gastlich einzusprechen. Diese Einsiedelei entschied mehr als einmal das Schicksal des Landes. Wenige bärtige Männer, häufig in Lumpen gekleidet und Quellwasser trinkend, aber von mächtigem Einfluß über das durch gemeinsamen, feurigen Glauben eng verbrüderte Hirtenvolk entschieden über Krieg und Frieden. Hier ward im Jahre **1832** die Ermordung der Türken von Maskara beschlossen, hier predigte man den Dschad oder heiligen Krieg gegen die Franzosen; hier ward auch Abd=el=Kader, einer der merkwürdigsten Männer Afrika's, geboren, in dieser Einsamkeit, wo Alles zum Nachdenken und zur Ruhe der Seele stimmt, war er zum großen Manne gereift.

Dies ein Bild aus Algerien, jenem Lande, welches jetzt nach der Gefangennahme Abd=el=Kaders von den Franzosen beherrscht, wenn auch noch nicht gänzlich besiegt ist, besonders in seinem südlichen Theile.

Nach Moritz Wagner und Andern.

35. Bilder aus Marocco.

Vom Hafendamme zu Tarifa an der Südküste Spaniens erblickte ich an einem frischen Maimorgen in dunkelvioletter Färbung das afrikanische Gebirge, an dessen Fuße die Stadt Tanger gleich einem weißen Punkte erglänzte. Der Wind wehete von Ost ziemlich frisch, das Meer, wundervoll blau, ging ziemlich hoch, die Meerenge kochte gleich einem rasch dahin schäumenden Strome. Da ergriff mich mächtige Sehnsucht, auf dem von mir noch nie betretenen Boden Afrika's umherzuwandeln, lag er mir doch so nahe. Ich ging zu einem Schiffer, bald waren wir des Handels einig, seine leichte Feluke nahm die kühnen Wagehälse auf, ein günstiger Wind trieb uns wohlbehalten der afrikanischen Küste zu. Mit verwunderten Augen betrachtete ich die amphitheatralisch sich hebende Küste, sowie das daran liegende Tanger. Es war eine

maurische Stadt, sowie ich sie mir vorgestellt hatte. Weiße Häuser, durcheinander hingeworfen auf die Spitze und zu beiden Seiten eines Hügels, ein glänzendes, viereckiges Minaret, mit Zinnen versehene Mauern, eiserne Kanonen zwischen den Zinnen und Turbane über den Kanonen, eine rothe im Winde flatternde Fahne, eine vom sengenden Sonnenstrahle verbrannte Küste und vor derselben ein herrliches, wogendes Meer. Die Bai von Tanger hatte uns aufgenommen; unsere Flagge ward aufgehißt und nach bestehendem Gebrauche ein Boot abgesandt, die Erlaubniß zum Landen uns auszuwirken. Bald traf sie ein, allein die Art, wie man aufs Trockene gelangt, ist so eigenthümlich, daß sie hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Jeder Herr, der an's Land will, wird von einem dunkelfarbigen Mauren auf den Rücken genommen und durch das seichte Wasser getragen; Damen dagegen werden auf Stühle gesetzt und so auf den Schultern getragen an's Trockene gebracht, beide Weisen ein lustiges Schauspiel für das am Lande gaffende Volk.

Tanger ist keine schöne Stadt, hierzu würde Alles mangeln. Die Häuser sind niedrig, unregelmäßig und schlecht, alle fast nach einem Muster, dem arabischen Hause, gebaut, und deshalb vom europäischen sehr verschieden. Sie bestehen aus einer viereckigen, schwerfälligen Masse, ohne Fenster nach außen, statt des Daches Terrassen, alles weiß übertüncht. Sämmtliche Gemächer schließen einen viereckigen Hof ein, dessen Boden je nach der Jahreszeit mit Teppichen oder Matten belegt ist und der nach obenhin zur Abwehr des heißen Sonnenstrahles bald von Baldachinen überdeckt ist, bald aber auch von Feigenbäumen und Weinstöcken beschattet wird. In den Höfen der Reichen spielen auch Springbrunnen und verbreiten eine köstliche Frische. Im Hofe angebrachte Treppen führen zu den Gemächern des ersten Stockwerkes, von welchen man in das zweite und endlich auf das platte Dach gelangt. Hier ergeht man sich des Abends, oder wenn sonst die Sonnenstrahlen mäßig einwirken. Der Anblick der Stadt ist von diesem Punkte aus eigenthümlich, ist es doch, als befände man sich auf einem umfangreichen Kirchhofe, der nur von den schlanken Minarets der Moscheen überragt wird. Von diesen Thürmen ertönt täglich der Ruf der Muezzins zum Gebete. Er beginnt mit anbrechendem Tage und wird nach Zwischenräumen von zwei Stunden erneuert, wobei die Ausrufer sich abwechselnd nach den vier Weltgegenden wenden. Glocken kennt der Muhamedanismus nicht. Die Straßen oder vielmehr Fußsteige der Stadt sind eng, winklig, voller Unrath und Steine. Die Häuser gleichen festen Burgen, erbaut von gegenseitiger Eifersucht. Nur eine einzige erträgliche und ziemlich gerade Straße durchschneidet die ganze Stadt von oben nach unten und mündet am Hafen. In sie war auch ich gerathen, und das erste, was ich gleich beim Eintritt in die Stadt sah, war ein kleiner neun- bis zehnjähriger Maure, der einen höchst demüthigen und unterwürfigen Juden am weißen Barte herumzauste, und als der Sohn Israels vor einer Moschee nicht schnell genug seine Babuschen auszog, versetzte ihm ein mit andern vorbei marschirender Soldat einen tüchtigen Fußtritt und ein altes Weib lüftete ihren Schleier, um ihm ins Gesicht zu speien. Ohne Murren ertrug der alte Ebräer die schimpfliche, niederträchtige Behandlung; der geringste Schein von Widerstand hätte ihm das Leben kosten können, unter der Bastonade würde er es ausgehaucht haben. Er entwischte in eine der engen und krummen Gassen, und es war hohe Zeit, denn eben hielten die Hamduschas einen Umzug; wäre er ihnen in die Hände gerathen, dann war für ihn Gefahr umgebracht zu werden. Die Hamduschas bilden eine im ganzen Reiche gleich mächtige wie gefürchtete religiöse Secte. Es ist nicht möglich, sich etwas Wilderes vorzustellen, und

ein Zusammentreffen mit diesen Fanatikern ist für Christen wie Juden, besonders die letzteren, niemals gefahrlos. Der Anführer, maurisch Mukaddem genannt, war ein großer, gänzlich in seinen weiten, weißen Haïk oder Mantel gehüllter Greis; er saß auf einem weißen Schimmel und führte eine Fahne in der Hand. Sein Bemühen war darauf gerichtet, bei würdevoller Haltung gänzlich unbeweglich zu erscheinen, während sein zu Fuß gehendes, halbnacktes Gefolge bei der Musik eines Dudelsackes und einer großen Trommel Tänze ausführte, die mehr den Sprüngen Besessener glichen. Ihr ganzer Körper wand sich in den wahnsinnigsten Verdrehungen, und die Musik, anstatt sie zu beruhigen, reizte sie immer mehr und steigerte ihre Wuth aufs höchste, je mehr sie in schnelleren Takt überging. In diesem Zustande sind die Hamduscha's den wilden Bestien ähnlich. Jedes ihnen begegnende Thier wird angefallen, mit Zähnen und Nägeln zerrissen und die blutigen, rohen Fetzen verschlungen. So ging es vor meinen Augen einem Hammel, man hat sogar gesehen, wie sie Esel fraßen. Stoßen sie auf keine Thiere, dann stürzen sie sich zuweilen über einen ihnen begegnenden Juden. Zitternd verkriecht sich das Volk Israels beim ersten Tone des furchtbaren Dudelsacks, und selbst Christen handeln klug, wenn sie den Wüthenden aus dem Wege gehen, deren Tollheit sich oft so weit steigert, daß man sie mit einer doppelten Soldatenreihe umgeben muß, um sie nur einigermaßen im Zaume zu halten. Trotzdem drängt sich das maurische Volk an den stets theilnahmlosen stummen Mukaddem heran und küßt ihm andächtig das Knie. Er hielt an diesem Tage gerade seinen Einzug in Tanger, dem noch an demselben Abende neun Umzüge unter Fackelbeleuchtung und Begleitung von Flintenschüssen folgten.

Es giebt noch andere Secten und Gesellschaften in Marokko, die jedoch weniger wild und blutgierig zu sein scheinen, und unter denen sich die Eisowies dadurch auszeichnen, daß sie im Monat Juli ausziehen, in der Provinz Sus eine große Menge Schlangen fangen und sich dann im ganzen Reiche zerstreuen. Kommen sie in einen Ort, dann tanzt der Oberzauberer zur Musik der anderen und zieht während dessen eine Buska (eine giftige Schlange der Wüste) aus seinem Binsenkorbe, dann noch zwei andere Giftschlangen und läßt sie tanzen und sich dabei von ihnen so beißen, daß das Blut heraus dringt. Zuletzt verzehrt er wohl gar eine Giftschlange und läßt sich von den andern verletzen. Zum Zeichen der Gefährlichkeit läßt man nicht selten Thiere von den Schlangen beißen, die alsdann in Folge der Vergiftung sofort sterben. Haben sich die Eisowies mit Hanfbranntwein (Haschisch) berauscht, dann laufen sie in den Straßen herum, Juden und Christen nicht selten tödtlich verwundend.

Unter diesen in ganzen Gesellschaften lebenden Heiligkeiten der Marokkaner giebt es auch einsam wohnende, die Santons, eine Art Einsiedler, die man gewöhnlich in der Wüste, zuweilen aber auch in Städten findet. Es sind bald Wahnsinnige oder Blödsinnige, von den Mauren als Heilige am meisten verehrt, sodann Fanatiker und endlich Betrüger. Dem Santon oder Heiligen ist Alles erlaubt, jeder Begierde kann er fröhnen, die ärgsten Beschimpfungen nimmt man von ihm als besondere Gnaden und Ehrenerweisungen an. So begegnete ich täglich in Tanger einem alten, wirklich blödsinnigen Santon, der, seine Babuschen in der Hand tragend, unter furchtbarem Geheul die Straßen durchlief und dies schon seit 20 Jahren trieb. Alles, besonders die Weiber, drängte sich an ihn heran, Alle küßten seine schmutzige, abgezehrte Hand, sein Gewand, obwohl er mit einem ziemlich starken Stocke beständig um sich herum schlug. Sonderbarerweise traf er meist nur die schwarzen Röcke der Juden, ja selbst ich entging nur mit genauer Noth dieser Ehre, während der mir

zugedachte Schlag auf den Kopf eines Juden niederfuhr. Dem Geschlagenen entfuhr ein Fluchwort; sofort ergriff ihn das Volk, schleppte ihn vor die Bude des Mütesib — des Obersten der Polizei — wo man zur Heilung des Kopfes dem armen Sohne Israels 50 derbe Peitschenhiebe auf die Fußsohlen legte. Einem andern Reisenden begegnete es, daß ein solcher Heiliger, fast nackt und mit langem Barte ihm entgegen trat. Während seine arabischen Begleiter vom Pferde stiegen und ihm in Demuth die Hand küßten, warf der Fremde, um den Heiligen nur los zu werden, ihm ein Geldstück zu. Da kam dieser voll Dankbarkeit gravitätisch und mit großen Schritten auf ihn zu und spie ihm, zum Zeichen besondern Wohlwollens, ins Gesicht. O glücklicher Nazarener, riefen die Araber, du bist nun für immer gesegnet! Sidi Mamoh, der Begeisterte, hat auf dich gespieen! Was Gott gegeben, soll kein Mensch verwischen! Und wohl oder übel mußte der so Geehrte sein Schnupftuch wieder einstecken und das Zeichen der Zärtlichkeit Sidi Mamoh's in der Luft trocknen lassen. Alle Wahnsinnige, Blödsinnige und Cretinen sind dem Mauren heilig, denn Gott hält nach ihrer Behauptung die Vernunft dieser Armen gefangen und läßt sie blos in dem Augenblicke frei, wo sie einige Worte sprechen können. Diese Worte nimmt man daher als fortwährende Offenbarung ehrfurchtsvoll auf. Selbst ihre Wohnung wird für heilig angesehen, eine rothe Farbe zeichnet sie aus und Juden müssen vor ihr, wie vor einer Moschee, barfuß vorübergehen. Sie gilt dem Verbrecher als Freistätte; alle Menschensatzungen hören an ihrer Schwelle auf, selbst der verwegenste Tyrann würde es nicht wagen, den Verbrecher hier wegzureißen. Ja diese Würde bleibt selbst dem Grabe des abgeschiedenen Heiligen; es wird zur Wallfahrtsstätte, deren Betreten dem Ungläubigen verboten ist. Die rothe Fahne überschattet es.

Das, was dem europäischen Auge in jeder arabischen Stadt sofort auffällt, ist die Kleidung der Bewohner derselben. Ist dieselbe in Algier reich und prächtig, so ist sie in Marokko dagegen höchst malerisch. Der Maure des Westens ist der alterthümlichen Einfachheit treu geblieben; er trägt weder Gold noch kostbare Steine; der Haïk, ein langes, sehr weites Gewand von weißer Wolle, der alten römischen Toga gleich, hüllt den ganzen Körper ein und verleiht demselben Anmuth und würdigen Anstand. Der Stoff ist sehr geschmeidig, giebt allen Bewegungen ohne Hinderniß nach, ordnet sich in die schönsten Falten und verleiht dem Gange einen gewissen Ernst. Alle Stände, vom Sultan bis zum geringsten Arbeiter herab, tragen den Haïk. Unter ihm trägt man weite weiße Beinkleider und einen durch einen seidenen Gürtel zusammengehaltenen Kaftan. Die Füße sind mit Babuschen oder Stiefeln von gelbem Leder bekleidet. Kopfbekleidung ist der Turban. So die Kleidung der Reichen. Die Kleidung des Landmanns, sowie des armen Stadtbewohners ist nichts weiter als ein grobes Gewand von Leinwand oder Wolle, das man gleich einem Sacke über den Kopf stülpt, und das alsdann bis über das Knie heruntergeht. Hand und Beinkleid würden Luxus sein. Juden tragen den schwarzen auf der Schulter gehäftelten Soulam und müssen unbedeckten Hauptes gehen. Die Frau des Mauren trägt ebenfalls den Haïk, doch zieht sie ihn gleich einem Schleier über den Kopf, so daß nur die Augen frei sind. Er ist ihr einziges Kleidungsstück und von feinerem Stoffe, als der Haïk der Männer.

Meine Wanderungen durch die Stadt führten mich auch bald an jenen Ort, wo der Kadi oder oberste Richter Recht spricht und der Mütesib die Polizeigewalt ausübt. Eben bringt man einen Schuldigen. Der Fall wird einfach vorgetragen, der Richterspruch sofort gefällt und das Urtheil an dem=

selben Orte ohne weitere Appellation vollzogen. Reiche werden bei geringeren Vergehen mit Geld, Arme, die nicht zahlen können, mit Knuten und Peitschen bestraft. Je nach der Größe des Vergehens werden sie von hinten oder von vorn geprügelt, doch darf der Verbrecher in keinem Falle mehr als 999 Streiche erhalten, die an einem Rosenkranze abgezählt werden. Dem Diebe haut man die Hand ab, andere schwere Verbrecher werden hoch in die Luft geworfen und zwar so, daß sie beim Herunterfallen nach dem Urtheilsspruche bald einen Arm, bald den Fuß, bald das Genick brechen, und es sind die Henkersknechte ihrer Sache so gewiß, daß die Strafe meist genau nach dem Urtheile vollzogen wird. Wieder andere Verbrecher gräbt man bis an den Hals in die Erde und giebt ihr Haupt den Mißhandlungen der Vorübergehenden preis, oder man nähet sie lebendig in todte Ochsen oder bindet sie an den Schweif eines im Galopp forteilenden Maulthieres. Für Frauen giebt es Scharfrichterinnen. Diese bringt die Verbrecherin in Haft, geißelt sie, köpft sie, schneidet ihr Ohren und Nase ab. Doch werden diese Hinrichtungen im Geheimen vollzogen. Der Henker wird nach vollbrachter Hinrichtung von den Zuschauern mit Steinwürfen vom Richtplatze gejagt und muß sich deshalb eiligst entfernen.

Mancher Verbrecher entgeht der Strafe dadurch, daß er eine Freistatt erreicht. Als ich einst in der Nähe eines auf einem Hügel befindlichen und von einer rothen Fahne überschatteten Graben eines Satons weilte, sah ich plötzlich einen Mauren eiligst den Hügel hinauflaufen, mit gewaltigen Sätzen auf das Heiligthum zueilen und in dasselbe hineinstürzen. Der Mann war ein Mörder und hatte eben auf offenem Markte seinen Gegner erschlagen. Die ihn verfolgenden Soldaten kamen zu spät, der Flüchtige befand sich bereits außer ihrem Bereiche, und obwohl sie ihn mit ausgestreckter Hand erreichen konnten, so würde keiner so verwegen gewesen sein, ihn der heiligen Stätte zu entreißen. Gleichwohl gaben sie den Flüchtling noch nicht auf. In einiger Entfernung vom Grabe hockten sie nieder und ließen ihn nicht aus den Augen, während sie sich mit ihm freundlich unterhielten. Durch solche auf unbestimmte Zeit fortgesetzte Belagerung hofften sie ihn endlich durch Hunger zum Verlassen seiner Freistätte zu zwingen, doch er schien hierzu keine Lust zu haben, eine Geldsumme wird wohl das wachsame Auge seiner Verfolger eingeschläfert haben. Der Todtschläger war übrigens kein gewöhnlicher Mörder, die noch unter den Arabern so gewöhnliche ererbte Familienfeindschaft hatte auch ihn veranlaßt, seine Rache im Blute des Ueberlebenden zu kühlen.

Einer meiner Bekannten, welcher eine Reise durch Marokko gemacht hatte, erzählte mir ein Beispiel von Blutrache. Wir trafen, sprach er, unterwegs einen Wanderer, ausgezeichnet durch schönes, männliches Aussehen und hohen Wuchs, den unser Begleiter als einen Bewohner der Provinz Rif erkannte, welcher vor kurzem in Folge der Blutrache das Land verlassen mußte. Ich reichte ihm Brot und Obst, worauf er mir bereitwillig seine Geschichte erzählte. Als er noch Knabe war, wurde sein Bruder von zwei Nebenbuhlern ermordet. Er wuchs heran, von seiner Mutter täglich zur Rache angespornt. Da bot sich ihm Gelegenheit, den einen seiner Feinde auf offenem Markte zu erschießen. Das Volk legte ihm kein Hinderniß zur Flucht in den Weg, da man seine Geschichte kannte und seine Rache gerecht fand. Auch den zweiten Todfeind tödtete er, indem er ihn rücklings erschoß, dann aber eilte er in das Heiligthum von Muley Abd' Selam, bis er nach einiger Zeit sich nach Tanger aufzumachen wagte. Hier stellte sich ein von der Familie für Gold gedungener Mörder ein, doch er war ihm zuvorgekommen. Seither, endete er

seine Geschichte, habe ich im Frieden gelebt und besitze jetzt, Gott sei Dank! mehr als ein tapferes Herz und mehr als eine kräftige Hand unter meinem Dache, um meine Sache zu vertheidigen und mich zu rächen, wenn ich fallen sollte.

36. Der Westen der Sahara und seine Bewohner.

Während der Osten der Sahara von den großen Karavanen, welche von Tripolis nach dem Tschadsee über Murzuk zu verschiedenen Zeiten des Jahres abgehen, seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und diese Gegenden Nordafrika's uns durch mehrere europäische Reisende ziemlich erschlossen worden sind, so ist auch der Westen des großen Wüstenmeeres zu verschiedenen Zeiten von Europäern und Nordamerikanern betreten worden, und zwar nothgedrungen in Folge von an der Westküste Afrika's erlittenen Schiffbruchs. Viele jener Unglücklichen, obwohl dem Tode in den Wellen des Wassermeeres glücklich entronnen, fanden im Wüstenmeere ihr Grab, ihr Gebein bleichte im Sande, bis ein Wüstensturm es bedeckte. Andere endeten unter maurischem Raubgesindel ein Jammerleben, und nur Wenigen gelang es, sich bald südlich nach Senegambien, bald nördlich nach Marokko zu retten und sich aus der Sklaverei derer loszukaufen, welche sich ihrer und ihrer ganzen Habe bemächtigt hatten. Durch sie ist uns dieser Wüstentheil, der unwirthlichste, bekannt geworden. Capitain Riley, ein Nordamerikaner, dessen Schiff 1815 unter dem 20 Grade nördlicher Breite strandete, und der darauf mit seinen Gefährten die Westsahara fast bis zum 28. Breitengrade durchwanderte, mag über Land und Leute uns berichten.

Eine ebene, aus festem Gestein, Sand und Kiesel gebildete Fläche breitete sich in Endlosigkeit vor unseren Blicken aus, mochten wir uns auch wenden, wohin wir wollten. Der Fußboden war in Folge außerordentlicher Hitze hart wie Marmor; nicht der schwerste Tritt von Mensch oder Thier vermochte einen Eindruck auf ihn hervorzubringen. So lange Stürme den Sand nicht aufjagen, ist die Wüste glatt wie der Spiegel des ruhigsten Meeres. Weder Graben noch Hügel, weder Baum noch Gesträuch dienen als Führer, als Merkmal für den Wanderer. Nur von Zeit zu Zeit gelangt man an kleine Hohlwege oder Schluchten, deren verdorrte Wände ein verkrüppeltes Buschwerk bedeckt. So sehr auch sein Grün das Auge erfreut, so ist es doch zu sehr von Salz durchdrungen, um von den, obschon von Hunger und Durst arg gequälten Reisenden genossen werden zu können. Der Regen, welcher während des Winters bisweilen fällt, sammelt sich dann in diesen Schluchten, befruchtet den Boden und dient dem Wüstenbewohner so lange zur Labung, bis die Wärme ihn in Dunst auflöst, um nichts als ein brakisches, fast ungenießbares Wasser noch für einige Zeit zurückzulassen. Nach solchem Regen sehnt sich der Wüstenbewohner, doch sein Hoffen wird oft getäuscht. Als Riley die Wüste durchzog, war seit 2 Jahren kein Tropfen gefallen. — Diese Einförmigkeit des Bodens blieb bis zum Cap Bojador, denn hier stießen die Reisenden auf äußerst lockere Sandberge von 1 bis 400 Fuß Höhe. Jeder Windstoß hebt sie empor, setzt ihre Sandmassen bald in Wirbeln, bald in langen Wehen in Bewegung und thürmt sie an anderen Orten auf. Wehe dem Wanderer, welcher zwischen ihnen von Stürmen überrascht wird, Menschen und Thiere müßten unter den erstickenden Wogen unfehlbar umkommen. Darum ist diese Wildniß allgemein geflohen, weder Raubthiere noch Vögel suchen in ihr eine Zufluchtsstätte, und es fiel den eingebornen Begleitern Riley's auf, als zwei Strauße vorübereilten. Niemand wußte, woher sie kamen.

Doch es trat Wassermangel ein; die Wasserschläuche waren schon lange geleert, die Reisenden wie ihre Thiere dem Verschmachten nahe. Da, zur glücklichen Stunde gelangte man an einer steilen Felsenwand zur Seite einer tiefen Schlucht an einen Quell, der sicherlich den Augen der Reisenden verborgen geblieben wäre, hätte nicht der außerordentlich scharfe Instinct der Kameele auf seine Entdeckung geleitet. Zwar war er unsern maurischen Führern bekannt, gleichwohl hatten sie schon lange vergeblich darnach gesucht; das Wasser rieselte unaufhaltsam aus der Felsenspalte, und mit Entzücken labte man sich an dem kühlen Trunke. Hierauf bekamen auch die Kameele ihr Theil und es währte lange, ehe sie genug hatten. Nur diese Quellen, sowie die Inseln gleich in der Wüste befindlichen Oasen machen es möglich, daß die Sahara von Mauren mit ihren Heerden durchwandert werden kann. Die verschiedensten Stämme haben in allen Theilen der Wüste ihre Heimath gefunden, von Schlucht zu Schlucht ziehend suchen sie unter den Zwerggebüschen Nahrung für sich und ihre Kameele. Das Zelt, dessen Decke vom Haare des Kameeles gefertigt ist und das sich nur um wenige Fuß über den Erdboden erhebt, gewährt ihnen Obdach, unter ihm wohnt die ganze Familie, Sklave und Magd; ein Vorhang, bald auf einem, bald auf mehreren Pfählen ruhend, theilt den von der Decke gebildeten Raum in mehrere Gemächer. Eins von diesen gehört der Familie, ein anderes den Dienern, während an den mit Haken versehenen Zeltstangen die Geräthe, Körbe, Schläuche, Sättel, Kleider und Waffen aufgehängt sind. Ein solcher Pfahl wird als Heiligthum betrachtet. Die Kameele werden am frühen Morgen ausgetrieben, Abends kehren sie zurück, um vor den Zelten ihrer Besitzer zu lagern. Dann umschlingt ein doppelter Strick die Kniegelenke der Alten, um sie am Aufstehen zu hindern, die Jungen liegen neben ihnen. Bricht die Mitternacht an, so löst man die Stricke und das Melken der Thiere beginnt, nach dessen Beendigung sie sich abermals bis zum Morgen lagern. Jetzt ist es Geschäft der Frauen, das Zelt abzubrechen, zusammenzulegen, die Kameele damit wie mit den übrigen Geräthen zu beladen und Alles zum Abzug fertig zu machen. Auf den Rücken eines der kleinsten Thiere kommt dann ein Korb von Leder, in welchem die Alten, schwache Frauen und Kinder ihren Platz nehmen. Nun bricht man auf; die Männer halten dicht zusammen und umreiten den Zug von Zeit zu Zeit, während Sklaven und junge Leute des Stammes die Kameele nach den nächsten Schluchten treiben, um an dem an den Seitenflächen wachsenden Gebüsch sich zu sättigen. Der Hausherr schreitet den beladenen Kameelen voran und zeigt den einzuschlagenden Weg. Ist er sicher, daß die Seinen die angegebene Richtung verfolgen, dann setzt er sich auf sein Thier und reitet im schnellen Trabe, die geladene Flinte über die Schulter gehängt, voraus, um einen neuen passenden Lagerplatz aufzusuchen. Hat man ihn gefunden und dem nachfolgenden Zuge bezeichnet, dann eilt die Frau des Mauren mit ihrem Kameele so schnell als möglich nach, entlastet das Thier, schlägt das Zelt auf, ordnet den Hausrath unter demselben, reinigt den Boden von kleinen Steinen, breitet den Teppich aus, bringt die Stangen in Ordnung und hängt die Wasserschläuche daran. Dies geschieht meist in der vierten Nachmittagsstunde, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, während man noch vor Sonnenaufgang bereits aufbricht. Zieht man aber nach einer weiter entlegenen Gegend, dann geschieht es meist nur in Gemeinschaft mit dem ganzen Stamme. Solche Züge werden oft von vier- bis fünfhundert Kameelen begleitet, alle in einzelne Gruppen vertheilt, auf verschiedenen Wegen dahinziehend, um beim Einbruch der Nacht sich in einem Umkreise von mehreren

Stunden zu lagern. — Bei diesen Wanderungen wird das Morgengebet und der Lobgesang nie vergessen. Die im Koran dem Muhamedaner gebotenen Waschungen werden, in Ermangelung des Wassers, mit feinem Sande vollzogen, dann kniet man nieder, beugt das Angesicht in den Staub und betet. Dasselbe wiederholt sich am Nachmittag, sowie des Abends in der dritten Stunde nach Sonnenuntergang. Da flehen die Wüstenkinder zum Allmächtigen, daß er der vertrockneten Erde Regen sende, daß er Futter für ihre Kameele wachsen lasse und daß er sie und ihre Familie, sowie den ganzen Stamm in seinen heiligen Schutz nehmen möge. Kein Geschäft, und wäre es das dringendste, kann sie von dieser heiligen Pflicht abhalten. Ist die Stunde des Gebets da, dann halten sie im schnellsten Zuge an, die Kameele lagern sich und alle bitten insbesondere, Allah möge sie den Weg in der spurlosen Wüste finden lassen und sie zu einer Quelle, sowie zu gastlichen Brüdern leiten, welche ihnen Speise gäben; er möge sie befreien von Allen, die ihnen auflauern und sie nicht vor den Augen der Menschen sterben lassen. — Ganz besondere Sorgfalt widmen diese Wüstenkinder den Alten, besonders den Aeltern. Mit Behutsamkeit bringt man schwach gewordene Alte in die für sie bestimmten an den Seiten der Kameele befindlichen Körbe, ein Kind bleibt zu ihrer Pflege neben ihnen, und sorgfältig hebt man die für sie zur Nahrung bestimmte Milch auf. Sind die Zelte am Abend aufgeschlagen, dann bringt man die Alten behutsam auf die in ihnen ausgebreiteten Teppiche und reicht ihnen Wasser und Milch. Dies die Bewohner der Sahara. So traurig der Aufenthalt in der Wüste auch sein mag, so ziehen sie ihn doch jeder anderen Stätte vor, denn nur hier können sie ihre grenzenlose Unabhängigkeit bewahren. Seit Jahrtausenden wagte kein Eroberer sich mit seinen Heeren in die Einöde, um sie seiner Herrschaft zu unterwerfen. Gleichwie das Meer Aller Eigenthum ist, so ist es auch die Wüste.

Nach Riley.

37. Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomey zu Abomey.

Die zuvorkommende Gastfreundschaft des Sclavenhändlers de Suza zu Whydah, an der Sklavenküste der Bai von Benin gelegen, machte meinen Aufenthalt daselbst äußerst angenehm. Seiner Verwendung sollte ich aber auch den Besuch am Hofe des Königs von Dahomey verdanken, indem er mir hierzu nicht allein die Erlaubniß auswirkte, sondern mich noch außerdem mit allem dazu Nöthigen und den erforderlichen Geschenken für den König versah. Wir brachen den 6. Juni 1845 mit 20 Packträgern auf, von denen allein mehrere nur mit den hier als Geld üblichen Kauris — kleinen Muscheln, von denen ungefähr 8 Stück den Werth eines Pfennigs besitzen — beladen waren. Dies Geld ist so unbequem, daß ein Mensch höchstens 14 Thaler zu tragen vermag. Unser Weg führte durch mehrere Dörfer und einige kleine Städte, deren Häuser allesammt von Lehm erbaut waren. Die Gegend war außerordentlich fruchtbar, gewaltige Bäume bedeckten den fetten Lehmboden und eine zahllose Menge der buntfarbigsten Schmetterlinge erfüllte die Luft. Selbst einem eine halbe Stunde langen Schwarme von Heuschrecken begegneten wir vor der großen Stadt Canamina; sein Geräusch glich dem Sausen des Windes im Walde oder einem tüchtigen Hagelwetter. Schon nach sechs Tagen, den 12. Juni, hielten wir in der Hauptstadt Abomey unseren Einzug und wurden von dem Mayho oder erstem Minister des Königs empfangen. Derselbe, ein alter von Habgier und Eigennutz freier vortrefflicher Mann, führte uns in das zu unserer Aufnahme bestimmte Haus, trank daselbst als

Willkommen unsere Gesundheit in Branntwein und brachte uns noch an demselben Tage die Nachricht, daß uns der König am andern Morgen in früher Stunde empfangen wolle. Alle Anwesende sanken bei Verkündigung dieser königlichen Botschaft gleich dem Mayho auf die Knie.

Der Morgen kam und von einigen Vornehmen begleitet, ritt ich in vollständigem Waffenschmuck nach dem Platze vor dem königlichen Schlosse. — Rothe Lehmmauern, in Zwischenräumen von 30 zu 30 Fuß mit Menschenschädeln verziert und einen ungeheuren Flächenraum umschließend, umgeben dasselbe. Wir traten ein und näherten uns einer Stelle vor dem Palaste, auf welcher der Stuhl des Königs stand, beschattet von einem großen Sonnenschirme, der noch von 20 anderen in Form eines Halbmondes aufgestellten Schirmen umgeben war. Als der König aus dem Palaste trat, begrüßte ich ihn nach militairischer Art, worauf er mich ersuchte, vom Pferde zu steigen und zu ihm zu kommen. Der Mayho und ein anderer Vornehmer schritten vor mir her, warfen sich vor dem Könige der Länge nach auf den Erdboden, rieben beide Seiten ihres Gesichts auf demselben und küßten dann voll Ehrfurcht die Stätte, in deren Nähe der König eben weilte. Nun erst erhoben sie sich in eine knieende Stellung und verblieben so lange in derselben, bis sie sich völlig mit Staub besudelt hatten. Ich trat näher; der König stieg von seinem Throne, schüttelte mir wacker die Hand und äußerte seine Freude über die Ankunft eines Engländers in seinem Lande. In vortrefflichem Kirschbranntwein ward nun die Gesundheit des Königs von mir getrunken, worauf derselbe die der Königin von England und die meinige ausbrachte. Dabei ward, sobald der König trank, sein Gesicht mit Tüchern verdeckt, und Musketenschüsse, Hurrahs und Gongongtöne verkündeten den Fernstehenden das wichtige Ereigniß. Nachdem der König die Ausrüstung meines Pferdes in besonderen Augenschein genommen hatte, bestieg ich dasselbe und machte auf seinen Wunsch einige Reitübungen, wodurch er in solches Entzücken gerieth, daß er seinen Beifall durch Händeklatschen zu erkennen gab. Die zahllose Versammlung folgte zum Entsetzen meines Pferdes seinem Beispiele. Der König war groß, sehr kräftig gebaut, von angenehmer Gesichtsbildung (natürlich kohlschwarz), von schöner Stimme, gutem Anstande und mochte ungefähr 43 Jahr alt sein. Gefolge und Leibwache saßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde, die Flinte aufrecht zwischen den Beinen haltend. Hierauf zogen die Schaaren weiblicher Soldaten mit barbarischer Musik heran, lagerten sich in einiger Entfernung, während ihre Anführerinnen einzeln nach einander vorgeführt wurden, um für die verrichteten Thaten Lob und Lohn zu empfangen. Nach Beendigung dieser Ceremonie war es jeder einzelnen Kriegerin gestattet, vor den König zu treten und ihm ihre Treue zu versichern; schließlich sank noch das ganze Regiment auf die Kniee und überschüttete sich mit dem hellrothen Staube, welcher den Vorhof bedeckte. Mit lautem Hurrah sprangen sie plötzlich auf, hielten das Gewehr hoch in die Luft und liefen, so schnell sie konnten, davon, so daß es ein Wettrennen von 600 Weibern gab. Die Kleidung dieser Kriegerinnen bestand aus einem Unterrock von weiß und blau gestreiftem baumwollenen Zeug und kurzen Hosen, der Gürtel ist zugleich Patrontasche. Sie sind sehr behende und können in Folge beständiger Körperübungen große Beschwerden ertragen. Diesem Regimente folgten noch viele andere, denn der König besitzt 6000 Kriegerinnen, welche wiederum von Frauen als Offizieren angeführt werden.

Da die Dunkelheit eingebrochen war, reichte mir der König noch einen Abschiedstrunk, worauf ich mich in meine Wohnung zurückzog. Doch zur

Ruhe sollte ich noch nicht kommen, viele Vornehme besuchten mich, andere schickten, statt persönlich zu kommen, Rohrstöcke und bezeugten mir dadurch ihre Hochachtung. Selbst der König schickte einen Stock, bei dessen Uebergabe sich sämmtliche Anwesende auf die Erde warfen und den Boden küßten. Am folgenden Tage war wieder Musterung der Truppen, deren Spitze diesmal von 4000 männlichen Kriegern gebildet ward, die jedoch ohne militärische Ordnung vorüberzogen. Der Befehlshaber jedes Regiments ritt entweder auf einem elenden Pferde, das von zwei Mann geführt ward, oder ward in einer Sänfte getragen. Hierauf folgten 8000 Kriegerinnen, deren Trommeln und Fahnen mit Menschenschädeln ausgeschmückt waren. Diesmal manövrirten sie, indem sie große 70 Fuß breite und 8 Fuß hohe Verschanzungen von Dornsträuchern mit höchst gefährlichen spitzigen Stacheln im vollen Laufe erstürmten und die hinter den Dornen befindlichen Sklaven gefangen nahmen. Mit getrockneten Schädelhäuten früher getödteter Menschen geschmückt und vier Sklaven an eine Schnur gebunden, zogen sie nun vor dem König vorüber und wünschten in feierlichen Anreden ihm Glück zu seinem tapferen Heere. Zuletzt erschien ein Regiment von 300 Kriegerinnen aus Ginoa, welches dadurch berühmt war, daß es nie Gefangene machte, sondern alle Feinde tödtete. Die berühmtesten weiblichen Anführer wurden mir vom König vorgestellt, und es freute ihn nicht wenig, als er sah, daß ich mir Alles sorgfältig aufzeichnete. In feierlicher Anrede versicherte er mir, daß er in Afrika unter allen Fürsten so mächtig sei, wie die Königin von England Spanien und Portugal gegenüber.

Diesen Feierlichkeiten folgte ein Mahl, bei welchem mir die Ehre ward, mit dem Könige allein an einem Tische zu speisen und aus einem Glase trinken zu können, während die übrigen anwesenden Spanier und Portugiesen, sowie ein anwesender Prinz aus Aschanti nur Kalebassen erhielten. Letzterer, welcher mich schon seit längerer Zeit mit neidischen Augen betrachtet hatte, verlangte gleichfalls ein Glas, doch der König bedeutete ihm, er als Schwarzer möge nur aus der Kalabasse trinken; gefalle ihm dies nicht, so möge er gehen. Zum Schluß mußte ich mit dem Könige noch die Gesundheit der Königin von England aus einem Menschenschädel trinken.

Am folgenden Tage besuchte ich den König in seinem Palaste und ward durch zwei Vorhöfe in den Hauptdhof geführt; überall waren Bewaffnete. Der König saß auf einem rothen Teppich, erhob sich bei meiner Annäherung und fragte mich, wie mir das gestrige lange Sitzen bekommen sei. Nach abgehaltenem Mahle traten die obersten Beamten in den mannichfachsten Verkleidungen und mit Masken von Bären und Affenköpfen vor und waren dabei von ihrem „Doppelgänger" in militärischer Kleidung gefolgt. Nur wenige Schritt vor dem Könige standen im Dreieck drei Menschenschädel, nicht weit davon eine Kalabasse voll Schädel, sowie auch 7 Standarten, welche gleichfalls mit Schädeln ausgeschmückt waren. Alle diese menschlichen Ueberreste waren zur Erinnerung an den Sieg über die Mahis, in welchem Kampfe die Kriegerinnen in einigen Tagen 126 Orte erobert hatten, alle durch ähnliche Dornverschanzungen befestigt, als die waren, welche ungeachtet der spitzigen Stacheln von ihnen beim Manöver so kühn überschritten worden waren. Die vor dem Könige aufgestellten Schädel hatten den höchsten Personen und den Anführern der Mahis angehört.

Unter großem Jubel der Gesellschaft begann der König nun einen Tanz zwischen den Schädeln und fragte mich nach Beendigung desselben, ob ich den folgenden Tag einer Hinrichtung von vier Verräthern beiwohnen und etwa

dabei das Ehrenamt eines Scharfrichters übernehmen wolle. Ich lehnte natürlich die zugedachte Ehre ab, begab mich aber am andern Tage zu den Festen des Hofes, wobei sich die gestrigen Scenen wiederholten, bis endlich die vier Verräther aus dem Mahivolke mit Knebeln im Munde angeführt wurden. Sie knieten vor dem Könige nieder, noch einmal ward ihnen die Abscheulichkeit ihres Verbrechens vorgehalten, worauf sie hinter des Königs Rücken vom Mayho und einem andern vornehmen Hofmanne enthauptet wurden. Ich ward dabei mit Blut bespritzt; ja ein alter scheußlicher Kerl fing sogar in einer Kalabasse das Blut auf und trank einen Theil nicht allein gierig hinunter, sondern bot mir auch den andern, mit Rum vermischt, zum Trinken an. Die Leichname wurden vor die Stadt geschleppt und in eine Grube geworfen, den Geiern und Wölfen zur augenblicklichen Speise.

Schon am folgenden Tage erschien ich wieder am Hofe des Königs, und zwar in einem Theile des Palastes, dessen Wände mit eingemauerten Menschenschädeln verziert waren. Anfangs tanzten vier Männer mit Ochsenschwänzen vor dem Könige, dann aber erschienen die Mutter und Großmutter desselben, von denen die erstere 80, die letztere 100 Jahre alt sein mochte. Neun Frauen mit Pfannen voller Menschenschädel und Schenkelknochen schritten vor ihnen her. Nachdem sie sich vor dem Könige niedergeworfen und ihr graues Haar mit Staub und Erde überschüttet hatten, begannen sie zu tanzen, welchem Vorgange der König folgte, nachdem er mich zuvor ersucht hatte, die Maultrommel zu spielen. Zuletzt ward mir die Ehre mit des Königs Lieblingsfrauen zu tanzen, welche, gleich den Frauen der ersten Minister, kleine silberne Kronen auf dem Kopfe trugen und bei ihren Spaziergängen in der Stadt von Jedermann gemieden werden müssen.

So barbarisch auch die Sitten am Hofe des Königs waren, so ist doch während seiner Regierung manche schlechte Einrichtung beseitigt worden, namentlich die Sklavenopfer bei Leichenbegängnissen. Verkauften die früheren Könige ihre eigenen Unterthanen als Sklaven, so geschieht dies gegenwärtig nur noch mit den Kriegs- und jenen Gefangenen, welche man auf in benachbarten Ländern besonders angestellten Sklavenjagden zu ergreifen vermochte. So schrecklich auch die Zerreißungen der Familienbande dabei sind, so kann dennoch nicht verschwiegen werden, daß letztere unter den Negern weit lockerer als bei uns sind. Als mein schwarzer Dolmetscher aus Sierra Leone zufällig seine Mutter hier in der Hauptstadt als Sclavin wiederfand, so schien anfangs seine Freude sehr groß zu sein, und er gedachte sie loszukaufen und mit nach Whydah zu nehmen; doch als er die Kosten berechnete, ward er anderen Sinnes und tröstete sich damit, daß sie es ja hier auch gut habe.

Eine Reise in das Innere Afrika's entfernte mich auf einige Zeit vom Könige, doch fand ich bei meiner Rückkehr dieselbe gastliche Aufnahme wieder.

Nach John Duncan.

38. Der Fetischdienst an der Goldküste.

Die gewaltige Natur, welche die Neger des mittleren Afrika's, besonders der Westküste umgiebt, wird von ihm als eine lebende Masse betrachtet, die ihn mit zahllosen, nie schlummernden Augen beobachtet und bewacht. Nicht bildliche Darstellungen seiner Götzen, wie in anderen heidnischen Ländern, sind Gegenstände seiner Verehrung, nein jedes Ding kann es sein, sobald er nur meint, daß irgend ein Gegenstand der geweihete Aufenthalt seines Gottes geworden. Und jeder kann dies werden, mag er groß oder klein, seiner Form nach gewöhnlich oder sonderbar, seinem Vorkommen nach häufig oder selten,

seinem Ursprunge nach Natur- oder Kunstprodukt sein. Der Stein, der Baumzweig, die Staude, eine Vogelfeder, ein Erdklos kann ihm Fetisch sein, die Hülle, deren sein Gott sich bediente, ihn zu beobachten, zu züchtigen, zu segnen, von Unglück zu befreien oder ihn damit zu belasten. Daher die verworrene Furcht in dem Geiste dieser Fetischanbeter, sie möchten in irgend einem Augenblicke, sei es aus unglücklichem Zufall oder Unwissenheit oder in Folge besonderer an einen Götzen gerichteter Gebete mit demselben in Feindschaft gerathen und von nun an den unsichtbaren Angriffen desselben ausgesetzt sein. Und solche Angriffe sind Krankheiten und Uebel aller Art. Daher aber auch die Nothwendigkeit, durch Ceremonieen und Zaubermittel der verschiedensten Art sich gegen solche Angriffe zu schützen, oder sie zu vereiteln, daher die Macht jener Priester, welche im Besitz der Mittel sind, durch welche dem Götzen entgegen gewirkt oder eine Versöhnung mit ihm bewerkstelligt werden kann.

Nie unterläßt der Neger des Morgens oder Abends seinem Fetisch ein Opfer darzubringen, oder, wenn er ißt und trinkt, ihm seine Verehrung zu bezeigen. Nichts wird von ihm unternommen, ohne die Gedanken zu jener unsichtbaren Gnade zu erheben, die seine Pläne fördern wie hindern kann. Steht ein Krieg, ein Raubzug bevor, dann wendet man sich an die Priester, an die Fetischmänner, sie gehen „hinauf zu fragen", nachdem die Opfer dargebracht sind, und fällt die Antwort ungünstig aus, dann wird augenblicklich nichts unternommen. Man erneuet die Opfer, um der Gunst und des Beistandes der Götzen sich zu versichern oder ein Versprechen des Erfolges zu erlangen. Ist dies geschehen, dann zieht man den Feinden zuversichtlich entgegen und verläßt sich auf den Schutz der Götter ebenso sehr, wie auf eigene Tapferkeit. Wird der Feind wirklich geschlagen, so gebührt dem Fetisch Ruhm und Ehre, seine Gunst muß erhalten werden und kann es nur durch Opferung vieler Kriegsgefangenen. Fetischmänner begleiten die Krieger ins Feld und treiben sie zu kühnen Thaten durch das Versprechen übernatürlicher Hilfe und durch beständige Anrufungen an. Die gefangenen Feinde sind auch Feinde ihres Fetisches, dem natürlich kein Opfer so angenehm ist, als ihr Blut. Daher die massenhafte Niedermetzelung der Gefangenen nach dem Siege der Könige von Aschanti und Dahome. Diese Grausamkeiten haben ihren Grund nicht etwa in blutdürstiger Stimmung jener Negerfürsten, sondern in einem religiösen Pflichtgefühl, in der Dankbarkeit. Wird man dagegen geschlagen, so schiebt man nicht selten die Niederlage der geringeren Macht des eigenen Fetisches der des feindlichen gegenüber zu, denn wie die Menschen, so kämpfen auch die Götzen mit einander. Da die Fetischmänner durch solche Erfahrungen in einige Verlegenheit kommen, so suchen sie in Vertheidigung ihres Fetisches die Besiegten zu überzeugen, daß die Niederlage dem Mißfallen über unterlassene Ceremonieen, über die Gottlosigkeit des Volkes u. s. w. zuzuschreiben sei. Als der Aschantikönig Tai Tutu Quamino im Jahre 1807 die Fantis besiegt hatte, so ward ihr Glaube an den Braffo-Fetisch zu Mankassim, der bisher die Gunst der Nation in hohem Maße genossen hatte, bedeutend erschüttert. Die Fetischmänner wußten sich jedoch zu helfen, sie hatten vom Kriege abgerathen und so suchten sie die Niederlage zu erklären. Die Verehrer des Braffo kehrten bald zu seinen Altären zurück, was sie auch konnten, da die Aschantis zwar Mankassim, nicht aber den dabei liegenden Fetischwald zerstörten, fürchtend den Zorn des Braffo auf sich zu laden.

Auch im Gerichtswesen spielt der Fetisch eine große Rolle. Ein Beispiel mag dies lehren. Jau Nocum, ein Mann im Dorfe Aggreyfuah, ward vor ungefähr 16 Jahren von einem allgemeinen Siechthum ergriffen, das keinem

Mittel der Doctoren und Fetischmänner weichen wollte. Eier waren an den Thürpfosten zerschlagen worden, Schnüre und Lumpen an den Zweigen des Fetischbaumes im Hofe aufgereiht, die leere Flasche über der Thüre aufgehängt worden, man hatte Zaubermittel um seinen Leib gebunden, Steine mit Lumpen und Federn umrahmt, Brot mit Palmöl beschmiert, Yams mit Pfählen an den Boden genagelt und weißes Geflügel geopfert, kurz die ganze priesterliche Heilmittellehre der Fetischmänner erschöpft, um den bösen Geist zu beschwichtigen, Alles war umsonst. — Der Kranke starb. Wer war der Urheber des Todes? Man wendet sich an den Abrah-Fetisch und die Familie des Verstorbenen erhält Befehl, den Todten zu befragen, was in folgender Weise geschieht. Die Bewohner von Aggrehfuah werden in der Nähe des Dorfes versammelt und setzen sich nach den verschiedenen Theilen des Ortes geordnet in einen Kreis. In der Mitte desselben wird ein mit Blättern und Zweigen bedeckter Pfahl aufgestellt, die Leiche dann von Trägern auf den Köpfen herausgetragen, welche unter dem Rühren der Fetischtrommel mit ihr im Kreise herumtanzen. Plötzlich machen sie vor den Bewohnern eines Ortsantheils Halt, vergeblich ist alles Bemühen weiter zu kommen, ihre Kraft ist gelähmt, der bereits ausgestreckte Fuß wird wie durch eine unsichtbare Kraft zurückgehalten. So bleiben sie, gegen den Geist vorwärts strebend, wie angefesselt stehen, bis sie durch die Anstrengungen erschöpft unter der Leiche zu Boden sinken. Sofort erheben sich die sämmtlichen Bewohner der übrigen Dorftheile und erklären wie mit einem Munde, der Mörder des Jau Nocum gehöre jenem Quartiere, vor dem des todten Mannes Geist die Träger zum Stillstehen gezwungen habe. Von neuem wird die Leiche erhoben, die Fetischtrommel voran, so ziehen die Träger mit ihr nach dem bezeichneten schuldigen Dorftheile. Man zieht von Haus zu Haus, plötzlich bleiben die Träger vor einem Hause wie unwillkürlich stehen, indem sich nun der Mörder finden mußte. Sämmtliche Bewohner des Hauses müssen sich nun demselben Gottesgericht unterwerfen, bis der Geist die Träger zwingt, vor den Füßen eines alten Mannes, Namens Cogo Fi niederzufallen. Er wird einstimmig für den Zauberer erklärt und schon in nächster Nacht von den Vorstehern des Ortes ertränkt. Die Zauberei ist nach Negergesetzen ein Verbrechen, das nicht allein dem Zauberer, sondern auch seinen Verwandten Tod oder Sklaverei bringt. Erkrankt plötzlich ein Neger, mit dem ein anderer vorher Streit gehabt, so wird letzterer sofort beschuldigt, jenen behext zu haben und entgeht selten der Strafe. Will er es nicht dulden, dann muß er sich an den Fetisch wenden; ist er unschuldig, wird der Ankläger gestraft.

Häufig werden aber auch Leute angeklagt, gefährliche Fetische, welche ihren Nachbarn allerlei Unglück bringen, im Besitz zu haben. Man erzählte mir folgenden Vorfall. Ein Bewohner von Akim forderte unter der Anschuldigung, den Tod mehrerer seiner Verwandten herbeigeführt zu haben, eine Fetischfrau vor Gericht. Seiner Angabe nach war dieselbe Sklavin eines Häuptlings zu Akim, und dieser kürzlich durch ihre Zauberei gestorben. Man wandte sich an den Fetisch und dieser erklärte, der böse Fetisch der Frau trage die Schuld des Todes. Das Weib ward nun sofort ergriffen und sollte eben hingerichtet werden, als es ihr gelang, nicht allein zu entfliehen, sondern auch ihren Fetisch mitzunehmen. Einige Zeit ist vergangen, da entdeckt ein Mitglied der Familie des Häuptlings die Flüchtige in einem anderen Theile des Landes, packt und prügelt sie und schlägt ihr den Fetisch, den sie auf dem Kopfe trug, herab. Wüthend über diese Behandlung goß das Weib eine Opfergabe Rum vor ihrem Fetisch aus und rief seinen Zorn über die Familie des Be-

leidigers herab. Kurze Zeit nachher waren sechs Glieder dieser Familie gestorben, während ein siebentes zu jener Zeit, als er seine Klage gegen die Zauberin vor Gericht brachte, bereits wieder tödtlich darnieder lag. Man schrieb natürlich alle diese Unfälle dem Fluche des Weibes zu, und der Beschädigte verlangte nun, daß sie ihm als Sklavin ausgeliefert und ihr der böse Fetisch genommen werde. Mit zitternder Stimme und unter Austritt des Angstschweißes brachte er seine Anklage vor. Das Weib bekannte hierauf, daß sie seine Sklavin sei und daß fünf ihrer Kinder und Enkel sich in seinem Hause zu Akim als Sklaven befänden. Sechs Jahre seien bereits vergangen, daß sie aus seinem Hause geflohen, und daß sie in der Hitze des Zornes ihren Fetisch angerufen, ihres Herrn Haus zu verderben. Daß darauf das Unglück wirklich über dasselbe gekommen, glaube sie ihrem Fetisch zuschreiben zu können, denn dieser sei mächtig. Das aus Engländern bestehende und auf die Denkweise der Neger eingehende Gericht entschied, daß die Frau trotz ihres Bittens, ihr den Fetisch zu lassen, da sie durch denselben ihren Lebensunterhalt verdiene, denselben ausliefern, dagegen von ihrem Herrn frei sein solle. Der Häuptling begnügte sich nicht mit dem Spruche, sondern verlangte, daß der Fetisch ihm ausgeliefert werden möchte, damit er ihn mit in sein Land nehmen und durch Gebete und Opfer seinen Zorn versöhnen könne. Geschähe dies nicht, so sei er mit seiner ganzen Familie verloren. Das Gericht ging auf seinen Antrag ein, erlangte aber von ihm die Freilassung der Familie der Frau, was er auch sogleich bewilligte. Nur die Fetischfrau verweigerte die Abgabe ihres Fetisches gegen ihre Kinder, so daß sie dazu gezwungen werden mußte, worauf der Häuptling von Akim den Fetisch in Empfang nahm.

Und woraus bestand dieser? Man brachte ihn in ein weißes Tuch sorgfältig eingeschlagen in den Gerichtshof und erblickte bei der Wegnahme der Umhüllung — eine kupferne Pfanne mit einem Klumpen Lehm, in welchem Papageienfedern staken. Zur Erlangung dieses gefürchteten Gottes hatte der arme Schelm eine Reise von 20 Meilen gemacht, was in jenen Ländern weit mehr als in unseren von Poststraßen und Eisenbahnen durchkreuzten sagen will, und hatte noch außerdem fünf Sklaven die Freiheit geschenkt. Mit schreckenvollem Gesichte erfaßte er die Pfanne und hob sie auf den Kopf seines Sklaven, damit sie derselbe wegtrüge, während die Frau sich mit dem Glauben tröstete, daß Jaukumpon (Gott) sie bei der Wahl eines neuen kräftigen Fetisch glücklich leiten werde. So sonderbar es scheint, daß Europäer zu Cap Coast sich mit der Entscheidung solcher Streitfälle befassen, so nothwendig ist es dennoch. Wollte man den Negern gestatten, diese Angelegenheiten in ihrer eigenen Weise abzumachen, so würden diese die ganze Familie eines Zauberers tödten.

Nach Cruikshanks: Gold coast of Afrika.

39. Wanderung durch die nubische Wüste.

Es war am 13. Februar 1836, als wir durch mannichfach sich krümmende, vielfach verzweigte Sandthäler, Waddis, die östlich vom Nil gelegene Wüste betraten. Gerippe von Kameelen lagen zu beiden Seiten des Weges und bezeichneten die Spuren der zahlreichen Karavanen. Strapazen und Wassermangel tödteten die Thiere und zwar am häufigsten an den Endpunkten der Karavanenstraßen. Die von uns durchwanderte Gegend war reich an nackten Sandsteinfelsen und nach beschwerlichem Marsche schlugen wir mit Sonnenuntergang unser Lager im Schutze einer Felsenwand auf. Der ungewohnte Ritt auf den hochtrabenden Kameelen war keineswegs angenehm zu nennen; todtmüde be-

gaben wir uns bald zur Ruhe, während der Mond in goldenem Strahlenglanze am dunkelblauen klaren Himmel leuchtete, die Sterne in einem Glanze funkelten, der dem Bewohner des mittleren und nördlichen Europa's unbekannt ist. Jetzt begriffen wir, warum der Araber und Nubier ihre Wüste nicht minder lieben, als der Gebirgsbewohner seine Berge. Wer die Wüste nie durchwanderte, kennt ihre Schrecken nicht, kennt aber auch nicht das Schöne, das sie darbietet, unter dem ihr reiner Sternenhimmel und das glänzende Licht ihrer Mondnächte obenan steht. Die Karavane hatte sich gelagert; tief in die Nacht hinein mochte die Unterhaltung unserer Begleiter, der braunen Araber, gedauert haben, als uns der Aufgang der Sonne zur Fortsetzung unserer Wanderung ermahnte. Noch immer bewegten wir uns zwischen Sandsteinbergen und mit Sand erfüllten Waddi's. Kameelgerippe lagen auch hier längs des Weges zerstreut und nicht selten bleichten hier und da im Wüstensande Menschenschädel, sowie einzelne Knochen und ganze Gerippe, die letzten traurigen Ueberreste von Unglücklichen, die dem Wassermangel und noch häufiger der tödtlichen Ermattung erlagen. Solche Unglücksfälle ereignen sich besonders im Spätfrühjahre oder Sommer, wenn die Hitze des Tages wie der Nacht zum Ersticken ist, so daß der ermattete Körper keine Zeit zu seiner Erholung findet. Ueberfällt nun in solchem Zustande den erschöpften Wanderer noch ein heißer Wind, wie der Samum oder der noch furchtbarere Schamsin, und muß er, der sich ohnehin kaum mehr fortschleppen kann, noch gegen den glühenden Sand, gegen eine durch Staub verfinsterte Athmosphäre oder gegen den Andrang eines brennend heißen Sturmes kämpfen, der seine Kehle trocknet, ihm Schwindel verursacht, und hat er nichts, um in solch furchtbaren Augenblicken sich zu stärken: dann sinkt er um, ein Schlagfluß endet sein Leben oder er stirbt vor Mattigkeit und Keiner nimmt sich seiner an, Jeder hat für sich selbst zu kämpfen, und freundliche Theilnahme in solcher Noth darf bei Karawanen der Wüste überhaupt nicht gesucht werden. Solchen Anstrengungen erliegt besonders der Sklave. Gezwungen, dem Kameele im glühenden Sande zu Fuße zu folgen, geprügelt, schlecht genährt und nur sparsam mit schlechtem salzigem Wasser erquickt, unterliegt er der Barbarei und dem furchtbaren Einflusse des Klimas. Kalt zieht die Karawane an ihm vorüber; für die Seufzer des Sterbenden giebt es kein fühlendes Herz — es ist ja nur ein Sklave. Wird sein Leichnam nicht, was jedoch meistens geschieht, dem Geier, dem Adler oder der Hyäne zur Speise, dann trocknet er aus, wird zur natürlichen Mumie und eine dicke lederartige Haut bedeckt die Knochen. Wir hatten an diesem Tage bedeckten Himmel und ein starker Westwind, der den Flugsand aufrührte, fiel uns beschwerlich. Eine Karawane von Abu Hammed kommend, übernachtete unfern von uns an einem einzeln stehenden Felsen.

Der 15. Februar ließ uns das Ende des gebirgigen Theiles der Wüste erreichen. Durch einen langen an beiden Seiten von Sandsteinfelsen eingeengten Paß treten wir in ein weites Wüstenthal, vom Araber das Meer ohne Wasser genannt, dessen Fläche als unabsehbare Ebene sich vor uns ausbreitete. Der bisher durchwanderte Theil hatte durch den steten Wechsel der Bergformen des Sandsteines meist isolirt stehende Berge von 100—300 Fuß Höhe, noch manches Angenehme. Aber nun lag die weite Sandfläche in trauriger Einförmigkeit vor uns, vergebens suchte das Auge nach einem Ruhepunkte, nirgends zeigte sich ein Berg, dagegen erblickte es ein Naturschauspiel, wie es die Wüste so oft zeigt: von zehn Uhr des Morgens bis vier Uhr des Nachmittags eine herrliche Fata Morgana. Wir sehen auf dem wasserlosen

Sande Wasser in Menge und in den verschiedensten Formen. Da gab es Flüsse, Teiche, Seen und ein unabsehbar hohes wellenbewegtes Meer. Die Berge des Wüstenrandes ragten gleich Inseln aus dem Wasserspiegel, in welchem wir wiederum ihre Bilder in verkehrter Lage erblickten und es ward diese Luftspiegelung unter günstigen Verhältnissen bisweilen so stark, daß wir uns dem vermeintlichen Wasser bis auf weniger als 100 Schritte nähern konnten, ehe das Bild plötzlich wie durch einen Zauberschlag zerfloß und wir uns von dem gelben heißen Sande der Wüste umgeben sahen. Welche Höllenqual muß eine solche Täuschung dem armen Wanderer verursachen, der im Todeskampfe der Ermattung nach einem Tropfen Wasser lechzt und zu seinem Schrecken erkennt, daß es nur „Wasser des Satans“ war, wie es der Araber nennt, das seine Hoffnung belebte. Besonders schön zeigte sich diese Luftspiegelung um die Mittagszeit. Wir mochten ungefähr eine Stunde hinter der Karawane zurückgeblieben sein und schickten uns eben an, derselben nachzueilen, als wir sie langsam vor uns herziehen sahen, alle Kameele aneinander gereihet, Menschen und Thiere schienen hoch in der Luft oder vielmehr auf einem Wasserspiegel zu gehen, der jedoch verschwand, als wir uns in äußerster Nähe befanden und die singenden kurz vor uns schlendernden Führer in ihrer wahren Gestalt erblickten. Schon an diesem Tage ward unsere Lage bedenklich, das Wasser unserer getheerten Schläuche, seit drei Tagen der Sonnengluth ausgesetzt, begann zu stinken, nur die Schläuche der Schattenseite konnten benutzt werden, gleichwohl war auch hier das Wasser so lauwarm, daß es nicht mehr erquickte. Nur der Morgen gewährte uns einen erquickenden Trunk, nachdem wir am Abend unsere ägyptischen Thonkrüge mit Wasser gefüllt ins Freie gesetzt hatten, sodaß die Temperatur des Wassers um einige Grad tiefer als die der Luft stand. Geier und Raben waren unsere Begleiter und die vielen nach ersteren verschossenen Kugeln vermochten ihr Ziel nicht zu erreichen. So nahte der Abend.

Am 16. Februar setzten wir unseren Weg über die Sandfläche fort. Kleine Felshügel ragten jetzt aus dem grobkörnigen Sande hervor, der einen etwas festeren Boden bildete. Als die Sonne höher stieg, zeigte sich ringsumher die Fata Morgana und am Abend erreichten wir die schon den Tag vorher gesehene Kette des Dschebel Refft, eine Reihe schroffer Porphyr- und Granitberge, deren Kuppen 800—1000 Par. Fuß über die Ebene ansteigen. So vergingen mehrere Tage, bis wir am 20. Februar die Schrecknisse der Wüste mehr, als bisher der Fall es war, kennen lernen sollten. Die Hitze hatte bedeutend zugenommen, das Thermometer zeigte 30 Grad R. im freien Schatten, der Wind ging so heiß, als entströme er einem Ofen. Schon am Morgen fielen uns fünf Kameele um, von denen zwei augenblicklich starben. Unsere Leute waren ermattet und konnten nur mit Mühe zusammengehalten werden, Hitze und Anstrengung verursachten einen brennenden Durst und mit Begierde würden wir in einem fort getrunken haben, wäre nicht das Wasser in unseren Schläuchen zum Entsetzen ekelhaft geworden. Sein Geschmack war faulig und verursachte eine solche Neigung zum Brechen, daß wir nur schnell einen Schluck Rum folgen lassen mußten, der uns wieder zu stark erhitzte. Versuchten wir auch das faulige Getränk durch Vermischung mit Wein, Essig oder Rum trinkbarer zu machen, so überzeugten wir uns bald, daß unsere Versuche ohne Erfolg blieben. Plötzlich erblickten wir am Horizonte eine Reihe von Reitern und Keiner vermochte sich des Gedankens zu erwehren, daß es Räuber seien. Sofort traf man die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung; wir übergaben die Kameele unseren Dienern und den Nubiern und ritten mit unseren

Führern den Kommenden rasch entgegen. Da sahen wir bald ein, daß es sich hier um keinen Feind handle, es war die Karawane einer Frau des Pascha's von Chartum, welche ihren Sohn nach Kairo begleitete. Die Dame saß in dem hühnersteigenartigen Reisekäfige der orientalischen Frauen und ward durch seidene Vorhänge unseren neugierigen Blicken entzogen. Nachdem wir einige Zeit mit ihrem Sohne und den ihn begleitenden Offizieren gesprochen hatten, setzten wir unseren Weg weiter fort.

Abu Hammed am Nil, das Ziel unserer Reise, war noch 13—14 Karawanenstunden entfernt und nur zu klar erkannten wir, daß es uns ohne die empfindlichsten Verluste und die größten Gefahren unmöglich sei, den Marsch in der Hitze des Tages und in gleicher Weise fortzusetzen. Wir traten mit unseren Führern zu einer Berathung zusammen und beschlossen, den Wasservorrath mit Ausnahme einer geringen Quantität zu unserem dringendsten Bedarf, unter die Nubier zu vertheilen und diese in Begleitung einiger Führer die ganze Nacht hindurch bis Abu Hammed ziehen zu lassen, um uns mit dem besten Kameele frischen Wasservorrath den nächsten Tag entgegen zu senden. Mit Begierde fiel man über die abscheuliche Jauche her und schlürfte sie hinunter, dann trennte man sich von uns, die wir gleichfalls noch bis Mitternacht die Reise fortsetzten, um uns dann erschöpft auf den Sand hinzustrecken. Die Kühle der Nacht ließ uns zwar schlafen, konnte aber die furchtbarsten Träume, die uns quälten, nicht entfernen. Wir träumten von den heimathlichen wasserreichen Alpenthälern, schlürften aus krystallhellen Quellen den kühlen Göttertrank in einem fort, erwachten darüber und fanden unseren Durst brennender als je. Wir wollten jetzt zum Wasser unsere Zuflucht nehmen, doch es war nicht möglich, es hinunter zu würgen, die Natur sträubte sich dagegen, und Erbrechen stellte sich ein, sobald wir die Schläuche nur ansahen.

So nahete der 21. Februar. Mit Schaudern tranken wir unseren in dem stinkenden Wasser gekochten Kaffee, der schlimmer als die garstigste Arznei schmeckte, dann setzten wir uns mit Sonnenaufgang zu Pferde und ritten vorwärts. Drei unserer vorausgegangenen und vor Ermattung in der Nacht gefallenen Kameele lagen todt am Wege; die Hitze war wie gestern, doch für uns noch empfindlicher. Der Durst quälte auf eine furchtbare Weise, einige der Gefährten wurden unwohl und selbst mich befielen Uebelkeiten. Da, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, entdeckte der Schech Hussein am fernen Horizonte der Sandebene einen schwarzen Punkt, den sein scharfes Auge bald als ein beladenes Kameel erkannte! Das war ein Jubel. Lust und Lebensmuth kehrten zurück, wir fühlten uns stark und eilten unserem Retter entgegen. Und Hussein hatte sich nicht getäuscht, einer unserer Leute brachte eine ganze Kameelladung frisches Nilwasser. Wir sprangen von unseren Thieren, öffneten die Schläuche und tranken zum Zerplatzen, ohne zu bedenken, daß uns das schaden könnte. War auch das Nilwasser trübe und lau, gegen unsere Schlauchjauche war es Nektar, und nie in meinem Leben hat mir ein Trunk besser geschmeckt.

Thiere und Menschen waren erquickt, gestärkt, und nun ritten wir in scharfem Trabe vorwärts. Schon nach einer Stunde erblickten wir die Palmen am Ufer des Nil und bald darauf den majestätischen Riesenstrom, den wir mit lautem Hurrah begrüßten. Nachmittags 4 Uhr langten wir in dem heißersehnten Abu Hammed an. Die ausgestandene Noth, die großen Gefahren waren wie ein Traum, denn nur die Erinnerung an das Schöne bleibt ewig jung.

Nach Russegger.

40. Ein Kriegszug des Königs von Schoa.

Dreimal im Jahre versammelte Sahela Selassi, König von Schoa — des südlichsten der drei habessinischen Königreiche Amhara, Tigre und Schoa — sein Heer, um gleich plötzliche wie durchgreifende Einbrüche in die benachbarten Länder der Gallaneger zu unternehmen, vorgekommene Empörungen der bereits unterjochten Stämme zu bestrafen und andere benachbarte seiner Obergewalt zu unterwerfen. Niemand kennt das Ziel seines Kriegszuges, wenn er durch einen Herold seine Unterthanen auffordert, die Waffen zu ergreifen und mit ihm zu ziehen. „Höret, o höret," so rief damals der Herold, „also spricht der König. Siehe, wir haben Feinde und möchten auf ihre Nacken treten. Rüste sich ein Jeglicher zum Kriege. Wer am nahen Feste Abba Kinos sich nicht stellt zu Roß, mit Waffen und mit Lebensmitteln auf 21 Tage, der gilt für einen Verräther und verliert auf sieben Jahre alle seine Habe." Dies wirkte, die Streiter Sahela Selassi's kamen, 8—10000 Mann, alle wohlbewaffnet und wohlberitten. Keiner erfuhr, wohin es gehe, ja es ist ein gewöhnliches Manöver des Königs, sein Heer erst drei bis vier Tage lang in entgegengesetzter Richtung marschiren zu lassen und dann plötzlich wendend sich auf Gegenden zu werfen, die eben am sichersten zu sein glaubten.

Trompetenschall verkündigte am Morgen des festgesetzten Tages den Auszug des Königs aus seiner schon von der Natur befestigten Hofburg zu Angollala. Kaum war die Sonne aufgegangen, als sich die carmesinrothen Sammetschirme an der Spitze eines zahlreichen Feierzuges durch den äußeren Thorweg bewegten. Von allen Seiten kamen neue Kriegerhaufen herbei, meist beritten, mit schallender Musik an der Spitze. Alle Streiter zogen ordnungslos neben einander, ganz wie der Weg es eben gestattete, doch voran schritt unter einem Traghimmel von scharlachrothem Tuche ein Maulthier mit den heiligen Schriften des alten und neuen Testaments und der Lade der St. Michaeliskirche. Ihm folgte, die Staatsschirme zur Seite, der König auf einem reich aufgezäumten Maulthiere reitend und in Goldbrokat gekleidet. Musikanten, Schildträger und Musketiere umgeben ihn, eine Menge Statthalter, Richter, Mönche, Priester und Krieger, sowie vierzig Küchendamen folgten ihm. Letztere hatten sorgfältig gekräuselte Haarhauben, fettige mit Ocher beschmierte Gesichter und hoch im Bogen blau gemalte Augenbraunen. In rothgestreifte Gewänder vermummt, wurden sie von besonderen mit weißen Stäben versehenen Wächtern behütet. Diesem Vortrab schloß sich, wie bereits bemerkt, im buntesten Wirrwarr das Heer an, Fußgänger und Reiter, Packthiere und Weiber, mit Bier- und Methkrügen auf dem Rücken. —

So ging es über Hügel und Berge einem hübschen Thalgrunde zu, wo das Heer am Abend rastete, nachdem die Küchendamen diesen Platz ausersehen hatten. Das königliche Staatszelt, in bunten Farben prangend, erhob sich bald im Mittelpunkte des Lagers, um dasselbe zwölf andere Zelte der ersten Anführer. Das Heer lagerte, trotz Kälte und Regen, ringsum unter freiem Himmel. Aufsteigende Raketen sollten das Herz der Feinde erschüttern, den Muth des eigenen Heeres erhöhen. Dann wurden die Flinten in die königlichen Zelte abgeliefert, während die Edlen und Anführer sich um den König sammelten, der sie mit Meth, Bier und rohem Fleische von eben geschlachteten Kühen, eine Lieblingsnahrung des habessinischen Volkes, in fürstlich verschwenderischer Fülle bewirthete. Rasch ging das Trinkhorn im Kreise

von Hand zu Hand, alle, besonders die jüngsten, prahlten mit künftigen Heldenthaten. Selbst der König ward beredt und sprach zu uns Europäern mit stammelnder Zunge: „Ihr habt mich verherrlicht, habt mir scharlachrothes Tuch geschenkt. Dies Gewand wird mir Glück bringen, denn sobald der Heide den rothen Mantel auf den Schultern des Amhara erblickt, wird er vermeinen, einen Krieger von hoher Tapferkeit vor sich zu haben und sich wie ein Esel auf die Hacken machen. Dann wird er ohne Gefahr gespießt."

Da noch immer neue Haufen von Nachzüglern sich einstellten, so rastete man einen Tag, dann aber ging es in raschem Marsche weiter. Niemand wußte, wo der König gleich dem Blitze einschlagen würde. „Man kennt den Bauch des Herrn nicht," war die Antwort, welche dem neugierigen Frager ward. Die befreundeten Gallastämme der benachbarten Gegenden sandten Abgeordnete mit Tribut und Geschenken zum Könige, der bisweilen sein Maulthier verließ, um auf einem ihm nachgeführten Ruhebette sich niederzulegen, oder auch zu Fuß zu gehen, welchem hohen Beispiele sofort alle Uebrigen folgten. Anfangs wollte der königliche Gebieter seine Füße in ein Paar Pantoffeln stecken, dergleichen man einen ganzen Sack voll für ihn mitgenommen, da aber keines recht passen wollte, ihn auch am Gehen hinderte, so ging die Majestät gleich ihren unbeschuheten getreuen Unterthanen barfuß weiter. Man gelangte in menschenleere Dörfer, ihre Bewohner hatten sich mit dem Viehe geflüchtet. Sofort erging der Befehl, die Häuser zu plündern und zu zerstören, was auch so getreulich ausgeführt ward, daß in Kurzem jede Hütte der ganzen Landschaft in Flammen stand und die blühenden Gersten- und Bohnenfelder von dem sich über sie gleich einem Heuschreckenschwarme stürzenden Heere verwüstet und zerstampft wurden. Doch dies war nur Vorspiel, die nächsten Tage sollten Schrecklicheres bringen.

Der Abend brach herein, als das Heer an den Garra-Gorphu-Bergen anlangte, welche die Wasserscheide zwischen Nil und Hawasch bilden und reich bebaut erschienen. Hier wohnten die Serti Galla, ein Negerstamm, welcher das Jahr vorher eine Abtheilung Amharaer Krieger überfallen und 800 Mann erschlagen hatte. Ihnen galt der Kriegszug. Als der Morgen graute, sprengte der König in leichter Kriegstracht, ohne Mantel und nur mit dem Felle des Löwen und der Bergkatze über den starken Schultern, an der Spitze seines ungeordneten Heeres aus dem Lager. Mit der reißenden Schnelligkeit des Bergstromes der habessinischen Alpen, Alles zerstörend, was in den Weg kommt, so ergoß sich jetzt das wilde Heer in die schattendunkeln Thalgründe hinab, bald hernach am besonnten Bergeshang hinauf, Mann hinter Mann die Kanten der Klippen entlang, bis endlich um 10 Uhr der Grat des grünen Gebirgsrückens erreicht ist und vor den überraschten Blicken die reichbelaubte Germanafläche sich ausbreitet. In Frieden und Fülle lag sie vor unseren Füßen, besäet mit den weißbedeckten Häuschen der zwischen Wachholderbeerbäumen und Akazien versteckten Galladörfchen und bekränzt von den einzelnstehenden Spitzbergen Jerrurs, Segala's und des weitberühmten Entotto. Mitten in der Ebene glänzten im Morgenlichte zwei spiegelglatte Seen aus einer reichbebauten Flur, während in weiter Ferne und nur halb deutlich die lange dunkelbewaldete Linie des Hawasch sich hinzog, geschlossen endlich von den hohen blauen Ketten der Arusi- und Ittu-Gallaberge. — Der König hielt einige Minuten auf der Höhe, zog sein Fernrohr hervor und beschaute die Opfer seiner Rache durch dasselbe. Nun gab er die nur zu bekannte Losung zum Würgen mit Feuer und Schwert: „Möge der Gott, der da ist der Gott meiner Ahnen, Kraft geben und lösen," und wie

tosende, vom Orkan gepeitschte Meeresfluth stürzte sich das Amharaer Kriegsheer auf die friedliche Landschaft. Die Bewohner mochten im Morgennebel kaum das Nahen ihrer Feinde bemerkt haben, darum entkam nur eine kleine Zahl Galla's in eiligster Flucht auf die natürliche Bergfeste des Entotto, wogegen die meisten eine Beute des Siegers wurden, der nun in grausamster Weise und unter abscheulichster Verstümmelung Männer, Greise und Knaben niedermetzelte, die Weiber und Mädchen aber in die Sklaverei schleppte. — Jedes geopferte Menschenleben, jeder erbeutete Gefangene, welches Geschlechts und Alters er auch sein mochte, gab dem Sieger das Recht, einen frischen Spargelschoß (Sareti) in den Haarwulst zu stecken und eine weiße Herkum (Reiher)-feder zu tragen, ja, wer viele solcher Siegeszeichen sammelte, hatte die gewisse Hoffnung, einen Panzerhandschuh, Ring oder eine Armspange vom König zu erhalten. Selbst der König hatte Gelegenheit, sich mit einem frischen Spargelschoß zu schmücken. Ein Galla hatte sich auf einen Baum geflüchtet, ward aber bemerkt und umstellt. Sofort ward der König davon benachrichtigt, und umgeben von 5000 Mann kam er sogleich herbei. Ein Musketenschuß in den Schenkel, von des Königs eigener Hand abgefeuert, nöthigte den Galla herabzusteigen. Er warf seine Waffen weg, schrie laut um Gnade, erhielt sie auch und durfte nun des Königs Füße küssen, wodurch er der Verstümmelung entging.

So brach der Abend herein. Man lagerte sich in der blutgetränkten rauchenden Ebene und feierte durch Methgelage und Verzehren rohen Rindfleisches von eben erst geschlachtetem Rindvieh den errungenen Sieg. Laute Schlachtgeheulrufe und gellendes Jauchzen vermischte sich mit dem Geschrei der Kühe und Schafe, dem Gewieher der Streitrosse und den Jammerlauten der gefangenen Frauen, Mädchen und Kinder bis tief in die Nacht hinein, während tausend glimmende Feuerstätten die Stellen bezeichneten, wo am frühen Morgen noch friedliche Dörfer gestanden, fröhliche Menschen inmitten einer reichgesegneten Natur gelebt hatten. Und diesen Kriegern trug man die heilige Schrift voran, Priester des göttlichen Wortes begleiteten sie!

Der folgende Tag brachte ähnliche Scenen des Mordens und Sengens in die benachbarten Thäler der Gallastämme, bis endlich der Rückweg über die Garra Gorphu-Berge angetreten ward. Am ersten Rastorte gelang es den europäischen Gesandten, welche noch außerdem von dem Missionair Dr. Krapf unterstützt wurden, einen schöneren Sieg über den wilden Sinn des Amhara zu erringen und den Befehl zur Freilassung der ganzen großen Schaar von gefangenen Gallafrauen, Mädchen und Kindern zu erwirken. In der Freude, Leben und Freiheit gerettet zu haben, strömten die schwarzen Schaaren, von Kleidern gänzlich entblößt und mit wallenden Rabenhaaren, über die Berge ihren verödeten Hütten zu, während der Sieger mit 30,000 Stück erbeutetem Vieh einige Tage später in Angollala unter entsetzlichem Choralgesang und betäubender Musik einzog. Priester in weißen Gewändern empfingen mit einem Segensspruche den siegreichen Herrscher in der Nähe des Schlosses. Es war der fünf und achtzigste Kriegszug, von dem er heimkehrte. Unter Musketenschüssen, dem gellenden Lärm der Hofleute, der Sklavinnen und des Volkes, dem Kriegstanze der Häuptlinge um die heilige Lade, trat der König in das Schloß, um sich sofort in den innern Hof zu begeben. Hier paukten zwölf alte Hexen auf eine große Trommel, und sechzig seiner Weiber, alle die Gesichter roth beschmiert, sangen und tanzten dazu. Um sie standen die abgestiegenen Reitermassen, so daß der ganze große Hof von Menschen erfüllt war. Alle heulten die Kriegsrufe wie wilde Bestien, und schwenkten die

blutigen, mitgebrachten Siegeszeichen, die sie, den Staub küssend, in demüthiger Huldigung zu den Füßen des Herrschers verächtlich niederwarfen. — Zwanzig Tage später kam noch ein neuer Transport von 6000 Stück Vieh, das man den Itta- und Finfinni-Galla abgenommen hatte. Trotz der Zurückgabe der Gefangenen hatten diese ihre Unterwerfung noch nicht erklärt. Der König empfing die Bereicherung seiner Herden sehr wohlgefällig und verschenkte als Dankopfer an die verschiedenen Kirchen und Klöster die magersten Kühe.

Nach Harris.

41. Das Christenthum in Habessinien.

Die Habessinier sind Christen, christliche Kirchen finden sich in allen bedeutenderen Orten, die heilige Schrift ist durch das ganze Land verbreitet. Dies Alles ist aber keineswegs das Werk neuerer Missionaire; schon seit dem 5ten und 6ten Jahrhunderte, wo kaum in den südlichsten und westlichsten Theilen des alten Deutschland das Papstthum Eingang gefunden hatte, ward es bereits hier von Aegypten aus gepredigt und fand allgemeinen Eingang. Die gewaltsame Verbreitung des Muhamedanismus konnte, wie anderwärts, in Habessinien keine Fortschritte machen, und selbst später, als viele Jahrhunderte hindurch die Christen des Abend- und Morgenlandes kaum eine Ahnung von dem Christenthume in Habessinien hatten, bestand dieses dennoch fort, und noch heute wird es daselbst gepredigt. Erfüllt uns dies mit einer gewissen Hochachtung, so schwindet diese freilich sofort zum größten Theile, wenn wir christliches Leben und Wandel, sowie manche Einrichtung dieses Landes näher kennen lernen.

Wir treten vor eine habessinische Kirche. Sie ist rund, wie die meisten Kirchen des Landes, und trägt auf ihrem Giebel ein großes griechisches Kreuz. Gruppen stattlicher Wachholderbäume beschatten, eine Umfassungsmauer umgiebt sie und zugleich den Begräbnißplatz der Priester, sowie ihre kleinen Wohnungen. Da das Kirchengebiet für heilig und unverletzlich betrachtet wird, so häuft man zur Sicherheit vor Raub und Diebstahl hier viele Sachen an, welche die Räuber nunmehr auch so respektiren, daß sie zwar nicht einbrechen, wohl aber die Hütten in Brand stecken. Rettet man die darin aufgespeicherten Gegenstände vor den Flammen, so werden sie nunmehr sicher den Dieben zur Beute. — Doch wir treten in die Kirche und ziehen nach herkömmlicher Weise schon am Eingange zum Kirchhof die Schuhe oder Sandalen aus. Es ist Sonntag. Gleich beim Eintritt in die Kirche küßt man die Thüren und setzt sich oder kniet in dem größeren vorderen Raume auf die Erde. Durch die offenen Flügelthüren erblickt man in dem hinteren Zimmer den Tabot oder die Bundeslade, da nach der Sage des Volkes die Bundeslade der Juden durch Menilek, den Sohn Salomo's, aus Jerusalem entwendet und nach Habessinien gebracht ward. Dieser Tabot ist ein Abbild jener ursprünglichen Bundeslade und besteht aus einem Sitzkasten, auf welchem Brot und Wein für das heilige Abendmahl eingesegnet werden. Eine Pergamentrolle mit dem Namen des Heiligen, welchem die Kirche geweiht ist, wird in ihr aufbewahrt. Um den Tabot stehen mehrere Priester in zerlumpten seidenen Kitteln, und ergehen sich unter schrecklichem Geheul — hier zu Lande Gesang genannt — in allerlei Verzuckungen, springen auch dabei abwechselnd wild in die Höhe. Eine Pause tritt ein, worauf einer von ihnen einen kurzen Abschnitt aus einer Sammlung geistlicher Lieder vorliest. Die vorigen Scenen wiederholen sich und werden damit geendigt, daß man die Thüren schließt, worauf ein Priester den Anwesenden ein Crucifix zum Küssen darreicht und sie dabei mit

dem heiligen Rauchfaß berührt. Jene Verzuckungen steigern sich an Hauptfeiertagen oder an den Festen großer Heiligen bis zu Tänzen der Priester und den schrecklichsten Verzerrungen, wobei das Pauken auf Schellentrommeln und das Schellenrasseln, Alles von Priestern bewirkt, einen wahrhaft unerträglichen Lärm verursacht. — Doch wie kommt es, daß wir nur Männer in der Kirche erblicken, da ja in der ganzen Christenheit das Weib dem Manne gleich gestellt ist? Der Eintritt in die Kirchen Habessiniens ist jedem Weibe verboten, das nicht kirchlich getraut ist, und dies sind die wenigsten Frauen in diesem christlichen Lande, wo trotz des Christenthums die Vielweiberei besteht und es jedem Manne gestattet ist, seine Frau wieder fortzuschicken, besonders wenn er sich mit ihren Verwandten darüber abgefunden hat.

Der Gottesdienst der Habessinier besteht nur in äußerlichen Dingen und beschränkt sich hauptsächlich auf Fasten und Kircheküssen. Judenthum und Christenthum finden sich hier in sonderbarer Mischung, indem ursprünglich das Judenthum im Lande Wurzel gefaßt hatte, und erst später das Alexandrinische (koptische) Christenthum auf dieses gleichsam gepfropft ward. Gleich den alten Juden fasten die christlichen Habessinier noch an jedem Mittwoch und jedem Freitage, ja sie feiern sogar neben dem Sonntage auch noch den Sonnabend als besondere Tage der Gottesverehrung. Gleich den Juden essen sie nicht mit Andersgläubigen, und manche Thiere, wie Schweine, Hasen, Wassergevögel, betrachten sie als unrein*). Kein Volk der Erde fastet so oft und so strenge, als die Habessinier. Außer jenen bereits angeführten zwei Fasttagen in jeder Woche, giebt es noch 55 Fasttage vor Ostern, einige Fastenwochen nach Pfingsten, und zwar zu Ehren der Apostel, 15 andere Fasttage zu Ehren der Jungfrau Maria, und 40 Tage als Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi; macht zusammen 192 Fasttage, also mehr als die Hälfte des Jahres. Das Fasten aber besteht darin, daß man sich von früh Morgens bis etwa $2^1/_2$ Stunde vor Sonnenuntergang des Essens und Trinkens ganz enthält, hierauf zunächst nur Pflanzenkost und erst nach Sonnenuntergang Fleisch, Milch und Butter zu sich nimmt. Dabei ist die Zahl der habessinischen Festtage beinahe eben so groß, wie die der Fasttage, so daß wohl die Hälfte des Jahres der Trägheit gewidmet ist. An solchen Tagen wird von den Christen gar nicht gearbeitet, ja die Dienstboten weigern sich dann selbst, das zum Brot der Haushaltung nöthige Mehl zu reiben. Daher ist der habessinische Christ träge und gegen jede nützliche Beschäftigung gleichgiltig; er arbeitet nur so lange und so viel, als er muß, um nicht zu verhungern, während die Muhamedaner des Landes sich durch Fleiß, Bildung und nützliche Thätigkeit höchst vortheilhaft auszeichnen. Den Kindern läßt man nichts lernen, sobald sie nicht etwa Geistliche werden sollen, wozu übrigens auch nichts weiter nöthig ist, als daß man einen Theil der Bibel lesen lernt. — Alle Arbeiten, welche weiter als die Landwirthschaft gehen, sind nach ihrer Meinung für Christen entehrend; daher besorgen die Muhamedaner das Weben und die Lederarbeiten, Silber- und Waffenarbeiten werden eingewanderten Griechen und ägyptischen Kopten überlassen, die Maurerarbeiten haben die Juden übernommen.

Doch wir müssen nunmehr die Geistlichkeit etwas näher kennen lernen, welche das arme Volk so schrecklich irre leitet. Sie ist zahlreicher als in irgend einem christlichen Lande, und an ihrer Spitze steht der Abuna (d. i. unser Vater). Er muß vom koptischen Patriarchen zu Alexandria geweiht

*) Selbst die im Judenthume gebotene Beschneidung ist beibehalten worden.

sein, weiht aber auch nunmehr alle Geistlichen seines Landes. Für schwere Sünden ertheilt er Vergebung, seine Hand reinigt mit dem heiligen Oele die Bundeslade, mag dieselbe nun neu gezimmert oder durch Berührung eines Muhamedaners entheiligt worden sein. Sein Einkommen ist höchst beträchtlich und besteht theils in dem Ertrage eines großen Theiles der Ländereien Habessiniens, theils in der Gebühr von zwei Stücken Salz, welche jeder Geistliche, deren er oft in einem Tage mehrere Hundert weiht, hierfür zahlen muß. — Die zweite geistliche Würde des Landes nimmt der Etschegh e ein, der oberste der Mönche von Debra Libanos, einem berühmten Kloster im südlichen Habessinien. Alle Klöster stehen unter seiner Aufsicht und Leitung, dabei ist in den vielen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten der habessinischen Gottesgelehrten seine Meinung von höchstem Belang. Ist der Abuna abwesend, so vertritt er seine Stelle; außerdem kann er für kleine Sünden Vergebung ertheilen. Der Komus oder Bischof ist der oberste Priester, hat aber über dieselben keine Gewalt; sein Amt ist, die heilige Bundeslade auszufegen und zu reinigen, wenn sie durch Berührung von einem Nichtgeistlichen besudelt sein sollte. Nach diesen geistlichen Würdenträgern kommen zwölftausend Priester, welche sich vom Schweiße des armen Volkes mästen und von diesem fast abgöttisch verehrt werden, da man glaubt, daß der auf die Hand eines solchen Seelenhirten gedrückte Kuß von allen Sünden rein mache. Ueberall behandelt man sie mit der größten Achtung und Verehrung, Hohe und Niedere mästen und liebkosen sie und reden sie mit „Vater" an. Schon Knaben werden als Diakonen zu den untersten geistlichen Stufen geweiht und müssen in dieser Würde den geistlichen Verrichtungen beiwohnen, etwas lesen, sowie die Psalmen David's und die Geheimnisse des habessinischen Sanges und Tanzes erlernen. Haben sie ein gewisses Alter erreicht, wächst der Bart, so werden sie zu Priestern geweiht. Nunmehr dürfen sie heirathen, aber nur einmal; stirbt die Frau oder bricht sie die Ehe, so ist dem Priester keine zweite Heirath gestattet. — Schon im Aeußern unterscheidet sich der Priester vom Laien. Er trägt einen Bart und einen ungeheuer weiten Turban, ein schwarzwollener Mantel mit spitz zulaufender Kappe, und mit Sinnbildern des Glaubens besetzt, umhüllt ihn. Ein silbernes oder messingenes Kreuz hängt um seinen Hals, auf einen dünnen Krückstock stützt sich seine Hand. Ein Drittel vom ganzen bebauten Boden Habessiniens gehört der Geistlichkeit, der noch außerdem bei allerlei Veranlassungen, als glücklich vollbrachten Reisen u. s. w., zahlreiche Weihgeschenke und Dankopfer dargebracht werden. Der Geistliche ertheilt gegen Bezahlung Vergebung begangener Sünden, hebt die Schrecken des Kirchenbannes auf, lindert die Strenge der Fasten und befördert für Geld und gute Vermächtnisse die Seelen der Verstorbenen zur seligen Ruhe im Jenseits. — Niemand befindet sich daher wohler in ganz Habessinien als der Geistliche; mag das Volk jämmerlich darben, so sieht man ihn im behaglichen Müssiggange im Schatten der ehrwürdigen Wachholderbäume, welche den Kirchhof auf dem Gipfel des grünsten Hügels schmücken. Das Höchste, was ein solcher habessinischer Geistlicher erstrebt, ist eine Wallfahrt über Massawa und Kairo nach Jerusalem zu machen. Heuchelei, Sektengeist und verderbliche Laster sind der einzige Gewinn, welchen solch' ein Pilger von seiner Reise zurückbringt.

Doch du fragst nach allem diesem, welche Begriffe denn der Habessinier von den heilsamen Lehren und Wirkungen des Christenthums habe. So höre: Er ist ein Knecht seiner Geistlichen und, dummgläubig im allerhöchsten Grade, hält er die lächerlichsten Lehrsätze für christliche Wahrheit, beobachtet die strengsten Fasten und Bußen, und wäre solche Blindgläubigkeit und solcher Gehorsam

gegen die Kirche das Merkmal eines wahren Christen, so gäbe es auf Erden kein christlicheres und frömmeres Volk. Dagegen ist Alles, was wahrhaft christlich und edel ist, Wahrheit und Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe in diesem kirchlichen Lande nicht zu finden, und die bodenlose Liederlichkeit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit, Selbstsucht und Begehrlichkeit nach fremdem Gute beim Volke findet nur ihres Gleichen in der Dummheit und Verworfenheit der Geistlichen. Die Hauptlehrsätze des habessinischen Christenthums aber sind: Der Alexandrinische Glaube ist der einzig wahre; Glaube und Taufe reichen zur Rechtfertigung hin, aber Gott verlangt Almosen an die Geistlichen und Fasten, um die vor der Taufe begangenen Sünden wieder gut zu machen. Ungetaufte Kinder können nicht selig werden; Sünden müssen dem Priester gebeichtet und können von diesem vergeben werden; Gebete für den Todten sind nothwendig, denn die Seelen der Verstorbenen gehen zuerst in das Fegefeuer, in welchem sie so lange verbleiben müssen, bis die durch Spenden und Geschenke belohnten Geistlichen sich für sie verwenden. Es giebt Heilige als Mittler zwischen Gott und den Menschen; an sie muß man sich wenden, da der sündige Mensch unwürdig ist, vor Gott zu erscheinen. — Dies die vorzüglichsten Lehrsätze. Die gelehrtere Geistlichkeit ergeht sich in Spitzfindigkeiten aller Art und bringt dadurch nicht selten über das ganze Land Unruhen. So theilen sich diese Christen z. B. in zwei Parteien, von denen die eine zwei, die andere drei Geburten Christi annimmt.

Von kirchlichen Handlungen noch Einiges in aller Kürze: Die Taufe wird bei Knaben vierzig, bei Mädchen achtzig Tage nach der Geburt vollzogen, da nach der habessinischen Sage Adam erst vierzig Tage nach der Schöpfung in das Paradies eingeführt wurde, in welches ihm vierzig Tage später auch Eva folgte. Die kirchliche Trauung ist höchst selten, da die meisten Ehen nur auf einem bloßen Versprechen beruhen. Daher trennen sich aber auch beide Theile oft wegen der geringsten Kleinigkeit und sind bereits nach ein paar Tagen anderweitig wieder verheirathet. Reiche Leute haben an mehreren Orten Frauen, und Kaufleute meist an allen solchen, welche sie auf ihren Handelsreisen regelmäßig besuchen. Wird dagegen eine Ehe kirchlich geschlossen, so werden Mann und Frau eingesegnet und gehen hierauf zum heiligen Abendmahle. Bei dieser Feier geht es so zu: Von zwei Priestern hält der eine ein Kreuz, der andere liest etwas aus einem Buche vor. Die Abendmahlsgänger stellen sich in Reihen auf und zwar die angesehensten voran; hierauf nimmt der Geistliche, welcher das Buch hat, eine Schüssel, in welcher sich ein aus Rosinen, Mehl und Wasser gefertigter Teig befindet. Die Abendmahlsgänger treten nun zum Altar, küssen das Kreuz, drücken es dreimal an ihre Stirn und empfangen mit einem Löffel zweimal von der heiligen Speise. — Nach einer Verbeugung verlassen sie die Kirche und hüten sich sorgfältig, den ganzen Tag weder auszuspeien noch zu sprechen. Stirbt endlich ein Habessinier, so wird er meistens noch an demselben Tage beerdigt. Die Leiche wird gewaschen, in ein reines baumwollenes Tuch gehüllt und mit der großen Lederhaut umwickelt, welche dem Todten im Leben zum nächtlichen Lager diente. In Begleitung von Freunden und Verwandten und unter den Gebeten der Priester bringt man die Leiche zur Kirche, segnet sie hier ein und übergiebt sie innerhalb der Kircheneinzäunung der Erde. Ein Schmauß im Trauerhause endigt die Todtenfeier. Die Verwandten trauern ein ganzes Jahr, sie scheeren hierzu das Haupthaar ab, bestreuen den Kopf mit Asche und ritzen sich mit den Nägeln die Haut an den Schläfen blutig. Schwarze und gelbe Kleider, sowie der gewöhnliche Anzug, müssen während dieser Zeit in Koth

getaucht werden. — Dies christliches Leben, christliche Lehre und christlicher Brauch in Habessinien.

Nach Rüppell.

42. Eine Wildniß im Caplande.

Wir trafen in einer bergigen Gegend am großen Fischflusse mit einem Jäger zusammen, der zu Pferde saß und von neun Hunden begleitet war. Die Gegend, die wir mit einander durchzogen, war völlige Wildniß, nur von wilden Thieren bewohnt, und der Weg, der hier durch dieselbe führte, war ein von Elephanten gebahnter Weg. Hier und da sah man die Fußtapfen dieser Thiere, aber auch von Büffeln, Antilopen, Wölfen und Pavianen; auch lagen mehrere Elephantengerippe am Wege, theilweise noch von der schwarzen eingeschrumpften Haut, wie mit einem Leichentuche bedeckt. An einer Stelle lag das Gerippe eines Rhinoceros dicht neben seinem mächtigen Feinde. — Ein enger Felsenpfad führte endlich auf einen Platz, wo ein Trupp von Elephanten weidete. Ruhig fraßen die Thiere ihre Zweige, ohne die Ankommenden zu bemerken, selbst als diese auf sie zielten. Plötzlich wurden sie durch den Knall der Flinten aufgeschreckt. Ein Elephant fiel tödtlich getroffen und endete mit einem lauten Klaggeschrei, während die übrigen in wilder Hast flohen. Rechts und links knickten die Aeste der Bäume krachend, und die großen den Palmen ähnlichen Euphorbien, die in diesen Wildnissen so häufig sind, brachen wie Stöcke zusammen. Der Jäger und die Hottentotten, meine Begleiter, setzten den fliehenden Thieren nach, während ich selbst ermüdet zurückbleiben mußte.

Nach kurzer Rast machte ich mich mit dem bei mir gebliebenen Knaben wieder auf, um den Andern nachzukommen. Da vernahmen wir auf einmal den schwerfälligen Galopp eines nahenden großen Thieres. Der Knabe trug einen brennenden Stecken, um auf einer Anhöhe unseren Gefährten ein Anzeichen zu geben, wo wir zu finden seien. Mit diesem Brande setzte er schnell Gras und Gebüsch in Flammen und eilte dann mir, der ich indeß schnell den Berg hinauf geflohen war, nach. Die große, dunkle Gestalt des Thieres, das er für ein Rhinoceros erkannte, war ihm bereits ganz nahe gewesen, jetzt ward es durch das Feuer zurückgescheucht, und wir beiden Fliehenden gerettet.

Doch die Nacht brach herein. Der Knabe setzte nun auch hier das Gebüsch in Flammen, während ich einmal über das andere meine Flinte abschoß, um den Gefährten unseren Aufenthaltsort anzuzeigen. Aber unsere Schüsse, sowie die sie begleitenden Hallohs blieben ohne Antwort, und so mußten wir einsam in der Wildniß verweilen. Die Sterne schienen hell und schön am dunkeln Himmel. Von Zeit zu Zeit wurden aus der Ferne allerlei seltsame Töne und Stimmen hörbar, auch wohl ein dumpfes Brüllen, als ob eine Herde von Elephanten über den Berg heranzöge. Dann ward Alles wieder still, bis sich das Geheul oder heisere Gebell eines nahenden Wolfes vernehmen ließ, der aber, von der heller aufschlagenden Flamme zurückgeschreckt, wieder floh. Bisweilen ward die nächtliche Stille auch durch das Krächzen eines Nachtraben unterbrochen, der nach der Schlucht hinabflatterte, wohin ihn Aasgeruch lockte. Plötzlich vernahmen wir ein sonderbares Geräusch, das sich ganz nahe vernehmen ließ. „Es ist eine Hyäne!“ rief der Knabe. Ihr häßliches Geheul ertönte jetzt schauerlich durch die Stille der Nacht, aber auch sie wurde durch die Flamme zurückgescheucht, jenes überall im Caplande angewandte Mittel, um Raubthiere fern zu halten.

Endlich brach der langersehnte Morgen an, und mit ihm fanden sich unsere Gefährten wieder zu uns.

Nach Cowper Rose.

43. Die eingeborne Bevölkerung des südlichen Afrika.

Die Bevölkerung des Caplandes und seiner angrenzenden Länder besteht aus Vertretern aller Völker der Erde. In früherer Zeit, so lange das Capland noch holländische Colonie war, waren es namentlich Holländer und zum Theil Franzosen, welche sich hier niederließen, um theils von Ackerbau, meist aber von Viehzucht zu leben. Dies ist anders geworden, seitdem die Colonie an England abgetreten worden ist. Von Zeit zu Zeit sind zahlreiche englische Colonistenschaaren seitdem eingewandert und haben sich hier niedergelassen. — Die nationalen Eigenthümlichkeiten der Holländer und der Engländer sind auch am Cap dieselben geblieben, daher befassen wir uns nicht mit ihnen, sondern mit der farbigen eingebornen Bevölkerung dieses wunderbaren Landes, nach welchem fast ein jedes farbiges Volk der Erde ein Probestück gesandt zu haben scheint.

Die Urbevölkerung zerfällt in Hottentotten, Buschmänner und Kaffern. Erstere, die Hottentotten, mögen die ursprünglichen Besitzer des Caplandes sein, sind aber jetzt auf eine sehr geringe Zahl zusammengeschmolzen und werden sich im gegenwärtigen Kaffernkriege, wo sie mit diesen Gemeinschaft machen, noch weiter beträchtlich vermindern, ja vielleicht in hundert Jahren ist die ganze Bevölkerung dieses Stammes ausgestorben, und vergeblich wird man nach einem einzigen Hottentotten sich umsehen. Die Hottentotten sind meist sehr schwächlich und nur ausnahmsweise fünf Fuß lang. Ihr Kopfhaar ist so spärlich und so kurz gekräuselt, daß die glatte Kopfhaut wie mit kleinen Warzen oder Pfefferkörnern übersäet erscheint. Dieser Umstand zog ihnen von den Colonisten den Spottnamen der „Pfefferköpfe" zu. Ebenso häßlich ist aber auch die ganze Gesichtsbildung. Der Schädel ist abgeplattet und schon seine Formen gehen in das Affenähnliche über. Statt der Nase finden sich nur ein Paar senkrecht geschlitzte große Nasenlöcher, wogegen zwei außerordentlich dicke aufgeworfene Lippen wenigstens den dritten Theil des ganzen Gesichts ausmachen. Um sie für so viel Häßlichkeit einigermaßen zu entschädigen, gab ihnen die Natur so niedliche kleine Hände und Füße, daß Schuhe und Handschuhe von europäischen Kindern von neun Jahren mit größter Bequemlichkeit von erwachsenen Hottentotten getragen werden können. Zu Dienstboten für das Haus sind die Hottentotten völlig ungeeignet, denn ihre Ausdünstung ist von so starkem Geruche, daß, wenn ein Hottentott im Zimmer war, es mehrerer Stunden bedarf, ehe der Geruch sich völlig verliert. Dabei ist derselbe so widrig und ekelhaft, daß sicher jeder noch so hungrige Europäer seine Speise unangerührt lassen würde, wenn ein Hottentott die Tafel bediente. — Weder der Boer noch der englische Farmer setzen sich, wie es der deutsche Landmann zu thun pflegt, mit ihren schwarzen Dienern an einen gemeinschaftlichen Tisch, andere höher stehende Stände thun es noch viel weniger, und nur der christliche Missionair unterläßt es nie, die Hottentotten zu seinen Tischgenossen zu machen und mit ihnen an ein und derselben Tafel zu speisen oder Thee zu trinken. Man glaubte früher, daß dieser höchst widerliche Geruch seine Ursache theils in einem mit Fett vermischten Einreibungsstoffe, theils in der großen Unreinlichkeit der Hottentotten habe; allein dies ist falsch, selbst der reinlichste Hottentott stinkt, wenn er mehr als gewöhnlich ausdünstet. Taucht er sich auch täglich in ein Seifenbad, der Geruch bleibt derselbe.

Lebte der Hottentott früher als Knecht beim Boer, so ist dies jetzt weniger der Fall, da dieser lieber andere Farbige in seine Arbeit nimmt. Seine Trägheit, Unzuverlässigkeit und Dieberei machen ihn fast zu jeder Arbeit unbrauchbar. Hierzu kommt seine Liebe zum Branntwein. Für einen Schnaps ist er zu Allem willig, für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Courier, verkauft sein Weib, begeht einen Mord. Gleichwohl ist er dabei so uneigennützig, daß er immer einen großen Schluck im Munde wegträgt, um diesen einem Freunde oder einer Geliebten zu bringen. In der Kleidung gleicht er dem Grenzboer; Lederschuhe und Hosen, Friesjacke und ein alter Filzhut mit herabhängender Krempe sind die vorzüglichsten Stücke. Kommt noch ein Messer, eine Zunderbüchse, ein Stahl zum Feueranschlagen, ein Stück Tabak oder wilder Hanf (Tacha) hinzu, so ist der Hottentott reich wie ein König. Viele Tage streift er ohne hinreichende Nahrung herum, hängt sich an Alle, um nur etwas wegschnappen zu können; quält ihn der Hunger zu sehr, dann wird ein Riemen um den Leib gebunden und ein Knoten über den Magen gedreht, dessen Druck den Heißhunger in Ermangelung besserer Mittel mäßigen muß. Findet sich endlich etwas zum Essen, dann verzehrt er so viel auf einmal, daß mindestens drei Mahlzeiten von dem Genossenen hätten gehalten werden können. Tritt man in die Binsenhütte des Hottentotten, so erblickt man eine Anzahl nackter, herumkriechender Kinder, je nach zufälliger Nahrung mit Bäuchen, dreimal größer als sie selbst, versehen, oder nach langem Hungern wie faltenreiche Säcke zusammengeschrumpft. Unter ihnen kauert ein Weib, dessen alleinige Aufgabe es scheint, Tacha aus einem hohlen Knochen zu rauchen, während der Herr Gemahl auf dem Rücken liegend die Kalabaßvioline (die Hälfte eines hohlen mit zwei Saiten bespannten Kürbisses) stundenlang fiedelt. Es ist merkwürdig, wie groß das musikalische Talent dieses Volkes ist. Kann der Hottentott eine Violine erlangen, so wird er in kurzer Zeit eine Art Virtuos.

Aehnlich dem Hottentotten, jedoch noch wilder und roher, ist der Buschmann. Er erreicht nur eine Höhe von drei bis vier Fuß, ist jedoch durchaus wohlgebildet und von zuweilen tadelloser Gesichtsbildung. Seine Farbe ist tief schwarz, erscheint jedoch in Folge einer feinen Staubkruste meist aschgrau. Sein Haar ist kurz und kraus wie Wolle, und zollange Löckchen von der Dicke eines Rabenfederkiels hängen gleich Fransen über Stirn und Schläfe herab. Während der Hottentott gewöhnlich sanft ist, hat der Buschmann alle Eigenthümlichkeiten eines wilden reißenden Thieres. Seine Waffen sind Bogen und Pfeil und ein kurzer Stock mit dickem Knopf von zähem, hartem Holze, der Kirie, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu schleudern versteht. Noch gefährlicher ist sein Pfeil. Derselbe besteht aus einem dünnen Schilfrohre, an welches bald ein spitzer Knochen, bald ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Widerhaken befestigt ist. Da die Spitze in ein tödtliches Gift getaucht ist, so folgt selbst auf die leichteste Verwundung sehr schnell der Tod. Dieses Gift wird aus dem Safte der Euphorbie und eines Zwiebelgewächses gewonnen; andere Gifte setzt der Buschmann aus dem Gifte der Schlangen, der Skorpionen und der Spinnen zusammen. Ist ein Thier, und wäre es der stärkste Ochse, von einem solchen Pfeile verwundet, so stürzt es betäubt zusammen. Der Buschmann folgt seiner Fährte, findet er es, so schneidet er die nächsten Fleischpartieen aus und frißt so lange, bis er nicht mehr kann; darauf legt er sich nieder und verdaut, frißt hernach wieder, selbst wenn es stinkend geworden, bis endlich der Vorrath aufgezehrt oder Raubthiere ihm seine Beute streitig gemacht haben. — Der bekannte Reisende

Lichtenstein beschreibt uns die Buschmänner in folgender Weise: „Es erschienen zwei Männer, die uns der Reihe nach um Tabah, d. h. Tabak, anbettelten und sich dann hinter einen Strauch setzten, um ihn neben einem kleinen Feuer recht behaglich zu rauchen. Ich verweilte eine Stunde bei ihnen, ihr Wesen und Thun betrachtend, und muß gestehen, daß der Buschmann in Geberden und Mienen mehr einem Affen, als einem Menschen gleicht. Vorzüglich der eine dieser beiden, ein alter Bursche von wenigstens funfzig Jahren, mit greisem Haar und spitzem Barte, das Gesicht mit tiefem Schmutze überzogen, hatte ganz die Physiognomie der kleinen blauen Affen aus dem Kafferlande. Was diesem Vergleiche aber noch volle Wahrheit gab, war die Lebhaftigkeit der Augen und die Beweglichkeit der Augenbraunen, die sich bei jeder Veränderung der Mienen auf und nieder zogen; auch die Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar die Ohren bewegten sich mit und drückten den flüchtigen Wechsel von Begierde und mißtrauischer Aufmerksamkeit auf die Umgebungen aus; dagegen war kein einziger Zug des Gesichtes, in welchem sich Bewußtsein des Denkvermögens oder irgend eine mildere, über das Thierische hinausgehende Regung des Gemüths verrathen hätte. Als ihm nun vollends ein Stück Fleisch gebracht ward und er, von seiner sitzenden Stellung halb aufstehend, den Arm mißtrauisch lang darnach ausstreckte, es schnell zu sich zog und dann geschwind in das Feuer steckte, mit den Augen noch immer umherblinzend, ob es ihm vielleicht Jemand wieder nehmen würde: da hätte man schwören mögen, er habe das Alles einem Affen so abgelernt. Bald zog er das Fleisch wieder aus der Asche, wischte es eilig mit der rechten Hand auf dem linken Arme ab, fuhr dann nach dem Munde damit und riß mit den Zähnen große, mehr als halbrohe Bissen davon ab, die ich noch ganz in die magere Kehle konnte hinabgleiten sehen. Endlich kam er auf Knochen und Sehnen, wo ihm seine Zähne den Dienst versagten, und nun erst bediente er sich eines am Halse hängenden Messers, womit er sich die mit den Zähnen gefaßten Bissen dicht vor dem Munde abschnitt, was er freilich bei dem weit vorstehenden Munde besser thun konnte als ein Europäer. Nachdem nun der Knochen rein abgenagt war, steckte er ihn wieder in's Feuer, zerschlug dann zwischen zwei Steinen die Enden, sog das Mark aus und stopfte ihn mit Tabak. — Nun nahm er den dicken Knochen tief in den Mund und schluckte den Rauch mit langen Zügen ein, wobei er die Augen zukniff, wie Jemand, der ein Glas köstlichen Weins mit größtem Behagen austrinkt. Nach drei oder vier Zügen reichte er den Knochen seinem Kameraden, der auf ähnliche Weise einige Züge daraus rauchte und ihn dann bis auf Weiteres noch brennend in seinen ledernen Sack steckte. Hierauf sahen mich beide vergnügt an und machten sich über mich lustig, daß ich ihnen so neugierig zugesehen."

Die Kaffern bewohnen, in viele Stämme getheilt, als zahlreichstes und mächtigstes Volk den östlichen Theil Südafrika's. Sie sind in geistiger und körperlicher Hinsicht ungemein bevorzugt, mit tüchtigem Verstande begabt und mit Hottentotten und Buschmännern gar nicht zu vergleichen, weise im Rathe und tapfer in der Schlacht, scharfsinnig, schlau und edelmüthig, erkenntlich selbst für die kleinste Wohlthat. Sowohl Männer als Frauen haben eine Höhe von sechs Fuß und darüber; kleine oder verkrüppelte Personen sollen von ihnen getödtet werden. Es ist zu verwundern, daß dieses Volk von europäischen Sitten fast gar nichts angenommen hat, nur an die Stelle des Assagai oder Wurfspießes ist das Gewehr getreten. Leute dieses Volkes, welche die englische Regierung zu ihrer weiteren Ausbildung mit nach

Europa schickte, wo sie ganz nach europäischer Weise auch längere Zeit lebten, warfen sogleich nach ihrer Rückkehr alles Europäische von sich und nahmen wie Tzatzoe, ein Gaika-Häuptling, mit dem Carroß (Pelzmantel von Leopardenfellen) die wilde Majestät eines Kaffernhäuptlings wieder an. Auch bei anderen Gelegenheiten zeigten sie, wie nichtig ihnen alles Europäische sei. Schickte z. B. der Gouverneur der Capcolonie alljährlich den versammelten Häuptlingen unter besonderen Feierlichkeiten bunte Kleidungsstücke, so nahmen die Kaffern sie zwar gleichgültig an, aber keiner trug sie. Und die Frauen standen in solchem Nationalstolze ihren Männern nicht nach. Schöne seidene Damenkleider wurden den Häuptlingsfrauen von der Regierung geschenkt; doch die fast unbekleideten Kaffernweiber warfen sie spottend einander zu, keine bekleidete sich mit ihnen. Als einst zwei Kaffernhäuptlinge zu einem englischen Abgeordneten eingeladen waren, so machten sie in ihrer schönen herkulischen Gestalt solchen Eindruck auf denselben, daß er fast ganz vergaß, Wilde vor sich zu haben, obwohl sie fast nackt, nur mit den Lederschuhen (Mokassins) und dem Carroß bekleidet waren. Bei Tafel aßen sie ganz nach europäischer Weise, hüteten sich aber sorgfältig, von dem ihnen gereichten Weine zu trinken. Beide sprachen ganz geläufig englisch. Nach aufgehobener Tafel reichte man ihnen zwei mit goldgestickten Kragen und Aufschlägen versehene Fräcke als Geschenke, allein wie staunte jener englische Abgeordnete, als sie, den Flitterstaat mit verächtlichem Blicke kaum ansehend, den Carroß über die Schulter warfen und sich ablehnend, doch mit Artigkeit verneigten. Als sie sich entfernten, hatten sie beide vergessen, die ihnen zugedachten Kleidungsstücke mitzunehmen. Sowohl Männer als Frauen verstehen sich recht wohl auf die Bearbeitung verschiedener Metalle, sowie auf Verfertigung großer hölzerner Näpfe, in deren Außenseite sie allerlei Figuren schneiden. Ihre Kleidung, die freilich nur höchst einfach ist, wird mit dünnen Sehnenstreifen zierlich genäht. — Das hauptsächlichste Geschäft der Frauen bleibt das Bestellen der Gärten, in denen Mais und Kafferkorn, sehr viel Tabak, Kürbisse und Wassermelonen gezogen werden. Die Männer dagegen besorgen das Zuchtvieh, jagen oder vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen. Die Hauptnahrungsmittel des Kaffern bestehen in Milch und Kafferkorn, welches sie in einem harten hölzernen Mörser mit hölzerner Keile stampfen, um ein schwarzes Brot daraus zu backen. Fleisch ißt der Kaffer nur dann, wenn er eins seiner Zuchtthiere zu tödten genöthigt ist oder wenn er Vieh erbeutet; aber freilich ißt er dann auch unmenschlich und nichts als Fleisch, das er fast roh verschlingt.

Die Wohnung des Kaffern ist ein kleines dünnes Haus in der Form eines Bienenkorbes, dessen Eingang so eng ist, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Eine Anzahl solcher Hütten, welche meist in einem Kreise zusammengebaut sind, bilden den Kraal oder das Dorf. Gewöhnlich steht der Kraal auf einer Anhöhe, deren Grund ausgehöhlt ist, um als Speicher für Gartengewächse und als Pulverkammer verwendet zu werden. Der Reichthum des Kaffern besteht in Rindern, mit ihnen bezahlt er seine Braut, sowie seine Schuld. Geldstrafen werden in Rindern erlegt, Rinder zu erbeuten, beginnt er Krieg, und den Frieden erkauft er mit demselben Zahlungsmittel. Selbst der reichste Kaffer hat vor dem ärmsten in Lebensweise, Wohnung, Kleidung keine Abzeichnung, beide sind einander gleich, nur daß ersterer mehr Rinder besitzt. Die ganze Nation ist in eine Menge Stämme getheilt, die wieder unter kleinen Häuptlingen stehen, jedoch über sich von einander unabhängige Oberhäupter anerkennen. Schon seit Jahren führt

England einen eben so verderblichen wie ungerechten Krieg gegen die Kaffern, in welchem es bereits große Verluste erlitten und die ganze Capcolonie nicht wenig gefährdet hat.

Von diesem Kriege hier nach Thomas Pringle noch Einiges:

Im Jahre **1818** brach Krieg aus unter den Amakosa-Stämmen, welche das schöne Land an der östlichen Grenze des Caplandes bewohnen, und als eine der Parteien eine Niederlage erlitt, wandte sich ihr Häuptling, Gaika, an die coloniale Regierung um Unterstützung gegen seine Widersacher. Das Cap-Gouvernement der damaligen Zeit glaubte sich berufen, sich in diesen Streit zu mischen, mit dem es eigentlich gar nichts zu thun hatte. Ein starkes Detachement wurde über den Fischfluß gesandt (damals die Grenze der Colonie), welches die Länder der Gegner Gaika's, der verbündeten Häuptlinge H'Lambi, Jaluscha, Habanua, Congo, Enno und deren Parteigänger verwüstete und ihnen **23,000** Rinder wegtrieb, beinahe die Hälfte der Heerden der vereinigten Stämme. Ihre übrigen Hilfsquellen, ihre Kornfelder und Gärten, wurden durch die Expedition total vernichtet. Die aufgebrachten Stämme, durch Hunger und Rache angespornt und durch günstige Vorhersagungen ihres Propheten Mankanna ermuthigt, wandten ihre ganze Macht gegen die Colonie, und griffen, nachdem sie einige kleinere Posten abgeschnitten, mit einer Armee von **10,000** Mann das britische Hauptquartier in Grahamstown an. Die Kaffern würden ohne Zweifel gesiegt und den Platz mit Besatzung und Commandanten, Oberst Wiltshire, genommen haben, hätten sie nicht nach ihrer ritterlichen Weise vor Tagesanbruch eine Botschaft gesandt, daß sie kommen würden, um mit dem britischen Häuptlinge zu frühstücken. Vorbereitet durch diese Botschaft, warfen die colonialen Truppen nach einem kurzen, aber gefährlichen Kampfe die Kafferarmee mit großem Verluste zurück, da diese nur mit der nationalen Waffe, dem Assagai, versehen war; dann folgte ein zweiter und noch weit mehr verheerender Einfall der britischen Truppen. Die Kraale der verbündeten Stämme wurden verbrannt, alle Provisionen zerstört; alle Mais- und Kornfelder, die der letzten Verwüstung entgangen waren, wurden vernichtet oder zu Pferdefutter abgeschnitten; und die elenden und verhungerten Bewohner ohne Gnade und Erbarmen hingeschlachtet, indem man sie in Dickichten, in welche sie zur Rettung geflohen, mit Kartätschen und Congreve-Raketen bombardirte!

Durch ihr großes Elend bewogen, sandten die Kaffern einen Bevollmächtigten aus dem Gefolge des Mankanna an den britischen Commandanten, welchen er in edler männlicher Rede in folgenden Worten ansprach:

„Dieser Krieg, britischer Häuptling, ist ein ungerechter Krieg, denn ihr strebt ein Volk zu vertilgen, welches ihr zwingt, die Waffen zu ergreifen. Als unsere Väter und die Weißen sich zuerst im Zuurveld (Albany) begegneten, wohnten sie beisammen im Frieden. Ihre Heerden weideten auf denselben Hügeln, ihre Landwirthe rauchten aus einer Pfeife; sie waren wie Brüder; bis die Colonisten allzu gierig wurden, und da sie alle unsere Rinder nicht für Glasperlen und alte Knöpfe bekommen konnten, diese mit offener Gewalt zu nehmen begannen. Unsere Väter waren Männer: sie liebten ihre Rinder, ihre Frauen und Kinder; lebten von Milch; sie fochten für ihr Eigenthum. Da gab es Krieg. Unsere Väter trieben die Boeren aus dem Zuurveld und wohnten dort, denn sie hatten es rechtlich erobert. Dort wurden wir beschnitten; dort nahmen wir Weiber; dort wurden unsere Kinder geboren. Die Boeren haßten uns, doch konnten sie uns nicht vertreiben. Aber ihr (die Engländer) kamet in das Land und nahmet unsere Feinde in eure

Freundschaft auf. Ihr nanntet den verrätherischen Gaika euren Bruder und wünschtet das Zuurveld zu besitzen. Ihr kamet endlich wie Heuschrecken. Wir machten einen Stand: mehr konnten wir nicht. Ihr spracht zu uns: geht über den Fischfluß, das ist Alles, was wir wollen. Wir gaben nach und kamen hierher nach dem Lande unserer Väter.

„Wir lebten in Friede mit euch. Einige schlechte Menschen stahlen vielleicht; aber das Volk war ruhig, die Häuptlinge waren ruhig. Gaika, euer Freund, stahl — seine Häuptlinge stahlen — sein Volk stahl. Ihr sandet ihm Kupfer; ihr sandet ihm Glasperlen; ihr sandet ihm Pferde, auf denen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns sandet ihr nur Commando's (plündernde, mordende Heeresabtheilungen).

„Wir hatten mit Lacha einen Streit um Gras: — euch ging es nichts an. Ihr sandtet ein Commando; ihr nahmt die letzte Kuh weg; ihr ließt uns nur einige Kälber; — diese starben aus Mangel, so auch unsere Kinder. Die Hälfte des Raubes gabt ihr Gaika, die andere Hälfte behieltet ihr selbst. Ohne Milch — unser Korn vernichtet — sahen wir unsere Frauen und Kinder umkommen; — wir sahen, daß wir selbst umkommen würden; — wir folgten daher auf der Fährte der Rinder in die Colonie. Wir plünderten, wir kämpften für unser Leben. Wir fanden euch schwach; wir vernichteten eure Soldaten. Wir fühlten uns stark; wir griffen euer Hauptquartier an, und wäre es uns gelungen, unser Recht wäre gut gewesen, denn ihr begannt den Krieg. Es schlug fehl und ihr seid hier.

„Wir wünschen Frieden; wir wünschen in unseren Hütten zu ruhen; wir wünschen Milch für unsere Kinder; wir wünschen das Wild zu jagen und unsere Weiber das Land bestellen zu lassen. Aber eure Truppen bedecken die Ebenen und schwärmen in den Dickichten, wo sie keinen Unterschied zwischen Mann und Weib machen können und Alle niederschießen.

„Ihr befehlt, uns Gaika zu unterwerfen. Dieses Menschen Gesicht ist schön vor euch, aber sein Herz ist schwarz. Ueberlaßt ihn sich selbst. Macht Frieden mit uns. Laßt ihn kämpfen, und **wir** werden euch nicht um Hilfe bitten. Setzt Mankanna frei, und H'Lambi, Congo und die Anderen werden kommen, Frieden mit euch zu schließen und ihn treulich halten. Doch wollt ihr immer noch Krieg, so mögt ihr in der That den letzten Mann von uns tödten — aber Gaika soll nie über die Anhänger derer herrschen, die ihn für ein Weib halten.""

Dieser männliche Anruf war umsonst. Die Truppen fuhren fort, das Land zu verwüsten, bis endlich der britische Commandeur, nachdem er umsonst alle Kriegskünste erschöpft hatte, die anderen Häuptlinge, welche als Geächtete bekannt gemacht waren, in die Hände zu bekommen, in die Colonie mit einem nachträglichen Raube von 20 bis 30,000 Rindern zurückkehrte, von denen ein Theil unter die Colonisten vertheilt wurde, welche durch den Krieg gelitten hatten, der Rest aber verkauft und der Ertrag zum **Baue einer christlichen Kirche in Uitenhaag** verwendet wurde.

Meist nach Eduard Kretzschmar.

44. Eine Ansiedelung im Caplande.

Wir langten im April des Jahres 1820 in der Simonsbai an, verweilten jedoch nicht länger als nöthig in derselben und schifften von da längs des größten Theiles des Caplandes nach der **Algoabai**, dem Ziele unserer Seereise. Es war am 12. Mai, als unser Schiff fast ohne Bewegung vor der Einfahrt in den Keysna stehen blieb. Das Land erhob sich urplötzlich

von der Küste zu festen waldbedeckten Gebirgsmassen, in deren Hintergrunde hohe, nackte, abgerissene Felsspitzen aufstiegen. Ein Vorgebirge nach dem anderen drängte nach dem Ocean zu, auf beiden Abhängen von waldigen Gründen und Buchten begrenzt, so daß Bilder des Lieblichen und Furchtbaren stets mit einander abwechselten und der ganzen eigenthümlichen Landschaft den Reiz der Mannichfaltigkeit verliehen. Alles verkündigte, daß hier ein gewaltiger Erdtheil dem Oceane entstieg und mit furchtbaren Gebirgsmassen der brandenden Woge Trotz bot. — Die Großartigkeit der Natur ist hier in ihrer ganzen ungebeugten Kraft zu schauen, doch machte uns die furchtbare Wildheit ohne Spuren menschlichen Fleißes und menschlichen Anbaues ernst und schweigend, ja erfüllte uns fast mit Schrecken, dachten wir daran, daß wir hier uns niederlassen sollten. — Endlich blähete der Wind die Segel und schon am 15. liefen wir in die durch viele Schiffbrüche berüchtigte Algoabai ein. Zehn bis zwölf Schiffe mit Auswanderern lagen bereits vor Anker, daher mußten wir warten, bis diese sammt Gepäck ans Land gebracht worden waren, dann sollte auch an uns die Reihe kommen. Darüber verstrich noch mancher Tag, und nicht ohne bange Besorgniß gedachten wir an jene schrecklichen Stürme, die in dieser unsicheren Bai schon manchem Schiffe den Untergang brachten. Ich verließ daher bald nach unserer Ankunft das Fahrzeug und setzte mich mit den Behörden wegen unserer künftigen Niederlassung in Unterhandlungen. Dabei erfuhr ich, daß es im Plane der Regierung liege, die schottischen Ansiedler östlich vom großen Fischflusse an die Grenze des Kafferlandes zu verpflanzen, so daß wir in nordöstlicher Richtung tief in's Land zu ziehen hatten. Endlich kam auch unser Schiff an die Reihe, es ward gelichtet und unsere Habe an's Ufer gebracht.

Unser Bestimmungsort lag am Baviansfluß, etwa 34 deutsche Meilen landeinwärts. Schon am 13. Juni machten wir uns auf die Reise. — Die südliche Erdhälfte hat um diese Zeit ihren Winter, daher waren die Nächte kalt, die Tage glichen unseren schönen Septembertagen. Holländische Colonisten beförderten mit sieben Lastwagen uns und unser Gepäck nach der künftigen Heimath. Vor jeden Wagen waren 10—12 Ochsen gespannt, welche von Sklaven geführt wurden. Die Wagen selbst waren dem bergigen und unebenen Lande angemessen, an Straßen war nicht zu denken. Eine ausgespannte leinene Decke schützte den Reisenden vor Sonne und Regen, die Ochsen waren paarweise zusammengekuppelt und durch ein starkes Tau mit dem Wagen verbunden, auf dessen Vordertheile der Treiber mit einer Peitsche von ungeheurer Länge saß. Ein junger Hottentott lief dem Gespann voraus und führte das erste Ochsenpaar an einem an die Hörner desselben befestigten Riemen. Noch gegen Abend dieses ersten Tages erreichten wir einen merkwürdigen Salzsee, dessen ganzer Rand, sowie ein großer Theil seiner Oberfläche mit einer dicken Salzrinde bedeckt war. Wir nahmen uns einen reichlichen Vorrath mit und setzten unsere Reise durch die Wildniß des Gebüsches fort, welches die Ufer dieses Sees umgiebt. Die Dämmerung brach herein und wir machten auf einem offenen Platze im Gebüsche Halt. Unsere Boers (Bauern, holländische Colonisten) machten uns auf etwaige Ueberfälle von Löwen und Elephanten aufmerksam und trafen deshalb Vorkehrungen. Feuer wurden angezündet, die langen Flinten vom Wagen herabgenommen und bereit gelegt, die Ochsen aber zu größerer Sicherheit mit den Hörnern an die Wagenräder befestigt. Nun erst setzten sie sich zum Abendessen und zündeten die große, dem Boer eigenthümliche Tabakspfeife an, während die Sklaven und Hottentotten, um ein großes Wachtfeuer gelagert, sich in ihrer Weise

vergnügten. Wir setzten die Theekessel ans Feuer, bald einte Alle, den riesigen Boer wie den winzigen Buschmann, den kräftigen Schotten wie den schmächtigen Hottentotten, das würzige Getränk, und wunderbar klangen die fremden Sprachen vor unseren Ohren, während ein pfiffiger Buschmann jedes Glied der Gesellschaft auf's Sprechendste nachzuäffen verstand. Doch die Nacht rückte heran; wir Ansiedler zogen uns in unsere Zelte zurück, die Pfeifen der Boers verlöschten, sie selbst hüllten sich in ihre weiten Mäntel. Auch das schnalzende Geschwätz der Hottentotten und Buschmänner verstummte: unter dem schafledernen Carroß oder Mantel zusammengekrümmt, die Füße gegen das Feuer, das Gesicht zur Erde gewandt, lagen sie, den wilden Thieren nicht eben sonderlich unähnlich. Alles war still, der Mond beleuchtete die wilde Landschaft, und nur aus der Ferne ließ sich das Geheul der Hyäne von Zeit zu Zeit vernehmen.

So die erste, so jede der folgenden Nächte. Während einer ununterbrochenen Reihe von 8 Tagen passirten wir nach und nach mehrere, nicht eben wasserreiche Flüsse. Waren ihre Ufer zu steil, dann mußten oft 20 bis 24 Ochsen vor einen Wagen gespannt werden, und in der Nähe des Zuurebergеs wurden die Wege so steil und gefährlich, daß kein in Europa üblicher Wagen ausgehalten hätte. Der Anblick des Landes bot dem Auge bald dunkles Gestrüpp, bald reiche, parkähnliche Landschaften, verschönt durch dunkle Massen Tannengrün; bald aber auch wieder trostlose Dürre wilder Gebirge oder ausgedörrter und verlassener Flächen mit großen Ameisenhaufen und Heerden wilder Ziegen. Antilopen und Guagga's eilten oft in weiten Fernen vorüber, dagegen war nur selten an einem mit Weiden besetzten Bache das einsame Landhaus eines Boers oder Viehzüchters zu sehen.

Den 21. Juni erreichten wir Roodewal, einen Militärposten am großen Fischflusse, und wurden von unseren Landsleuten mit herzlicher Gastfreundschaft empfangen. Seit 12 Tagen hatten wir kein Haus betreten, ja kaum 10—12 gesehen. Noch waren 8 deutsche Meilen bis zu jener uns zum künftigen Aufenthalte angewiesenen Gegend zurückzulegen, daher verweilten wir einige Tage, um uns von den Beschwerden der Reise zu erholen und andere Boers zur Fortschaffung unserer Habe in Dienst zu nehmen, da die bisherigen nur bis Roodewal gedungen waren. Nachdem wir endlich am 23. Juni aufgebrochen und den großen Fischfluß überschritten hatten, gelangten wir an demselben Tage an die Wohnung des Feldcornets Oppermann und erhielten nun zum Schutz gegen etwaige Ueberfälle der Kaffern ein Geleit von bewaffneten Boers. Der Weg blieb fahrbar bis zu dem Thale des Bavianflusses, eines kleinen Astes vom großen Fischflusse. Die ganze Gegend war furchtbar wild, überall schauerliche Abgründe und nackte Felsen, und nur weiterhin erblickte das Auge ein fruchtbares Thal, in dessen Hintergrunde herrliche Wälder sichtbar wurden. Doch auch hier war unsere Heimath noch nicht; über alle Beschreibung schlechte Wege, wie sie nur von afrikanischen Boers zu überwinden waren, sollten uns noch weiter führen. Zwei Wagen brachen zusammen, noch ehe wir ans Ziel gelangten, das Thal erweiterte und verengte sich nochmals, ja die Felsen treten drohend so nahe an einander, daß die Wagen ihren Weg im Bette des Stromes, der freilich jetzt nur ein murmelnder Bach war, selbst nehmen mußten. Endlich, nach fünf Tagen, gelangten wir auf den Gipfel einer hohen Gebirgskette, von der wir das ganze zu unseren Füßen liegende Thal übersehen konnten. Der holländische Feldcornet wies es uns mit den Worten an: „End nu, Mynheer, daar leg uwe veld“ (und nun, mein Herr, da liegt Ihr Land). Steile, dürre Gebirge,

die sich im Hintergrunde, zum Theil in scharfe, kegelförmige, 4 bis 5000 F. hohe, jetzt mit Schnee bedeckte Spitzen erheben, umgaben auf allen Seiten ein freundliches, grünes Thalbecken, welches von einem kleinen Flusse durchschlängelt ward. Seine Länge mochte eine Meile betragen, seine Breite wechselte zwischen einer viertel und halben Meile, Mimosenhaine und grüne Wiesen, auf denen eben Heerden von Guagga's und Antilopen weideten, bedeckten es. Das war unsere neue Heimath, in welcher wir am 29. Juni des Jahres 1820 unsere Zelte zum ersten Male aufschlugen.

Unsere Wagen gingen nun zurück; wir machten uns an den Aufbau unserer Hütten und schon am folgenden Tage wurden wir von dem Vice-Landdrost von Cradock, welcher in Begleitung eines Feldmessers zu uns kam, in unser neues Besitzthum eingewiesen, zugleich aber auch auf die Gefahren aufmerksam gemacht, denen wir ausgesetzt wären. Hottentotten waren zu unserem Schutze bestimmt, doch nur erst später konnten dieselben aus den Sklaven der umwohnenden Boers ausgehoben werden, so daß wir jetzt selbst die nächtliche Bewachung übernehmen mußten. Mit der uns umgebenden Thierwelt wurden wir bald vertraut; einige Heerden Guagga's durchzogen die dürftig mit Gras und Gebüsch bewachsenen niedrigen Abhänge der Gebirge, Antilopen sprangen anmuthig in den Hainen und Dickichten herum und den Rietbock verjagten wir aus dem Rohrversteck des Flusses, wenn wir Rohr zum Baue unserer Hütten holten. Eine schöne Hirschantilope, fast von der Größe eines Pferdes, ward vor unseren Augen von dem Rietschweine getödtet, und selbst der Löwe kündigte sein Dasein an. In einer finsteren Nacht, während welcher der Regen so stark fiel, daß das Wachtfeuer kaum brennend zu erhalten war, wurden wir plötzlich um Mitternacht durch sein Gebrüll dicht in der Nähe unserer Zelte geweckt. Starres Entsetzen bemächtigte sich unser aller. Mit den Waffen in der Hand eilten wir zum Wachtfeuer, verstärkten es zur hochauflodernden Flamme und schleuderten leuchtende Brände nach den Büschen, wo wir die Bestie vermutheten. Da verstummte sein Gebrüll, doch schon nach einigen Tagen, als eben einige unserer Leute am Flusse Rohr mäheten, trat er am hellen lichten Tage aus demselben, blickte unsere Sichelmänner einige Minuten fest und ruhig an und zog sich dann anfangs langsam, dann schneller zurück. Sein Brüllen, welches wie die Brandung über die Erde rollte, da das Thier den Rachen dabei tief zum Boden hält, erschreckte uns noch öfter, und es vergingen mehrere Monate, ehe wir uns mit ihm messen und ihn dabei erlegen konnten. Selbst die Hyäne ließ ihr scheußliches Geheul laut werden und raubte uns einige Schafe während der Nacht, so daß wir die von der Behörde uns gesandte Schutzwehr von Hottentotten herzlich willkommen hießen. Diese Leute hielten sich brav und leisteten uns gegen räuberische Buschmänner, welche bereits einige Rinder gestohlen hatten, gute Dienste. Das Wetter ward rauher und regnichter, ja am 7. Juli hatten wir sogar Schnee, welcher fast 3 Zoll hoch im Thale lag, das freilich aber auch gegen 4000 Fuß über dem Meere liegen mochte. Unser nothwendigstes Geschäft war nun, die nöthige Anzahl Pferde, Zugvieh und Schafe zu erhalten. Wir wandten uns deshalb an den nächsten, ungefähr 3 deutsche Meilen entfernten Hof und bedienten uns bei unseren Einkäufen eines der holländischen Sprache mächtigen Hottentotten als Dolmetscher. Schon im Anfang September begannen wir zu pflügen und zu säen, zu graben und zu pflanzen. Allerlei Gesäm ward zerstreut und der Erde anvertraut, denn kein Gewächs der fernen Heimath sollte uns fehlen. Setz-, Pfropf- und Schnittreiser bezogen wir aus dem benachbarten Tarkathale, und in unserem Obstgarten gab es bald Aepfel-, Birnen-, Pfirsch-,

Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Pflaumen- und Orangenbäume, sowie auch eine Allee von 400 Feigenbäumen und einen kleinen Weingarten. Der größte Theil der Anpflanzungen gedieh recht gut, Gemüse aller Art wuchsen im Ueberfluß. Als mit Anfang des Novembers der südliche Frühling sich einstellte und die Tage wärmer wurden, da kamen auch Zugvögel aller Art, als Turteltauben, Drosseln, Finken, Kakadu's u. s. w., ja am Himmel zogen schwere Gewitter herauf und erschütterten mit ihren furchtbaren Donnerschlägen die Luft. Im December schwellte ein dreitägiger Regen den Fluß hoch an und füllte das sonst fast trockene Bachbette mit wildreißenden Fluthen. Als die Wärme nun immer mehr zunahm, wurden die Viehweiden versengt, der Fluß, mit Ausnahme einer Quelle, hörte auf zu fließen, ja selbst Gärten und Bäume litten unter der großen Trockenheit. Dennoch gediehen die Feldfrüchte und Gartengewächse im Ganzen recht wohl und auch der Viehstand mehrte sich auf erfreuliche Weise.

So verging das erste Jahr. Das aber ward mir klar, daß unsere Niederlassung beim alleinigen Anbau des Getreides unmöglich gedeihen konnte, wollten wir uns nicht auch mit Viehzucht befassen. Hierzu bedurften wir aber Weideland, zu dessen Erlangung ich mich im September 1821 in aller Frühe nach Cradock aufmachte. Ein Hottentottenknabe war mein Führer. Nachdem wir das Gebirge überstiegen und unser liebliches Thal überschaut hatten, gelangten wir nach dreistündigem Ritte auf steilen, steinigten, von Guagga's und anderem Hochwilde gebildeten Pfaden an die Wohnung eines alten holländischen Boers. Drei bis vier mit Stroh gedeckte Häuser, sowie einige Rohrhütten für die Sklaven bildeten den Hof, der ein treues Abbild aller Höfe der Umgegend war und daher als solcher näher beschrieben werden soll. Gegen dreißig Hunde sprangen mit entsetzlichem Lärmen auf uns zu, zeigten uns ihr scharfes Gebiß und würden uns zur Nachtzeit schwer zugesetzt haben, wurden aber jetzt vom Sohne des Boers schnell auseinander getrieben. Will Mynheer afzadel? (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage, und ich entschloß mich zum Bleiben, obwohl es noch zeitig war. Der alte Boer hielt eben sein Mittagsschläfchen, eine in der Colonie durchgängig herrschende Gewohnheit, erschien aber bald, langte die Flasche vom Sims und trank mir ein Zoopje (Schlückchen) daraus mit der Versicherung zu, daß es ein guter, selbst bereiteter und gezogener Pfirsichschnaps sei. Die Hausfrau setzte den Theekessel an's Feuer und bot mir den Thee, wie jedem Gaste, ohne Zucker und Milch dar. Unser Gespräch bewegte sich um die neuesten Nachrichten aus Europa, worauf der alte Colonist sich nach unseren Verhältnissen erkundigte und mir dagegen die seinigen mittheilte. Er hatte noch 8—10 Brüder, die alle in der Umgegend als Viehzüchter lebten, und seine Familie bestand aus 6 Söhnen und 6 Töchtern. Auch in seinen Gebäuden führte er mich herum. Sie glichen mehr Scheunen, hatten starke aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaute Mauern, die mit einer Mischung von Sand und Kuhmist berappt und mit Muschelkalk geweißt waren. Ein Binsendach erhob sich über ihnen. An den Querbalken hingen allerlei Werkzeuge, Häute, Fleischvorräthe, große Peitschen von Rhinoceros- und Flußpferdhäuten, Leoparden- und Löwenfelle, Reihen von Zwiebeln und getrocknetem Obste, auf dem Boden lagen Straußeneier und Federn, Tabakrollen, Bambus zu Peitschenstöcken, selbstgemachte schöne Seife u. s. w. Selbst ein Butterfaß und eine einfache Kornmühle waren vorhanden. Das Vorhaus, in welchem wir saßen, hatte einen vom Lehme der Ameisenhaufen gemachten Fußboden und ward jeden Morgen sorgfältig mit Wasser abgewaschen, in welchem zum Schutz vor Ungeziefer und

den überaus lästigen Fliegen des Caplandes Kuhmist aufgelöst ist. Die Fenster waren ohne Glas und wurden während der Nacht durch ungegerbte Guaggafelle geschlossen. Elastische Flechten aus Rindslederriemen trugen in der Schlafkammer die guten Federbetten; hölzerne Tische, Stühle und Schemel, ein großer eiserner Topf zum Seifekochen, hölzerne Krüge mit blank gescheuerten kupfernen Reifen, hölzerne Teller und zinnerne Schüsseln, Kohlenbecken und Theekessel, sowie endlich eine große holländische Bibel mit großen kupfernen Schließen vervollständigten das Bild dieser ächt holländischen Viehzüchterwirthschaft. Man zeigte mir die Gärten, sowie das Feld, welches für die ganze zahlreiche Familie kaum 20 Acker betrug, obwohl mehr als 3000 Acker Land zu diesem Hofe gehörten. Nur das Vieh hatte ich noch nicht gesehen. Plötzlich, als wir eben zu den Kraals oder Viehställen gehen wollten, rief der Alte in froher Stimmung aus: Maar daar koomt myn vee! (doch da kommt mein Vieh!) und von drei Seiten stiegen dicke Staubwolken auf. Ein seit Jahren aufgehäufter 15—20 Fuß hoher Düngerdamm bildete eine feste Masse, zwischen welcher die Rinderheerden ihre Stallung fanden. Es währte nicht lange, als die Widder erschienen, dann kamen die Heerden der Mutterschafe und Ziegen und endlich gegen 700 Stück Rindvieh. Die ganze Familie sah dem Einzuge der Heerden zu; es war als ob man jedes der 5000 Stück Vieh kenne, selbst ohne zu zählen, und versicherte schließlich, daß Alles in Ordnung sei. Und warum sollte man solchen Ausspruch nicht thun können? Schon dem Kinde wird in früher Jugend die lebhafteste Theilnahme für das Vieh durch Aussetzung einer Anzahl Jungvieh eingeflößt. Diese Heerde wächst mit den Jahren und bildet einst die Mitgift, mit welcher der junge Mann später in den Stand gesetzt wird, als Vee=Boer aufzutreten, oder mit welcher die junge Frau die Heerden ihres angetrauten Mannes vermehrt.

Nach Thomas Pringle.

45. Mörderisches Tropenklima und Negerhandel an der Küste von Benguela.

Wir liefen am Morgen des 11. October 1841 in den herrlichen Hafen von Benguela ein. Die Stadt selbst blieb uns halb verborgen, da nur erst einzelne Dächer sich über das dicke Grün erhoben, welches diesen sumpfigen Bergkessel wie mit einem Teppich überzogen hatte. Dazu kam, daß hohe Kokuspalmen den größten Theil der Häuser ganz verdeckten und nur die halb zerfallene Festungsmauer, das Gouvernementsgebäude und einige Privatgebäude überblicken ließen. Da die Landungsboote nicht bis an das von brandenden Wogen gepeitschte Ufer vordringen konnten, so kam uns ein Schwarm ganz oder halb nackter Neger zu Hilfe, welche tanzend und jauchzend, einander schlagend und fortstoßend bis an die Brust in's Wasser wateten, um ein Geringes durch das Tragen durch die Brandung zu verdienen. Nur mit Widerwillen bestieg ich den kräftigen Rücken eines solchen mit röthlicher Erde im Gesicht bestrichenen Schwarzen, und an seinen ekelhaft schmierigen Haaren mich festhaltend, setzte ich den ersten Fuß an's Land im Reiche der Portugiesen und der Sklavenkäufer zu Benguela.

Mein und meiner Gefährten erster Gang war zum Gouverneur, vor dessen Palaste außer einer Wache in Leinwandbekleidung einige, vielleicht aus weiter Ferne hergekommene Neger in demüthiger Stellung lagen, des Augenblicks gewärtig, in welchem es Seiner Excellenz gefallen würde, ihr vielleicht geringes Anliegen gnädigst anzuhören. Doch wir sprechen von einem Palaste, der freilich in Wirklichkeit bei uns für nichts anderes, als einen Wagenschuppen

gelten würde. Seine Wände waren dick, der Fußboden fehlte ganz und Alles, was wir darin erblickten, war entsetzlich schmutzig. Der Herr Statthalter von Benguela war früher portugiesischer Officier gewesen und vermuthlich wegen eines Verbrechens an diese durch ihr Klima höchst mörderische Küste geschickt worden. Gleich mehreren anderen Europäern schien er sich mit Sklavenhandel abzugeben, um dadurch schneller reich zu werden. Gegen uns war er freundlich und ertheilte uns die Erlaubniß, überall, so oft es uns beliebte, zu jagen. Benguela selbst war eine von ungefähr 3000 Menschen bewohnte Stadt, welche einen ziemlich beträchtlichen Raum einnahm. Viele der Häuser lagen in Trümmern, da fünf Jahre vorher eine tief aus Osten gekommene Negerhorde den Ort plötzlich überfiel, plünderte und zerstörte. Die Hütten der Neger waren aus Palmblättern und Binsen gefertigt und hatten die Form spitz zulaufender Bienenkörbe. Längs mehrerer Straßen zogen sich 10 Fuß hohe Steinmauern hin, deren trauriger Zweck mir bald bekannt werden sollte. Diese Mauern sind nämlich die Umfassungswände großer Sklavenspeicher, d. h. etwa 60 Fuß langer und eben so breiter Höfe, in denen 150 bis 200 Neger ohne irgend ein Obdach sowohl der Sonnengluth, wie dem Thau und Regen so lange ausgesetzt bleiben, bis sie weiter verhandelt und auf die Sklavenschiffe gebracht werden. Vor und neben diesen Speichern befinden sich die Wohnungen ihrer ehrenwerthen Herren, welche damals alle, zwei bis drei Italiener ausgenommen, Portugiesen waren. Der Drang nach Reichthümern verscheuchte jedes edlere Gefühl aus ihrer Brust; der Sklave ist in ihren Augen nur Waare, nicht Mensch. Mit ihren Leidensgefährten an Ketten gefesselt, müssen diese Unglücklichen, der brennendsten Sonnenhitze ausgesetzt, die Gärten ihrer Herren vom Unkraute reinigen, oder, da das Trinkwasser von Benguela nichts taugt, dieses nothwendige Lebensbedürfniß aus einem mehrere Meilen entfernten Flüßchen herbeischleppen, während ihre Herren am Tage gleich Gefangenen nicht ungestraft an das Licht der Sonne zu kommen wagen. Nur früh am Morgen von halb sechs bis acht Uhr sieht man ihre traurigen Gestalten wie aus dem Grabe gekommen zur Besorgung ihrer Geschäfte auf den Straßen. Mit schwacher Stimme, keuchendem Athem und dem vom mehrfach überstandenen Küstenfieber stark aufgedunsenen Leibe schleichen sie gespensterhaft dahin. Alle leiden an Vergrößerung der Milz; fühlen sie sich wohler, dann fürchten sie für ihr Leben am meisten. Beim sogenannten „kleinen Regen" ist es ihnen behaglicher, aber den „großen Regen", sowie die Zeit der vollen Sonnengluth scheuen sie wie die Pest. Der ganze Küstenstrich ist höchst fruchtbares, aber tief durchwässertes Sumpfland, welchem in dieser Zeit die giftigsten Nebel entsteigen. Muß der Weiße dennoch am vollen Tage hinaus, dann trägt er einen Strohhut mit so breitem Rande, daß dieser selbst noch die Schultern beschattet, oder er läßt sich selbst auf kleinen Touren in der Stadt in der Tipeua, einer Art Sänfte, tragen. Dort liegt er der Länge nach ausgestreckt unter dem Dache von Seide oder Leinwand. Selbst größere Reisen von fünf bis sechs Meilen des Tages werden von ihnen in der Tipeua gemacht; Sklaven tragen sie auf den Schultern.

Treten wir in das Haus des Europäers, so sind gewöhnlich alle Fensterläden geöffnet, um dem Luftzuge freien Eintritt zu gestatten, und die Kleidung des Hausherrn ist so leicht als nur möglich, weil er sonst die Hitze nicht zu ertragen vermöchte. Diese beträgt meist 27 bis 28 Grad, steigt aber bis 32 Grad und darüber. Nie ist die Sonne ganz frei. Nebel verdecken ihre Umrisse und die Luft ist in einer so flimmernden Bewegung, daß das Auge nur höchst ungern den Schein des Lichtes erträgt. Selbst das Raubthier, in

dichtem Schatten verborgen, wagt sich nicht aus seinem Versteck hervor; der Papagei und Colibri sitzen unter dem Laube der Bäume und die Pflanze läßt matt die Blätter hängen, die in der drückenden Todtenstille kaum ein Lüftchen bewegt. Von der Straße herein erschallt dann der Tritt der Sklaven, welche je acht, zehn bis funfzehn zu einer Kette verbunden, bald Wasser herbeischleppen, bald Waaren zum Meeresufer hinabtragen, während in den Zimmern die Sklavinnen mit großen Fächern um den Tisch wandeln und ihrem Herrn bald die Fliegen- oder Mückenschwärme abwehren, bald Kühlung zufächeln. Und auch jenes frische Trinkwasser, obwohl filtrirt und mit Branntwein versetzt, lehrten vielfache Erfahrungen nur mit der größten Vorsicht genießen. Gleich streng muß es der Europäer mit dem Genuß der schönen Früchte dieses üppig fruchtbaren Landes nehmen, ja selbst die Erzeugnisse des Meeres sind zu meiden, denn an schädlichen Fischen ist kein Mangel. Da das Rindfleisch hier selten ist, so sind Huhn, Schwein und Ziege seine gewöhnlichen Nahrungsmittel. Bricht endlich der spätere Nachmittag an, dann kann er erst wagen, das Haus auf kurze Zeit zu verlassen, um schleunigst nach Eintritt der Nacht in dasselbe zurückzukehren. Die nunmehr eintretende Kühle war mir stets höchst empfindlich, sowie auch die Stiche der Muskito's, gegen welche ich mich durch Kattun- und Gazeüberzüge während des Schlafes zu bewahren suchte.

Nur der Nachmittag ist dem Neger wie dem Weißen die eigentliche Freudenzeit, so lange nicht den letzteren das Wechselfieber, wie zur Zeit des kleinen Regens, in die Hütte bannt. Auf die Straßen während der Nacht zu gehen, wäre Verwegenheit; Jeder bringt diesen Theil des Tages unter sicherem Obdach zu, und wäre dies auch nur das rund oder spitz zulaufende, aus Schilf und Palmenzweigen gefertigte Dach, die Hütte des Armen. Denn jetzt verlassen die blutdürstigsten Raubthiere ihre Schlupfwinkel; Löwe, Leopard und Hyäne dringen bis in die Stadt und mitten am Tage wurde eine Woche vor unserer Ankunft in Benguela eine Negerin in nächster Nähe der Stadt von einem Löwen zerrissen und gefressen, sowie während unserer Anwesenheit um 5 Uhr Nachmittags eine Hyäne inmitten der Stadt niedergeschossen ward. So entsetzlich dies erscheint, die Bewohner sind an derartige Vorfälle gewöhnt und nur dem Fremden kommt es unheimlich vor, wenn er allnächtlich das Geheul und Gebrüll dieser Bestien von der Straße herein vernimmt und das ängstliche Verkriechen und Heulen der Hunde gilt als sicheres Anzeichen, daß die von ihnen gewitterte Hyäne eben in der nächsten Nachbarschaft herumschleicht. Ist man dennoch genöthigt, zu solch unheimlicher Zeit sich auf die Straße zu begeben, so kann dies nur bei hochbrennendem Feuer oder mit der leuchtenden Fackel in der Hand geschehen.

Und dennoch giebt es Zeiten, wo gerade die sonst so ängstlichen Sklavenhändler genöthigt sind, die Nächte in geschäftlicher Thätigkeit zuzubringen. Da müssen oft die großen Sklaventransporte in nächtlichen Eilmärschen nach der 20 Meilen südlich gelegenen Colonie Mossamedes heimlich gebracht werden, indem die hier stationirten englischen Seeleute, welche zur Verhinderung des Sklavenhandels in diesen Meeren umherkreuzen, die Einschiffung beträchtlicher Sklavenladungen gar bald bemerken und die in See gegangenen Schiffe aufbringen würden. Da schifft man lieber die Sklaven an entfernten Punkten heimlich ein und weiß so das schärfste Späherauge leider zu täuschen. Benguela ist einer der Hauptorte des Sklavenhandels. Häufig treffen hier lange Sklavenzüge aus dem Innern des Landes ein. Nie ist der Neger des Innern Afrika's wie seines Lebens, so seiner Freiheit gewiß; ein geringer Zwist zwischen Leuten

seines Stammes mit denen eines anderen bewirkt, daß er als Opfer der Vergeltung ausersehen, ergriffen, verkauft, wenn nicht getödtet wird. Aber auch andere Umstände führen dem Sklavenhändler Menschenwaare ohne Unterlaß zu. Da sind es Ueberfälle benachbarter Stämme, Anklage vor Gericht, im Besitze gefährlicher Fetische zu sein, Nichtzahlung von Schulden, oder der Haß eines Häuptlings gegen irgend einen seiner Unterthanen, der ihm gefährlich werden könnte. Heimlich oder offen, wie es eben am räthlichsten ist, wird der Neger ergriffen und mit anderen Unglücklichen gefesselt der Küste zugeführt. So wurden allein im Jahre **1838** von Benguela aus **20,000** Sklaven ausgeführt, nachdem man hier den günstigen Zeitpunkt abgewartet hatte, die Menschenwaare ungesehen zu verladen. Es ist seitdem nicht besser geworden, so viel auch England zur Unterdrückung dieses die Menschheit brandmarkenden Handels gethan hat.

Jeder Neger im Innern des Landes kennt die ihm drohende Gefahr, weiß, daß das Netz seines Feindes wie über seiner Freiheit, so das Schwert über seinem Leben schwebt. Darum geht er stets stark bewaffnet einher und bekommt dadurch oft ein gar wunderbares Aussehen. Das Feuergewehr findet sich selten bei dem Neger; nur der Elephantenjäger in der Nähe der europäischen Colonien ist mit ihm versehen. Dagegen trägt man als selbstgefertigte Waffen Keule und Messer im Gürtel, sowie noch außerdem Lanze, Bogen und Pfeile. Fragt man den Neger, woher er diese zum Theil aus Eisen kunstvoll gearbeiteten Waffen habe, dann zeigt er nach Südosten. Dort werden Säbel und Wurfspieße gefertigt, welch' letztere der Neger so geschickt zu handhaben versteht, daß er selbst größere Thiere damit anzugreifen wagt. Der Wurfspieß ist ganz aus Eisen, **5** Fuß lang und von der Mitte an bis nahe an das hintere Ende mit langhaarigem Ziegenfell überzogen. Die Lanze dagegen besteht in einem aus hartem Holze gefertigten **6** Fuß langen Holzstiele, an dessen Ende ein spannlanger zweischneidiger Dolch befestigt ist. Eben so verderblich, so schwer es auch begriffen werden kann, sind die leichten Rohrpfeile, welche aus einem feinen, harten Stückchen Holz und einer daran befestigten widerhakigen Eisenspitze bestehen. Beides wird nun in ein leichtes Rohr eingeschoben, dessen unteres Ende mit Vogelfedern versehen ist. Der Bogen ist ein einfacher, zäher, fast gerader Bügel; doch der Neger versteht es, den Pfeil durch ihn mit solcher Kraft und Sicherheit fortzuschnellen, daß dieser, wenn er nicht das Ziel gänzlich durchbohrt, doch wenigstens tief in dasselbe eindringt. Wir haben oft versucht, mit diesem Bogen es dem Neger gleichzuthun, aber nur selten gelang es uns, nur halb so weit zu schießen, der Sicherheit des Schusses gar nicht zu gedenken.

Wie die Waffen, so erregte auch die Ausschmückung des Negers unsere besondere Aufmerksamkeit. Dieselbe war bunt und meist von der Laune eingegeben. Die gewöhnliche Kleidung der Neger zu Benguela bestand aus einem **2** bis **3** Ellen langen Stück blauen Kattun, welches um die Hüften geschlagen, durch einen Knoten zusammengehalten ward. In den meisten Fällen hing über diesem Schurz vorn noch ein kleineres Thier-, besonders Affenfell, in welchem der Fetisch verborgen gehalten ward. Zahllose Perlenschnüre, meist aus Porzellan- oder Glasperlen bestehend, umgaben noch außerdem den Hals, den Ober- und Unterarm, das Handgelenk, sowie die Knöchel. Das Haar wird bald glatt geschoren; bald in einzelne Stränge getheilt und von Ringen zusammengehalten, bald aber auch in tausend kleine Flechten geordnet. Der Körper ist mit röthlicher Thonerde bemalt, ja das Gesicht der Frauen noch außerdem mit mehreren weißen Strichen versehen.

Doch wir können Benguela, diesen Hauptort des Sklavenhandels, nicht verlassen, ohne noch den Ort zu besuchen, auf welchem so viele Europäer bald nach plötzlichem, bald nach langsamem Hinsterben die letzte Ruhestätte fanden. Eine Gitterthüre führt zu dem Friedhofe von Benguela. Nur mit Wehmuth sieht man hier die vielen Denkmäler, welche von Freunden und Verwandten aus weiter Ferne den an diesem mörderischen Orte verschiedenen Todten geweiht worden sind. Einfache Kreuze mit Angabe des Namens und Geburtsortes bezeichnen ihre Ruhestätte. Einem solchen Begräbnisse mußten auch wir leider beiwohnen, als einer unserer liebsten Freunde dem mörderischen Klima urplötzlich erlag. Wir trugen ihn zum Friedhofe, wo uns eine Anzahl ungebetener schwarzer Klageweiber laut weinend und schreiend empfing. Der Leichnam ward zur Beförderung einer schnelleren Verwesung mit ungelöschtem Kalk überschüttet und dann mit einigen Flaschen Essig übergossen. Außerhalb der Friedhofsmauer werden die Leichname der Schwarzen verbrannt und dies Geschäft von einem dazu bestimmten Neger verrichtet. Mehrmals sahen wir diesem zu, wie er den Leichnam, mit den Füßen gegen das Meer gekehrt, auf der flachen Erde niederlegte, ihn sodann mit trockenem Grase und Reisern überdeckte, vom Fußende her diese Brennstoffe anzündete und sich sodann schleunigst entfernte, da er die wilden Bestien fürchten mußte, die ganz in der Nähe ihre Schlupfwinkel hatten und um diese Zeit hervorzukommen pflegen. Da die Knochen der Verbrannten vom Feuer meist weniger angegriffen werden, so findet man nicht selten Menschenschädel und andere Gebeine in den Straßen zerstreut herumliegen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Hyäne selbst in den Straßen der Stadt ihre dem Fuchsbau ähnlichen Gruben anzulegen versucht. Der Ort, wo ein reicherer Neger verbrannt ward, pflegt durch Aufsteckung trockener Büsche bezeichnet zu werden, an denen sein Schmuck aufgehangen wird. Als ein Neger während unserer Anwesenheit verstorben war, sah man bald eine Menge langer Perlenschnuren, beschnittener Kalebassen, Kuhhörner und einen mit Perlen verzierten Kuhschwanz an dem Orte der Verbrennung hängen. Kein Neger wagt, diese ihm sonst so werthvollen Gegenstände anzurühren, der Fetisch des Verstorbenen würde solche Frevelthat fürchterlich rächen.

Nach G. Tams.

III. Bilder aus Europa.

46. Athen.

Wir landeten im Piräus, dem Hafen von Athen, eine Meile von der Stadt entfernt, in welcher wir bald darauf eintrafen. Wenn wir Athen betrachten, so suchen wir in der heutigen Stadt die Ueberreste der alten auf. Nur sie sind für uns von höherem Interesse, sind Gegenstände unserer Bewunderung. Die gegenwärtige Hauptstadt Griechenlands würde für uns nur geringeren Reiz haben, erinnerte nicht jeder Fußbreit Landes, jeder Stein an jenes alte Athen, das reich an herrlichen Tempeln und Statuen, Theatern, öffentlichen Gebäuden, Siegespforten und Grabmälern war. Die heutige Stadt bedeckt nur im Norden und Osten der Akropolis einen kleinen Theil des früheren Gebietes, das besonders im Süden und Südwesten dieser Burg vormals bedeutend war. Dort ist, namentlich im südwestlichen Theile, jetzt Alles noch mit zertrümmerten Mauerüberresten wie übersäet. Die Straßen sind, einige neue ausgenommen, uneben, eng, schmutzig, die Häuser aus Koth und unbehauenen Steinen erbärmlich zusammengeklebt; hier und da ist ein Gärtchen zwischen ihnen, ja bisweilen sieht man auch eine Cypresse, eine Palme oder einen Maulbeerbaum die flach gedeckten Häuser überragen. So das Athen von heute. Wie ganz anders in jener Zeit, als das lebhafteste, gewandteste, an Körper und Geist auf's freieste ausgebildete griechische Volk die in Trümmern gesunkenen Stätten bewohnte. Welches Treiben vom Morgen bis auf den Abend, welches Drängen dort auf dem mit Tempeln, Hallen und Staatsgebäuden geschmückten Marktplatze! Mit dem Beginne des Tages begann auch das Wogen und Fluthen des Volkes, das hier zur Unterhaltung und Tödtung seiner Langeweile, zu Handel und Wandel zusammenfloß und in ein Gewühl von streitenden und rathschlagenden Parteien sich theilte. Hier ein Zusammentritt der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhle für Sachwalter und Staatsmänner, da endlich eine Versammlung des ganzen stimmfähigen Volkes zu gemeinsamer Berathung. Bald mehr, bald weniger erhaltene Bauwerke erinnern an diese vormalige Größe. So in der Nähe des heutigen Bazars die Ueberbleibsel eines Gebäudes, das man als die Stoa des Hadrian bezeichnet und das einst zu Nutz und Frommen aller Lernbegierigen erbaut, aus einer Colonade von 120 korinthischen Säulen bestand. Alles war mit Statuen reich verziert, und die Decke blendete von Gold und Alabaster. Jetzt ist hier eine Caserne errichtet. Wir begeben uns von diesem Trümmerhaufen nach dem ziemlich wohl erhaltenen Theseustempel, dort auf einem Hügel im Nordwesten der Akropole. Die aus penteliſchem Marmor bestehenden dorischen gerieften Säulen haben im Laufe von mehr als 2000 Jahren eine bräunlich-gelbe glänzende Schattirung angenommen, welche ihnen einen zarten Goldschimmer verleiht. Von dem Hügel dieses Tempels aus erblickt man auch das von vier dorischen Säulen getragene, freilich jetzt von elenden Hütten umgebene Portal, welches vormals den alten vom neuen Marktplatze schied. Doch welche geschichtliche Be-

deutung hat jener kahle Felsenhügel im Westen der Akropolis? Es ist der Areopag, und noch heute sieht man an seiner südlichen Seite eine in Stein gehauene schmale Treppe, welche zu dem Platze leitete, auf welchem die Areopagiden zur Nachtzeit unter freiem Himmel Gericht hielten. Auf jener roh aus dem Felsen gearbeiteten Bank saßen sie, während auf den zwei vor ihnen stehenden Steinen der Kläger und der Angeklagte standen. Auf dieser Stätte vertheidigte in gewaltiger Feuerrede der Apostel Paulus die neue Lehre — Keiner der heidnischen Weltweisen wußte sie zu würdigen, sie erschien Allen als eine Thorheit. Von hier aus begeben wir uns in südwestlicher Richtung zur Rednerbühne der Pnyx. Sie ist eine großartige Ruine, an die Felsen eines Bergabhanges lehnend und schon vor Perikles Zeiten für Volksversammlungen erbaut. Ueber dem kreisrunden, colossalen, doch höchst einfachen Gebäude erblickt man noch die in den Felsen gehauenen Sitzreihen, sowie die gleichfalls in Stein gehauene Erhöhung für die Redner. Hier auf dem Standorte der Volksversammlungen sprachen ein Themistokles, Perikles und Demosthenes, hier wurde aber auch ein Aristides verbannt und ein Sokrates wegen seiner angeblich die Jugend verderbenden Lehren zum Giftbecher verurtheilt. Im Südosten der Akropole steht noch der Bogen des Hadrian, ein Marmorbau, welcher, ohne Thor zu sein, das vormalige Altathen von dem durch Kaiser Hadrian angelegten Neuathen trennte. Die Zierde dieses Stadttheiles aber war das am Ufer des Ilissos stehende Olympeion, ein Tempel des Zeus und einst von 120 korinthischen Säulen aus pentelischem Marmor umgeben, deren Pracht die sechzehn heute noch stehenden uns verkünden. 700 Jahre wurde an diesem Tempel gearbeitet, denn Pisistratus begann ihn 530 v. Chr. und erst Kaiser Hadrian vollendete ihn. Die colossale Statue des olympischen Jupiters war aus Gold und Elfenbein gearbeitet, und alle Städte, welche Colonieen Hadrian's waren, stifteten eherne Bildsäulen in demselben.

Doch um die Stätte vormaliger Herrlichkeit ganz zu überschauen, genügt es nicht, von Ruine zu Ruine, Trümmern und engen Straßen zu wandern, nur von der Akropolis aus vermögen wir das weltberühmte Gebiet mit unseren Augen zu beherrschen. Wir betreten die auf den von allen Seiten jäh abfallenden Kalkfelsen 150 Fuß hoch erbaute Burg auf dem einzigen möglichen Wege. Sie ist ringsum von Mauern umgeben, welche theilweise aus der ältesten Zeit stammen. Rechts vor dem Eingange zeigt der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin zwei Hallen von je vier jonischen Säulen in anmuthiger Leichtigkeit. Den Eingang in die Akropolis aber bilden die Propyläen, Säulenhallen im jonischen Style mit gerieften Pfeilern. — Tritt man durch den östlichen Vorhof auf die flache Höhe der Akropole, so fällt der Blick sogleich auf das Parthenon, den Tempel der jungfräulichen Göttin Minerva, ein Gebäude, welches auch in seinen Ueberresten ein Muster des edelsten Baustyls bleiben wird, wie es schon in seiner dorischen Einfachheit das herrlichste Gebäude des ganzen Alterthums war. Die Größe der Umrisse, der Glanz des Marmors, die tadellose Uebereinstimmung der Verhältnisse erfüllen die Seele des Beschauers mit jener Klarheit und Ruhe, welche der Hauptausdruck der Werke der griechischen Kunst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe sind. Ueber 2000 Jahre erhielt sich dieses Prachtgebäude, die Zerstörungswuth roher Barbaren wagte sich nicht daran, bis endlich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein von einem Pascha gemißhandelter Sklave das darin aufbewahrte türkische Pulvermagazin anzündete und einen Theil des Gebäudes in die Luft sprengte. An der östlichen Vorderseite stehen

jetzt nur noch acht Säulen und mehrere Säulengänge an den Seiten. Von den Statuen des Innern ist nur die des Hadrian noch vorhanden. Die Türken hatten auch diesen Prachtbau durch Anbaue verunstaltet, doch sind dieselben wie noch gar manche andere der Akropolis verschwunden, so daß er jetzt, obwohl Ruine, in Ehrfurcht gebietender Schönheit sich unseren Blicken zeigt. Nördlich vom Parthenon erheben sich die Ueberreste des Erechtheions in reizenden Formen aus dem sie umgebenden Schutte. Es waren zwei an einander gebaute Tempel, von denen der eine der Athene Polias, der andere der ihr treu gebliebenen Pandrosos, der Tochter des Cekrops, gewidmet war. In dem ersteren verehrte man das vom Himmel gefallene Standbild der Athene, während sich im zweiten der heilige Oelbaum befand, welchen Athene im Streite mit Poseidon oder Neptun hervorrief, sowie jene Salzquelle, welche dieser mit dem Dreizack aus dem Felsen schlug.

Doch nicht blos die erhabenen Ueberreste vormaliger Herrlichkeit fesseln uns an die Akropolis, sondern auch die reizende Fernsicht von diesem hohen Standpunkte. Von den dunkeln Gipfeln des Kythäron und Pentelikon, zwei einige Meilen im Nordwesten und Norden der Stadt gelegenen Bergen, senkt sich das Land herab bis an den saronischen Busen, in welchem duftumflossen Aegina und Salamis schwimmen. Ja noch weiter hin zeigen sich die Berge von Argos, von Trözena bis Akrokorinth, dessen lichte Mauern herüberschimmern. Wenden wir uns nun, so erblicken wir den im Südosten lang sich hinziehenden Hymettus und darüber hinaus die blaue See bis zu dem durch die Höhenzüge von Euböa begrenzten Horizonte. Hier in nächster Umgebung zieht in nordwestlicher Richtung jener Olivenwald, wo sich Platon's Akademie befand. Rechts hin bemerkt man neben anderen Ruinen am wasserlosen Ilissos die Rennbahn des Herodes Attikus, das Stadion, mit amphitheatraler Erhöhung. Auch die Natur ist hier eine andere geworden; statt der Schattenhaine des Lykeions, wo Aristoteles lehrte, wächst jetzt nur verkrüppeltes Gesträuch auf öder Haide. — Wenden wir uns der Nordseite zu, dann erblicken wir das alte vormals türkische Athen (Setines) mit seinen Holz- und Lehmspelunken, seinen schmutzigen Buden und Bazars. Neue ansehnliche Straßen mit freundlichen europäischen Häusern durchbrechen bereits dieses Winkelwerk, und mit besonderer Genugthuung weilt unser Blick auf neuen Gebäuden: auf der im Nordwesten hinter dem Theseustempel sich erhebenden Sternwarte, dem mehr nördlich liegenden und mit einer Marmorhalle geschmückten Universitätsgebäude, und dem endlich im Nordosten am Fuße des Lykabettes schimmernden neuen Königspalaste, einem großen weiten viereckigen Gebäude, das mit einem Marmorportikus geschmückt hoch über die Hauptstadt hinwegschaut. Dem Residenzschlosse gegenüber öffnet sich auf einen freien, aufwärts steigenden und mit Alleen besetzten Platz die Hermesstraße, welche ganz Athen von West nach Ost in gerader Linie durchschneidet. Mit ihr kreuzt sich im rechten Winkel die Aeolus-Straße, welche die Athenen-Straße in gleicher Richtung nebenlaufend hat. Außer diesen drei breiten Hauptstraßen giebt es noch andere neue, aber nur wenige Gebäude sind erst auf denselben zu sehen.

Auf diesen Straßen herrscht ein so reges Leben, daß man Athen für weit bevölkerter, als es ist, halten könnte. Wagen und Reiter eilen nach orientalischer Weise rasch vorüber, dicke Staubwolken wirbeln ihnen nach. Die Athenenstraße ist der Ort des lebhaftesten Verkehrs. In ihr wogt gegen Abend eine buntscheckige Menschenmasse auf und nieder. Da erblickt man neben den Trachten des Abendlandes den griechischen Stutzer in blendend

weißer Fustanella*), blauem Jäckchen, brauner seidner Weste und einem mit bunten Knöpfchen gezierten Vorhemdchen. In ruhig abgemessener Haltung schreitet ein Palikar (freiwilliger, unregelmäßiger Krieger), ein kräftiger schöner Mann vorbei. Jacke und Weste sind bei ihm reich an Gold- und Silberstickerei; der krumme Türkensäbel in reicher silberner Scheide schleift am langen rothseidenen Gehänge an seinen Füßen. Kühn und kräftig blickt sein feuriges Auge. Die schöne junge Griechin schreitet mit dem rothen, goldbesetzten Fes auf den dunkeln Locken leicht dahin. Mancherlei Trachten der verschiedenen Gegenden des Landes und seiner Inseln begegnen sich einander, unter denen dem Fremden besonders die flügelartig blos am Rückentheile angenäheten Schlitzärmel der gestickten Jacken auffallen, sowie jene weiten Faltenhosen, welche nur von unten an den Beinen etwas aufgebunden sind, hinten dagegen beim Gehen zwischen den Füßen hin- und herschlottern.

Athen ist in raschem Aufblühen begriffen. Schon jetzt hat es mit Zurechnung des Militairs und der Fremden über 30,000 Bewohner, eine Bevölkerung, die freilich lange noch nicht an die des alten Athen reicht, das 72,000 Bewohner zählte, aber dennoch viel beträchtlicher, als jene unter türkischer Herrschaft ist, wo die weltberühmte Stadt zum Dorfe herabgesunken war.

47. Eine Apenninenreise zwischen Parma und Genua.

Um die weniger bekannten Thäler der Apenninen, nebst der Oekonomie der Hirten auf den dortigen Gebirgshöhen kennen zu lernen, reiste ich von Parma ab und mußte die ganze hohe Gebirgskette durchwandern, welche Parma von Toskana und Genua abtrennt. Die Reise quer über dieses Gebirge läßt sich zu Pferde machen, wird aber meistentheils zu Fuße unternommen, indem die Pfade, welche auf und über dasselbe führen, noch rauher und steiler sind, als die meisten Alpenwege. Parma liegt vom Fuße des Gebirges drei Stunden entfernt. Hart an diesem erhebt sich das ehemalige Schloß Sala, wo wir unser erstes Nachtlager aufschlugen. Wir brachen mit Anbruch des Tages aus unserem Nachtquartier auf und marschirten etwa zwei Stunden dem Fuße der Hügel entlang, in gleicher Richtung mit dem Laufe des Po, auf Fußwegen, die jetzt in einer Linie mit der Ebene fortliefen, dann unter grünen Bogengängen, Lauben und Kastanienbäumen sich höher hinaufzogen, so daß man bald eine bezaubernde Aussicht genoß. Die Hügel, welche die Apenninen begrenzen, sind mit Bächen durchfurcht und zahlreichen Wohnungen besetzt. Am häufigsten wird in diesen Gegenden der Weinstock gebaut, und wo für diesen der Boden nicht milde genug ist, da verbreitet das sich weit ausdehnende Laubwerk des Kastanienbaumes seine kühlenden Schatten. Bei dem Dorfe Berzola verließen wir die fruchtbaren Flächen der Lombardei und wandten uns nun auf einmal gerade nach Süden hin. Nicht lange, so traten wir in das verschüttete Thal ein, welches von der Parma periodisch verheert wird. Indem wir bis zu der Quelle dieses Flusses hinaufstiegen, fingen wir zugleich an, in die wilderen Theile dieser Gegend einzudringen. Sieben Stunden lang ging es in diesem Thale aufwärts und immer fort in dem Bette des Flusses, das gerade jetzt in einen ausgetrockneten, mit Trümmern bedeckten

*) Eine weiberrockartige, bis über die Knie reichende, mit vielen Falten versehene Beinbekleidung von weißem Baumwollenzeug, zu welcher oft 50 und mehr Ellen verwandt werden. — Die griechische Fes ist 10—12 Zoll hoch und hat in der Mitte einen goldbesponnenen Knopf mit seidener Troddel. Es giebt den Mädchen ein niedliches, usarenmäßiges Aussehen. Arme Frauen tragen ein rothes Käppchen, Kalpak genannt.

und in der Breite von einer halben Stunde zwischen zwei Gebirgsketten sich hinziehenden Strich Geschiebes verwandelt war, so daß auch nicht der kleinste Fleck Landes mehr zum Anbau, ja nicht einmal mehr Raum genug zu einem Fußsteige übrig blieb. Zu unseren Seiten erhoben sich zwei parallel laufende Ketten von Anhöhen, die uns anfänglich blos in der Gestalt lachender Hügel erschienen, dann aber, sowie wir weiter vorrückten, sich zu einer bedeutenden Höhe emporhoben und endlich an die hohe Apenninenkette selbst anschlossen, von der sie gleichsam als Nebenarme zu betrachten sind, welche von Süden gegen Norden hinlaufen, während die Mittelkette sich von Westen gegen Osten erstreckt. Diese Verästungen ziehen sich ununterbrochen der ganzen Länge der Apenninen nach fort und sind offenbar Gräte, welche dem heftigen Andrange der Gewässer widerstanden haben. Während der ersten Stunde unseres Aufsteigens waren jene Hügelabhänge von zahlreichen Wohnungen belebt; Weinberge wechselten mit bebauten Gründen, und von Zeit zu Zeit sah man mitten aus den Umschattungen der Kastanienwälder sich einen Kirchthurm herausheben; sowie aber der Wanderer weiter in dem Thale vorrückt, werden auch diese Lebenszeichen alle seltener. Bald verschwinden Weinreben und Ulmen. Die Abhänge, allzu steil, als daß sie bebaut werden könnten, bieten dem Auge nur hier und da noch einen Weideplatz und einige Bäume und Trümmer dar. Als Seltenheit trifft man noch auf eine einzelne, kleine und dunkle, mit Steinplatten bedeckte Wohnung, deren zugespitztes Dach auf die Nähe der Schneeregion schließen läßt. Auch die schönen Kühe des flachen Landes sucht man in dieser Gegend umsonst, und die mageren Weideplätze werden von ziemlich elendem Vieh, von gefleckten Hammeln und einigen Ziegen abgeweidet. In den letzten Stunden unseres heutigen Marsches sahen wir auch diese einzige noch übrige Spur von Leben verschwinden. Das Thal ward auf einmal viel schmäler; ungeheure Felsen drängten die Parma in ein enges Bett zusammen; die Gebirge bekleideten sich mit einem größeren Charakter und stellten sich dar in breiten Massen von Felsen und Wäldern, mit einem Worte, unsere gesammten Umgebungen gewannen das Aussehen der Alpen. Der Fußpfad, welchem wir folgten, zog sich plötzlich über eine große Felsenmasse hinauf, von deren Höhe uns im gleichen Augenblicke ein Abgrund, dessen Tiefe die schäumenden Fluthen durchwühlten, eine über denselben kühn und schmal geschlagene Brücke, jenseits aber, auf einem mit Waldung bedeckten Hügel, das Ziel unserer heutigen Reise, der Kirchthurm von Bosco, in die Augen fiel. Das Dorf Bosco, der Hauptort dieses Bergbezirkes, gewährt einen höchst sonderbaren Anblick. Es hat durchaus keine Aehnlichkeit mit anderen Dörfern und mahnt eher an einen Weiler in Otaheite, als an eine europäische Ortschaft. Von Gassen oder aneinandergereiheten Häusern ist keine Rede und eben so wenig von Gärten oder bebauten Grundstücken.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als wir dieses Dorf verließen, um weiter gegen den hohen Grat der Apenninen aufzusteigen. Unsere Karawane hatte ein recht stattliches Aussehen. Das ganze Dorf hatte mit der rührendsten Gastfreundschaft dazu beigetragen, uns mit Mundvorrath zu versehen, die angesehensten Einwohner wollten uns begleiten, und wir führten bei unserer Abreise aus dem Pfarrhause nicht weniger als fünfzehn Pferde mit. Bald leitete der Weg uns tief in einen dichten, den ersten Absatz des Gebirges bedeckenden Kastanienwald hinein, bald über Grasplätze; bald, und öfter noch, über moosbekleidete, mit den ungeheuren, aus der Erde hervorstechenden Wurzeln der Kastanienbäume versetzte Felsenstücke. Unter diesen Schattengewölben, in welche nie ein Sonnenstrahl eindringt, herrscht ewige Kühle. Zwei

Stunden bedurften wir, um den Wald, der eine herrliche Zierde des Bezirkes von Bosco ausmacht und nebenbei für das Manna der Wüste gelten kann, zu durchreisen. Jetzt befanden wir uns am Fuße eines Felsengrates, und als wir über diesen hinweg waren, so traten wir in die Region der Buchen ein. Nun mußte man immer steiler hinaufsteigen, so daß unsere Pferde Mühe hatten, vorwärts zu klimmen. Nach Verlauf von zwei Stunden riefen endlich unsere Führer, sie erblickten das „heilige Wasser" (l'Acqua Santa). In der That befanden wir uns, nachdem wir einen letzten Berggipfel erstiegen hatten, am Ufer eines kleinen, mit reinem, lebendigem Wasser angefüllten Sees, der eine runde, dem Krater eines Vulkans gleichende Form hat und mit einer 2 bis 300 Fuß hohen ordentlichen Randeinfassung umgeben ist. Der mit Buchen bedeckte Abhang dieser Einfassung spiegelte sein Grün in der klaren Fluth des Wasserbeckens, und wäre an dieser Stelle der Pflanzenwuchs etwas weniger reich, so würde man sich an die Ufer der höchsten Alpenseen versetzt glauben.

Die Einwohner schreiben dem Wasser dieses keinen sichtbaren Abfluß habenden Sees von Acqua Santa mancherlei vortreffliche Eigenschaften zu und die Reise dorthin wird als eine Art von Wallfahrt betrachtet. Ich wußte nicht, auf was für einer Höhe wir uns gerade befinden mochten; inzwischen mußte sie, nach den Schneemassen zu schließen, die um uns herlagen und den Winter überlebt hatten, ziemlich beträchtlich sein.

Jenseits des Sees von Acqua Santa beginnen die großen Sommerweideplätze der Apenninen, welche sich von dem Magra-Thale an, das die niedrigen Berge von Genua von denjenigen von Toskana, Parma und Modena scheidet, über alle Gebirgsgruppen hinziehen. Die Eintheilungen dieser Weiden werden durch Felsenspitzen bestimmt, von denen jedoch die meisten in ihre eigenen Grundvesten zusammengesunken und in lange Schutthaufen verwandelt sind. Einige ziemlich gut gebaute Sennhütten gewähren den Hirten eine Zuflucht; die Heerden aber halten sich fortwährend unter freiem Himmel auf.

Bis jetzt hatte ich nur noch die mitternächtliche Seite der hohen Gebirgskette durchwandert, deren Gipfel erst noch in der Entfernung von einer halben Stunde Weges von mir lag. Auf dieser Höhe ist die Wasserscheide und der Grenzpunkt zwischen den Gebieten Genua, Parma und Modena. Um auf dieselbe zu gelangen, mußte noch ein mit dichtem und frisch bethautem Rasen bekleideter Abhang erstiegen werden. Schon dieser beherrscht die sämmtlichen Ketten der Apenninen; vollends aber in dem Augenblicke, wo der oberste Gipfel erreicht ist, entfaltet ein grenzenloser Horizont sich vor des Wanderers Blicken. Noch nie war mein Auge durch einen so hehren Anblick entzückt worden: ganz Italien lag ausgebreitet zu meinen Füßen. In wolkenloser Ferne schnitt die lange Kette der Alpen, von Frankreich bis Illyrien, so weit nur das Auge reichte, in den Horizont ein und umfing, wie mit einem Silberrahmen, die unermeßliche, von dem Po durchschlängelte Fläche, indeß ich das Erdreich — von dem hohen Ruhepunkte, auf dem ich mich befand — gleichsam stufenweise, bis an das Ufer des Meeres hinab, immer niedriger werden und zuletzt in den dunstigen Morgenhorizont versinken sah. Deutlich ließen sich die Meerbusen und die Schlösser von Spezzia unterscheiden, und begierig verfolgte mein Blick die prächtige Linie, welcher entlang das Meer von Toskana's Küsten sich gleichsam ehrfurchtsvoll beugt, um sich alsdann wieder zu entfernen und tiefer hinab die Gestade von Neapel zu verschönern. Kein Reisender durch Italien wird es bereuen, den Nebenausflug nach dem hier beschriebenen Standpunkte, der allerdings zu den merkwürdigsten in ganz

Europa gehört, unternommen zu haben; besonders, da jetzt von Parma bis Pontrémoli eine fahrbare Straße angelegt ist. Uebrigens läßt diese Reise, die vielleicht noch interessanter ist, als diejenige durch die Eisgebirge Savoyens, sich einzig zur Sommerzeit unternehmen. Die meisten Reisen durch Italien werden aber im Winter gemacht, wo man dann zwar wohl mit Kirchendenkmälern und Gräbern bekannt wird, hingegen nichts von allen den großen Reichthümern der Natur, womit jenes schöne Land ausgestattet ist, zu Gesicht bekommt. — Jetzt befand ich mich an den Grenzen von Modena. Ein niedlicher, sechs Fuß breiter, längs der Gebirgsabhänge künstlich angelegter Weg zum Hinabsteigen fand sich vor und leitete von Berg zu Berg bis an das Thal hinunter, das die Magra durchfließt und in welchem Pontrémoli liegt. Dieser Weg hat den einzigen Zweck, den Heerden den Zugang zu ihren Bergweiden zu erleichtern. Sowie man auf dem erwähnten Pfade tiefer gegen das mittelländische Meer hinabsteigt, fängt auch die Natur an, in veränderter Gestalt zu erscheinen. Jene fruchtbaren Felder und Getreidepflanzungen und jene Wiesen mit ihren Canälen, jene Eichen und Weidengebüsche verschwinden; man befindet sich unter südlichem Himmel und durchwandert Gehölze von Steineichen, von Cypressen und Lorbeeren; und statt der kleebewachsenen Wiesengründe sieht der Wanderer Hyacinthen und Tuberosen unter seinen Füßen blühen und treiben. Es sind dies die Genuesischen Gebirge. Jenseits der Magra, welche die niedrigen Bergketten von den hohen Apenninen, die wir jetzt durchreist hatten, scheidet, betraten wir den Grund und Boden von Genua, mit aller seiner Pracht, seinem Elende und seiner Verlassenheit. — Jetzt führte der Weg über unfruchtbare, mit Zwergkastanienbäumen besetzte Höhen und Abhänge, durch einige von den Waldströmungen zur Hälfte ausgewühlte Thäler und durch Dörfer von elendem Aussehen, deren Einwohner das Gepräge des Verbrechens auf der Stirne zu tragen schienen, nach Compiano, einem Flecken, der ganz Europa mit Affen- und Wildthierführern versieht; und endlich langte ich auf einem schmalen Pfade bei der Poststation von Bracco an. In Betreff der Cultur dieser Gebirge bleibt mir nur weniges zu bemerken. Da es an Weiden fehlt, so würde man auch hier die Industrie der Hirtenvölker umsonst suchen. Der ganze Viehstand ist auf Ziegen und etliche Hammel beschränkt. Die Kastanienbäume, wenngleich von dürftigem Wuchse, liefern die Hauptnahrung der Einwohner. Einige Aushilfe verschaffen die in den Thälern wachsenden Olivenbäume und Weinreben, sowie auch der türkische Weizen. Was aber den Haupterwerb dieses Volkes ausmacht, das sind die durch das Meer bedingten Küstengewerbe, wie Fischerei und Hafenarbeiten und das Auswandern.

So hatte ich denn die ganze Kette der Apenninen durchreist und befand mich nun an der Küste von Genua. Dieser entlang setzte ich meinen Weg fort bis oben an den Meerbusen, wo jene berühmte Stadt den Thron, von dem sie diese Meere beherrscht, scheint aufgeschlagen zu haben.

Nach Chateauvieux.

48. Die Maremmen.

Die Westküste Italiens gehört in vielen ihrer einzelnen Strecken zu den verschrieensten Gegenden dieses sonst von der Natur so reich gesegneten Landes. Unter diesen Küstenstrecken sind es aber besonders die Maremmen in Toskana und die pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Neapel. Erstere wollen wir durch nachstehenden Besuch näher kennen lernen.

Pisa lag hinter uns, vor uns dagegen ein wohlangebautes fruchtbares Land, in welchem wir einige Stunden dahinfuhren. Pisaner Landsleute in ihrer eigenthümlichen Arbeitstracht, in einem langen weißen Hemde mit kurzen Aermeln bestehend, gegen welches die dunkeln Gesichter und Arme grell genug abstachen, zogen vor uns bald vorüber, bald erblicken wir sie auf den zur Seite der Straße liegenden Feldern in großer Thätigkeit. Doch die Ortschaften wurden allgemach seltener und kleiner; lange Strecken unangebautes hügliges Land, nur mit Gesträuch und Laubholz bewachsen, zeigte sich den Blicken, und der darüber hängende graue Himmel ließ uns die eben betretene Landschaft gleich unseren norddeutschen Haidegegenden erscheinen, nur daß anstatt der Kiefern hier dunkle grüne Laubhölzer, wilder Wein, wilde Oelbäume, Pantoffelholzbäume oder Korkeichen, sowie auch wilde Feigenbäume von zum Theil krüppelhaftem, knorrigem Wuchse mit dem niederen, aber üppigen Grase den dunkeln Erdboden bedeckten. Auf der trefflichen Straße begegneten uns lange Kohlentransporte. Man bedient sich zur Fortschaffung der Kohlen nicht der Wagen, sondern der Pferde und Maulesel, denen man die Kohlensäcke zu beiden Seiten breit und hoch genug aufladet. Drei dieser Lastthiere sind gewöhnlich von einem rußigen Gesellen als Treiber begleitet, der durch dicke Gamaschen die Füße gegen Vipernbisse geschützt hat und dabei einen hohen spitzigen Hut, sowie einen rothbraunen dicken Mantel um die Schultern trägt. Recht abenteuerlich und fremd sieht es aus, wenn diese schwarzen Gestalten durch die finstere Haide auf der verödeten Straße einherziehen, zumal da in jener selbst oft die sonderbarsten Formen dem Wanderer sich darstellen. Da man nämlich wegen der hier herrschenden höchst ungesunden Luft (der Malaria, d. i. böse Luft) die Holzungen nicht regelmäßig benutzen kann, so wird von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf Holzart und Boden, ein Stück Waldung abgebrannt. Man ackert darauf das durch Asche gedüngte Land und es bringt dasselbe in den ersten beiden Jahren vielen Weizen hervor, kehrt aber bald zur früheren Unfruchtbarkeit zurück. Nun ergrünt neues Gestrüpp auf dem verlassenen Lande, während hier und da ein alter halbverbrannter Baumstamm gleich einem schwarzen, kurzen, dicken Unhold aus dem jungen Gesträuch mürrisch und tückisch hervorragt. Gleich wunderliche Gestalten bieten auch die Korkeichen und Pantoffelholzbäume dar, da von ihnen alle drei Jahre die Rinde abgeschält wird. Diese Bäume stehen nun blutroth im grünen Gebüsch, und gleich einer gewaltigen Riesenschlange umrankt sie der zwar nicht unfruchtbare, doch nur kleine Beeren hervorbringende wilde Weinstock.

Aber auch die Thierwelt sollte in diesem eigenthümlichen Landschaftsgemälde nicht fehlen. Wir bemerkten in den Haiden braune Schafe, schwarze fast haarlose Schweine, sowie auch Rinder und Pferde, die alle vom October bis Juni hier weilen, um dann beim Eintritt der Hitze in die Gebirge zurückkehren. Nur die Büffel bleiben dann noch in der Maremma und befinden sich in den heißen feuchten Steppen ganz vortrefflich; sollte es ihnen aber gar zu heiß werden, dann gehen sie in die zahlreichen Sümpfe, legen sich bis an den Hals in das Wasser und nähren sich vom frischen Seegrase. Diese Thiere sind große Gestalten, unserem größten Rinde ähnlich und besitzen auf dünnem Halse einen breiten Kopf mit abwärts gekrümmten kurzen Hörnern. Ihre Farbe ist schwarzbraun, Hals und Kopf zottig, der Blick tückisch und bösartig. Es sind gleichsam die Neger unter den Rindern, und während sie den Reiter fliehen, werden sie dem Fußgänger nicht selten gefährlich. Gezähmt eignen sie sich vortrefflich als Zugvieh. Sie werden auch gemolken

und es giebt ihre Milch den in Rom so beliebten Käse. Ihr eigentliches Vaterland ist Afrika, von wo sie der Longobardenkönig Agilulf zugleich mit dem wilden Pferde nach Italien verpflanzte. Unter den übrigen Thieren dieser Haiden ist auch der Wolf noch zu erwähnen, der von den Bergen herabsteigend den Heerden nachzieht und in diese nicht selten einfällt.

Wir waren in der Maremme, jenen theils trockenen, theils sumpfigen Ebenen der schönen Alpenhalbinsel, in denen die tückischen lebensfeindlichen Geister der Malaria ihre Herrschaft aufgeschlagen haben und sie als Eigenthum beanspruchen, ohne daß es dem Menschen bisher gelungen wäre, diesen schrecklichen Tyrannen daraus zu vertreiben und sich diese höchst fruchtbaren Gegenden zum bleibenden Eigenthum zu machen. Fragen wir aber nach dem Grunde der Versumpfung dieser Küstenstrecken, so ist es in dem von uns eben durchwanderten Theile besonders der Ombrone, ein Fluß, welcher hoch aus dem Gebirge herabstürzend, auf fünf Pfund Wasser ein Pfund Erde mit sich führt und dieses an seinem Ausflusse absetzt. Die Kraft seines Laufes wird dadurch gehemmt, sein Bett erhöht und ein Sumpf erzeugt, in welchen das Meerwasser bei Sturmfluthen eindringt, ohne daß es darauf einen raschen Abfluß finden könnte, besonders da das Meer längs der Küste Dünen bildet, hinter denen der Sumpf sich um so sicherer erhält. In dieser Vermischung des See- und Flußwassers gedeihen aber gewisse Pflanzen, besonders eine Charaart, welche hier in Unmassen wächst und welche, wenn sie in den heißen Monaten verfault, einen Gestank verbreitet, der fast allem thierischen Leben feind ist, ja selbst die Metalle mit Rost bedeckt. Dieses stehende Wasser ist ein wesentlicher Grund, daß diese vormals so blühende, von einer großen römischen Straße durchzogene, mit vielen ansehnlichen Städten besetzt gewesene Gegend bereits seit mehreren Jahrhunderten eine Wüste geworden, welche die wenigen Bewohner vom Monat Juni, wenn nicht schon früher, fliehen müssen, wollen sie dieser giftigen Atmosphäre nicht erliegen. Mit Recht sagt das Sprüchwort von der Maremma: „Man wird in einem Jahre in ihr reich, stirbt aber schon in sechs Monaten.“ Denn der Arbeiter, der, von den Apenninen herabsteigend, es wagt, die in größter Ueppigkeit stehenden reifen Saaten abzumähen, wird zwar gut bezahlt, bringt aber neben dem reichlichen Lohne meist bösartige Fieber mit auf seine Berge, wenn er nicht unten in der Ebene der giftigen Luft zum Opfer fiel. Wir frugen nach den Einwirkungen der Malaria auf den Menschen und erfuhren, daß dieselbe zuerst ein kaltes Fieber erzeuge, welches leicht und oft in bösartigere Fieber ausarte und namentlich Milz und Leber heftig angreife. So erzählte man uns von dem italienischen Naturforscher Brocchi, welcher den Muth hatte, sich außerhalb Roms in der Nähe einer durch ihre verpestende Luft berüchtigten Kirche vier Nächte hindurch im September aufzuhalten, während sowohl die Geistlichen dieser Kirche, als auch die Bewohner der umliegenden Häuser in dieser Zeit die Nacht auf den öffentlichen Plätzen Roms zuzubringen pflegen. Schon nach der vierten Nacht erkrankte Brocchi; ein anderer junger kräftiger Mann ward bereits nach der ersten Nacht vom Fieber ergriffen. Hält man sich längere Zeit in der Maremme auf, so stellen sich die zerstörendsten Krankheitserscheinungen ein, das Gesicht wird bleich und gelb, die Züge fallen ein, das Auge bekommt ein mattes Licht, der Unterleib schwillt auf, der Gang wird schleppend. So bilden die Bewohner dieser Gegenden den schroffsten Gegensatz zu ihren gesunden, starken, leicht beweglichen, lebensfrohen Landsleuten, welche oft nur wenige Meilen entfernt auf den Gebirgen wohnen. Und dennoch verlassen diese armen Menschen im Frühlinge ihre gesunde Heimath und steigen in die

Maremme herab, um die angebauten Theile derselben zur Aussaat für das Getreide zu bestellen. Da sieht man oft hundert Pflüge, bald von drei und vier Waldochsen oder Büffeln gezogen, welche, fast in einer Linie gehend, gleichzeitig ein Feld von fast einer deutschen Meile Länge bearbeiten. Wie die Aussaat, so die Ernte. Die auf solche Weise bearbeiteten Ländereien sind weder widerspenstig noch undankbar. Bald grünen die reichsten Saaten in üppigster Fülle; kommt die Erntezeit, so strömen die Gebirgsbewohner aus Savina, Lucca und den Abbruzzen herbei, um in möglichst kurzer Zeit — die Gefahr gebietet Eile — die Frucht zu schneiden. Wie durch einen Zauberschlag ist die große Einöde bevölkert, und wie zur Zeit der Bestellung diese noch Morgens ein unermeßliches Brachfeld, schon am Abend ein schön geackertes Land war, so war sie heute noch ein von goldenen Aehren erglänzendes Feld und morgen bereits ein dürres Brachfeld. Es kann kaum anderswo so auffallende Gegensätze als in diesen Steppen Italiens geben. Doch nicht der Ackersmann ist der einzige Mensch, welcher sich in die Maremme wagt, mehr thut es noch der Hirt. Gleich jenem steigt er zur Zeit des Schnees von seinen Bergen herab, um im Frühjahr mit seiner Heerde dahin zurückzukehren. Dieser wilde, aber freie und gastfreundschaftliche Hirt erscheint fast stets zu Pferde, die Lanze in der sehnigen Faust. Beschaut er mit seinem feurigen Auge den unbegrenzten Horizont, dann entgeht nichts seiner Aufmerksamkeit. Wehe dem rebellischen Stiere oder einem ausartenden überwilden Zuchthengste, der die geringste Unordnung in der Heerde verursacht: augenblicklich färbt sich das Eisen mit dem Blute des Ruhestörers, gebändigt und beschämt kehrt er zur Ordnung oder zu der ihm angewiesenen Stelle zurück. Selbst das wilde Thier erkennt im Menschen seinen Herrn und unterwirft sich stillschweigend und fügsam dem Joche. Diese Hirten haben sich an günstigeren Stellen Hütten mit Schirmdächern von Stroh errichtet, unter denen sie vor dem Platzregen Schutz suchen. Ihre Gestalt erschien uns höchst abenteuerlich, denn gleich den Faunen der alten Götterlehre schlenderten sie in haarigen Ziegenhosen und Ziegenwesten einher, nicht wenig verwundert über den stattlichen Wagen, in welchem wir vorüberfuhren.

Man hat Alles gethan, um diesen höchst fruchtbaren Küstenstrich bewohnbar zu machen. Schon der Großherzog Leopold I. von Toskana glaubte die Luft durch Anbau zu bessern und zog Tausende von arbeitsamen Menschen herbei, versprach Belohnungen und Befreiungen von Abgaben und hatte die Freude, nicht allein römische Bauernfamilien, sondern selbst eine Colonie Lothringer in die Maremma einziehen zu sehen. Die böse Luft hat sie alle aufgerieben. Man hat darauf das Land auszutrocknen gesucht, den Ombrone eingedämmt, durch die Sumpfseen Canäle gezogen und das erdeführende Wasser hineingeleitet, ja selbst dem Einbruch des Meerwassers zu wehren gesucht, allein noch immer ist es nicht gelungen, die giftigen Aushauchungen beseitigt zu haben, obwohl nicht zu leugnen ist, daß diese angestrengten Bemühungen nicht ohne alle Wirkung geblieben sind.

Nach Klemm und Didier.

49. Wahl und Huldigung eines Papstes (Pius IX.).

Papst Gregor XVI. war gestorben, sein einbalsamirter Leichnam auf dem hohen Paradebette in der Mitte der Sixtinischen Kapelle drei Tage lang ausgesetzt, sodann in den St. Petersdom getragen und in einer der Seitenkapellen so aufgestellt worden, daß die Füße durch das Eisengitter in den Gang des Hauptschiffes hinausragten. Hierher drängte sich nun die gläubige Menge

zum letzten Fußkusse. Während dieser Zeit wurde unter dem hohen Gewölbe des St. Petersdomes ein mächtiger Katafalk in Form eines griechischen Tempels erbaut, über welchem auf achtseitigem Fußgestelle sich die Bildsäule der Religion erhob, während an den vier Säulen des Tempels vier colossale weibliche Figuren standen, die Mildthätigkeit, Klugheit, Mäßigkeit und Staatsweisheit darstellend. Vier etwa 50 Fuß hohe Standleuchter an den vier Ecken der Stufen, welche zum Tempel hinaufführten, trugen in drei Reihen eine außerordentliche Menge großer Wachskerzen, welche mit den Kerzen über dem Dache gemeinschaftlich die Figur der Religion mit dem stärksten Lichtglanze umgaben. Dagegen hing im Innern des Tempels über dem daselbst aufgestellten Sarkophage nur eine einsame Ampel und verbreitete ihr schwaches Dämmerlicht. Drei Tage verblieb der Leichnam des Papstes in dieser feierlichen Aufstellung, dann ward er während der Nacht in jener Mauernische beigesetzt, in welcher bis jetzt die irdischen Ueberreste seines Vorgängers Pius VIII. geruht hatten. Diese aber wurden nun hinabgetragen in die Katakomben unter dem Hauptaltare, wo in langen Reihen die Sarkophage früherer Päpste stehen. Große Seelenmessen folgten an den nächsten drei Vormittagen, worauf zum Schluß die sämmtlichen Cardinäle den Sarkophag mit Weihwasser besprengten.

Kaum war die vorgeschriebene Trauerzeit beendet (etwa vierzehn Tage nachher), als sämmtliche Cardinäle das Conclave auf dem Quirinal bezogen. Man versteht unter Conclave sowohl die Versammlung der Cardinäle zur Vollziehung einer neuen Papstwahl, als auch den Ort derselben. In dem Palaste, wo die Wahl stattfindet, ward für jeden einzelnen Cardinal eine kleine, innen mit Tuch überzogene und mit den nöthigen Einrichtungen versehene Zelle erbaut und jede derselben durch's Loos an die einzelnen Cardinäle vertheilt. Eine solche Zelle besteht aus zwei Abtheilungen, wovon die eine für den Cardinal, die andere für seine zwei bis drei Secretäre oder Conclavisten bestimmt ist. Jede dieser Zellen besitzt ein kleines Fenster und erhält ihr Licht von der Gallerie aus. Vor dem Palaste aber ist eine bedeutende Truppenabtheilung versammelt, um die hier versammelten Cardinäle gegen etwaige Volksbewegungen zu Gunsten irgend einer beliebten Persönlichkeit sicher zu stellen. Daher mußten sich schon am Abende nach dem feierlichen Einzuge alle nicht zu dem Conclave gehörigen Personen entfernen, alle Fenster bis auf das einzige oberhalb jeder Zelle wurden vermauert, und nur ein Thor, aber auch dieses von innen und außen verschlossen, und eine Seitenpforte blieben für den unerläßlichsten Verkehr. Alle Speisen gelangten durch vier Oeffnungen im Hauptthore in das Innere. Ueber die wirklich erfolgte Verschließung des Conclave wird eine Urkunde abgefaßt. Die Wahl selbst geschieht durch die Cardinäle; auch kann nur aus ihrer Mitte der Papst erwählt werden. Stellvertreter für die Cardinäle sind nicht zulässig, eben so ist auch aller schriftliche und mündliche Verkehr mit den im Conclave befindlichen Cardinälen untersagt. Geheime Abstimmung bezeichnet den Erwählten, und es wird dieselbe so lange fortgesetzt, bis zwei Drittel der Stimmen sich für Einen erklärt haben. Die Stimmzettel werden nach jeder erfolglosen Wahl in einem besonderen Kamine verbrannt, und der aus dem Schornsteine desselben aufsteigende Rauch ist dem draußen harrenden zahlreich versammelten Volke Beweis, daß die berathenden Kirchenfürsten sich über einen neuen Papst noch nicht vereinigen konnten. Man kann denken, mit welcher Ungeduld Alle nach jenem Schornsteine blicken. Können die Cardinäle nach Ablauf der drei ersten Tage über einen neuen Papst noch nicht zur nöthigen Stimmenzahl

kommen, so erhalten sie in den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht. Ist aber die Wahl erfolgt, so erklärt der Gewählte auf Befragen seine Annahme und giebt zugleich den Namen an, welchen er als Papst führen will. Nach verrichtetem Gebete wird er darauf mit dem päpstlichen Ornate bekleidet und empfängt von den Cardinälen mittelst Handkusses und zweimaliger Umarmung die erste Huldigung. Bei der Wahl Pius IX. war das Volk in allgemeiner Spannung, denn eben als die Cardinäle nach dem Conclave fuhren, verlautete das Gerücht, man wolle den beim Volke beliebten Kapuzinergeneral, Cardinal Micara, ohne Weiteres zum Papste ausrufen. Doch es war dies nur Gerücht, Niemand machte den leisesten Versuch dazu. Man fürchtete den päpstlichen Stuhl wochenlang erledigt zu sehen und in dem vom Quirinal aufsteigenden verhängnißvollen Rauche das Zeichen, daß die versammelten Eminenzen sich nicht vereinigen könnten. Da verbreitete sich plötzlich schon am zweiten Abende des Conclave — dem **16. Juni 1846** — durch ganz Rom das Gerücht, Cardinal Ghizzi sei zum Papste erwählt. Der Ceremonienmeister des Conclave hatte nämlich bei Herbeischaffung eines vollständigen päpstlichen Anzuges sich ganz gelegentlich nach Schuhen oder Pantoffeln von der möglichst kleinsten Gattung umgethan. Die in äußerster Spannung Harrenden verfolgten die einzige aus dem Conclave gekommene Nachricht und waren der Ueberzeugung, daß der neugewählte Papst nur klein von Person und kein Anderer, als Cardinal Ghizzi sein könne. Doch man hatte sich geirrt. Schon am andern Morgen ging in Rom von Mund zu Mund die Nachricht, daß in der verflossenen Nacht Cardinal Mastai-Feretti, einer gräflichen Familie in Sinigaglia entsprossen, zum Papste erwählt worden sei. Sofort strömte ganz Rom zu dem Quirinal, wo bereits aller Augen auf den vermauerten Balkonbogen gerichtet waren. Dieser mußte sich öffnen, bevor der neue Kirchenfürst hervortreten konnte. Der Platz vor dem Palaste war viel zu klein, die ganze Masse des Volkes aufzunehmen. Alle Dächer und Fenster der angrenzenden Paläste waren mit erwartenden Menschen bedeckt. Da, bald nach neun Uhr, entstand am untersten Ende der frischen Mauer eine Oeffnung, welche in unglaublicher Schnelle sich aufwärts vergrößerte, bis sie kurz darauf Manneshöhe erreicht hatte. Zuerst kam eine Menge schwarzgekleideter Hofbeamten heraus, denen der Cardinal-Diaconus Sforza folgte. Derselbe verkündete aus einem Manifeste dem anwesenden Volke die Wahl des neuen Papstes und seinen Namen Pius IX. Bald darauf erschienen auch sämmtliche Cardinäle, alle in violettfarbenem Hauskleide mit rothen Käppchen auf den Häuptern. Die ersteren Beamten hatten sich vom Balkon entfernt, die Cardinäle allein füllten ihn jetzt. Ein Kreuz in der Maueröffnung ward sichtbar, hinter ihm der neue Papst im Ornate der päpstlichen Hauskleidung. Er war tief bewegt, und als er die Rechte zum ersten Segen erheben wollte, bedeckte er mit dem Tuche in der Linken das Angesicht und weinte. Das Volk aber fiel auf die Kniee, entblößte das Haupt und rief unter dem Schwenken der Tücher und Hüte: Evviva il santo Padre, Pio Nono (es lebe der heilige Vater, Pius IX.).

Die Clausur des Conclave hatte aufgehört, die Cardinäle eilten über die von der Menge bedeckten Straßen heim in ihre Paläste. Das Militär, mit grünen Zweigen auf den Tschako's, durchzog die Stadt mit klingendem Spiel, alle Glocken ertönten, bis am Nachmittage um fünf Uhr der neue Papst seinen feierlichen Zug vom Quirinal nach St. Peter hielt, um hier am Grabe des Apostels Gott zu danken und die Huldigungen der Cardinäle entgegenzunehmen. Er saß im goldenen Staatswagen, welcher von acht prachtvoll

geschirrten Rossen gezogen ward. Ein Diacon ritt mit hohem, goldenem Kreuze auf einem schön gezäumten weißen Maulthiere dem Wagen voran, während die päpstliche Nobelgarde zu Pferde demselben folgte. Lauter Jubel des Volkes erscholl aller Orten, aus allen Fenstern wehten die Tücher, die Glocken aller Kirchen läuteten, und beim Betreten der Engelsbrücke erdröhnten die Kanonen. In der Sixtinischen Kapelle angelangt, empfing der Papst am Altare die Huldigung sämmtlicher Cardinäle, indem ihm dieselben Fuß, Knie und Schultern küßten. Doch der feierlichste Moment war, als die großen Bronzethüren des Haupteinganges der St. Peterskirche sich dem neuen Fürsten zum ersten Male aufthaten und dieser auf dem goldenen Stuhle hereingetragen wurde, zu beiden Seiten die weißen Pfauenwedel und umgeben von der Schweizer Hellebardenwache in mittelalterlicher Tracht. Rauschende Musik ertönte durch die weiten, großartigen Tempelhallen, bis der Zug am Hauptaltare angekommen war, wo auf dem daselbst aufgeschlagenen Throne der Papst sich niederließ.

Wenige Tage darauf erfolgte in derselben Kirche unter dem höchsten Gepränge die feierliche Krönung. Die einfache goldene Mitra ward dem neuen Herrscher abgenommen und dafür die mit Edelsteinen reich geschmückte Papstkrone mit den Worten auf das Haupt gesetzt: „Nimm die dreifache Krone und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Lenker des Erdkreises, der Stellvertreter unseres Heilandes Jesu Christi bist, welchem sei Ehre und Preis in Ewigkeit. Amen!“ — Unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen, ertheilte hierauf der neue Papst den ersten großen Segen der ganzen katholischen Christenheit. Rom aber strahlte, wie an den vorhergehenden Abenden, so auch am Abende der Krönung, in glänzender Beleuchtung.

Ein neuer Papst und noch das alte Rom!

Nach der „Illustrirten Zeitung.“

50. Die heilige Woche in Rom.

Zu keiner Zeit des Jahres ist die Zahl der nach Rom ziehenden Fremden so beträchtlich, als in der sogenannten heiligen oder Charwoche, jener Woche, welche mit dem Palmsonntage beginnt und mit dem Ostersonntage endet. — Eine Reihe prachtvoller Ceremonien, deren Zweck die Darstellung des Leidens und Sterbens Christi, sowie seiner siegreichen Auferstehung ist, zeichnen sich durch Großartigkeit vor Allem aus, was andere Städte und Länder an kirchlichen Festen aufzuweisen haben. Wir sind in Rom Zeugen dieser Feierlichkeiten, die im Laufe der Jahrhunderte kaum irgend eine wesentliche Veränderung erfahren haben und in ihren Haupttheilen alljährlich regelmäßig wiederkehren. —

Der Morgen des Palmsonntages bricht an, die Kirchen hüllen sich in Trauer. Die Altäre, die Kreuze, die Bilder werden mit violetten Decken überhängt und die Messe lesenden Priester tragen Chorröcke von derselben Farbe bis zum Ostersonntage. Wir und mit uns eine außerordentliche Volksmenge sind in der St. Peterskirche. Eine allgemeine Bewegung verräth die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit. Im feierlichen Zuge nahen zu Zwei und Zwei die Bußväter, Priester, welche im Auftrage des Bischofs die noch vorbehaltenen Sünden erlassen und als geistliche Strafrichter eine besondere Würde einnehmen. Die Cardinäle im Chorrock folgen ihnen, dann aber erscheint der Papst, getragen auf einem Thronsessel, über welchen sich ein Dach ausbreitet. Zwei weiße Pfauenwedel werden zu beiden Seiten

getragen, der Papst selbst aber steht mit ausgebreiteten, segenspendenden Händen, das Haupt mit einer silbernen Bischofsmütze, Mitra, bedeckt, gleich einer Bildsäule da. Der Zug bewegt sich bis in die Nähe des Hochaltars. Der heilige Vater steigt herab, verrichtet ein kurzes Gebet und begiebt sich dann nach dem für ihn aufgeschlagenen Throne, um hier die Einsegnung und Vertheilung der Palmenzweige zur Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem vorzunehmen. Alle höheren Beamten, geistliche und weltliche, treten zu Zweien heran, empfangen die geweihte Palme, beugen das Knie und küssen das Kreuz auf dem Pantoffel des Papstes. Ein Cardinal hält die Messe ab und von dem Chore tönen die feierlichen Gesänge der Passionsmusik.

Es ist 21½ — nach unserer Zeit 3½ Uhr Nachmittags — der oberste der Bußväter (Großpönitentiarius) erhebt und begiebt sich in das päpstliche Bußgericht nach Johann im Lateran, der eigentlichen Hauptkirche Roms. Hier setzt er sich ohne Chormantel und nur mit der viereckigen Cardinalsmütze bedeckt, nieder und schlägt mit einem langen Stabe zuerst die kirchlichen Würdenträger (Prälaten), dann alle die übrigen Anwesenden leicht auf den Kopf. Für diese Handlung der Demuth wird ein hunderttägiger Ablaß ertheilt. Findet sich Niemand mehr in dem Beichtstuhle ein, so entfernt er sich unter Danksagung gegen die Prälaten, welche ihn begleitet haben, um dieselbe Ceremonie am Mittwoch in St. Maria-Major und am Charfreitage in St. Peter vorzunehmen.

Der Montag und Dienstag der heiligen Woche gleichen auch zu Rom, wie an allen anderen Orten, den übrigen Tagen des Jahres, doch werden die Kirchen mehr als gewöhnlich besucht. Die großen Feierlichkeiten beginnen erst die Mittwoch mit der Todtenmesse in der Sixtinischen Kapelle. Es ist 22 Uhr, 2 Stunden vor Sonnenuntergang. Die ganze Kapelle, welche kaum 500 Menschen in ihren Prachträumen aufzunehmen vermag, ist von Menschen überfüllt. Die herrlichste Musik, Psalmen und Klagelieder, ertönt in tief ergreifenden himmlischen Tönen, gleich als ob Engel um ein verlornes Paradies weinten. Die Sonne ist schon untergegangen und ihre letzten Strahlen erglänzten in den Fenstern der Kapelle, da ertönt das tief ergreifende Miserere (Sei mir gnädig, Gott, Psalm 57). Aller Augen füllen sich mit Thränen und die Seele wird von heiligem Schauer ergriffen. — Der Papst trug einen rothen, goldgestickten Talar und die silberne Mitra, die Cardinäle violette Chormäntel. Auf dem Altare brennen 13 Kerzen, eine nach der anderen wird ausgelöscht, nur die übrig bleibende dreizehnte wird unter den Altar gestellt, zur Erinnerung an den Abfall der zwölf Apostel und die Treue der Mutter Christi. Während des Miserere aber kniet der Messe lesende Priester nieder und liest mit entblößtem Haupte, doch lauter, feierlicher Stimme, das schöne Gebet des siebenundfünfzigsten Psalmen, bis gegen den Schluß die Stimme immer eintöniger wird und endlich verstummt. Das Gebet war beendet und alle Anwesenden schlugen nun mit Stöcken auf die Sitze und Bänke, um die Mißhandlungen des Herrn anschaulich zu machen. Die Musik ist wahrhaft betäubend, selbst Kindergeschrei verstärkt den Lärm noch und das Volk findet hieran so viel Geschmack, daß es nicht sobald aufhört. Da hält ein Meßdiener die unter den Altar gestellte Kerze in die Höhe und sofort erfolgt eine allgemeine Stille.

Die Messe ist zu Ende. Alle Kirchen leeren sich von der großen Zahl der Gläubigen, und in buntem Gemisch stürzen sich dieselben nach dem St. Petersplatze. Ein Wort geht über Aller Lippen: „Der Segen! der Segen!“ Die päpstlichen Soldaten zu Fuß und zu Roß haben bereits den weiten Platz

bedeckt, das Volk liegt auf den Knieen in den Gängen und auf den gewaltigen Freitreppen der Basilika (Peterskirche). Lärm und Unordnung nehmen zu mit der Menschenmasse, da tritt plötzlich feierliche Stille ein, ein Freudenruf ertönt, die allgemeine Bewegung verkündigt die Ankunft des Papstes. — Von zwölf roth gekleideten Dienern auf einem Throne von Sammet, unter einem prächtigen Thronhimmel getragen, von Cardinälen umgeben und unter dem Vortritt von Bischöfen und Prälaten, sowie in Begleitung von Schweizern und Edelgarde bewegt sich das Oberhaupt der katholischen Kirche durch den großen Saal der Basilika und gelangt so bis an das große, offene Bogenfenster, welches die Loge des Segens heißt. Immer noch sitzend und die Tiara auf dem Haupte, verliest er die Sündenvergebungsformel, dann erhebt er sich, richtet die Hände gen Himmel und spricht über Stadt und Welt den Weihespruch der göttlichen Gnade: „Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist." Bei diesen Worten erdröhnen die Kanonen der Engelsburg, die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, alle Glocken läuten, und aus dem Munde der vielen Tausende, welche hier unbeweglich auf den Knieen liegen, ertönt das Amen! Amen! der Menschheit zum Herrn des Himmels.

In früherer Zeit erneuerte der Papst bei dieser Gelegenheit noch vor Ertheilung des Segens den Bann über die „Ketzer und Unbußfertigen", eine Handlung, welche die Verkündigung der Bulle in coena domini genannt wird. Der Unterdiaconus zu seiner linken Hand verlas die Bulle lateinisch, der Diaconus italienisch, dann wurden die Kerzen angezündet, die Bulle zerrissen und in alle Winde ausgestreut, worauf Papst und Cardinäle ihre Kerzen wieder verlöschten und sie unter die Menge warfen. Dieser Gebrauch findet gegenwärtig nicht mehr statt, die jetzt verlesene und herabgeworfene Bulle verheißt allen Anwesenden volle Sündenvergebung.

Am grünen Donnerstage strömt in aller Frühe die Menge des Volkes nach der Peterskirche, um hier Zeuge der Ceremonie der Fußwaschung zu sein. In einer der Seitenkapellen erhebt sich ein einfacher Thronsessel, ein langer Auftritt ist für die dreizehn Apostel bestimmt, dreizehn arme Priester oder Diaconen, auch Pilgrime aus den verschiedensten Ländern der Christenheit. Die dreizehn Apostel haben sich auf den Bänken niedergelassen, Alle tragen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckige weiße Mütze. Ihr rechter Fuß ist entblößt, da dieser vom heiligen Vater gewaschen werden soll. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit tritt mit vorgebundener Schürze herein, begiebt sich zu den dreizehn Aposteln und wäscht hierauf aus einem silbernen, reich vergoldeten Waschbecken ihnen die Füße, trocknet sie ab und küßt sie sodann. Jeder der Apostel empfängt hierauf vom Schatzmeister eine goldene und eine silberne Medaille und von einem der Cardinäle einen Blumenstrauß. Dieser Feierlichkeit folgt die Abendmahlsfeier, doch wird dieselbe nicht in der Peterskirche, sondern in einem Saale des Vatikans (päpstlichen Palastes) abgehalten. Der Papst war im Chorhemde, die dreizehn Apostel, seine Gäste, saßen an einer Tafel. Er segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen und bediente sie — eingedenk der Worte: Der Größte unter euch soll euer Diener sein; denn wer sich selbst u. s. w. — während des Essens.

Noch einmal wird am Abend des grünen Donnerstages das Miserere in der Sixtinischen Kapelle gesungen. Die Nacht ist hereingebrochen, der Thron des Papstes seines Schmuckes entkleidet und ohne Baldachin. Das Kreuz und der Altar sind schwarz verhängt, die Kerzen bestehen aus gelbem Wachs.

Das große Kreuz, welches vor dem Hauptaltare der St. Peterskirche hängt und das, aus Kupferplatten bestehend, mehr als zwanzig Fuß mißt, strahlt allein im Glanze von 666 Lichtern. Ganz Rom ist jetzt von Donnerstag Mittag an — denn man feiert hier den grünen Donnerstag als Todestag Christi — bis zur Messe am stillen Sonnabend in tiefer Trauer. Die Glocken sind verstummt, die Uhren verkündigen die Stunden nicht mehr und Knaben sind an ihre Stelle getreten, welche mit einer Art Schnarre durch die Straßen laufen und die Zeit anzeigen. Tritt man in die Kirchen, so findet man hier kein Weihwasser mehr, selbst die Weihrauchräucherungen sind verschwunden. Auf dem Altare stehen keine weißen, sondern nur noch gelbe Kerzen; das Zeichen des Kreuzes wird nicht mehr geschlagen, der Segen vom Papste nicht mehr ertheilt, selbst die Trommeln der Soldaten geben nur noch einen dumpfen traurigen Ton.

Am Morgen des Charfreitages versammeln sich der Papst, die Cardinäle, die Bischöfe und die Prälaten vor dem Kreuze in der Sixtinischen Kapelle. Alte Trauergesänge ertönen in ernstfeierlicher Weise durch die heiligen Räume. Da erhebt sich plötzlich der Papst und mit ihm die Kardinäle und steigen mit nackten Füßen und entblößtem Haupte, die Hände gefaltet, hinunter in die Basilika von St. Peter, um hier die Reliquien des Kreuzes, der Lanze und des Schweißtuchs der heiligen Veronika zu verehren. Der Papst kniet vor seinem Betpulte, vor dem schwebenden, erleuchteten Kreuze über dem Beichtstuhle des heiligen Petrus. Die mehr als hundert Lampen, welche hier das ganze Jahr brennen, sind jetzt verlöscht. Die Cardinäle knieen auf hölzernen Bänken hinter dem Papste; Alle haben die Zeichen äußerer Würde bis auf die Siegelringe abgelegt, selbst die Chorröcke sind von gemeinem Stoffe.

So bricht der stille Sonnabend an, an welchem unter anderen zwei Feierlichkeiten, die Taufe und die Confirmation der Neubekehrten im Lateran des heiligen Johannes stattfinden. Diesmal war es ein jüdischer Jüngling, welcher die heilige Taufe empfing. Er war mit einem weißen Kleide nach Art der ersten Christen angethan, legte sein Glaubensbekenntniß ab und ward darauf getauft. Am Sonnabend ertönen auf einmal alle seit drei Tagen verstummten Glocken. Die Kanonen der Engelsburg krachen in den Lärm hinein, der sich plötzlich in demselben Augenblicke in allen Straßen der Stadt erhebt. Längs der Häuserreihen sind alte Töpfe, Schüsseln und Krüge aufgepflanzt, welche man für diesen Tag schon lange aufgehoben hat. Unter diese Gefäße legt man Kanonenschläge und brennt sie ab. Das Freudengeschrei des Volkes mischt sich in ihr Krachen, das von den Fenstern aus durch Flinten- und Pistolenschüsse erwidert wird. Alles ist in freudigster Bewegung. Die Pforten des Grabes sind gesprengt, die Trauerwoche ist zu Ende!

An demselben Tage wird auch in der päpstlichen Kapelle das Feuer und das Osterlicht geweiht. Alle Familien sitzen beim Ostermahle zusammen, das stets in einer Eiersuppe, einem großen Osterfladen und zur Erinnerung an das Osterlamm aus einem Zicklein besteht. Keine Familie aber verzehrt das Mahl, bevor es nicht vom Pfarrer des Sprengels, der von Haus zu Haus geht, geweiht ist. Die Römer sind an diese Sitte so gewöhnt, daß selbst die Armen an die Thür der Klöster gehen, um sich die zur Bereitung des Ostermahls nöthigen Lebensmittel zu erbetteln. Die Kapuziner werden hierbei besonders in Anspruch genommen, von ihnen erhalten die Armen Eier, Lammfleisch und Wurst nebst einigen Gläsern Wein. In allen Häusern ist man geschäftig und scheuert von oben bis unten, gleich als wolle man den alten Menschen ausziehen und in einem neuen Leben wandeln.

So bricht der erste Ostertag an. Der Papst selbst hält in St. Peter das Hochamt in aller Pracht des siegenden Christus. Der hohepriesterliche Talar wallt über seine Schultern, die dreifache Krone sitzt auf seinem Haupte. So wird er von dem Volke mit dem tiefsten Schweigen und der größten Ehrerbietung empfangen; eine große Menge von Cardinälen in Chormänteln und reichen Meßgewändern von Silberstoff und Goldstickerei, die fremden Patriarchen, alle anwesenden Bischöfe und Prälaten, die Edelgarde und ein glänzendes Gefolge umgeben ihn. Das Hochamt wird vom Papste selbst gefeiert und bei der Erhebung der Hostie sinken 30,000 Andächtige in die Kniee. Hierauf folgt die Communion. Nachdem der Papst die Hostie durchbrochen und sich selbst gereicht hat, giebt er die andere Hälfte, in zwei Theile getheilt, seinen beiden Diaconen. Hierauf trinkt er von dem geweihten Blute, aber nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre, damit kein Tropfen auf die Erde falle. Nach beendeter Messe spendet er hierauf, wie am grünen Donnerstage, den päpstlichen Segen. Auch jetzt ertönt das Geläute aller Glocken, die Trommeln wirbeln und die Kanonen der Engelsburg krachen darein.

Die Menge des Volkes zerstreut sich, um sich zur letzten Feier der heiligen Woche, der Erleuchtung der Peterskirche und dem Feuerwerke, vorzubereiten. Mit Eintritt der Nacht bedeckt sich die St. Peterskirche mit luftigen Gestalten, welche an Seilen hängend, gleich Vögeln von einem Säulenkapital zum andern klettern, auf- und absteigen, selbst auf den Vorsprüngen der Kuppel umherlaufen, durch die Säulen der Laterne bis auf den vergoldeten Knopf kriechen, ja bis zum Kreuze hinaufklettern, dem höchsten Punkte dieses mächtigen Gebäudes. Es sind Arbeiter, welche die Erleuchtung der Peterskirche vorbereiten. Wie man sagt, hören diese Leute Messe, beichten und erhalten die Absolution, ehe sie an ihr halsbrecherisches Werk gehen. Bald erglänzt die ganze Fronte von St. Peter und die daranstoßende Colonade in dem milden Lichte von 50,000 Papierlaternen. Doch dieser Glanz ist nur Vorspiel; eine Stunde darauf scheint der ganze colossale Prachtbau in Flammen zu stehen, indem gleichzeitig eine große Anzahl von Gefäßen mit Holzspähnen und Terpentin angezündet werden. Die Wirkung, obwohl nur von kurzer Dauer, ist wahrhaft zauberisch. Eine mächtige Bewegung ergreift plötzlich die ganze Volksmenge. Alles wälzt sich über die Brücke von St. Angelo nach dem jenseitigen Tiberufer. Das Feuerwerk der nahen Engelsburg ist von hier aus am besten zu sehen. Plötzlich steigen 3500 Raketen zu gleicher Zeit in die Luft und bilden einen wahren Feuerkreisel, die weltberühmte Girandola. Die ganze Tiber scheint bei diesem Flammenmeere in Feuer zu stehen. Ist das Feuerwerk vorüber und blickt man dann nach der für einen Augenblick vergessenen St. Peterskirche, so leuchtet sie in ihrer Herrlichkeit wie ein Stern aus dunkler Nacht. Und hiermit endet die heilige Woche.

Nach der „Illustrirten Zeitung“ und Poujoulat.

51. Die Einkleidung einer Nonne.

Als ich einst an einem schönen Frühlingsmorgen über den kleinen Platz vor der Kirche Sant Andrea delle Fratte meiner Wohnung zuschritt, sah ich vor dem Eingange der Kirche einige Staatscarossen von Cardinälen halten. Ich fragte, was es gäbe, und erhielt zur Antwort: una sposa di Dio, eine Himmelsbraut.

Ich folgte dem Zuge der in die kleine Kirche eindringenden Neugierigen und kam noch gerade zur rechten Zeit, um einen guten Platz in dem beschränkten

Zuschauerraume zu gewinnen. Denn der größere Theil des Hauptschiffes der Kirche war abgesperrt für die zur Feierlichkeit eingeladenen Verwandten und Freunde der Himmelsbraut.

Es vergingen nahezu zwei Stunden, bis alle geladenen Gäste erschienen waren, und ehe der Cardinal, der das feierliche Amt einsegnen sollte, umgeben von zahlreicher und glänzender Dienerschaft, seinen Einzug hielt. Noch aber war von der Hauptperson nichts zu sehen. Endlich entstand eine Bewegung im Volke, und durch die Doppelreihe dienstthuender Schweizergarden und Ehrenherren des Cardinals schritt langsam und feierlich eine hohe stattliche Jungfrau, fast wie eine Königstochter anzuschauen. Auf dem wunderbar schönen, hochgetragenen Haupte strahlte eine kleine Krone von Diamanten, und die ganze hohe und schlanke Gestalt war von einem weißen, glänzenden Atlasgewande umflossen, dessen lange Schleppe ein Page nachtrug. Obgleich die von langen dunkeln Wimpern beschatteten Augen niedergeschlagen waren, schien sie doch von Zeit zu Zeit triumphirend umherzublicken, als wollte sie allen Versammelten zeigen, daß sie aus freiem, freudigem Entschlusse den nichtigen Freuden dieser Welt entsage. Auf ihren Wangen schien die Fülle des Lebens zu glühen, und um die schwellenden Lippen spielte ein Lächeln ruhiger Seligkeit. Kurz vor ihrem Erscheinen hatten geschäftige Geistliche gedruckte Blätter unter die Zuschauer vertheilt. Es waren Gedichte zur Verherrlichung des Festes und der neuen Gottesbraut, schwülstig und hochtrabend, wie diese Art von Poesie in Italien bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt. Ich ersah aus denselben, daß die schöne Jungfrau dem gräflichen Geschlechte der Rosa's angehöre.

Zuerst schritt dieselbe auf einen kleinen, mit rothem Sammet beschlagenen Betschemel zu, der für sie eigens in der Nähe des Altars aufgestellt war. Hier sank sie auf ihre Kniee und verrichtete ein kurzes Gebet. Nach Beendigung desselben wurde sie zu dem Hauptaltare geführt, wo sie der Cardinal im Ornate empfing und ihr den Segen ertheilte, worauf sie zwischen ihren Aeltern auf der vorderen Sitzreihe Platz nahm. Auch der Cardinal ließ sich auf seinen erhöhten Prachtsessel nieder. Dagegen erhob sich, ihm gegenüber, ein junger Mönch in Franziskanertracht, der in einer langen feurigen Rede die Seligkeit und die himmlischen Freuden des Klosterlebens im Gegensatze zu den Täuschungen und Verwirrungen der Außenwelt schilderte, und zuletzt mit einem begeisterten Lobe auf die Jungfrau schloß, welche das bessere Theil erwählt und sich entschlossen habe, Jugend, Glanz und Schönheit zu Ehren Gottes in seinem Dienste zu opfern. Als er geendet hatte, erhob sich der Cardinal wieder zu einem Gebete vor dem Altare und zu einem Segensspruche, bei dessen letzten Worten ein Doppelchor von Sängern eine sehr schöne Cantate anstimmte. Inzwischen war mir die schöne Jungfrau aus den Augen verschwunden. Ich suchte sie vergebens auf ihrem Platze zwischen den ehrwürdigen Aeltern. Plötzlich aber ertönte ein allgemeines Murmeln der Bewunderung durch die Zuschauermenge. Ich blickte auf und bemerkte, daß ein kleiner seidener Vorhang hoch oben über dem Altare, an der Stelle, wo sonst irgend ein Heiligenbild zu hängen pflegt, sich langsam emporhob. Ein goldenes Gitter wurde sichtbar, und hinter demselben erblickte man wie ein lebendes Bild die noch im vollen Brautschmuck glänzende Jungfrau vor einer alten Aebtissin knieen. Im Hintergrunde der Gruppe standen zwei jüngere Nonnen, welche, wie die Aebtissin, in ihrer schwarzen Klostertracht einen wunderbar ergreifenden Contrast bildeten gegen die in der vollen Pracht bräutlichen Glanzes strahlende und bis zu diesem Augenblicke noch der Welt

angehörende blühende Gestalt der knieenden Jungfrau. Die Hände der Aebtissin ruhten segnend auf dem schönen Haupte. O quanto è bella, bellissima, (wie schön, wie wunderschön ist sie!) murmelte es rings um mich her, und alle Augen leuchteten vor Bewunderung.

Jetzt trat eine der Nonnen aus dem Hintergrunde vor, ein weißes Atlaskissen mit goldenen Quasten auf ihren Armen tragend. Auf dieses legte die Himmelsbraut das wunderschöne Haupt, und ein leises Zucken flog über ihre Züge, als man ihr die diamantene Grafenkrone vom Haupte löste. Unterdessen war auch die zweite Nonne hervorgetreten. Sie beugte sich nieder zu der Knieenden, und mit dem starken Schnitt einer Scheere trennte sie die Fülle der prachtvollen schwarzen Flechten von dem edlen Haupte. In dem Augenblicke, wo dieselben auf das weiße Atlaskissen niederfielen, breitete sich ein weites schwarzes Schleiertuch über die ganze Gestalt des knieenden Opfers und entzog dasselbe den Blicken der Menge. Als das Tuch bald darauf wieder hinweggenommen wurde, war das weiße Atlasgewand verschwunden, und die strahlende Himmelsbraut erschien jetzt im dunklen Klostergewande, das zurückgeschlagene Schleiertuch über dem Haupte, vollständig zur Nonne umgewandelt. Die Aebtissin erhob sich, segnete noch einmal die neue Schwester und zog sich sodann mit ihren beiden Begleiterinnen zurück.

Die Neueingekleidete verharrte noch eine Zeit lang regungslos in ihrer knieenden Stellung, die Hände über die Brust gekreuzt, im brünstigen Gebete versunken. Dann erhob sie sich langsam und stand hoch aufrecht da, die Blicke zum Himmel gerichtet, die Hände über die Brust gekreuzt, in seliger Verzückung. Das schräg einfallende Sonnenlicht umspielte ihr Haupt, welches wie von einer himmlischen Verklärung übergossen schien. Als ihre Arme und Blicke niedersanken, stand plötzlich ein Engel zu ihrer rechten Seite. Es war ein kleines wunderliebliches Mädchen von sechs bis sieben Jahren, dem man Flügel an den Schultern befestigt, einen Kranz weißer Rosen um die langen dunkeln Locken geschlungen und eine große brennende Wachskerze in die Hand gegeben hatte. Der Engel ergriff die niederhängende Hand der jungen Nonne und zog sie fort nach der Richtung, in welcher die Aebtissin verschwunden war. Der seidene Vorhang senkte sich leise nieder, der Chorgesang, welcher während der ganzen Scene fortgedauert hatte, verhallte, und ein Leben voll Schönheit und Jugend war für ewig in diesen Mauern lebendig begraben. Selbst ihre Aeltern wird sie nicht mehr sehen, denn die Ordensregel, welche sie erwählt hat, gestattet dieses nicht. Und nur, wenn die Aebtissin künftig im Vereine der Schwestern sagen wird: „Beten wir auch für die Seele eines unserer Verwandten, welcher verschieden ist,“ mag die Arme denken, daß vielleicht ein geliebtes Glied ihrer Familie die Augen für immer geschlossen hat.

Ad. Stahr.

52. Das Karneval zu Rom.

Die Karnevalszeit ist zu Rom die heiterste im ganzen Jahre und beginnt ungefähr zehn Tage vor Aschermittwoch, jenem bekannten ersten Tage in der Fastnachtszeit, in welcher alle rauschenden Freuden, sowie der Genuß mancher Speisen dem Katholiken streng verboten sind. Was man alsdann entbehren muß, wird zum Karneval im Voraus eingebracht, wo die ausgelassenste Fröhlichkeit ein freies Feld für ihre Späße findet.

Wir verleben das Karneval zu Rom, und der Corso, jene schnurgerade, 3500 Schritt lange, von meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßte Straße, ist der Schauplatz dieser tollen Zeit. Alle Balkone, alle Fenster dieser Häuser

sind mit Teppichen behangen, und auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße stehen Stühle, so daß der gewaltige Corso an einen Riesensaal erinnert, dessen Decke der Himmel ist. Es war am 14. Februar, als die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginn der Karnevalslust gab. In gold- und farbenstrahlenden Staatscarossen bewegt sich der Zug des Senators von Rom, des Fürsten Corsini, den Corso langsam auf und ab und eröffnet die heiterste Weltlust, und in demselben Augenblicke begiebt sich seine Gemahlin, die junge Fürstin Torlonia, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Colosseums, deren Haupt sie ist, im unscheinlichen Bußgewande in die einsamen Räume dieser zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche gleich ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen aus dem neuen christlichen Rom in die stille Einöde herüberdringt. An jedem der acht Karnevalstage wiederholt sich dieser Gegensatz und giebt einen recht schlagenden Beleg von dem Bestreben des Katholicismus, Lust und Leid scheinbar mit einander zu vereinigen. Hier die strengsten Bußübungen, dort die ungebundenste Heiterkeit. Doch das Karneval mag selbst sprechen.

„Hier sind Blumen, hier sind Blumen!“ ist der uns umschwirrende Zuruf. An allen Straßenecken des Corso haben Blumenverkäufer ihre farbestrahlenden und duftspendenden Vorräthe aufgestellt. Benachbarte Straßen und Plätze wimmeln von Frauen und Mädchen, Burschen und Knaben, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem Zurufe entgegenhalten: „Hier sind Blumen, Herr, Blumen! Blumen! Frische Blumen! o was für schöne Blumen!“ Alle Landleute der Umgebung Roms brachten ihren Blumenschmuck zur Stadt, um hier beim Beginn des Frühlings schon eine reiche Ernte zu halten. Von allen Seiten wird gekauft, ganze Körbe werden davongetragen, Jeder will mit Flora's duftenden Kindern irgend eine freundliche Neckerei verüben.

Schon sind lange Wagenreihen in dem Corso eingerückt und fahren längs desselben auf- und abwärts. Freunde und Bekannte begrüßen sich und werfen sich mit Sträußchen und Konfetti, kleinen Gypskugeln. Alle Fenster, alle Balkone sind von Frauen und Mädchen eingenommen, ein Kopf überragt den andern. Man sucht seine Bekannten auf oder macht Bekanntschaften, wirft mit Blumen, Konfekt, Konfettis und — wird geworfen. Kein Wagen fährt vorüber, man wirft hinein, und Alle, welche darin sitzen, werfen heraus. So fliegen Kästchen mit verzuckerten Kügelchen, gebrannte Mandeln, Bonbons und anderes Naschwerk, zwischen Buchsbaum, Myrthen, Zweigen blühenden Lorbeers, zwischen Maßlieben, Anemonen und Veilchen auf und nieder, hin und her, rechts und links. Schon ist der Corso ein unabsehbar durcheinanderfluthender Menschenstrom geworden, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe hintereinander fortbewegen. — Es ist nicht möglich, im dichten Gedränge weiter zu kommen. Wir treten bei einem unserer Freunde ein und betrachten vom Balkon der ersten Etage eines vierstöckigen Hauses das wunderbare Schauspiel. Gleich einer buntgeschmückten ungeheuren Festhalle, über welche der sonnigste Frühlingshimmel ausgebreitet ist, erscheint die fast endlos lange Straße. Alle Häuser, bis zu den höchsten Dachfenstern hinauf, sind Kopf an Kopf von Menschen gefüllt, während unten im buntesten, mährchenhaften Menschengewimmel Tausende der lustigsten Masken einander durchfluthen. Hier einfache Dominos, dort Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulcinellen (Hanswürste) beiderlei Geschlechts,

rothe gehörnte Teufel, Doctoren, Advokaten und Quacksalber, riesige Klistierspritzen schwingend und fußlange Uhrschlüssel an fingerdicken Uhrketten. Alles rennt und springt, oder windet und drängt sich, je nach Gelegenheit unter tausend Scherzen und Späßen neckend durcheinander. Männer gehen als Frauen, Frauen als Männer, und das mit solchem Geschick, daß man oft schwer das Wahre findet. Selbst Prachtequipagen der vornehmen Welt sind mit Masken gefüllt; der Kutscher meist als Frauenzimmer verkleidet, vorn auf dem Bocke, heraufgekletterte Masken hinten auf dem Tritte. Die malerischen Trachten der Umgegend finden sich unter den Masken in treuester Nachahmung vertreten; hier der Fuhrmann von Velettri, da der Maulthiertreiber vom Gebirge, dort der Hirt aus der Campagna. Selbst die römischen Räuber und Banditenhauptleute in ihrer so äußerst malerischen weltbekannten Tracht haben ihre Doppelgänger gesendet, und da alle wirklichen Waffen auf's strengste verboten sind, so sieht man sie mit hölzernen Flinten und Pistolen in den seidenen Schärpen, die lange hölzerne Flinte im Arme, um mit ihr Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abzuschießen. Nur eine Art Masken sind verboten, es sind die geistlichen, sowie die Nachahmung der Ordenstrachten. Keine taucht im Gewühle des Corso auf. Ja die Geistlichen, Mönche wie Priester, vermeiden es sorgfältig, während des Karnevals sich auf diesem Tummelplatze allgemeiner Fröhlichkeit sehen zu lassen. Passirt ja einmal ein Einzelner durch das Getümmel, gleich hagelt es dichte Konfettischauer von allen Seiten auf ihn zu, bis der Unglückliche entweder in eine Seitengasse entweicht oder in irgend ein Haus schlüpft. Dagegen sieht man auch die Glieder dieses Standes in zahlreicher Vertretung an den Fenstern und auf den Balkonen an der harmlosen Lust theilnehmen.

Unter den Masken dieses ersten Tages zeichnete sich ein Wagen in der Form eines Schiffes aus, die Schiffsmannschaft in der malerischen Tracht der französischen Seeleute. Der Capitän mit dem großen Sprachrohre an ihrer Spitze wechselte mit allen vorüberfahrenden Wagen die vollen Ladungen seiner Kanonen. Die reizendsten von allen männlichen Masken sind die Gärtner, welche mit langen scheerenartigen Zangen (ähnlich den verschiebbaren Scheeren in Soldatenschachteln), Scalette genannt, hier Blumen und Blumensträuße, dort Kränze, Kronen und Früchte, da wieder feine Zuckerwaaren und andere Geschenke zwei, ja selbst drei Stockwerke zu den Fenstern ihrer Freunde und Freundinnen hinaufreichen. Diese ausgelassene Fröhlichkeit dauert meist acht Tage hintereinander und wechselt mit Pferderennen und anderen Volksbelustigungen ab. Endlich naht der letzte Tag. Das Pferderennen längs des Corso ist vorüber, die Wagen rücken wieder in denselben ein, dichte Volkshaufen bewegen sich auf der Straße, und Alles ist bemüht, noch die wenigen Stunden hier in ausgelassener Heiterkeit zu verleben. So stellt sich endlich das nächtliche Dunkel ein, rasch und plötzlich, wie hier im Süden, wo die Dämmerung den geschiedenen Tag abschließt.

Hier und da sieht man Lichter zum Vorschein kommen. An den Fenstern, auf den Gerüsten vor den Häusern bewegt es sich nun plötzlich; wie mit einem Zauberschlage haben die Lichter sich so vermehrt, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen (moccolo) flimmt und flammt. Auf den Balkonen und Kutschen hängen bunte durchscheinende Papierlaternen, zierliche Armleuchter mit Wachskerzen, und selbst von den Dächern herab schwanken auf zusammengebundenen zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren oft eben so viele Kerzen. Fußgänger tragen nicht selten hohe Lichterpyramiden auf den Köpfen, und ist dies nicht der Fall, wenigstens eine Kerze hält Jeder in der

Hand, mag er nun im Fenster, in der Kutsche, auf dem Balkon stehen oder auf der Straße gehen. Der sternenbesäete Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flimmernde bewegte Lichtmeer unten, wodurch der Corso in eine hunderttausendfach leuchtende Milchstraße von Sternen erster Größe verwandelt wird. Ist es doch, als schaute man in einen Feensaal, überblickt man von einem der Balkone den langen, langen Corso in seiner Lichterpracht, mit all' dem Bunten, Blitzenden, Glänzenden und den wunderbaren Wiederscheinen und Streiflichtern. Dabei ist das Ganze noch durch die Pracht der Carrossen, den Schmuck der Masken und die dazwischen tanzende, drängende, springende, rennende und jauchzende Menge gehoben, unter welcher sich nun der althergebrachte Kampf zwischen Aufklärung und Verfinsterung erhebt. — Die Hauptlust dieses Moccoloabends besteht nämlich darin, einem Jeden, sei er nun bekannt oder unbekannt, das brennende Moccolo (Wachslichtchen), welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen oder das seinige wieder anzuzünden, dabei aber schelmisch genug das Zündlicht auszublasen. Selbst der Ernsthafteste vermag sich dem Jubel, der allgemeinen Kinderlust nicht zu entziehen, Alle verfolgen den vorgesetzten Zweck mit einer Schlauheit und einem Eifer, mit Anwendung von Listen und Schlichen, deren sich nur die ausgelassenste Jugend bedienen kann. Ein Krieg gegen Alle hat begonnen. Jeder ist Angreifer und Angegriffener zugleich. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Moccolo nicht hinreicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen Mühe hat, sich der nächsten Nachbarn zu erwehren, es entspinnt sich dazu noch ein lustiger Kampf zwischen Stockwerk und Stockwerk. Tücher, an lange Rohre gebunden, werden von oben herab, von unten hinauf gleich Fahnen geschwenkt, um die Moccolo auszulöschen oder abzuschlagen. Keinem Worte, keinem Versprechen ist zu trauen, denn keines wird gehalten, und der, welchem du eben erlaubtest, seine Kerze an der deinen anzuzünden, bläst dir in demselben Augenblicke, in welchem er seinen Zweck erreicht hat, mit einem lauten: „Welche Schmach, ohne Moccolo, ohne Moccolo!" dein Lichtstümpfchen aus. Es ist, als ob eine Art von Trunkenheit sich Aller bemächtigt hätte. Alle dahinfahrenden Wagen sind im Belagerungszustande. Man sitzt und steht darin, klettert hinauf, steigt herab, bläst von vorn, hinter dem Rücken, von den Seiten her die Lichter aus, und ist der Angriff gelungen, dann tönt's: „Ohne Moccolo!" — Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem Wirrwarr, wie Fische im Wasser. Sie eilen an dir vorüber, verlöschen im Umsehen deine Kerze, wie hoch du sie auch halten magst, und entreißen dir wohl gar mit einem blitzschnellen Griff und ehe du dich noch besinnen kannst, auch noch die zweite unterdeß wieder angezündete, und gleich erhebt sich das anmuthig neckende, verhöhnende: „Ohne Moccolo, ohne Moccolo! o welche Schmach, ohne Moccolo!"

So toben alle Geschlechter, alle Alter, alle Stände gegen einander. Unten im Corso steigt man auf die Tritte der Kutschen; kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind noch sicher. Das meiste Gedränge zieht sich nach der Mitte der Straße. Niemand vermag sich hier noch vom Platze zu rühren. Die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf der vielen ausgeblasenen Kerzen und Fackeln, das fortwährende Geschrei so vieler tausend Kehlen macht selbst den gesundesten Sinn schwindeln.

Doch mitten in diese hellflammende Lust, diesen originellen Taumel, mit welchem der Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Maria-Läuten von den zahllosen Kirchthürmen der

ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all' der strahlende Glanz des heitersten Festes, ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche. Die Massen lösen sich auf, um den übrigen Theil des Abends in Gesellschaften bei Musik und Tanz zuzubringen, bis die Mitternachtsglocke den Anbruch der Aschermittwoch und mit ihm den Beginn der ernsten Fastenzeit verkündet.

Nach A. Stahr.

53. Eine Reise auf den Vesuv während eines Ausbruchs.

An einem heißen Sommertage rollten wir auf der großen schönen Straße von Neapel über Portici und Resina nach dem Vesuve, der bereits seit einigen Tagen nach mehrjährigem Schweigen wieder zu toben begonnen hatte. Die Straße, welche wir zu passiren hatten, betrug bis an den Fuß des Berges gegen vier Stunden und war mit vielen Hunderten von Menschengruppen bedeckt, welche mit uns ein Ziel verfolgten. Ein uns wohlbekannter Führer erwartete uns bereits und so traten wir auf dem Rücken guter Esel, sowie mit dem nöthigen Mundvorrath und Fackeln versehen, unsere Vesuvreise an. Gleich hinter Resina ging der Weg zwischen Weingärten bergan. Der Kegel des Vesuvs blieb uns noch hinter den Weinbergen verborgen, doch hörten wir bereits das fernem Donner gleichende Rollen im Schooße des Berges und das Niederprasseln der hoch in die Lüfte geschleuderten Steine. Allmählich verlor sich immer mehr und mehr das bebaute und durch verwitterte Lava höchst fruchtbare Land, und bald ritten wir über weite schauerliche Lavagefilde, die, furchtbar zerrissen, von finsteren Schlackenhöhlen durchwühlt, mit scharfkantigen Blöcken chaotisch übersäet waren. Rings um uns lag ein Feld des ewigen Todes, dessen klaffende Schlünde und gähnende Tiefen uns gleich Gräbern anstarrten. Zwischen ihnen zogen sich bereits gleich Strömen gerinnenden Blutes die brandrothen Bänder der Lavaströme. Fahlgelbes Gestein grinste aus Asche und Geklipp uns an, und die muldenförmigen Thalsenkungen waren bald mit einer blasigen Lavagruppe, bald mit einem grauen Schlamme überzogen, der sich im Sturze versteinert hatte. Hinter dieser öden Wüste folgte dann wieder Leben und Fruchtbarkeit, und nach anderthalbstündigem Ritt erreichten wir den gegen Lavaströme gesicherten und mit lachenden Traubengeländern bedeckten, westlich vorspringenden Hügel San Salvatore. Vor dem hier gelegenen weißen Häuschen des Eremiten stiegen wir ab und traten an den Rand des Hügels, um eine Aussicht zu genießen, die den schönsten auf der Erde an die Seite zu stellen ist. Rundum in stundenweiter Ausdehnung lag der Todtenacker schwarzer Lava, umgeben vom frischen Grün der ihn umarmenden Weingärten. Weiter abwärts erglänzten zwischen Kaktussträuchern und Feigenbäumen die weißen Winzerhäuschen, noch tiefer der den Golf umspannende, schimmernde Kranz belebter Städte. Rechts der von Menschen wimmelnde Strand von Neapel und das doppelt getheilte Häusermeer, und von dem malerischen Hintergrunde der hohen Abruzzen sich abschließend, die fruchtbare Campagna Felice mit Capua, Caserti und Madaloni, links dagegen die prangende, den Golf von Neapel im Süden umfangende Landzunge von Sorrent, mit ihrer Bergreihe und den von Orangenwäldern beschatteten Orten Massa, Sorrent und Castella Mare, dazwischen aber das Himmel und Erde verbindende, unermeßliche Meer mit den Zauberinseln Capri, Ischia, Procida und Nisida. Ueber dieser wunderherrlichen Landschaft spielten beim Sonnenuntergange die reizendsten Farbenschattirungen, vom tiefsten Violettblau der Tiefe, bis zum Purpurviolett der Höhen, und vom Dunkelgoldblau des Meeres, bis zum hellsten Rosenroth der Caps und der Inseln übergehend. Eben

tauchte die Sonne im reinsten Strahlenschein ins Meer. Wir aber standen schweigend da, im Anschauen des noch nie gesehenen, über Alles erhabenen Naturschauspiels versunken, bis die Dunkelheit über das Land fiel und nur das Meer noch schimmerte, so daß die Inseln wie in Silber schwammen. Ich konnte den Blick nicht abwenden, so weit war mir noch nicht die Brust in Gottes schöner Welt geworden.

Da mahnte unser Führer Antonio uns zum Weitergehen. Wir machten uns auf und gelangten bald zum Rande des Kegels, wo wir unsere Thiere verlassen mußten, um den steilen, mit Lava überschütteten Weg mit dem Stocke in der Hand zu Fuße zu machen oder Vorspann zu nehmen. Letzteres sieht höchst drollig. Um den Leib dessen, welcher Vorspann nimmt, wird ein Gurt gebunden, an dem zwei Stricke befestigt sind. Zwei Männer ziehen an diesem und schleppen den Bevorspannten hinter sich her, so daß derselbe nur die Füße zu heben braucht. Schwächere Personen lassen sich auf einem Tragsessel fortbringen. Wir unserntheils erreichten ohne sonderliche Anstrengung den Gipfel, während zwei wohlbeleibte Franzosen fast auf allen Vieren vorwärtskeuchten und einem lachend und schreiend vorbeijagenden Trupp Italiener zur Zielscheibe ihres Witzes wurden.

Während dieser Zeit war es Nacht geworden. Das Geprassel der Steine dröhnte, gleich einem niederdonnernden Wassersturze, immer lauter. Das in Strahlen aufschießende Feuer des Berges und die Gluth des Himmels wurde immer furchtbarer. Leichte Blitze zuckten durch die Luft, aber noch immer versperrten uns Lavafelsen die volle Aussicht. Wir waren mit Schweiß bedeckt und setzten uns deshalb in einer von erstarrter Lava gebildeten Höhle nieder, um zum Weitersteigen neue Kräfte zu sammeln. Bald ging es weiter. Der Kegel des Vesuv ist oben zu einer, mehrere tausend Schritt im Durchmesser haltenden Ebene abgeplattet. Auf dem Nord- und Südrande dieser Ebene erheben sich in Hufeisenform zwei Hügel von einigen hundert Fuß Höhe. Zwischen ihnen liegen, gleich riesigen Maulwurfshaufen von innen heraus in die Höhe geschüttelt, die Krater. Haben sie sich in Folge der Ausbrüche geleert und ausgehöhlt, dann stürzen sie wieder zusammen. Der eben thätige Krater mochte die Höhe der beiden Seitenhügel haben, und wirbelte aus seinem Haupte eine bald braune, bald tiefschwarze Aschensäule qualmend in die Luft. Dazwischen schoß in Pausen ein gelbrother, riesiger Feuerbaum von glühenden Steinen, welche mit grauenvollem Getöse bald wieder in den Schlund zurückstürzten, bald an allen Seiten des Abhanges hinabrollten. Rechts von dem Hauptkrater erhob sich eine Gruppe von etwa zehn kleinen Nebenkratern, die alle kochend und pustend Gas und Lava ausspieen und gleich einer kochenden, breiartigen Masse ihre weichen Decken bald hoben, bald senkten, ohne sie sprengen zu können. Zu unseren Füßen wand sich gleich einem feuerfarbenen Flusse ein durch tiefe Ritzen zu schauender Lavastrom und schoß, sich seitwärts in mehrere Arme theilend, den Berg hinab. Mit dem Gesehenen noch nicht zufrieden, forderte nun Antonio uns auf, den linken jener zwei Hügel zu besteigen, um dem Krater in den Rachen sehen zu können. Er ging voran, wir folgten ihm, erklommen den nördlichen, ganz aus todter Asche bestehenden Hügel und lagerten uns auf dem höchsten Punkte des stets schwankenden Erdbodens. Es ist unmöglich, das beständig in Farbe und Gestalt wechselnde, von Rauchsäulen und zuckenden Blitzen durchbrochene Prachtfeuerwerk zu beschreiben. Auf allen Stellen, bald seitlich, bald oben, brachen Flammen hervor, und gleich als wolle der tobende Riese es nicht dulden, ihn in seiner Zornglut zu beschauen, schleuderte er eine Menge Steine nach

unserem Standpunkte, welche prasselnd am Fuße unseres Hügels niederstürzten. Da der Steinhagel zunahm, so stiegen wir wieder zur Hochebene hinab und fanden hier zahlreiche Gruppen von Fremden, welche in allen Sprachen in Ausrufe der Verwunderung und des Schreckens ausbrachen, besonders wenn ein Steinhagel näher als gewöhnlich niederfiel.

Wir wandten uns nun zu den zehn kleineren Kratern und konnten in den ersteren, da er kein Gas mehr ausstieß, hinabsehen. Er glich fast einem rund ausgemauerten Kalkofen, in welchem die Lava wie flüssiges Metall stand. — Als wir den anderen Kratern uns näherten, stießen sie solche Massen Schwefeldampf aus, daß sie uns bald zum Rückzuge nöthigten; ja ehe wir noch entwichen waren, schleuderte einer der höllischen Trichter mehrere Lappen weicher Lava uns tückisch nach, von denen einer einem unserer Begleiter auf den Hut fiel. Hier sprudelte er auseinander, doch ein haselnußgroßes Stück blieb in den Haaren des Nackens hängen und drang zischend in das Fleisch, wurde jedoch noch schnell von Antonio mit der Mütze weggeschlagen. — Raschen Schrittes flohen wir davon, da donnerte auch der große Krater gewaltiger, und sein Gebrüll wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, sowie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was jenem Höllenschlunde entstieg. Feuermassen wirbelten über uns und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht von ihnen getroffen zu werden. Die ausgeworfenen Steine beschrieben tausend leuchtende Bogen und regneten in Feuerbällen, gleich einer ungeheuren Feuerfontaine, auf allen Seiten hernieder. Eine Leuchtkugel, groß wie ein Menschenkopf, fuhr über unsere Häupter hinweg, und ein kleiner glühender Ball stürzte unmittelbar vor unseren Füßen nieder. Im Nu war er blau und fest, so daß wir ihn zwischen zwei kalten Steinen als Andenken mit uns nehmen konnten. —

Das mahnte zur eiligen Flucht, und nur nachdem wir aus dem Bereiche der gefährlichen vulkanischen Essen waren, mäßigten wir unsere Schritte und schwenkten seitabwärts nach einem Lavastrome, dessen Bett sich von fern als blutrother Saum abzeichnete. Antonio stieß seine Fackel ein paar Fuß weit in die Lavaritze unter uns hinab und zog sie augenblicklich brennend hervor. Dann rief er: „Folgt mir jetzt Schritt für Schritt auf dem dunklen Wege, damit wir nicht in neue Gefahr gerathen. Wir dürfen nur mit dem Winde gehen, um die erstickenden Dämpfe der Lavagluth zu vermeiden.“

Viele Fremde schlugen mit uns denselben Weg ein oder waren bereits vorangegangen. Allenthalben sah man Fackeln an der Spitze magisch beleuchteter Gruppen. Dem Lavastrome abwärts folgend, kamen wir an den Punkt, wo der Hauptstrom sich in zwei andere theilte. Der Anblick war prächtig. Die Lava verbreitete hier eine viel größere Hitze und floß viel schneller, ja verschwand sogar an einigen Stellen unter schwarzen Klippen, um nach einiger Zeit wieder sprudelnd hervorzuquellen, dabei losgerissene Stücke mit sich führend. Unsere Uhren zeigten über Mitternacht, als wir in Resina wieder wohlbehalten ankamen.

Nach Mayer.

54. Wanderung durch Pompeji.

Von der brausenden Locomotive fortgezogen, gelangen wir längs der Meeresküste vor Portici und Resina vorbei, ein Pfiff und der Zug hält — wir sind vor Pompeji, jener alten, im Jahre 79 nach Christi Geburt durch einen

furchtbaren Ausbruch des Vesuv in Folge außerordentlicher Asche= und Lavamassen gänzlich überschütteten römischen Stadt. Jahrhunderte lag sie, die vormals herrliche Stadt, begraben; Niemand wußte, wohin sie gekommen, wo sie vormals gestanden habe, bis man endlich im Jahre 1711 beim Graben eines Brunnens auf Gebäude kam, welche dem gleichzeitig mit verschütteten Herculanum angehörten. Zwar wurden weitere Nachforschungen vorläufig nicht angestellt, doch als man im Jahre 1738 beim Grundgraben zu einem königlichen Lusthause auf ein neues Bauwerk, und zwar ein altes Theater, kam, da bekam man Lust, die Nachforschungen weiter zu verfolgen, und fand bald, daß man es mit einer vormaligen, nun aber gänzlich verschütteten Stadt zu thun habe. Dies konnte keine andere als das bereits genannte Herculanum sein. Pompeji konnte nur unweit davon gleichfalls unter Lava und Asche verborgen liegen. Schon 1750 hatte man es aufgefunden, und seit dieser Zeit ist durch Entfernung der Ueberschüttungsmassen ungefähr der dritte Theil der Stadt an das Tageslicht getreten. Ihn wollen wir jetzt beschauen.

Wir befinden uns auf dem Marktplatze von Pompeji, vor uns die stillen Straßen, die verfallenen Tempel, die zertrümmerten Häuser, deren innerste Heiligthümer dem Auge offen stehen. Auf unserer Wanderung durch die Straßen erblicken wir die tausenderlei Anzeichen vom einstigen Vorhandensein einer geschäftigen Menschenmenge und ihrem alltäglichen Verkehr. Die Spur des Eimerseiles auf dem steinernen Rande des ausgetrockneten Brunnens ist noch deutlich zu erkennen, die Gleise der Wagenräder auf dem Straßenpflaster, die Ringel von Trinkgefäßen auf den steinernen Tischen von Weinläden, die Amphoren in den Kellern der Privathäuser, vor vielen hundert Jahren einst auf's Lager gebracht und seit jener Zeit noch nicht angerührt: Alles dies wirkt in eigenthümlich erschütternder Weise auf unser Gemüth. Draußen vor dem Thore liegen noch die Baumaterialien zur Verzierung und zum Wiederaufbau der durch die vorhergegangenen Erdbeben beschädigten Tempel und Privatgebäude. Es ist, als ob die Arbeiter jeden Augenblick an ihr Tagewerk zurückkehren sollten, und man vergißt ganz, daß ein Zeitraum von fast achtzehnhundert Jahren dazwischen liegt. Die Straßen sind gerade, aber schmal und mit großen Lavasteinen gepflastert. Längs ihrer beiden Häuserreihen ziehen sich Trottoirs hin und selbst in der Mitte des Fuhrwegs giebt es große breite Schrittsteine, auf denen die Fußgänger zu Zeiten heftiger Regengüsse zu gehen pflegten. Dort, wo sich die Straßen beugen, sieht man geschmackvolle Brunnen, ja in zwei Höfen selbst Springbrunnen mit Muscheln und Steinchen ausgelegt. Die Häuser selbst sind mit nur wenigen Ausnahmen einstöckig, und da sie nach der Straße heraus selten Fenster haben, überdies ohne Dächer sind, da die auf ihnen einst ruhenden vulkanischen Massen dieselben zusammendrücken mußten, so machen sie den Eindruck steinerner, von vielen Thüren durchbrochener Mauern. Um die Bauart der Häuser der Alten genauer kennen zu lernen, treten wir in eins derselben. Wir wählen ein ansehnlicheres und treten durch die Wohnung des Thürstehers, von dem über der Thürschwelle angebrachten „Salve" (sei begrüßt) freundlich willkommen geheißen, durch den stets offenen Eingang. An diesen stößt eine Vorhalle (vestibulum) mit dem Vorsaale (atrium), der wieder mit einem Empfangzimmer (tabulinum) in Verbindung steht. Der von der Familie bestimmte Theil dieses Hauses lag von der Straße abgewendet nach dem Garten zu. Eine offene Säulenhalle (peristylium) umschloß den inneren Hof, in welchem ein Gemüse= und Blumengarten mit Fischbehälter angebracht war. Noch heute bemerkt man in den kleinen Schlafzimmern die Erhöhungen, auf denen die Betten standen, sowie

in anderen Zimmern Gemälde und Bücher. Nirgends fehlte die Hauskapelle oder das sacrarium mit den Hausgöttern, ja die Farben der Wände und Gemälde sind so lebhaft, daß man meint, der Maler sei nicht lange erst hinweggegangen. Der Fußboden besteht meist aus einem kunstvollen Mosaik, in welchem bisweilen Gemälde von hohem Kunstwerthe dargestellt sind. Das umfangreichste aller in Pompeji ausgegrabenen Privatgebäude ist das des M. Arrius Diomedes. Es liegt hart am Thore nach Herculanum, durch welches man in die Gräberstraße, die schönste und durch ihre großartigen Grabmonumente interessanteste der ganzen Stadt eintritt. Dieses Haus enthält drei Stockwerke, von denen die beiden untersten sehr gut erhalten sind. Die Wände sind mit zierlichen Wandgemälden bedeckt, deren Farben in solchem Feuer glänzen, als wären sie nur erst vor wenigen Tagen aufgetragen worden. Man fand hier eine Menge vortrefflicher Gemälde, goldener und silberner Münzen, prächtig gearbeiteter Vasen, Armspangen und ähnliche Gegenstände, sowie endlich in dem untersten Geschoß, welches einen schönen, gewölbten, trockenen und ziemlich hellen Keller bildet, achtzehn Skelette von Erwachsenen und zwei von Kindern. Der ganze Keller war mit einem Aschenbrei ausgefüllt, in welchem sich die Form der menschlichen Körper ausgeprägt und verhärtet erhalten hatte, nachdem nur noch die Gebeine übrig geblieben waren. Ueberall hin war die Asche gedrungen. In den Weinkellern drang sie in die irdenen Gefäße und erfüllte den Wein bis zum Rande mit Staub. In den Gräbern verdrängte sie die Asche der Todten aus der Urne; der Mund, die Augen, ja selbst die Schädel aller Gerippe füllten sich mit dieser furchtbaren Masse. Dieselbe besteht, wie man noch an jenen Stellen, wo eben gegraben wird, sehen kann, theils aus größeren oder kleineren Bimssteinen, theils aus grauschwarzem, feinkernigem Lavasande. Noch jetzt lassen sich genau die Schichten unterscheiden, mit denen das vulkanische Unwetter den Boden bedeckte. Die unterste Schicht besteht aus einer ungefähr fußhohen Lage leichter Bimssteine, häufig von der Größe einer Kinderfaust. Darüber lagert eine dicke Sand- und Aschenschicht; dann kommen nochmals Bimssteine, wieder Sand und Asche und so fort, bis endlich die oberste Decke von einer fruchtbaren, reich mit Gebüsch und Reben bewachsenen Gartenerde gebildet wird. Gleich neben dem oben genannten Thore stoßen wir auf ein Haus, das vormals eine Soldatenwache gewesen sein mag; beim Wegräumen der vulkanischen Massen fanden sich in ihm eine Menge Waffen; die Außenwände waren von den Soldaten mit allerlei Figuren bemalt, ja an dem Thore klebte noch der Theaterzettel, welcher außer dem aufzuführenden Stücke auch noch anzeigte, daß an demselben Tage Seiltänzer spielen würden. In der Werkstatt eines Bildhauers fand man eine Menge fertiger, halbfertiger und kaum angefangener Bildwerke von weißem Marmor. Ein großer Hof, welcher vielleicht einem Fuhrmanne gehört hatte, enthielt eine Menge Pferdegerippe, Wagen und Geschirre, und in den vielen vorgefundenen Kaufmannsläden gab es, gleich wie bei unseren Materialisten, einen langen Tisch mit gewaltig großen Krügen, in denen vormals wahrscheinlich Oel und Wein enthalten war. Die Backöfen der Bäcker hatten mit den unsrigen die größte Aehnlichkeit, und in ihren Läden fanden sich noch Brote. Im Hause eines Wundarztes entdeckte man eine große Menge sauber gearbeiteter chirurgischer Instrumente. In der Nähe eines Theaters fand man ein Menschenskelett mit einem Geldbeutelchen und da gleich daneben Weintrauben, Nüsse, Oliven, Brot und selbst eine große Pastete entdeckt wurden, so ist leicht anzunehmen, daß jener Mensch eben eine Erquickung kaufen wollte, als der Tod ihn ereilte. In dem Keller eines

Landhauses fand man unfern der Thüre siebenundzwanzig weibliche Gerippe, neben welchen Hals- und Armschmuck lag, und an der Thür desselben Hauses wurden zwei männliche Gerippe ausgegraben, von denen das eine in der einen Knochenhand noch einen Schlüsselbund hielt, in der andern aber einen Beutel mit Geld und geschnittenen Steinen. Ein weibliches Gerippe fand man in einem anderen Hause an einem Arbeitstischchen sitzend, den Knäuel noch vor sich liegend, ja 1824 grub man ein schönes Bad aus, in welchem auf bronzenem Sessel ein weibliches Skelett saß, dessen Arme und Hals mit goldenen Bändern und Juwelen geschmückt waren. In einem anderen Hause fanden sich drei kleinere dicke Glastafeln, und 1828 grub man fünf gläserne Becher aus, in denen sich die darin befindlichen Oliven so gut erhalten hatten, als seien sie von der letzten Ernte. In einem fest verschlossenen, eisernen Wasserkessel fand man noch Wasser vor, welches ganz gut schmeckte. Neben dem Eingange eines anderen Hauses stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Nimm dich vor dem Hunde in Acht!" und unmittelbar dabei erblickte man auch wirklich das Hundehäuschen. Den wichtigsten Fund glaubte man aber in einem Hause zu machen, in welchem siebzehnhundert Bücherrollen, die auf einem Bücherbrete der Reihe nach aufgestellt waren, entdeckt wurden. Diese Rollen waren aus den Zwiebelhäuten der Papyrusstaude gemacht, allein die eingedrungene Asche hatte sie fast gänzlich verkohlt, so daß viele unter den Händen der Gelehrten zerrissen. Durch Anfeuchten gelang es zwar, der Sprödigkeit vorzubeugen, allein die Besorgniß, die übrigen Rollen gänzlich zu zerstören, ließ ihre Aufwickelung unthunlich erscheinen, und dies um so mehr, da der Inhalt dieser Rollen nicht eben von Bedeutung war.

Einen besonders schönen Eindruck machen die verschiedenen Tempel, als der des Jupiter, der Isis, der Venus u. s. w., durch ihre größtentheils gut erhaltenen Säulen. Wandeln wir aber nach der Südwestseite der Stadt, so gelangen wir in einen weiten Raum, welcher an drei Seiten von Mauern umgeben ist, an der Vorderseite aber in eine durch fünf Säulen getrennte geöffnete Vorhalle ausgeht. In sein Inneres eingetreten, erblicken wir vier Reihen von gewaltigen Säulen, durch welche der ganze innere Raum in drei große Abtheilungen getheilt wird. Hier ward einst vor allem Volke öffentlich Gericht gehalten. Auf dem erhöhten Sitze saß der Richter, Kläger und Verklagter standen vor ihm, das Volk aber bewegte sich in den drei Abtheilungen, vor der Gluth des Sommers, wie vor den Regengüssen des Winters durch das schirmende Dach geschützt. Unter den öffentlichen Gebäuden und Plätzen zieht das Forum unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich, jener Platz, welcher der Mittelpunkt alles geschäftlichen und bürgerlichen Lebens und Treibens in der alten Welt war. Säulengänge umgeben es. Von gleicher Wichtigkeit sind auch die beiden Theater, sowie der Circus für die Kampfspiele. Erstere befanden sich neben einander, und das eine, das größere, dem tragischen Schauspiele gewidmet, ward von dem Volke während des Tages besucht, während in dem kleineren, dem komischen Theater, nur Abends bei Beleuchtung gespielt ward. Hier grub man auch mehrere prachtvolle Candelaber aus, sowie auch einige Theaterbillets; letztere waren aus Thierknochen gefertigt und zeigten römische Zahlen nebst griechischen Buchstaben. Beide Theater enthielten halbkreisförmige, sich stufenweis erhöhende Sitzreihen, auf denen im ersteren 5000, im anderen 1500 Menschen Platz finden konnten. Noch weit größer aber war der Circus oder das Amphitheater. Dieses Gebäude ist unter allen Denkmälern Pompeji's am besten erhalten und macht auf uns, wenn wir im Innern unten auf dem Kampfplatze stehen, einen gewaltigen Eindruck. Die

Form des Ganzen ist ein länglicher Kreis oder eine Elipse. Von außen betrachtet besteht es aus zwei Reihen sich über einander erhebender Bogen, innerhalb welcher gewölbte Gänge hinter den Sitzen herumlaufen. Auf diesen Wölbungen ruhen die steinernen Sitzstufen, welche hinreichenden Raum für 15 bis 20,000 Menschen darboten. Hier wurden die Fechterkämpfe, sowie die Kämpfe mit wilden Thieren gegeben, und noch beim Wegräumen des über dem Amphitheater lastenden Schuttes fand man außer einigen Menschengerippen auch die Gerippe von acht Löwen. Von den obersten Sitzreihen hat man die herrlichste Aussicht über das Meer, die Sorrentinischen Gebirge, die Todtenstadt und den Vesuv, das Zerstörte und den Zerstörer, Alles in einem ruhigen, sonnigen Bilde vereinigt.

Es ist zu beklagen, daß neuerdings so wenig für die Aufdeckung der verschütteten Stadt geschieht. Kaum der dritte Theil Pompeji's ist von seinem Schutte befreit, und nach den bisher entdeckten Schätzen zu schließen, müssen unter den Ulm=, Wein= und Olivengärten, welche, in üppiger Fülle prangend, unser Auge erblickt, noch beträchtliche Ueberreste und Denkmäler des Alterthums verborgen sein. Pompeji hatte, wie die Ausgrabungen nachweisen, fünf Thore und eine doppelte Mauereinfassung.

Nachdem wir Alles dies gesehen, wenden wir uns zu dem Wirthshause an der Eisenbahn, um mit dem von Nocera kommenden Zuge nach Neapel zurückzufahren.

55. Palermo.

Wahrlich! Palermo ist ein Paradies. Zwei gigantische Felsenwälle in seltsam ausgezackten Formen umarmen, weit hinein gegen Norden in's Meer dringend, das schönste Wasserbecken der Welt, auf dem bald stolze Dreimaster in ernster Ruhe unbeweglich liegen, bald zahllose Boote in geschäftiger Eile umherhüpfen. Südwärts umbordet die mächtige Stadt den Hafen und breitet sich in der üppigen Ebene gegen jene schön geformten Hügel aus, welche sie im Rücken theatralisch umgeben, und deren grünende Matten, mit Orangenhainen, Cypressenwäldchen und glänzenden Schlössern besäet, hoch über die platten Dächer der palermitanischen Paläste schauen. Von der einen Seite erhebt der ungeheure Granitfelsen, Monte Pellegrino, sein graues Haupt, während von der anderen das Safrancap gleich einem langen Speere in das Meer ragt. Fast kein Grashalm bekleidet den Monte Pellegrino; Alles aber bedeckt der mildeste Himmel mit Gold, Azur, Violen und Rosen. Der Hafen wimmelt beinahe gleich dem lebhaftesten Markte einer großen Stadt. Hier nahen sich Bettler in kleinen Booten den großen Kauffartheischiffen, springen, fiedelnd auf Geigen und klimpernd auf Guitarren, in ihrem Kahn umher, als ob sie eine Tarantel gestochen hätte, bis man ihnen ein paar Pfennige giebt; dort schwanken ganze Nachen voll schöner Mädchen auf und nieder durch die blauen Fluthen, um neugierig die Schiffe zu besehen; von verschiedenen Seiten tönen Trommeln, Pfeifen und kriegerische Janitscharenmusik von den Verdecken. Die Capitaine unterhalten sich in weiter Ferne durch Flaggensignale und laden sich wechselseitig durch diese stumme Sprache ein. Dort kündigt ein Kriegsschiff durch Kanonenschuß und Abfahrtsflagge an, daß es segelfertig liege; auf den zweiten Pfiff des Hauptmanns hängen 50 bis 70 Matrosen in luftiger Höhe an den Tauen, und binnen wenigen Minuten spannt das Seeungeheuer seine Riesenflügel aus und schwebt davon. Einige exerciren, Andere trocknen die Segel, noch Andere treiben auf den Verdecken allerhand Possen. So ist in diesem ewig wechselnden Gewirre keine Stunde der anderen ähnlich.

Die Stadt ist ins Kreuz gebaut. Zwei lange schnurgerade Straßen, der vom Gestade her sanft aufsteigende Cassaro oder Toledo und die Via Macquedo, durchschneiden sich ungefähr auf der Hälfte ihrer Länge im rechten Winkel. Der Punkt, wo sie zusammentreffen, heißt Piazza di Quattro Cantoni (der Vier=Ecken=Platz), geschmückt mit vier Brunnen und eben so vielen Bildsäulen spanischer Beherrscher Siciliens. Von der Mitte dieses achtseitigen Platzes sieht man die vier Hauptthore, östlich das Meer, nach den übrigen Gegenden hin das Gebirge. In den genannten beiden Straßen wogt das bunteste Gewühl, prangen die stattlichsten Paläste, vereinigt sich in Bazars und Gewölben der glänzendste Luxus. Dagegen fand ich die meisten Nebenstraßen krumm, winklig und voll Unrath. Auch hier schweben zum Behuf des Trocknens weiße und farbige Kleidungsstücke, Gardinen und Maccaroni als seltsame Verzierung aus allen Fenstern in der Luft. Vor den Thüren arbeiten unter dem Schutze ausgespannter Zelttücher die meisten Handwerker; Mädchen knüpfen vor aller Augen Fransen, flechten Gewebe aus Aloefasern und verfertigen in großen Rahmen schöne, weiße Stickereien; öffentliche Schreiber, welche vorzugsweise Liebesbriefe für Andere fertigen, haben ihre Tische an allen Ecken; eben so sitzen Advokaten zwischen Actenstößen und ertheilen ihren Clienten unter freiem Himmel Rath. Das getümmelvolle Treiben auf der Straße dauert bis Mitternacht. Auf dem Platze der Marina, längs der Hafenbucht, in der halben Länge der Stadt, hört man alle Abende Militärmusik. Die Marina selbst bietet einen der angenehmsten Spaziergänge, die man in Europa findet. Eine in dem Mauerwerke angebrachte Steinbank, Trottoirs, Gasbeleuchtung und eine doppelte Allee immergrüner Bäume gewähren die nöthige Bequemlichkeit und Schatten. Paläste reihen sich an Paläste; vor denselben zieht sich eine mit Bänken versehene Terrasse hin, unterhalb welcher allabendlich die vornehme Welt in brillanten Equipagen, untermischt mit Reitern zu Pferd und zu Esel, ihre Corsofahrt hält. Nicht weniger belebt ist der Hafen. Da sitzt auch der öffentliche Erzähler, von früh bis spät seine Geschichten aus der Ritterzeit und Feenwelt auftischend; neben ihm sucht der Improvisator das Zwerchfell seiner Zuhörer durch witzige Einfälle zu erschüttern und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Declamator, der mit sprühenden Augen seine Verse herunterdonnert: Alles ganz wie in Neapel. Einige hundert Bettler von jedem Alter und Geschlecht, die außer einem schmutzigen Lumpen um die Mitte des Leibes nichts auf dem verbrannten Körper tragen, rennen wie Besessene durch alle Gassen oder liegen ausgestreckt im Staub und im Kothe da und halten, jämmerlich winselnd, Einem die Hand entgegen, ohne den hin und herrollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen, so daß die Kutscher genöthigt sind, sie zu umfahren. Ich sah einen mehr als siebenzig Jahre alten Mann, der täglich bei heißem Sonnenschein, wie bei schauerndem Regen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf dem nämlichen Flecke mitten in einer Straße lag, nackt, wie ihn Gott erschaffen, und oft mit Koth so überspritzt, daß man in ihm kaum einen Menschen erkannte. Ein wohlgenährter Domherr, den ich zufällig kennen gelernt und mit dem ich eines Tages bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf meine Frage, wie doch so etwas geduldet werden könne, ganz gelassen: „Ach mein lieber Herr, wir sind hier an dergleichen Dinge längst gewöhnt!“ — Vom Hafen gelangt man über den Platz der Marina bald in den Garten der „Flora“, wo man unter duftigen Laubgängen, Fontainen und seltenen Pflanzen lustwandelt. Vor dem Treibhause steigt eine mächtige Dattelpalme hoch in die Luft und breitet da ihre mächtige Blätterkrone aus, an deren

Grund die langen Fruchttrauben eben zur Reife gediehen. Hier versammelt sich an schönen Abenden zahlreich die schöne Welt. Die Männer sind von der Natur fast noch mehr begünstigt, als das weibliche Geschlecht. Im Allgemeinen aber sind die sicilischen Frauen und Mädchen sehr reizend. Ein griechisches Antlitz, mit brennenden Augen und umschattet von rabenschwarzen Locken, ruht auf einer schönen Gestalt, die sich mit edlem Anstand bewegt, der selbst den Landmädchen eigen ist. Ueber den Kopf hängen sie große Kreppttücher, welche zugleich den ganzen Oberkörper verhüllen. Als Farbe herrscht zartes Gelb durch alle Schattirungen vor; dazwischen kommt auch Carmoisin vor und Abends beim Spazierengehen weiße Mousselintücher, die allerdings zu dem dunklen Teint am besten kleiden. Außerdem tragen die Frauen beim Ausgehen schwarze Mäntel mit einer Art Kapuze, welche sie aber nie über den Kopf ziehen.

Klöster giebt es wohl an hundert. Die oberen Stockwerke der ganzen Straße Toledo sind mit vergitterten Fenstern versehen, hinter welchen die Opfer des älterlichen Aberglaubens schmachten; denn nicht selten weiht die Mutter ihr Kind gleich bei der Geburt dem Kloster. Man sieht Kinder von sechs und noch weniger Jahren in der Ordenstracht des Klosters, dem sie bestimmt sind, an der Hand eines Paters einherschreiten, ebenso Mädchen an der Hand der Mutter in gleicher Tracht. Durch alle Straßen ziehen bettelnde Brüder der Franziskaner, Kapuziner u. s. w., Kästchen mit Reliquien in den Händen tragend, die sie den Gläubigen zum Küssen anbieten. Oft sehen die Reliquienkästchen so ekelhaft von den unzähligen Küssen aus, daß einem nicht Allzufrommen der Appetit vergehen möchte. Da aber diese Menschen alle auf gleiche — Frömmigkeit, wie sie es nennen, Anspruch machen, so küßt auch ohne Unterschied Jeder mit großer Begierde das Bild, wofür einige Bajoccos in die neben dem Heiligen angebrachte Büchse fallen. Nicht minder treiben auch diese Bettelbrüder Handel mit Reliquien. Hier sind Stücke der Kleider von Märtyrern und Märtyrerinnen; diese heilen Zahnweh, andere Kopfschmerzen und alle übrigen Leibesgebrechen. Solcher Reliquien von Heiligen giebt es so viele, daß man glauben sollte, alle diese Heiligen müßten eine sehr starke Garderobe gehabt haben. In dem Innern der meisten Mönchswohnungen herrscht eine ungeheure Unordnung und Unreinlichkeit.

Bei heißen Sommertagen, wo in des Abends Kühle viele Tausende der Bewohner dieser Stadt in den Straßen lustwandeln, erstaunt man, wenn man eine Dame oder einen Herrn an einer rohen Gurke, an Kohlrabi, an einem Salatkopf nagen, oder ein Bündel Radieschen oder eine gekochte Artischocke verzehren sieht. Unseren Damen mit ihrer verwöhnten Zunge möchten diese Leckerbissen wohl sehr ungenießbar vorkommen; aber dort ist das gar nichts Neues. Der Südländer liebt diese Speisen außerordentlich und gewiß weiß Niemand in ganz Sicilien, wie man einen deutschen Gurkensalat zurichtet. Als wir einst in einem Speisehause Gurkensalat bestellten, trug der Wirth ungeschälte Gurken, in vier Stücke zerschnitten, mit Essig und Oel begossen, auf. Unwillig darüber, beschrieben wir ihm, wie er die Gurken zurichten sollte; er aber sagte gerade heraus, daß er solche porceria (Sauerei) in seinem Leben nicht gemacht habe und auch nicht machen werde. Die Lieblingskost sind die Macaroni; diese zieht der Italiener allen anderen Speisen vor. Vornehme, Tagelöhner, Lazzaroni, kurz Alle finden gleichen Geschmack daran. Man findet sie in hunderterlei Formen, bald in kleinen und größeren Sternchen, schneckenförmig, in Faden so dünn wie ein Haar, bis zur Stärke eines Daumens. Die langen fadenartigen sind die beliebtesten. In jedem Wirths-

hause dampft von früh bis in die Nacht der Wasserkessel. Man kauft sich nach Belieben Macaroni, geht in die erste Schenke, steckt sie, ohne weiter zu fragen, in den Kessel, wenn derselbe nicht besetzt ist, verlangt eine Schüssel und geht einstweilen nach Parmesankäse. Unterdeß sind die Macaroni weich gekocht; man legt eine Schicht in die Schüssel, reibt mit einem nie fehlenden Reibeisen Käse darauf, dann wieder eine Schicht Macaroni, wieder Käse und so fort bis ans Ende. Hierauf wird mit den Fingern zugelangt und jedesmal das, was man zwischen den Fingern hält, so hoch gehalten, daß die Macaroni, die sehr lang sind, den Mund erreichen.

In allen bedeutenden Straßen steht man Buden von Limonadenhändlern. Auf ihren Tischen strotzten die köstlichsten Messinaer Limonaden, Orangen und Pomeranzen, die das Auge ergötzen. In schön geformten Gläschen spielen Gold- und Silberfischchen, was besonders des Abends, wo die Buden schön erleuchtet sind, einen herrlichen Anblick gewährt. Gewöhnlich sind nett gekleidete Mädchen die Verkäuferinnen.

Im Spätjahre lernte ich ein mir noch unbekanntes Volksfest der Sicilianer kennen. Als ich nämlich eines Tages am Meeresufer spazieren ging, war sowohl auf dem Ufer selbst, als in dessen Nähe auf dem Meere eine unzählige Menschenmenge aus allen Ständen versammelt, welche, mit Feuergewehren versehen, unaufhörlich in die Luft schossen. Als ich näher kam, sah ich, daß es den truppweise von dem festen Lande des nördlichen Europa herüberkommenden Vögeln galt. Es waren Schwalben, Staare und andere Zugvögel. Die Wonne, welche diese Menschen bei dem Morde dieser Thierchen beseelte, war unbeschreiblich, und ein ewiges Gebrülle und Jauchzen erfüllte die Luft. — O, — dachte ich bei mir selbst, — ihr armen Kleinen! In meinem deutschen Vaterlande seid ihr vielleicht manchem Fallstricke entronnen und hier müßt ihr noch, so nahe an dem Ziele eurer gefahrvollen Reise, ohne allen Zweck verbluten. Denn ich sah nicht, daß man sie aufhob; nur Hunde zerfleischten hier und da eins der gefallenen unglücklichen Vögelchen.

Zum Schlusse gedenken wir noch eines kirchlichen Hauptfestes der Palermitaner, das der heiligen Madonna. Am Abend vor demselben zogen bereits durch alle Gassen Processionen, jede von zwei oder drei Dudelsäcken, einigen Castagnetten und einem Feuerwerker begleitet, der alle zwei bis drei Minuten eine Rakete in die Luft steigen ließ. Ueberall standen Buden, mit Liqueurs und süßem Backwerk auf's zierlichste angefüllt. Die Dudler dudelten, die Castagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Processionsgänger, commandirt von einem nebenher gehenden Priester, schrieen ihre Rosenkränze ab, die Liqueurverkäufer schrieen ihre Waare aus. Auf dem Fleischmarkte wurde gekocht, gebraten, gebacken, und vor der mit tausend Kerzen beleuchteten Kirche San Francesco, dem Ziele aller Processionen, standen, von Fackelträgern umringt, die Gallawagen der Senatoren, die der unbefleckten Madonna alljährlich an diesem Abende zweitausend Gulden opfern. So dauerte der Tumult bis in die Nacht. — Am andern Morgen war der Cassaro mit Menschen vollgepfropft, alle Fenster und Balkons waren mit Damen besetzt. Gegen 10 Uhr begann die Procession von der Kirche San Francesco aus nach der Kathedrale. Voraus zieht paarweis die hier stets in mannigfaltig bunten Uniformen erscheinende Jugend, geführt von ihren Lehrern und mit Besen in der Hand, scheinbar die Straße reinigend. Ihr folgen verschiedene adlige Brüderschaften, worunter die der Fürsten, Grafen und Barone, barfuß, in grauen oder weißen, um den Leib mit ledernem Gürtel zusammengeschnallten Ueberhemden, deren mit zwei kleinen runden Gucklöchern versehene Kapuzen das ganze Gesicht

verhüllen. Neben jedem Vermummten geht ein Bube, mit den Händen das von der flackernden Kerze abträufelnde Wachs auffangend und auf dem oft sehr unreinlichen Kopfe die Mütze seines hohen Gönners tragend. Dann kommt eine Abtheilung Militär und eine Schaar Bedienten, die vor den prächtigen Wagen der mehr oder weniger hohen Staatsbeamten mit Fackeln einhergehen. Nach einer Blechmusik, die einen gräulichen Marsch spielt, ziehen die geistlichen Orden auf, und hinter dem Erzbischof tragen vierundzwanzig Männer auf einem vergoldeten Altare das schwere silberne Madonnenbild, mit Edelsteinen reich geschmückt und von unzähligen Kerzen umflimmert. Von Zeit zu Zeit wird mit einem silbernen, hochgeweiheten Glöcklein ein Zeichen gegeben, worauf man den Altar niederläßt. — Und wie das Glöcklein auch wieder einmal erklang und der Altar niedergelassen wurde, erscholl aus einem Hause ein gellendes, Mark und Bein durchschauerndes Geschrei. Wildes Gemurmel durchlief den Zug und auf allen Gesichtern drückte sich gespannte Erwartung aus. Vier baumstarke Männer trugen aus dem Hause eine Frau von mittleren Jahren herab. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr rabenschwarzes Haar hing aufgelöst auf der entblößten Brust nieder, ihre dunkeln, weit geöffneten Augen sprühten Flammen und dem fürchterlich verzerrten Munde entquoll weißer Schaum. Es war eine Besessene. Je mehr sie sich dem Altare näherte, um so gräßlicher wurden ihre Geberden, um so durchdringender ihr Geschrei. Endlich hob man sie in die Höhe, drückte ihre Stirn an das Madonnenbild, läutete mit dem Glöcklein ihr vor den Ohren: und siehe da! der Satan wich; sie wurde ruhig, ließ die Arme sinken, schloß die Augen zu und die Gerettete wurde unter dem Jubel des Volkes wieder in ihr Haus zurückgebracht. — Der Zug bewegt sich weiter. Auf die Madonna folgt eine starke militärische Bedeckung, hinter dieser in langen Zügen Volkshaufen, betend, singend und „Viva“ schreiend. Mächtig lodernde Pechfackeln von zwölf bis funfzehn Fuß Länge, so dick, daß sie ein Mann nicht umarmen kann, und so schwer, daß die Träger derselben alle zehn Schritte wechseln müssen, beschließen, von halbnackten Burschen getragen, den Zug. Fällt ab und zu ein brennendes Stück auf die Menge, so entsteht ein allgemeines Gelächter. In der Kathedrale angelangt, wird die glanzvolle Madonna auf ein hohes, mitten in der Kirche aufgerichtetes Gerüst gestellt, wo sie acht Tage lang zur Anbetung ausgesetzt bleibt und dann unter denselben Ceremonien wieder nach San Francesco zurückgebracht wird. — Nachdem die Madonna aufgestellt ist, kommen die kleinen Processionen. Drei bis vier solcher Züge stürmen durch verschiedene Thüren auf einmal in die Kathedrale, und je näher sie dem Bilde rücken, desto kräftiger blasen die Dudler, desto ungestümer wird mit den Castagnetten geklappert, während die vermummten Brüderschaften ihr Vivat schreien. Vor dem Bilde angelangt, gebietet der commandirende Priester Stille. Alle werfen sich auf die Kniee; er aber betet eine Art von Beschwörung ab, welche die Knieenden ihm nachsprechen und die jedesmal mit dem Ausrufe: „Es lebe die heilige Madonna! Es lebe Jesus Christus! Es lebe die heilige Dreieinigkeit!“ endigt, wobei der Priester wild die Arme auf- und niederschlägt, um die Schreienden anzufeuern.

Den Schluß von alle dem macht wilder bacchantischer Jubel, der über Mitternacht hinausdauert.

56. Die Spanier.

Die Spanier sind eine gemischte Nation, Abkömmlinge von allen jenen Völkern, welche in früherer und späterer Zeit hier hausten, und stammen

daher theils von den uralten Bewohnern, theils aber auch von den Römern, Westgothen, Sueven und selbst von den Arabern ab. Ihre Hautfarbe ist eine braunere, als die der übrigen europäischen Völker, ihre Statur mittel, doch meist mager, das Auge meist feurig und schwarz, der Körper fest und kräftig, der Geist leicht erregbar, hochbegabt, doch wenig ausgebildet. Die schroffsten Gegensätze finden sich in dem Charakter des Spaniers. Bald zeigt er sich tapfer, kühn, großmüthig, geduldig, unermüdlich, treu, sanft; bald aber auch feig, träge, faul, räuberisch, grausam und falsch. Während er bei vielen Vorfällen im Leben gleichgiltig und geduldig sich zeigt, reißt ihn die Leidenschaft oft zu den entsetzlichsten Handlungen. Keine Sorge für die Zukunft quält ihn, er lebt nur für den Augenblick; trifft ihn ein Unglück, mag es der Tod eines Hundes oder Esels oder der Verlust eines seiner Lieben sein, er tröstet sich mit den Worten: „Was thut's," oder: „Man muß sich darein finden." Die unzähligen Abstufungen, welche die Amtsverhältnisse bei uns hervorbringen, sind dem Spanier ganz unbekannt. Daher ist der Verkehr unter den einzelnen Ständen weit ungezwungener, und selbst der Vornehmste wird von dem Geringen ohne Umstände: guten Tag, mein Herr Juan, Alphonso oder Fernando angeredet. Mag es ein Herzog oder Markgraf sein, du findest ihn wie auf der Straße, so auch im Theater und bei den Thierkämpfen, mitten unter dem dichten Haufen. Er bittet den ersten besten Handwerker um Feuer für seine Cigarre und spricht mit dem Bauer so höflich, wie mit seines Gleichen; nie sagt er seiner Dienerschaft ein hartes Wort, und selbst den Bettler redet er mit „Ew. Gnaden" an.

Gleichwohl genießt der spanische Grande oder Große eine Menge Vorrechte, nennt sich Vetter des Königs, bleibt bedeckten Hauptes in seiner Nähe und wird von demselben, wie jeder andere Spanier, mit „Du" angeredet.

Die Lebensart des Spaniers ist höchst einfach. Sein Wohnhaus hat in der Regel außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk und entbehrt fast alles dessen, was wir zur Bequemlichkeit rechnen. Die Zimmer sind hoch, lang und mit viereckigen Ziegelsteinen gepflastert; Alles ist in ihnen auf Kühlung abgesehen. Daher herrscht aber auch eine Art von Kellerluft, die jedoch dem Spanier weniger als uns auffällt, da er stets einen Mantel trägt. Nur die Fenster reicher Leute sind mit Scheiben versehen, gewöhnlich verschließt sie nur ein hölzerner Laden, in dessen Mitte sich viereckige Löcher befinden, welche mit einem in Oel getränkten Papier verklebt, nur ein spärliches Tageslicht eindringen lassen. Dagegen sind die meisten Fenster zugleich Doppelthüren, durch welche man auf die keinem Hause fehlenden Balkons gelangt. Tritt man in ein Zimmer, so findet man selbst bei den Reichen nicht sonderlich viele und prachtvolle Möbels, so daß nicht selten die Wohnung eines vermögenden Handwerkers in Deutschland mit mehr Luxus ausgestattet ist, als die eines spanischen Granden. Die Kleidung des Spaniers ist fast in allen Provinzen verschieden, doch findet bei den reicheren Ständen die auch bei uns gewöhnliche Tracht immer mehr Eingang. In Madrid, sowie in allen großen Städten, machen die Frauen einen fast unerhörten Aufwand. Die Frau des Handwerkers kleidet sich in Sammet und Seide, um als Sennora zu erscheinen; die Gattin des Beamten wetteifert mit den Damen der Grandezza, und kaum kann sich hier die höchst zierliche Mantille neben dem französischen Damenhute behaupten. Diese Mantille ist ein großer schwarzer Schleier, welcher vom Kopf über die Schulter herabhängt und sich auf der Brust wie ein Shawl kreuzt. Obwohl der Madrider viele natürliche Anlagen, Geist und Witz besitzen soll, so bleibt er doch ohne alle tiefere Bildung und verachtet es, mit seinem Pfunde zu

wuchern. Das Kaffeehaus, der Besuch des Prado — einer durch ihre schattigen Baumgänge berühmten, die ganze Ostseite der Stadt umschließenden, fast **10,000** Fuß langen Promenade — das Schauspiel und Abendgesellschaften machen seine liebsten Beschäftigungen aus. Die Arbeitsscheu hat der Madrider mit allen Castilianern gemein. Dagegen unterscheidet er sich, obwohl mitten in Castilien wohnend, nicht nur durch die höchst unreine Aussprache des Castilischen, sondern auch durch mehrere, ihm eigenthümliche, hervorstechende Charakterzüge. Bei den Söhnen Madrids suchst du vergeblich nach dem schweigsamen Ernste des Castilianers, der trüben Melancholie des Estremano oder Manchego. Das trotzige, zurückhaltende Benehmen des Cataloniers, sowie die leidenschaftliche Gluth des Valencianers, oder die übersprudelnde Heiterkeit und eitle Prahlsucht des Andalusiers sind ihm fremd; dagegen ist er ein Mischmasch aller dieser Elemente, welche bei ihm zu einer höfischen Abgeschliffenheit gekommen sind. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bewohner Spaniens versteht er in der Weise des Spottes und Tadels auszubeuten, wie denn überhaupt ein Spanier von seinen Landsleuten selten etwas Gutes zu reden weiß. Eine Provinz beschuldigt die andere, und von jeder kann man im Umgange mit Spaniern eine Menge lustiger Geschichten erfahren. Hat sich ein General in einer Schlacht schlecht benommen, so sagt man mit Achselzucken: „Er ist ein Andalusier.“ Jede körperliche Anstrengung ist dem genußsüchtigen Andalusier bis in den Tod verhaßt, ja, er ist ihrer fast unfähig. Zum Kriegsdienste taugt er wenig und im letzten Bürgerkriege mußte man gewöhnlich die Hälfte der Soldaten aus Andalusien auf Troßpferde und Wagen packen. Es ist nicht unwahrscheinlich, was man von diesen tapferen Kriegern in Spanien erzählt, daß deren fünf einst auf einem einzigen Maulthiere gewesen wären. Dabei ist der Andalusier höchst lebendig, stolz, und Sprache, Ton, Geberden, Tracht, ja sein ganzes Wesen verräth den Hang zur Großthuerei. Unaufhörlich spricht er von sich selbst und seinen Thaten; seine Lüge wird zur Unverschämtheit. Zeigt man ihm aber den gehörigen Widerstand, dann wird er sehr bald kleinlaut und bescheiden. Ganz anders der Aragonese. Sein Stolz stützt sich auf Kühnheit und Muth; Ausdauer und Tapferkeit sind ihm eigen. In seinem ganzen Wesen spricht sich Kraft, Härte, aber auch kalte Abgeschlossenheit aus. Mit großer Zähigkeit hängt er an heimischen Sitten und Einrichtungen, und von seinem Eigensinne sagt das Sprichwort: „Giebst du dem Aragonesen einen Nagel, so wird er ihn eher mit dem Kopfe, als mit dem Hammer einschlagen.“ Zu seinem festen männlichen Wesen gesellt sich Adel der Gesinnung; eine Verirrung, ja selbst ein Verbrechen wird er eher verzeihen, als niedrige Gemeinheit. Mit kaltem Blute wird er dem den Dolch ins Herz stoßen, welcher einen Verrath an den Gesetzen der Ehre oder an den Pflichten der Freundschaft begangen hat. Begegnet dir Jemand in Spanien grob, ist er undienstfertig, ja wohl gar unverschämt, so brauchst du nicht in Zweifel zu sein, welcher Provinz er angehöre, er ist sicher ein Aragonese. Man erzählt sich folgende charakteristische Anekdote von ihm: Ein großer Weinbergsbesitzer hatte einst eine so reiche Weinernte gemacht, daß ihm die nöthigen Gefäße zur Aufnahme des Weines fehlten. Da ließ er unter Trommelschlag im nächsten Städtchen ausrufen, wer Lust habe, könne sich Wein bei ihm umsonst holen. Auf diese Einladung stellten sich am ersten Tage eine Menge Leute mit Krügen und Flaschen ein; aber schon am zweiten Tage erschien Niemand. Von Neuem beauftragte der Herr seinen Hofmeister, den Leuten anzuzeigen, daß noch immer Wein bei ihm zu haben sei. Der Hofmeister begab sich

auf den Markt unter die dort versammelte Menge, welche ihm schweigend eine Zeitlang zuhörte, bis endlich Einer im Namen seiner Mitbürger hervortrat und die Erklärung abgab: „Will der Herr Markgraf, daß wir seinen Wein abholen sollen, so mag er uns auch Käse dazu geben, wo nicht, so rühren wir weder Hand noch Fuß.“ Weit geschliffener und gewandter ist dagegen der Catalonier. Freiheitsliebe, Stolz und Selbstgefühl schwellen seine Brust, jeder Willkür und Unterdrückung ist er Feind. Mit großer Sorgfalt widmet er sich der Bebauung seines steinigen Bodens, und in allen Thälern seiner gebirgigen Heimath finden sich reiche Olivenpflanzungen, sowie andere Obstbäume, besonders Nuß-, Mandel-, Orangen- und Citronenbäume. Er ist der zuverlässigste Freund, aber auch im hohen Grade rachsüchtig, heftig und im Jähzorn stets zum Messer bereit. Zieht er in den Krieg, so fehlt es ihm zwar nicht an Tapferkeit, wohl aber an Mannszucht. In Streifcorps leistet er als Guerilla die trefflichsten Dienste; überall umschwirrt er den Feind und seine Schnellfüßigkeit und Ausdauer grenzt an's Unglaubliche. Während der spanischen Revolutionsstürme machten 500 Freiwillige den Weg von Catalonien nach Madrid in fünf Tagen. Als die baumlangen, wildaussehenden Leute, die rothe Beutelmütze auf dem Kopfe, die bunte Manteldecke auf der Schulter, das Gewehr im Arm und das lange Messer im scharlachfarbenen Gürtel in Madrid einwanderten, setzten sie die ganze Stadt in Angst und Schrecken. Und dies nicht ohne Grund. Denn noch ehe sie vor dem Sonnenthorplatze Halt machten, hatten sie bereits auf ihrem Wege durch die Stadt zwei Menschen getödtet. Reist man dagegen durch Catalonien, so findet man alle Glieder des Hauses in emsiger Thätigkeit. Während der Mann keine Arbeit scheut, und selbst den unfruchtbarsten Boden seinem Fleiße dienstbar zu machen sucht, ist die Frau daheim mit Spitzenklöppeln beschäftigt. In allen Ortschaften sieht man Gruppen von Mädchen und Weibern auf den Hausfluren oder Straßen beisammensitzen und mit emsiger Hand die Hölzer des Klöppelsacks regen, aus deren seltsam verwickeltem Spiele der Stoff zur Mantille der wohlhabenderen Spanierin hervorgeht. Nirgends hört man Guitarrenspiel und Gesang, selbst die öffentliche Aufführung der Nationaltänze fehlt, denn die allgemeine Losung lautet: „Erwerb“; ihm strebt man mit unermüdlicher Ausdauer nach. Nur durch solche allgemeine Rührigkeit ist der Handel von Barcelona zum Welthandel geworden; sein Hafen der besuchteste der ganzen Halbinsel, die Stadt selbst einer der bedeutendsten Handelsplätze von Europa.

Ganz das Gegentheil vom Catalonier ist der Castilianer. Er gilt für prahlerisch und zeichnet sich durch eine besondere Vorliebe zum Nichtsthun aus, und zwar nicht etwa wie der Andalusier, um sich in Muße zu belustigen, sondern sich eben des Müßiggangs zu erfreuen. Geh' in die castilianischen Provinzialstädte. Der Lazzarone rührt keine Hand zum Arbeiten, so lange ihn nicht das unmittelbarste Bedürfniß zur Thätigkeit treibt. Da liegt eine ganze Schaar jener castilianischen Braunmäntler auf dem Pflaster des Marktes von Burgos in der Sonne hingestreckt, unbeweglich wie die Krokodile auf dem Sandufer des Senegal. Du fragst einen dieser Leute, ob er für Geld dein Packet nach dem Gasthofe tragen wolle, und der lang hingestreckte Castilianer giebt sich anfangs gar nicht die Mühe, dir zu antworten. Nur auf die wiederholte Frage versetzt er, indem er sich auf die andere Seite umdreht: „Ich habe schon meinen Real (ungefähr 18 Pfennige) verdient, mehr brauche ich für heute nicht und morgen mag für sich selbst sorgen.“ — Der Galizier, aus jener nordwestlichen Provinz Spaniens, ist von seinem

Nachbar das Gegenstück. Unermüdlich als Arbeiter wandert er noch jung aus seiner armen bergereichen Provinz in die Fremde, nach Madrid, nach Lissabon u. s. w., um dort als Lastträger und Aufläder, hier als Hafenarbeiter ein kleines Capital zusammenzubringen. Ist es ihm gelungen, dann geht er in die Heimath zurück, denn wie bei allen Völkern, bei denen der Dudelsack Nationalinstrument ist, hat der Galizier einen unvertilgbaren Zug nach der Heimath. Da er am Heimweh völlig erkrankt, ja selbst daran sterben kann, so taugt er, trotz aller seiner Tapferkeit, nicht zum Soldaten; sein Geiz ist zum Sprüchwort geworden, doch ist er grundehrlich. Da er ungeschickt, wenig geschliffen und von beschränktem Verstande ist, so gilt er allgemein unter dem Namen: El Gallego als der Tölpel im spanischen Lustspiele, der gehänselt wird und zuletzt noch Prügel bekommt. Verwandt ist ihm sein Nachbar, der Asturier, doch läßt dieser sich leichter abschleifen und schulen. Deshalb wird er in der Fremde auch vorzugsweise als Bedienter in wohlhabenden Häusern gesucht, und durch Anhänglichkeit und Treue versteht er oft sich ein unbeschränktes Vertrauen zu erwerben.

Den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern haben die Valencianer, die Bewohner jenes schönen, an der Ostküste des mittleren Spaniens gelegenen Landes, das man mit Recht einen Garten nennen kann. Ein fast immer heiterer Himmel breitet sich über den herrlich angebauten, üppigen Fruchtfeldern und reizenden Obst-, Wein- und Gemüsegärten aus. Reif und Nebel sind dem Einwohner nur der Beschreibung nach bekannt. Zwischen den lieblichsten Baumgruppen liegen niedliche Dörfer, und malerische Thäler ziehen sich nach dem Gebirge hin. Weintrauben von 6 bis 14 Pfund ziehen die Reben fast zu Boden und geben Wein und Rosinen. Mandeln, Feigen, Datteln und alle herrlichen Früchte des Südens wachsen hier im Ueberfluß. — Freilich gilt dies nur von dem Küstensaume, während steile und wildzerrissene Berge den westlichen Theil des Landes bedecken. Man gesteht dem Valencianer Sparsamkeit, äußerste Nüchternheit und ganz besonders Arbeitsamkeit zu. Der Fleiß, den er auf den Anbau des Bodens verwendet, ist wahrhaft bewundernswürdig. Da bricht er Canäle durch die Felsen der Gebirge, um das Wasser oft meilenweit auf seine Aecker zu leiten; an jedem spärlichen Quell legt er Felder an, und ist der Abhang zu steil, so bildet er aus lose übereinander gelegten und mit Erde bedeckten Steinen Stufen, die er mit Mais und allerhand Gemüse bepflanzt. Kann er kein Wasser auf die Abhänge leiten, so bepflanzt er sie mit Wein, und will auch dieser nicht gedeihen, so setzt er den Johannisbrotbaum hin, der auch auf dem schlechtesten Boden fortkommt. Und dennoch genießt er den schlimmsten Ruf. Er ist treulos, feig, blutgierig, die geringste Beleidigung reizt ihn zur glühendsten Rachsucht, daher kommen hier so viele Meuchelmorde vor, daß man auf jeden Tag im Jahre wenigstens einen rechnen kann. Außerdem ist er sehr heiter und vergnügungssüchtig, witzig, gefällig, lebhaft, Freund von Musik und Tanz. Seine Kirchenfeste gleichen mehr weltlichen Schauspielen und sind alles Andere mehr, als christlich.

Den besten Ruf durch ganz Spanien haben die Bewohner des Baskenlandes. Sie gelten als treu, zuverlässig, arbeitsam, ehrbar in Zucht und Sitte, tapfer und freiheitsliebend; nur unbeugsamen Starrsinn wirft man ihnen vor. Sagen die neuesten amtlichen Berichte, daß die größte Anzahl der Verbrechen, namentlich Mord, Todtschlag und gefährliche Verwundung, jetzt unter dem wohlhabenden und fleißigen Baskenvolke vorkommen, so läßt sich dies nur aus der bodenlosen Verwilderung erklären, welche ein sieben-

jähriger, wüthender Bürgerkrieg zur Folge haben mußte. Die geringste Zahl der Verbrechen findet sich bei dem armen, einfachen, bereits früher erwähnten Völkchen von Asturien.

Nach v. Rochau und Willkomm.

57. Ein Stiergefecht zu Sevilla.

Mehr als 14,000 Menschen hatten sich in der Arena von Sevilla versammelt, dem Stierkampfe beizuwohnen: Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter und Geschlecht, geschmückt wie zu einem seltenen Feste, und Alle in einem solchen Rausche von Erwartung und einem solchen Taumel von Jubel und Freude, wie der Nordländer in seinem ganzen Leben nicht einen Menschen sieht. Das Auge ist geblendet von dem Farbenschimmer der malerischen Trachten, von dem Schwenken der Fahnen und Tücher und von dem Glanze der Sonne — denn es ist 4 Uhr Nachmittags. Dazu wogt, wie fernes Meeresbrausen, über der ganzen Versammlung geschäftiges, verlangendes Gemurmel, aus dem hier der Fluch eines hindurchdrängenden Majo (Stutzers), dort das Geschrei einer halberstickten Matrone hervortönt, weiter drüben erklingt der gellende Schall eines Blechhorns, näher hier das Rasseln einer Trommel, der spitze, durchdringende Laut einer Pfeife: ein buntes, durcheinander dröhnendes Orchester, von dem ungeduldigen Volke probirt, um schon jetzt die Wuth des Kampfes, der sich allgemach vorbereitet, zu schüren. Und in der That, dieser Sturm erregt selbst des Zuschauers Sinne zu einer Leidenschaft, ja Wildheit, die einem Anblick, wie der kommende, vorangehen muß, wenn man darin gleich dem Spanier das größte Vergnügen der Welt genießen will.

Der Kampfplatz ist von amphitheatralisch sich erhebenden Bänken und Logen umgeben; in der Mitte der letzteren befindet sich die Loge des Corregidor (Aufsehers), der die Spiele ausrüstet und leitet; darunter der Sitz des Musikchors. Die unterste Bankreihe erhebt sich 6 bis 8 Fuß über den Erdboden, so daß die Zuschauer bequem über die hölzerne Wand hinwegsehen können, welche ringförmig die placa des toros (Kampfplatz) umläuft und noch durch einen 8 bis 10 Fuß breiten Gang von den eigentlichen Sitzen getrennt ist. Diese Wand hat 4 breite Flügelthore, durch welche die Lanzenreiter einziehen, einen besonderen Eingang für die Stiere und acht schmale Oeffnungen, durch welche die leichtfüßigen Chulos aus der Arena in den innern Gang schlüpfen können, wenn sie zu scharf verfolgt werden. Nicht weit von der Pforte, durch welche der Stier eintritt, hinter einem Verschlage, standen zwei Männer, ein Arzt und ein Priester mit dem Viaticum, damit dem Kämpfer, der vielleicht heute bluten sollte, die ärztliche Hilfe und der geistliche Trost nicht fehle.

Mit dem Schlage halb Fünf öffnete sich das der Corregidorloge gegenüberliegende Thor und unter Trompetenschmettern erschienen zuerst 6 lanzenschwingende Picadores zu Pferde. Es waren kräftige Männer; ein breitrandiger grauer Filzhut überschattete das dunkle Gesicht, auf der goldgestickten, seidenen Jacke prangten quastenähnlich über die Schulter gelegt zwei große Blumensträuße, die Füße umgaben Lagen von Eisenblech und Kork, um Stöße und Sturz weniger gefährlich zu machen. Die Lanze ist nur mit einer kurzen Eisenspitze versehen, denn der Picador soll den Stier weniger verwunden, als reizen. Während die Reiter in kurzen, gefährlichen Sätzen den Kampfraum durchmaßen, brach das Volk in lauten Jubel aus; die Pfeifen schrillten, die Trommeln dröhnten, die Fahnen und Tücher wurden geschwenkt zu Ehren der Picadores, die sich dankend verbeugten. Doch die Scene erneut

sich: sechs Chulos treten ein, junge, kecke Gestalten, ganz und gar in Seide gekleidet, über den Arm den 5 Ellen langen brennendrothen Shawl oder Mantel, mit welchem sie den Stier wild zu machen wissen. Auch ihnen schallt der lärmende Gruß entgegen, sie danken, aber nur flüchtig: denn nun soll er erscheinen; der Held des Tages.

Ich wußte nicht, wen mein Nachbar, der so freundlich war, in seiner Freude einige erklärende Worte an mich zu richten, durch er bezeichnete, ob den Stier oder den Hauptkämpfer. Er meinte den letzteren; das sah ich, als dieser erschien. — Doch wer beschreibt den Wahnsinn, der halb Spanien ergreift, wenn Don Montes, der große Stierfechter, in der Runde erscheint! Er ist der Abgott der Nation, und gegen ihn ist ein König nichts. Ah el divino Montes! schallte es aus mehr als zehntausend Kehlen auf ein Mal. Der gefeierte Espada oder Schwertmann, der schlanke, kräftige und überreich geputzte Don Montes schreitet vor, über seinem gelblichen Gesichte liegt ein siegesgewisser Stolz, das kleine, stechende Auge läuft in gefährlicher Hast rundum, in der Rechten blitzt das Mordschwert, er senkt es, vornehm nachlässig dankend für den noch immer nicht endenden Beifall.

Doch plötzlich ward Alles athemlos still. Montes hatte die Arena verlassen, die Picadores stellten sich schweigsam und kampfgewärtig an der hölzernen Wand des Circus auf, und die Chulos vertheilten sich, ihre Shawls und Mäntel entfaltend, auf dem weiten Raume des Platzes. „Jetzt! jetzt!“ raunte mein Nachbar mir zu. Der Corregidor winkte mit einem weißen Tuche, ein Trompetenstoß erscholl, der besondere Eingang öffnete sich und der Stier trat in die Arena, von einem mehr als tausendstimmigen Geschrei empfangen. —

Der Stier, halb scheu, halb wild, steht still, sieht sich um, scharrt, stampft mit den Füßen, wendet sich hierhin und dorthin, als ob er den Feind wählen wolle, dann plötzlich laut aufbrüllend, den Kopf gesenkt, die glänzenden Hörner zum Aufspießen bereit, stürzt er auf den nächsten Picador los. Dieser hat im Augenblicke eine Wendung gemacht, und der Stoß geht in die Luft, während der Picador mit unbegreiflicher Geschicklichkeit die Lanzenspitze in den Hals des Thieres senkt. Der Stier läßt von ihm ab, und mit einem fürchterlichen Brüllen, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, rennt er im Kreise der Schranken herum. Nun beginnt der erste der Chulos sein verwegenes Spiel. Im vollen Galopp läuft er auf den Stier zu, das rothe, flatternde Tuch in langen Bogen schwenkend, und während dieser einen Ansatz nimmt, ihn zu durchbohren, springt er jetzt rechts, jetzt links vor ihm her, immer mit dem Mantel die tödtlichen Stöße auffangend, bis am Ende das gereizte Thier den Kopf in dem langen Gewande verwickelt hat. Ein heulender Beifall lohnt dem Kühnen. Indeß schon hat sich der Toro (Stier) von der verhaßten Hülle befreit, und nun nimmt ein zweiter, jetzt ein dritter Chulo die Rolle auf. Keck fliegen sie vor dem schäumenden Thiere daher, das aus seiner Wunde blutend und mit verhaltenem Gebrüll seinen Peinigern nachstürzt, immer wüthender, je weniger es die Schnellfüßigen erreicht, bis dennoch der Eine, von dem tobenden Stiere in die Enge getrieben, nicht mehr rechts noch links auszuweichen weiß. Der Chulo scheint verloren, die schmale Thür, die seinen Genossen zur Flucht sich öffnete, ist zu ferne; er steht allein und wehrlos der Wuth des Thieres gegenüber: da rasch wirft er den Mantel dem heranstürzenden Stiere vor die Füße, und im Augenblick trägt ihn ein kühner Sprung über die 6 Fuß hohe Barriere hinweg in den innern Gang, wo ihn das jubelnde Volk mit Bravorufen empfängt.

Der Stier, bis zur Raserei gehetzt, stürzt nun wieder auf die anderen Picadores los, und jetzt kostet es Pferde-, ja zuweilen Menschenleben. Bis an das Genick bohrt er den Kopf in den Bauch der Pferde, die wild aussetzen und die Reiter abschleudern. — Immer heißer, gefährlicher wird der Kampf, immer dichter fallen die Lanzenstiche auf den Hals des Stieres, aber in der Wuth achtet er derselben nicht und greift einen Picador nach dem andern an.

Zweimal hob er Roß und Reiter mit einem Stoße von der Erde empor und ließ sie dann fallen. Einem dritten Pferde stieß er die Hörner tief in die Brust, das Pferd bäumte sich wild wiehernd hoch auf, um dem Stiere auf den Nacken zu springen, da duckt sich dieser noch ein Mal nieder, zum zweiten Stoß ausholend, und schlitzt dem fast über ihm schwebenden Thiere den Leib der Länge nach auf. — „Bravo! Bravo!“ jubelte das Volk, indeß der Stier sich schüttelte, daß es wie ein blutiger Regen um ihn herumflog.

Ein neues Zeichen wird gegeben. Die theils verwundeten, theils ihrer Pferde beraubten Picadores ziehen sich zurück, um den Chulos nochmals Platz zu machen. Diese haben die Shawls und Mäntel von sich geworfen und hüpfen leicht und graziös in den Circus, in jeder Hand einen mit Blumen und bunten Papierstreifen umwundenen Pfeil, dessen Spitze sich zu einem Widerhaken umbiegt. Um den Stier noch mehr zu reizen oder ihn von Neuem anzustacheln, wenn ihn Kampf, Wunden und Blutverlust ermüdet, müssen sie diese Stäbchen in das Genick des Thieres häkeln. Dies ist ein Spiel, bei dem man nicht weiß, ob man mehr die Verwegenheit oder die Gewandtheit des Toreadors bewundern soll. Der Chulo läuft hinter dem wüthenden Toro her, bis dieser plötzlich umsetzt. Nun stellt er sich auf die Fußspitzen, biegt sich mit einem Pfeil in jeder Hand so weit vorn über als möglich, läßt den Stier gerade auf sich losstoßen und macht eine Seitenbewegung, setzt ihm in dem Augenblicke, wo der Kopf des Ungethüms gerade unter seinen Armen hindurchstürmt, die Eisenhaken in's Genick und springt seitwärts oder gar zwischen den Hörnern hinweg, ehe der Stier Zeit gehabt, ihn emporzuschleudern. Immer neue Pfeile tragen seine Peiniger heran, er versucht umsonst sie abzuschütteln, vielmehr verdoppelt sich der Schmerz bei jeder Bewegung. Der Toro wird matt. Auch er hat Wunden empfangen, und zwar immer im Genick; sein Blut fließt, bisweilen sprützt es hoch heraus und überrieselt Kopf und Nacken. Die Chulos schwirren ihm immer dichter vor den Augen herum, necken ihn, machen ihn schwindlig; er dreht und wendet sich, betäubt, verwirrt; er greift selten mehr an.

Und abermals erscholl ein Signal, und Fuego! Fuego! (Feuer! Feuer!) rief's von allen Seiten. Die Chulos kamen mit brennenden Lunten herbei, hingen auch diese an den Hals des Thieres, und mit einem Male entzündet sich auf demselben ein ganzes Feuerwerk mit Raketen, Schwärmern, Schlangen und Körben. Der Stier stürzt im Kreise herum, den Kopf gesenkt, vertheilt er die Stöße in die Luft, er brüllt, setzt rechts und links aus; ja, so verkehrt sich die Natur: er starrt plötzlich, hält einen Augenblick inne und macht wilde Sätze rücklings, als ob er dadurch vor sich selber fliehen könnte. Nun endlich schlägt das Feuer bis zur Stirn empor, der wüthende Schmerz macht sich im fürchterlichsten Gebrüll Luft, und wer einen Tropfen spanisch Blut in sich hat, stimmt ein: Kinder, Männer, Jungfrauen, Greise, Matronen, Alle jauchzen in wilder Lust, bis der Stier wieder im Kreise herumzustürzen beginnt und den Schluß des Schauspiels vorbereitet.

Da tritt Don Montes auf. Die Chulos sind zerstoben und eine schauerliche Stille lagert sich auf all' den Tausenden der Zuschauer; mit ängstlicher Spannung scheint Jeder den Augenblick zu erwarten, der entscheiden soll, ob heute der Mensch oder das Thier sein Leben zum Opfer bringen werde. Aber keck geht Montes dem wüthenden Thiere entgegen, und dies bleibt vor ihm wie angewurzelt stehen. Ist es die Ruhe, ist es der Blick, was bändigt? Vielleicht Beides. Der Matador entfaltet einen rothen Mantel, der Stier stürzt darauf zu; aber Montes springt ihm entgegen, schreit ihn an, und das Thier hält plötzlich inne. Ruhig nimmt Montes den Mantel über die Schulter und schreitet über den Platz; der Stier will nachstürzen, Montes dreht sich und der Stier dreht gleichfalls um und nimmt, mit entsetzlichem Gebrüll, nach der entgegengesetzten Seite seinen Lauf.

Ich war stumm und starrte Don Montes an, der eine so übernatürliche Macht über das Thier besaß. Doch jetzt sind Beide an die Barriere gelangt, Beide kehren um, und nun, entfernt aus dem Bereiche der Zauberkraft seines Blickes, stürmt der Stier gegen Montes los. Der ihm entgegen; sie treffen auf einander, der Stier hat einen wohlgezielten, fürchterlichen Stoß auf ihn geführt, aber Montes hat ihn an den Hörnern ergriffen und ist in einem tollkühnen Satze über das Thier hinweggesprungen! — Ein tausendfach donnerndes Bravo zerriß die Lüfte. Und plötzlich befällt den ruhigen Montes der ganze Wahnsinn dieses Kampfes, er ergreift den breiten, schlachtmesserähnlichen Degen, und, heulend wie das Thier, stürzt er auf dieses los und stößt ihm, während es auf den ausgebreiteten Mantel stürmt, das Schwert bis an das Heft in den Nacken. Durch das Abprallen des brüllenden Stiers wird der Degen wieder frei, und ein Blutstrom ergießt sich über den bereits triefenden Kampfplatz. Das verwundete Thier setzt noch zwei Mal an, und jedes Mal durchfährt im Augenblicke, wo Alle Montes schon gespießt sahen, sein Degen den Hals, bis es mit letzter Kraft in die Höhe sprang und niederstürzte, um zu verröcheln.

Das Spiel war beendet. Die todten Pferde und der Stier wurden von vier bunt ausstaffirten Maulthieren weggeschleift und die Arena gereinigt, um den grausamen Kampf von Neuem zu beginnen, an dem der Spanier sich nicht satt sehen kann.

58. Die Wanderungen der Merinoheerden in Spanien.

Es gab eine Zeit, in welcher Spaniens Schafheerden die vorzüglichsten der Erde waren, spanische Wolle, weit und breit berühmt, jeder anderen vorgezogen ward. Dies ist nicht mehr der Fall. Vor beinahe hundert Jahren ward das spanische Merinoschaf nach dem damaligen Kurfürstenthum Sachsen gebracht und seit jener Zeit eine Wolle daselbst gewonnen, welche weit vorzüglicher als die spanische ist. Man hat daher in neuerer Zeit Versuche gemacht, die Schafzucht Spaniens durch sächsische Schafe zu veredeln, indem hier gekaufte Heerden nach dem alten Stammlande zurückgebracht wurden. — Gleichwohl ist die Schafzucht Spaniens so eigenthümlicher Natur, daß wir uns an der Hand eines kundigen Führers mit ihr bekannt machen müssen.

Durchwandert man im Frühjahr oder Herbst die weiten Ebenen des inneren Spaniens, so begegnet man gar oft ungeheuren Heerden weißer, langwolliger Schafe, welche von einer Anzahl bewaffneter, ja zum Theil sogar berittener Hirten begleitet, von einer großen Meute starker bissiger Hunde bewacht und in Ordnung gehalten, auf der Wanderung nach einem fernen Weideplatze begriffen sind. Dies sind Merinoheerden, welche meist Eigenthum

großer Grundbesitzer von Leon und Altcastilien, nicht selten die Zahl von 10,000 und darüber erreichen und unter einem besonderen Oberhirten oder Mayoral stehen, welcher von einer großen Anzahl anderer Hirten (meist über Heerden von 200 Stück) unterstützt wird. Mayoral wie Unterhirten oder Pastoren bilden einen eigenthümlichen Menschenschlag, sind echte Nomaden, welche theils niemals, theils nur auf sehr kurze Zeit in ihre Heimath kommen und als echte Nomaden den größten Theil des Jahres herumwandern und ihre jedesmalige Wohnung bald in Zelten, bald in Laub-, Erd- oder Steinhütten finden. Der Merinohirt ist ein kräftiger, sonnenverbrannter, bärtiger, schmutzig und verwildert aussehender Geselle, so daß man bei seinem ersten Anblicke einen Räuber vor sich zu haben vermeint. Ueber einer schmierigen, schwarzbraunen Lederjacke trägt er häufig ein ärmelloses Wams von Merinofell, die Wolle nach außen gekehrt, und über den kurzen Beinkleidern an der Vorderseite des Oberschenkels Lederstücken, welche gleich Panzerschienen an der Rückseite festgeschnallt sind. Die mit Lumpen umwickelten Füße stecken in unförmigen Schuhen von Rindsleder, und das struppige, niemals gekämmte Haar wird von einem spitzigen, breitkrempigen, durchlöcherten Hute oder auch von einer schirmlosen Mütze von Merinofell bedeckt. Ein oft in Fetzen zerrissener, oder mit zahllosen, verschiedenfarbigen Flecken bedeckter Mantel hängt diesen wilden Naturkindern um die Schulter; eine bald blutrothe, bald violette Schärpe ist um ihre Hüften geschlungen und enthält außer geschnittenem Tabak, Cigarrenpapier und einem Geldtäschchen, besonders ein großes Einschlagemesser (Navaja) mit fußlanger spitziger Klinge. — Eine langrohrige Flinte mit Zubehör an Patronen und Zündhütchen, sowie ein fast mannslanger dicker Stock von gebeiztem Weißdorn vollenden die Ausrüstung dieser halb wilden, rohen und verwegenen, doch meist gutmüthigen und ehrlichen Menschen. —

Wir gesellen uns zu ihnen dort auf der Hochebene von Raynosa im Norden von Burgos. Es ist Mai. Eine großartige Alpenlandschaft von süddeutschem Charakter breitet sich vor unseren Blicken aus. Hohe, schneebedeckte, abenteuerlich gezackte Felspyramiden umschließen den nördlichen Horizont in westlicher und östlicher Richtung. Wildromantische Felsschluchten durchfurchen die Hochfläche, welche, so weit nur das Auge reicht, mit einem saftigen jungen Graswuchse bekleidet ist. — Butterblumen, Wiesenkresse und blaue Waldveilchen bedecken die weite Grastrift, welche gegen Westen mit steilem, felsigem Abfall in ein anmuthiges Thal übergeht. Ein munterer, krystallheller Forellenbach durchrauscht die felsigen Ufer. Es sind die Quellen des Ebro, dessen Wasser aus dem mütterlichen Schooße der Erde hervorsprudelt, und bald von Erlen und Weiden beschattete Mühlen in klappernde Bewegung setzt.

Auf diesen Hochflächen, mehr als 4000 Fuß über dem Spiegel des atlantischen Oceans, weiden, bald in größeren, bald in kleineren Gruppen, viele Tausende von Merinoschafen, so daß die unermeßlichen grünen Bergmatten wie mit weißlichen beweglichen Flecken bestreut erscheinen. Das Merinoschaf ist von mittlerer Größe und zeichnet sich durch einen kleinen Kopf und schlanke Beine aus. Seine Wolle ist oft fußlang, schwarz, gekräuselt und mit einer dicken Schmutzrinde bedeckt. Ist dagegen das Schaf gewaschen oder werden die Heerden gut gehalten, dann ist sie glänzend weiß. Füße und Schnauze des Schafes sehen meist schwarz. — In seinen Mantel gehüllt, steht auf einer vorspringenden, eine freie Umsicht gestattenden Felszacke der Hirt, bald auf seinen Krummstab, bald auf die lange Flinte gelehnt. Die schnellfüßigen

Wolfshunde umkreisen die Heerde mit lautem Gebell und treiben jedes Schaf zurück, welches sich zu weit entfernte. Der Mayoral reitet unter Begleitung einer Anzahl Hirten, denen er Befehle ertheilt, langsam über die Ebene nach jener, aus Baumstämmen aufgeführten Baracke, aus deren flachem Dache ein dicker Rauch aufsteigt und nach welcher soeben einige hundert Stück dickwollige Merinos getrieben wurden. Es ist jetzt die Zeit der Wollschur, jene Baracke aber die Schwitzkammer, in welche die Schafe vor dem Scheeren gesperrt werden. Diese Vorrichtung giebt zu eigenthümlichen Festen und Vergnügungen Veranlassung. Kaum ist die Sonne hinter den Bergen niedergesunken und jede Heerde in die sie umzingelnden Hürden eingetrieben worden, als Hunderte von Feuern in den weiten, in nächtliche Dämmerung gehüllten Gefilden aufflammen, welche eben so viele Hatos oder Hirtenbivouaks bezeichnen. — Gesang und rohes Gelächter, untermischt von den Tönen des Tambourins oder des Dudelsacks, durchhallt die stille Abendluft, und beim Nähertreten an eines der hochaufsprühenden Feuer erblicken wir gegen hundert Wollscheerer und Wollsortirer, welche von den Eigenthümern der Heerden aus Alt-Castilien hierher gesandt wurden, um die Merinos zu scheeren und die Wolle zu sortiren. Ihre niedrigen, aber breitkrempigen schwarzen Filzhüte, ihre mit silberplattirten Knöpfen dicht besetzten schwarzbraunen Tuchjacken, Tuchhosen und Gamaschen, und ihre breiten, mit bunten Stickereien verzierten Ledergürtel unterscheiden sie auf den ersten Blick von den schmutzigen, zerlumpten Hirten. Das kecke Benehmen, das blitzende schwarze Auge, die gelbliche Hautfarbe läßt uns in Vielen den Gitano oder Zigeuner erkennen. Mit ihnen kam noch anderes Gesindel, Frauen und Mädchen auf die Hochebene, um unter Lärmen und Tanzen um das hochaufflackernde Feuer einen guten Theil der Nacht hinzubringen. Dabei kreist von Zeit zu Zeit der mit blutrothem Wein gefüllte Weinschlauch in der Runde herum, und Männer wie Frauen sprechen ihm tüchtig zu. Ja, hat die wilde Lust ihren Höhepunkt erreicht, dann steigen wohl auch Raketen zischend empor, und Kanonenschläge durchrollen in vielfachem Echo die Gründe und Schluchten der wilden Gebirgslandschaft. — Erst der fallende Thau und der scharfe Morgenwind machen dem Lärmen ein Ende und zwingen die von Wein, Tanz und Geschrei erhitzte Gesellschaft in den Zelten und Hütten der Hirten Schutz gegen die Kälte der ersten Morgenstunden zu suchen.

Der Sommer naht, schon ist der August angebrochen, die Frühlingsweideplätze sind verlassen, und wir finden dieselben Heerden auf den Hochflächen von Soria wieder. Diese Hochebenen ragen noch höher über den Spiegel des Meeres empor, als jene von Reynosa. Furchtbare Stürme durchpeitschen sie während des Herbstes, Winters und Frühlings. Tiefe Schneemassen bedecken sie im Winter, dicke Nebel umhüllen sie im Frühling und Herbst, so daß nur der Sommer Menschen wie Viehheerden den Aufenthalt auf ihnen gestattet. Fast nirgends erblickt das Auge einen Baum, die Gewalt der Stürme würde ihn nicht aufkommen lassen. Nur niedrige Sträucher, Halbsträucher und Kräuter bedecken fleckweise den mit scharfkantigem Gerölle überschütteten Boden. Hier auf dieser bedeutendsten Hochebene Europa's bringen die Merinoheerden Alt-Castiliens die hohen Sommermonate zu, nachdem sie gegen Ende des Juli auf den höchsten Punkten angekommen sind. Muthig kämpfen die Merinowidder mit ihren gewaltig großen, spiralförmig gewundenen, nach hinten gekrümmten, doch meist schon in früher Jugend abgestutzten Hörnern gegeneinander. Doch der Aufenthalt in diesen Gegenden kann nur von kurzer Dauer sein. Gegen Ende des Septembers stellen sich die kalten,

nassen, für die Schafe höchst verderblichen Nebel ein; der Mayoral läßt die bisher zerstreuten Heerden zusammentreiben, die Zelte abbrechen, die Lastthiere packen, und in geordnetem Zuge tritt die ganze Cabana oder Heerde ihre Wanderung nach den warmen Gefilden des fernen Estremadura an. An der Spitze der großen Heerde reitet der Mayoral. Die dazu gehörigen einzelnen Heerden, jede von einem Hirten und einem Hunde geleitet, folgen ihm, bis endlich die von mehreren Hirten und Hunden überwachten Widder den Schluß bilden. Seit undenklichen Zeiten zieht die Merinoheerde nach den Vorschriften der Mesta auf denselben Wegen. Alle passiren frei, keine Abgabe wird in den verschiedenen Ortschaften entrichtet, und jeder Grundbesitzer, dessen Felder die Straßen durchschneiden, hat die Verpflichtung, zu beiden Seiten des Weges eine 90 Fuß breite Schaftrift freizulassen — eine Einrichtung, welche dem Aufblühen des Ackerbaues ungemein nachtheilig ist. — Da die Mayorals auch noch jetzt das Recht haben, von jedem Waldbaume, an dem ihre Wanderung vorübergeht, und selbst in den Gegenden von Estremadura, wo sie die Winterzeit zubringen, einen Ast zur Errichtung von Hütten, sowie der Hürden für die Schafe, und endlich selbst als Brennmaterial, zur Bereitung der Speisen, abzuhauen, so verwüsten sie in dem an und für sich waldarmen Spanien die Bäume nur noch mehr, da derartige Verstümmelungen dieselben meist kernfaul machen. Die Reise, welche die Merinoheerden zurückzulegen haben, um in ihre Winterquartiere zu gelangen, beträgt ungefähr 112 deutsche Meilen, wozu sie 40 Tage bedürfen. Geht der Weg durch bebaute Gegenden, so müssen die Schafe, in dem engen Raume zusammengedrängt, schnell laufen und werden von den Hunden fortwährend mit lautem Gebell umsprungen und am Fressen verhindert. Gelangen sie dagegen in die unangebauten Strecken, so geht die Reise täglich kaum eine und eine halbe Meile weiter. Solche unangebaute Strecken finden sich besonders in Neu-Castilien — es sind Salzsteppen, welche zu den ödesten und traurigsten Landschaften Europa's gehören. So weit das Auge nur reicht, erblickt es keinen Baum, keinen Strauch, kein grünes Feld, nur nußfarbene, büschelförmig wachsende Salzpflanzen sind über den blendend weißen nackten Gyps- und Mergelboden zerstreut. Die Hirten eilen mit ihren Heerden durch diese fürchterlichen Einöden, da die von den Schafen mit großer Begierde gefressenen Salzpflanzen einen nachtheiligen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wolle ausüben sollen.

Gegen Ende des Octobers oder in den ersten Tagen des Novembers treffen die Merinoheerden in den weiten Ebenen des südlichen Estremadura ein, um hier die Winterweide zu beziehen. Wir weilen auf der Serena, einer berühmten fetten Trift im Süden des Guadianathales, und zwischen diesem sowie der westlichen Sierra Morena gelegen. — Bietet die Serena im Sommer in Folge der großen Sonnenhitze und des völligen Mangels an Regen einen höchst traurigen Anblick, so ist dies jetzt im Winter ganz anders — Niemand würde dieselben Fluren nur wiedererkennen. In Folge vorangegangener Regengüsse ist bereits der Frühling angebrochen, junger, kurzer, hellgrüner Graswuchs bedeckt in kleinen, zwar nahe, aber nicht dicht beisammenstehenden und deshalb keinen Rasen und keine Wiesen bildenden Büscheln den Boden. Die immer grünen Eichen, aus denen die vereinzelten Laubgehölze bestehen, sind mit jungen Blättertrieben geschmückt und durch den Regen vom Staube des Sommers reingewaschen. Die ganze Pflanzenwelt athmet Frühlingsfrische und Leben, indem sie durch den häufig gefallenen Regen aus ihrem Sommerschlafe, in welchen sie in Folge der Sonnengluth

und des Wassermangels, gerade so wie bei uns in Folge der Winterkälte, versunken war, erweckt worden ist. Doch dieser Frühling ist ein schnell vorübergehender. Der Blumenflor verschwindet mit den abblühenden Zwiebelgewächsen, der Narcisse, dem Schneeglöckchen, den lilafarbenen Traubenhyacinthen und der rosenrothen Herbstzeitlose. Nur der Rasenteppich bleibt den ganzen Winter hindurch frisch und eignet sich deshalb vortrefflich zur Winterweide. —

Kaum sind die Hirten hier angelangt, so beziehen auch die Heerden die gewohnten, ihnen wohlbekannten Weiden. Die Hatos, von leicht über einander gelegten und mit Erde verbundenen Steinen erbaut, werden aufgerichtet, mit Baumästen und Rasen überdeckt und inwendig mit der Rinde der in diesem Theile Estremadura's häufig wachsenden Korkeiche ausgekleidet. Derartige Hütten sind besser als Zelte, da diese zu wenig Schutz gegen die auch in jenen warmen Gegenden häufigen Stürme, Regengüsse und Schneegestöber gewähren. Neben den Hütten werden die Hürden errichtet, in welche während der Nacht die Schafe eingeschlossen sind. Jeden Abend wird die ganze Heerde in der Nähe des Hatos des Mayorals von den außerhalb der Hürden liegenden Hunden bewacht, da die Wölfe den Heerden aus den höheren Gebirgsgegenden nur zu oft folgen und ihre räuberischen Einfälle versuchen. — Hier auf der Winterweide werden auch die Lämmer geboren, und vor dem Wegzuge nach der Frühlingsweide mit einem glühenden Eisen gebrannt. Naht der April, dann bricht man die Hütten ab, und wie gekommen, so zieht man nach den Frühlingsweiden hoch im Norden, auf welchen wir gleich zu Anfang die Heerden zuerst erblickten.

Nach Moritz Willkomm.

59. Die Küsten der Bretagne und ihre Bewohner.

Die nordwestlichste Provinz Frankreichs ist die Bretagne. Kühn ragt sie in den atlantischen Ocean hinaus und bietet seinen Fluthen Trotz. Mit furchtbarer Macht dringen diese seit Jahrtausenden auf die Felsen der Küste ein, und obwohl im nie ermüdenden Kampf immer und immer zurückgeworfen, so ist ihr Angriff dennoch kein vergeblicher. Die ausgewaschenen Ufer, die längs der Küste sich hinziehenden gefährlichen Riffe und Untiefen, die einzelnen Felskegel sind Zeugnisse dieser ununterbrochenen und auf die Dauer nicht vergeblichen Kämpfe.

Wir betreten bei St. Malo das Land. Es ist eine kleine, zwar wohlhabende, doch düstere und traurige Stadt, ein wahres Geier- und Rabennest; bald Insel, bald Halbinsel, je nachdem gerade Fluth oder Ebbe ist. Schmutzige Klippen, von Meergras überwuchert, fassen es ein, während weiterhin eine Küste von weißen eckigen Felsen dem Blicke sich zeigt. Der ganze Felsen, auf welchem St. Malo steht, ist nach allen Seiten mit Wällen und Festungswerken bedeckt, so daß es nicht leicht eine Stadt geben kann, welche einen öderen, aber auch drohenderen kriegerischen Anblick darbietet. Will man St. Malo als Insel betrachten, so liegt ihr gegenüber auf dem Festlande St. Servan, eine ärmliche Stadt in höchst malerischer Gegend. Ist es gerade Fluthzeit, dann ist die Strecke zwischen St. Malo und St. Servan höchst belebt durch zahlreiche Boote, welche unaufhörlich hin- und herfahren. Noch herrlicher aber ist die Aussicht über den weiten Ocean und seine durch weiße Segel bedeckten Fluthen.

Am andern Ende der Halbinsel liegt Brest, jener große Kriegshafen Frankreichs, der, eine Schöpfung Richelieu's, einst die Hauptstütze der Macht

Ludwigs XIV. war und jetzt Festung, Arsenal und Sklavenkerker ist. Dort in dem durch ungeheure Werke befestigten und von Bergen umgebenen Hafen ist die Stärke Frankreichs zur See, Kanonen, Schiffe, ungeheure Vorräthe sind daselbst aufgehäuft. Durchfährt man auf leichten Barken diesen Hafen, einen langen, schmalen Meeresarm, so scheint es, als wollten jeden Augenblick die Felsen zusammenrücken und die Vorüberfahrenden zerquetschen. Ein enger, an beiden Seiten mit Batterien gespickter Eingang führt zu der Rhede, welche 500 Kriegsschiffe fassen kann. An der Nordseite der Rhede liegt stufenförmig am Abhange eines Berges die Stadt Brest, und ihr gegenüber der Stadttheil, in welchem das Arsenal, die Taudreherei, das Bagno für die Galeerensklaven, die Schmieden, die Docks, die Magazine und die Schiffswerfte sich befinden. So großartig auch der Gesammtanblick ist, so hat er gleichwohl etwas Peinliches. Denn gerade hier, wo das dem britischen Canal entschlüpfte Meer mit größter Wuth auf die Felsen der Bretagne losstürmt, hat Frankreich die große Vorrathskammer seiner Seemacht gegründet. — Kein Schiff kann ohne Erlaubniß hier einlaufen, keines herauskommen. Mehr als ein Schiff ist vor diesem Hafen bereits zu Grunde gegangen, und die ganze Küste ein weites Grab, welches jeden Winter an sechzig Fahrzeuge verschlingt.

Kaum kann es etwas Schrecklicheres und Furchtbareres geben, als diese Küste von Brest. Land und Meer, Mensch und Natur stehen hier als grimmige Feinde einander gegenüber. Man muß das furchtbare Meer sehen, wie es seine ungeheuren Wellen an der Spitze St. Matthieu 50, 60 bis 80 Fuß emporschleudert, wie der Schaum bis an die Kirche spritzt, in welcher Mütter und Schwestern zum Gebete für die Ihrigen versammelt sind, die draußen auf dem empörten Oceane und an den zerrissenen Küsten mit Fischfang beschäftigt sich herumtreiben. Selbst im Augenblicke der Ruhe, wenn der Groll des Meeres schweigt, gleicht die ganze Küste einem Todtenfelde. Doch noch ärger als die Klippen, schlimmer als der brausende Sturmwind ist der Mensch. Kaum hat das Meer ein unglückliches Schiff an den Strand geworfen, sofort laufen von allen Seiten Männer, Frauen und selbst Kinder herbei, um sich heißhungrigen Wölfen gleich der Beute zu bemächtigen. Ja nicht selten ist der Schiffbruch durch diese Küstenbewohner wohl selbst veranlaßt. In finsterer Nacht ließ man eine Kuh mit einer Laterne an den Hörnern längs dem Strande umhergehen, und die dadurch getäuschten Schiffe zerschellten an den Klippen. Welche gräuelvolle Scenen mögen sich hier ereignet haben, zumal da im Kopfe dieser Leute der Glaube wurzelt, daß jedes gescheiterte Schiff von Gott verflucht sei, und daß man nur dem göttlichen Willen entgegenkomme, wenn man beendet, was das Unwetter begann, indem man Schiff und Reisende, welche sich an das Ufer retten, rein ausplündert. Man hat Beispiele, daß denen, welche in den Fluthen versanken, bevor dies noch geschah, Hände und Finger abgehauen wurden, um nur die daran befindlichen goldenen Ringe zu erhalten. Der Mensch ist grausam an dieser Küste. „Ist die Natur barmherzig gegen mich,“ ruft er aus, „verschont mich die Welle, wenn ich in schrecklicher Winternacht die Klippen durchschiffe, um schwimmendes Seegras zur Düngung eines unfruchtbaren Feldes einzusammeln? Verschont sie mich, wenn ich zitternd an der Spitze von Raz vorüberschiffe?“ — Wie viele Menschen sind seit Jahrhunderten an diesem rothen Felsen verschlungen worden, wo neben der Allerseelenbai die Hölle Plokofs ihren weiten Rachen aufsperrt. Allgemein verbreitet ist das Schiffergebet: „Schütze mich, Gott, an der Spitze von Raz! Mein Schiff ist so klein und das Meer

ist so groß." Vergeblich suchst du unter dieser Bevölkerung ein höheres geistiges Leben. Allen Versuchen zur Civilisation haben diese Anwohner des Oceans den hartnäckigsten Widerstand geleistet, sie kennen nichts als das Meer, ihre Barken und ihre Netze. Das Meer ist ihr Feld, ihr Garten, ihr Weinberg, es wird von ihnen bearbeitet und abgeerntet und unterscheidet sich nur dadurch von dem Lande, daß die Ernten unregelmäßig sind und kommen, ohne daß man gesäet hat. Naht sich der Kauffahrer dieser Küste und gelingt es ihm, von den Zollbeamten unbemerkt in eine der vielen Buchten einzudringen, so verwandeln sich flugs die Bewohner in Lastthiere, um auf dem Rücken die Waaren in ihre Hütten zu paschen. Der Winter ist für diese Bevölkerung, die man nicht mit Unrecht die Karaiben Frankreichs nennt, die günstigste Jahreszeit. Nicht, weil um diese Zeit mehr Schiffe anlegen und der Schleichhandel besser geht, oder weil mehr Fische an die Küste kommen, nein, weil sich jetzt die meisten Schiffbrüche ereignen. — Die entfesselten furchtbaren Stürme, der verdüsterte Himmel werfen die Schiffe an diese gefährlichen Küsten, und Schiffbruch ist für ihre Bevölkerung das glücklichste Ereigniß. Gerade beim bösesten Wetter, nur nothdürftig bekleidet, mit vom Winde gepeitschtem Haare stieren ihre Augen hinaus auf das Meer, ob nicht Fässer oder andere Trümmer dem Strande zugespült werden. Eine Art, so wie eine lange eisengespitzte Stange sind ihre Waffen, mit ihnen lauern sie hinter dem von der Brandung überspülten Felsblocke, und in wilder Freude leuchtet ihr Luchsauge, wenn sich auf dem Rücken der schäumenden Wellen ein schwankendes halbzertrümmertes Schiff erhebt. Ihnen gehören die Tonnen mit Rum, die schweren Mantelsäcke, die wohlgefüllten Kisten, die reichen Vorräthe, ihnen gehört der Schiffbruch mit allen seinen Schrecken, ihnen die blutige Ernte des Sturmes und die Plünderung der Leichname. — Erst im Jahre **1043** gelang es, das Christenthum in Batz zu predigen. Fast scheint die Natur sich hier umgekehrt zu haben. Die Frau, die hier größer und stärker als der Mann ist, arbeitet auch mehr als dieser; sie baut das Feld mit Hilfe der ungemein kleinen Pferde, während der Mann in seinem Boote auf dem weiten Meere umherschweift. Noch finden sich zahlreiche keltische Heidenthümer; dem **300** Fuß hohen Felsen von Raz gegenüber liegt die traurige baumlose Sandbank Sein, auf welcher vorzeiten die heiligen Jungfrauen wohnten, welche den Kelten schönes oder stürmisches Wetter brachten; hier feierten sie ihre schauerlichen und blutigen Feste, und mit Schrecken vernahmen die Seefahrer aus der Ferne das Rauschen ihres wilden Saitenspiels. Längs der ganzen Westküste von Brest bis L'Orient, Quiberon und Carnac kann man keine Viertelstunde gehen, ohne jene unförmlichen Denkmäler anzutreffen, welche, aufrecht gestellte Steinblöcke von geringer Höhe, unter dem Namen der Druidensteine bekannt sind. Fragt man die Bewohner über ihre Bedeutung, so erklären sie diese für die Häuser der Kobolde, welche des Abends die Wege versperren und Jeden, der ihnen begegnet, zum Tanze zwingen, bis er erschöpft niederfällt.

Wandern wir in den innern gebirgigen Theil der Halbinsel, welcher den Namen Cornwall führt und mit dem gegenüberliegenden südwestlichen Theile von England gleichlautet, so finden wir auch hier eine rauhe, wilde, dürre und unfruchtbare Landschaft. Der Boden ist Haideland und mit zerstreuten Heerden brauner Schafe bedeckt, deren Hirten auf Felsgipfeln sitzend ihre eintönigen Lieder in die Lüfte hinaussenden. Der ganze Dunstkreis ist grau gefärbt und während des Sommers mit einer erstickenden Hitze erfüllt. — Reist man quer über das Gebirge von Morlaix nach Pontivy, so ist man in

der traurigsten ermüdendsten Gegend. Ein ganzes Meer von Haidekraut und Ginster bedeckt sie, und nur selten ragt gleich einer Oase eine unter dem Laube weniger Bäume verborgene Hütte hervor. Zur Rechten, zur Linken, vorwärts und rückwärts Einsamkeit — nirgends ein menschliches Wesen. — Erst in der Nähe von Carrhair begegnet man heimkehrenden Berg- und Hüttenarbeitern, und kommt man weiter, dann gelangt man auch an die Werke selbst, welche von einem weiten Gürtel rauchender Gebäude und von Wasser getriebener Maschinen umgeben, sich anfangs durch ein dumpfes Gemurmel, später durch ein seltsames verworrenes Rauschen, Knarren, Pfeifen, Heulen und Zischen kund thun. Es ist die Bewegung der Wellen, Kloben und Räder, sowie das Kochen des schmelzenden Bleies. Dazwischen hört man aus den Oeffnungen der Schächte das Geräusch der unterirdischen Wasser und Menschenstimmen. Kommt man endlich nach Carrhair, so glaubt man eine Stadt des Mittelalters zu betreten. Elend und Unwissenheit blickt aus den Augen der Bewohner, die Straßen sind kothig und ohne Pflaster, die Häuser baufällig und schwarz geräuchert. Zwischen ihnen liegen angebaute Felder oder grünende Gärten, und ohne Umstände geht man durch jeden Hof. Einen großen Theil ihres Lebens bringen die Bewohner im Freien zu; Kinder verzehren ihre Mahlzeit auf platter Erde, die Frauen sitzen singend und spinnend vor der Thür und alte Leute liegen in den Straßen wie auf dem Markte ausgestreckt in der Sonne. Der Arme drischt gleich auf der Straße sein Getreide aus, während seine Frau daneben die Wäsche zum Trocknen aufhängt. An Sommerabenden versammelt man sich gleich auf der Straße, erzählt sich schauerliche Märchen, singt schwermüthige Lieder und unterhält sich mit volksthümlichen Tänzen.

Doch nicht ganz Cornwall ist so wild und unfruchtbar, wie der Bezirk von Carrhair. Kommt man in die Nähe von Chateaulin, dann wird der Anblick des Landes immer angenehmer, und nur in der Nähe des Meeres, das weithin von einer langen Reihe Berge eingefaßt wird, waltet wieder die düstere Einförmigkeit. Dann vernimmt man kaum einen anderen Laut, als das Rauschen der Wellen oder das Geschrei eines Seevogels, und außer der auf- und untergehenden Sonne oder den Segeln eines Schiffes am fernen Horizonte sieht man kaum etwas Anderes. Die Spitze von Penmarc'h, auch die Fackel genannt, ist ebenso gefürchtet wie die von Raz. Am Strande erscheinen aus den Fluthen die Trümmer einer untergegangenen Stadt, von welcher die Lootsen Schauerliches zu erzählen wissen. Das Brüllen der an den Felsen sich brechenden Wogen ist so schrecklich, daß man es während der Nacht oft 4—5 Stunden weit hört. Niemals, erzählt der Franzose Souvestre, werde ich die feierliche Majestät dieses fernher tönenden Rauschens vergessen. Der Tag war zu Ende, am Horizonte stieg der Mond empor und neben mir kreischte die verrostete Wetterfahne einer alten Kapelle. Da führte mir der Wind von Zeit zu Zeit die schrecklichen Töne der Brandung von Penmarc'h herüber, die man am passendsten mit dem aus einem dichten Walde hervorbrechenden Gesammtgebrüll von tausend wilden Thieren vergleichen kann. — Nähert man sich aber der Felsenspitze selbst, dann wird die Seele mit Grauen von diesem Anblicke der Umwälzung erfüllt, man glaubt jeden Augenblick rasend zu werden und sich kopfüber in den Abgrund stürzen zu müssen. Der ganze Körper empfindet den Schall mit, das Vorgebirge zittert unter den Füßen, alle Nerven und Muskeln sind wie gelähmt. Jede Woge schlägt gleich einem Hammer ans Gehirn, und man muß den Kopf mit beiden Händen anfassen, um zu fühlen, daß man noch lebt. Lange noch, nachdem man sich von der

Brandung entfernt hat, hört man ihr Gebrüll in den Ohren summen und ist völlig betäubt.

60. Bilder aus Paris.

1) Die Stadt vom Pantheon aus gesehen.

Wir sind auf der Kuppel des Pantheons, jenes Prachtgebäudes, das bei seiner erhabenen Lage und seiner beträchtlichen Höhe uns einen Blick über ganz Paris gestattet, wie er nicht zum zweiten Male hier zu finden ist. — 480 Fuß tief liegt die Seine unter unseren Füßen, und mit Klarheit unterscheidet man das Irrgewinde von Straßen und Gassen, sowie die Umgebung der Stadt in größter Ausdehnung. Wundervoll spannt sich die blaue Wölbung des Himmels über das unabsehbare Rund von Straßen und Häusern, welches zu unseren Füßen ausgebreitet liegt. Vögelschaaren ziehen vor uns vorbei und wiegen sich um die schwindelnde Höhe unseres Thurmes. Blitzende Spiegellichter erglänzen im Sonnenscheine da, wo die Seine zwischen Mauern, Brücken und Bäumen hindurchblickt. — Kann man Frankreich als das von der Natur am meisten abgerundete Land betrachten, so wiederholt sich diese Eigenthümlichkeit auch an Paris wieder. Seine Grundgestalt ist die eines Kreises, sein Durchmesser ein Fluß. Mehrere größere und kleinere Kreise liegen, immer einer den andern umschließend, um den gemeinsamen Mittelpunkt, welcher etwas nördlich von unserem Standpunkte in der Cité, der innersten Stadt, zu suchen wäre. Der weiteste Umkreis von Paris wird von jenen lieblichen Hügeln, Schlössern, Landhäusern, kleinen Ortschaften, Mühlen, Wäldchen und Gärtchen gebildet, welche aufs Reizendste mit einander abwechseln. Von diesem ersten durch die Natur geschaffenen Ringe gelangt man zu dem zweiten, dem Festungsgraben und der mit Zinnen versehenen Mauer. Dies Riesenwerk hat einen sehr heiteren Anstrich, und selbst die einzelnen Forts, die rings herum vertheilt sind, haben nichts Düsteres und gleichen fast freundlichen Landhäusern. Auf diesen zweiten Gürtel folgt der der vielen Vorstädte mit den längs ihrer Umfassungsmauer sich hinziehenden und von Weinschenken wimmelnden äußeren Boulevards. In dieser Linie erblicken wir auch nach der Feldseite hingestreckt die Kirchhöfe, während nach der Stadtseite zu die Schlachthäuser liegen. Auf die Vorstädte und Barrieren folgt der Gürtel der inneren Boulevards, jener prachtvollen Straßen, welche fast die ganze Stadt umschließen und mit den schönsten Häusern geschmückt sind. In ihnen finden sich die elegantesten Läden, die schönsten Kaffeehäuser. Der letzte und kleinste Ring ist gewissermaßen das Palais Royal, der Mittelpunkt eines glanzreichen Bürgerlebens.

Den Gegensatz zu dieser Umkreisung der Stadt bilden die nach allen Himmelsgegenden hinauslaufenden Eisenbahnen, ganz besonders aber die Wasserstraße der Seine. Dadurch zerfällt die Stadt in ganz verschiedene Hauptheile. Auf der Südseite, auf welcher auch unser Standpunkt ist, haben sich von jeher die wissenschaftlichen Anstalten Frankreichs zusammengedrängt. Hier ist die alte theologische Universität der Sorbonne, hier sind die Schulen des Rechts, der Medicin, der Arzneibereitungskunst und der Wundärzte; hier auch die Sternwarte, das Seminar St. Sulpice, die polytechnische Schule für die höheren Gewerbszweige; hier die Kriegsschule, das Institut von Frankreich, die Gymnasien, sowie auch der botanische Garten. Hier wohnen die meisten Buchhändler, die meisten Professoren, Studenten und Künstler. Dagegen ist der Handel nicht viel mehr als ein Trödelkram, und die Industrie spielt eine untergeordnete Rolle. Diese Zurückziehung der Wissenschaft und Kunst,

sowie das Kleinwesen in Gewerbe und Handel gehen im Labyrinth der Katakomben selbst in die Stätte des leiblichen Todes über. Ueber dieser Schädelstätte erheben sich nun die Klöster der Nonnen und die Paläste jener, welche dem alten Königsregimente von Frankreich noch angehören. Ja selbst der Tod bei lebendigem Geiste hat hier seine Lokale in den großen Spitälern aufgeschlagen, zu denen wir auch das Invalidenhospital mit zählen. Dies die Südseite von Paris in ihrer Abgeschlossenheit, ihrem Stillstande, ihrer stolzen Erinnerung.

Welch' ganz verschiedenen Charakter hat dagegen die Nordseite. Sie trägt das Gepräge der bewegten Thätigkeit mit bedeutungsvollerem geschichtlichem Hintergrunde. Die meisten Gasthäuser, Theater und Plätze, die vielen Fontainen, Miethfuhrwerke und die gehäufteren Menschenmassen, das allgemeinere Streben nach Eleganz und Vergnügen, die überall sich darbietenden Maueranschläge: Alles verräth den lebensvollen Boden der Gegenwart. Hier auf der Ostseite ist vorzugsweise der Sitz des Volkes. Hier steht das Stadthaus als Mittelpunkt des Pariser Bürgerthums, hier entfalten Handel und Industrie ihre größte Thätigkeit. Hier sind die großen Märkte, hier die Post, der Bazar, die Gewerbeausstellung, die Börse. In der östlichen Vorstadt St. Antoine erhob sich oft der vielköpfige Volksriese zu Tumulten und Aufruhr. Hier befinden sich die großen Gefängnisse, sowie das Fort Vincennes mit seinem ausgedehnten Parke. In der Westhälfte der Nordseite hat dagegen die vornehmere, feingebildete Welt ihren Sitz aufgeschlagen. Hier sind die Tuilerien und die elysäischen Felder, hier die Galerien des Louvre und die Bibliothek. Auf der Nordseite vom Concordienplatze bis zum Grèveplatze finden sich die Oertlichkeiten aller Revolutionen, der ersten wie der neuesten.

In der Mitte der Stadt, auf den Inseln der Seine, steht bedeutungsvoll der alte Justizpalast, wo das starre menschliche Gesetz gilt und wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen blutreichen Sitzungen hielt. Er schaut düster nach der Nordseite, während dagegen der ehrwürdige Bau der Notre-Damekirche in ruhiger Größe sein Gesicht als Symbol des Friedens und der göttlichen Gnade der Südseite zuwendet.

Noch augenfälliger ist der Unterschied zwischen beiden Seiten von Paris, wenn man bemerkt, daß die Südseite sich wenig vergrößert, wogegen die Nordseite in einem beständigen Wachsthum begriffen ist. Hier breiten sich auch bis in weite Ferne die zahlreichsten und bedeutendsten Ortschaften aus, welche ihre Bevölkerung täglich Paris zusenden, während die Südseite sich auch darin mehr abschließt. Ja der Charakter von Ruhe und Bewegung spricht sich selbst in den Bauten aus. Die Kuppelthürme des Pantheon, des Luxemburg, des Invalidendomes, sowie der Kirche Val de Grace entsprechen ganz dem sich abschließenden beschaulichen Wesen der Südseite. Die Nordseite hat dagegen keinen einzigen Kuppelthurm. Hier tritt die freie Säule hervor: so die Vendomesäule, die Julisäule und die Palmbaumsäule zwischen Stadthaus und Louvre. — Zahllos sind auch die Bildsäulen der Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, Redner und Künstler, von denen namentlich die Gärten der Tuilerien und des Luxemburg wimmeln.

Doch wir können unseren erhabenen Standpunkt nicht verlassen, ohne noch vorher den Blick über das Gewirre der Straßen und Gassen schweifen zu lassen, das sich in tausendfachem Geäder zu unseren Füßen, wie in der Nähe, so in der weiten Ferne zeigt. Wie viele Straßen es geben mag, wir wissen es nicht, das aber sagt man, daß es ihrer so viele wären, daß sie, alle an einander gereiht, eine gerade Linie von 90 deutschen Meilen bilden würden.

Die schönste und breiteste von allen ist jenes breite Band, welches sich um die innere Stadt zieht und diese von den Vorstädten trennt, die Boulevards. Diese stets belebten Boulevards bieten bei Tag und bei Nacht einen wahrhaft großartigen Anblick. Hier die unaufhörlich wogende Menge, die Pracht der schimmernden Buden, das fortwährende Kreuzen der Wagen, die vielen palastähnlichen Gebäude, die reichen Bazars, ein Dutzend Theater und Schauspielhäuser aller Art, die Kaffeehäuser, Versammlungsörter, Gärten, die mit Bäumen gezierten schönen Trottoirs: kurz Alles vereinigt sich hier, um dieser ersten Straße von Paris einen eigenthümlichen Anstrich zu geben, daß er sich mit keinem andern in der Welt vergleichen läßt. Doch wie bald ändert sich die Scene, sobald man diese breite Straße, welche die Sonne wie der Reichthum ihrer Bewohner glänzend zu machen wetteifern, verläßt. Mit wenigen Ausnahmen gelangt man von den Boulevards aus in enge, endlose, meist schmutzige Straßen, in denen dem Fremden durch das hier sich häufende bunte, geschäftige Gewühl Verwirrung und oft Lebensgefahr droht. Viele der engsten Straßen sind bereits verschwunden und haben neuen und breiteren weichen müssen. Fast täglich werden in allen Quartieren diese neuen Straßen angelegt oder alte erweitert und verschönert, so daß überhaupt, wer Paris früher kannte, nicht genug über die Veränderungen erstaunen kann, die es seit Kurzem in seinen Straßen erlitten. Mit diesen alten Straßen und finsteren Gäßchen lichten sich zugleich die dunkeln Höhlen menschlichen Elends, die Schlupfwinkel der gemeinsten Verbrechen immer mehr, und breitere Straßen vertreiben jene labyrinthischen Gänge, in welche nie ein Sonnenstrahl dringt. Freilich fehlt es lange noch nicht an jenen zahlreichen Ueberbleibseln einer früheren Zeit, und man könnte ganze Reihen von sogenannten Straßen nennen, bei denen schwer zu bestimmen ist, welche von allen die ekelhafteste, schlechtgebauteste, engste, stinkendste und schmutzigste ist.

Paris zählt gegenwärtig weit über 1,100,000 Bewohner. Daß die großen Anhäufungen von Menschen auch viel Elend mit sich führen, ist natürlich. — Doch die traurigsten Bemerkungen knüpfen sich an die Thatsache der überaus reichen Benutzung der Spitäler in Bezug auf Geburten und Sterbefälle. Es steht nach den genauesten Beobachtungen fest, daß ein Sechstel der Bevölkerung von Paris im Spital geboren wird und mehr als ein Dritttheil darin stirbt.

Meist nach Rosenkranz.

2) Wanderung durch den Pflanzengarten.

Ich stehe vor der Pforte des Pflanzengartens (Jardin des Plantes), der zugleich Thiergarten ist. Er ist dem Publikum den Tag über geöffnet. Sonntags strömen bisweilen 30,000 Menschen zusammen, die sich seine Schönheiten und Merkwürdigkeiten betrachten. Und wahrlich, dieser Garten mit den so reizenden und großartigen Umgebungen, wo die reiche Mannigfaltigkeit der ganzen Schöpfung uns wie in einem Zauberspiegel auf einen Punkt zusammengedrängt erscheint, könnte uns fast in ein wiederhergestelltes Paradies versetzen — wenn nur die Ketten und Eisengitter nicht wären!

Es war im Jahre 1626, als der Leibarzt Ludwigs XIII., Herouard, den Befehl zur Anlegung dieses Gartens erwirkte. Derselbe wurde seitdem besonders unter der Leitung des berühmten Buffon († 1788) mehr und mehr erweitert und sucht gegenwärtig in Europa seines Gleichen. Der Haupttheil, der eigentliche Pflanzengarten, ist auf der Seite mit einer Doppel-Allee alter Linden, Rüstern und Kastanien eingefaßt. Diese sind nach französischer Art regelmäßig beschnitten, jedoch nur zum Theil und so, daß dadurch eine Bogen-

wölbung des Laubes entsteht, die einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht. Zwischen beiden Alleen hauptsächlich liegen die Räume, die mit seltenen Blumen und Gewächsen bestellt sind; auch gewahrt man viele ausländische Bäume. Bei allen ist auf Tafeln Name und Vaterland lateinisch und französisch verzeichnet. Eben so findet man's im Thiergarten, der außer der Behausung der Thiere auch ihre Gras= und Spazierplätze einschließt. — Wir mischen uns unter eine Schaar neugierig betrachtender Kinder und empfinden selbst eine Kinderfreude an diesen aus allen Himmelsgegenden zusammengebrachten merkwürdigen Geschöpfen.

Stelle dir einen schönen, schattigen, mit vielen kleinen geschlängelten Wegen durchzogenen Grasplatz vor, auf dem mehrere Hunderte seltener Thiere wohnen. Jedes hat sein Haus und um dasselbe sein durch ein Gitter eingefaßtes Gärtchen, wo es spazieren gehen kann. Wir wollen hier gleich zur Rechten in das bebuschte Gehäge eindringen. Da wohnt eine Familie Rennthiere, welche unter dem milden Himmel von Paris nun schon eine Reihe von Jahren ganz munter gedeihen. Tritt nur heran an die kleine Hütte dieser sanften zierlichen Thiere. Sie sind gar nicht schüchtern, sondern schauen mit ihren stillen schwarzen Augen ruhig um sich her, indem sie von den umhergestreuten isländischen Flechten, ihrem Lieblingsfutter in der lappländischen Heimath, dann und wann etwas kosten. Gleich daneben in dem Gärtchen kannst du die schönen Angora=Ziegen mit langem seideweichem Haar weiden sehen. Jetzt betrachte einmal das schöne bunte Thier dort, gelb mit schwarzen Streifen. Es ist ein Zebra. Im Gartengehäge gegenüber sind wunderliche Hammel aus dem kalten Island mit dickem, dunkelbraunem oder schwarzgrauem Pelz. Sie kommen zutraulich zu uns heran, strecken die Zunge heraus, zeigen die weißen kleinen Zähne und verzehren begierig ein dargereichtes Krümchen Brot. — Gleich neben diesen Isländern wohnen Widder und Schafe aus Astrachan, und dicht dabei weidet ein schöner Hirsch aus Java, köstliche Thiere! Auch ein zartgebautes, gelbbraunes indisches Reh aus Sumatra ist da. In andern Gehägen spazieren ein paar Strauße und der wunderliche Marabut=Reiher umher. Was auf der Erde tausend Meilen auseinander lebt, triffst du hier in bester Nachbarschaft beisammen! Wahrlich, die Gruppen aller dieser Thiere auf dem frischen sonnigen Rasen sind eine rechte Augenweide und dienen auch häufig Malern zum Studium.

Jetzt sind wir bei den wilden Thieren, die in Käfigen mit Eisenstäben sitzen. Hör' das Gebrüll! Es ist ein Bär von Kamtschatka. Sein Nachbar, gleichfalls ein Bär, hat die weite Reise von den Cordilleren her gemacht. — Der folgende Käfig scheint leer zu sein. Doch nein, siehst du dort in der Ecke die zwei grüngelb blitzenden Sterne? Das sind die Feueraugen des schwarzen Panthers aus Java. Wand an Wand wohnt mit ihm ein Panther aus Algier. Seine nächsten Nachbarn sind ein paar Jaguare, die ihr buntes Fell von der Sonne bescheinen lassen und müde gähnen, so daß der rothe beschäumte Rachen sich gräßlich öffnet. Nun gelangen wir zu den Löwen und Löwinnen aus Afrika und Asien. Dann kommen die Hyänen, gefleckte und gestreifte, aus Coromandel, vom Senegal, vom Cap. Sollte man es den kleinen Bestien mit dem schwachen, schräg abgedachten Kreuz wohl ansehen, daß sie so furchtbar stark und grausam sind? Man sollte meinen, sie mit einem tüchtigen Knittel in die Flucht zu schlagen, und doch packt ein solches Thier den Löwen an! —

Wir schlagen einen anderen Pfad ein. Welch' ein Geschrei ertönt dort aus dem hohen, runden, vergitterten Gebäude, wo allerlei Thiere sich mit

Vogelgeschwindigkeit hin und her bewegen, schwebend, aufsteigend, niedergleitend? Es ist das Affenhaus. Da hängen Seile zum Klettern, sind Schaukeln von Seilen, laufen auf der Höhe des Baues halsbrechend schmale Galerien um. Doch die munteren, langarmigen, langgeschwänzten Thiere jagen und springen mit wahren Kobold-Sprüngen auf diesen schmalen Stegen und Wegen umher, daß es ein Jubel ist für den Schwarm der zuschauenden Jugend. Sieh, wie hurtig die possierlichen Unruhbolde das Seil hinanklimmen, wie sie sich pfeilschnell daran hinablassen, mit dem Kopfe bald oben, bald unten, wie sie sich in dem Tauwerk schaukeln, wie sie sich von einem Seile auf das andere schwingen und niemals den Sprung verfehlen. Dort balgen sich zwei Aeffchen; ein dritter will es nicht leiden und jagt sie auseinander. Jener Grauschwanz will den Braunschwanz bestrafen, er jagt ihm nach. Dieser klimmt hurtig ein Seil hinan; jener gewinnt ihm auf einem anderen Wege den Vorsprung ab. Auf dem Gesims, das inwendig rings um das Rundgitter läuft, stellen sie eine Jagd an, daß uns schwindelt. Hopp, setzt der Verfolgte hinab, erhascht aber im Sprung ein Seil, gleitet nieder und verbirgt sich unter den Kameraden. So geht das lustige, tolle Spiel ununterbrochen fort.

Noch mancherlei haben wir zu betrachten. In einem Vogelhause breitet der Condor Chile's seine mächtigen braunschwarzen Flügel aus. Nun wandern wir an einem Teiche vorüber, wo indianisches, amerikanisches, afrikanisches Gänse- und Enten-Vieh sein schnatterndes Geschrei erhebt, während die still rudernden Schwäne sich sanft auf dem blauen Spiegel wiegen und ihre alabasternen Flügel von der Sonne bestrahlen lassen. In jenem rothen, vielwinkeligen, von holländischen Ziegeln erbauten Hause wohnen die Thiere erster Größe, der hohe Adel der vierbeinigen Welt. Als Großsultan steht mit langem Rüssel der Elephant da. Zu seiner Gesellschaft hat er als Hofcavaliere zwei höfliche, blaugraue Tapire. Gleich nebenan wohnt das fromme Geschlecht der Kameele und Dromedare. Auf der anderen Seite der Elephanten hausen einige Büffel mit zottiger Brust und drohenden Hörnern; sie machen wilde Sprünge und laufen zuweilen gegen das Gitter an, als wollten sie es durchbrechen. Dagegen liegt der massig schwere Bison aus Nordamerika mit seiner kurzen Wollmähne wie ein bemoostes Felsstück auf der Erde. Endlich kommen wir zu der Riesin der Thierwelt: es ist die Giraffe, die der Pascha von Aegypten 1827 nach Paris gesandt. Wie eigenthümlich macht sich's doch, wenn der zarte, lange Kopf auf dem sanft sich biegenden schlanken Halse sich so aus der Höhe herunterneigt oder sich mit Leichtigkeit über das sechzehn Fuß hohe Gitter streckt und dann die wunderbar schwarzen, klugen, sanften Augen mit den bewundernd hinaufsehenden Mädchen liebäugeln! Es liegt etwas Märchenhaftes in der ganzen Erscheinung. Zu den Füßen der Giraffe spielen, wie Lämmer, zwei indische Ochsen oder Zebu's, silbergrau und sehr niedlich; es sind ihre Schooßhündchen. Im Hintergrunde sitzen drei oder vier prachtvolle Papageien, die uns an Südamerika erinnern.

Ehe wir scheiden, steigen wir noch zu der höchsten Spitze einer hügeligen Partie empor. Der schneckenförmige Weg führt über den Platz, wo eine mehr als 100jährige Ceder steht. Es ist ein mächtig wundervoller Baum mit seinen lärchenähnlichen Nadeln und seinem breiten Schirmdach; der Stamm hält schon 2 Fuß im Durchmesser. Oben erfreuten wir uns der Aussicht. Zu unseren Füßen lag das von vielen tausend Besuchern belebte grüne Eden und an den Grenzen desselben standen als Wächter die prächtigen Thürme der Stadt, vor allen das nahe Pantheon.

Nach Carus und Rellstab.

3) **Das Treiben auf den elysäischen Feldern und Pariser Tagediebe.**

Nirgends zeigt Paris sich vollständiger in dem Charakter einer Weltstadt, als auf dem Riesenplatze, der zwischen den Tuilerien und dem Triumphbogen, von der prachtvollen Straße nach Neuilly durchschnitten, mit der Aussicht auf das Invalidenhotel, den Eintrachtsplatz und den Tuileriengarten, unter dem Namen der elysäischen Felder an den Ufern der Seine gelegen ist. — Wir kamen von dem 248 Stufen hohen Triumphbogen und hatten uns an der prachtvollen Aussicht über die ganze Stadt erfreut. Neben uns stand dort ein kleiner, gelbbrauner Mann mit scharfen, schwarzen Augen. Wir frugen nach dem Namen einer Kirche, erhielten aber in gebrochenem Französisch zur Antwort: „Ich bin selbst fremd, ich bin aus Madrid." Gleich neben ihm stand ein modisch gekleideter Türke in dunkelblauem Oberrock und dem rothen Fez. Dicht hinter ihm ein ärmlich gekleideter Bursche, welcher, französisch angeredet, die Achseln zuckte. Wir redeten ihn deutsch an und erfuhren nun von ihm, daß er ein Tischler aus Franken sei. Noch manchen Landsmann hätten wir hier oben treffen können, allein wir stiegen herab, um nun das Treiben in den elysäischen Feldern, wie bisher von oben, jetzt von unten anzusehen. Das Leben erscheint hier in allen Gestalten, bald in den einfachsten ländlichen Freuden, bald in den raffinirtesten Genüssen der Städter. Kinderspiel, Jünglingslust, Mannesthun und Greisenruhe; jeder Stand, jedes Volk ist auf den elysäischen Feldern vertreten. Dort ruht man unter dem Schatten der Bäume im Grase, hier drängt sich die Menge lärmend vor einem Theater, wo der Hanswurst seine Kunststücke macht. Das Buch in der Hand, durchwandelt der Dichter den stillen Laubgang; unfern auf der Straße rasseln glänzende Equipagen dahin. Jubelnde Ballspieler versetzen uns auf Augenblicke unter die Freuden des Landlebens, Kunststücke und Thierbuden auf eine Messe, Gensdarmen und Polizeidiener auf eine Revue. Die elysäischen Felder bieten einen vollständigen Auszug des tausendfältigen Pariser Daseins. Aus ganz Frankreich strömt man nach Paris, nach den elysäischen Feldern, ja fast alle bemerkenswerthen Persönlichkeiten der ganzen Welt erscheinen hier einmal in diesem tumultuarischen Treiben.

Die elysäischen Felder sind viel zu groß, um Alles auf einmal zu sehen. Wir können daher nur die Hauptpunkte durchwandern und nur bei besonderen Erscheinungen verweilen. Zuerst macht der Hanswurst sich bemerklich, allein so seltsam er auch ist, wir wollen nicht in sein Theater. Hier ist ein wohlthuender Anblick. Zwischen zwei Reihen von Stühlen rollt ein zierliches Kutschchen daher, gezogen von trippelnden, eigensinnigen Ziegen. Wie Fürstinnen dünken sich die darin sitzenden zwei Mädchen, während der Bruder auf dem Kutscherbock stolz die Zügel führt und das muntere Gespann damit zu lenken vermeint. Kein Auge verwendet er von den zierlichen Thieren, so sehr ist er von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen. Alles blickt theilnehmend auf das zierliche Gespann, und mancher ältere Pariser gedachte jenes Lockenkopfes, der zuerst mit einem Ziegengespann vor den Tuilerien fuhr und den Grenadieren seines Vaters zulächelte, wenn sie vor dem „König von Rom" präsentirten. Aber auch manches arme Kind mag mit Sehnsucht auf die stolzen Fahrten der reichen Kinder blicken, die eben aussteigen und dem Wagenvermiether das Geschirr wieder zustellen. Laßt uns einigen vor uns stehenden unbemittelten Kindern eine Freude machen und das Gespann für sie auf einige Zeit miethen; noch in künftigen Jahren wird es ihnen eine selige Erinnerung sein, auch einstmals in der Kutsche gesessen zu haben. — Wir gehen weiter. Ein Geiger sitzt an der Straße auf einem mitgebrachten Gurt=

stuhle; zur Abwechselung in der musikalischen Unterhaltung lag neben ihm eine Clarinette, außerdem aber hatte er an den Knieen Becken und Schellen befestigt und war so eine wandelnde Janitscharenmusik. Auf einem kleinen vor ihm stehenden Notenpulte lagen die erhaltenen schweren Kupfersous. Wir mehren sie durch einige Stück und gehen weiter. Doch schon wieder müssen wir Halt machen, ein großer Kreis hat sich um einen Mann gebildet, der einem abgerichteten Pudel allerhand Kunststücke machen ließ. Eben ward buchstabirt; der Pudel trug zu einem aufgegebenen Worte die betreffenden Buchstaben zusammen. Mit Bedauern dachten wir daran, wie sauer uns das Buchstabiren geworden sei, und wollten nichts zur Unterstützung der Hundewissenschaft thun. Nur einige Schritte weiter und wir halten vor einer Menge, welche in eifrigster Theilnahme einen „Kraftmesser“ umstand, ein einfaches Instrument, an welchem man durch den Schlag auf ein Polster die Kraft seiner Armmuskeln zu messen vermag. Männer und Frauen zogen ihn zu Rathe, doch zeigte es stets auf Null, und nur der kräftige Arbeiter brachte den Zeiger in Bewegung. — Einige Schritte weiter, und wir stehen vor einem bequemen, von einem Thronhimmel bedeckten Lehnstuhle. Hier kann man sein Gewicht erfahren und sehen, ob man abmagere oder schwerer werde. Es kostet nur einen Sou und giebt bessere Auskunft über das Wohlbefinden, als mancher Arzt. Eben sitzt ein dicker Holländer auf dem Stuhle, der Zeiger zeigt auf 150 Kilogramme, macht 300 Pfund Zollgewicht. Auszehrung ist nicht zu fürchten. — „Meine Herren, wenn Sie die Güte haben wollen, sechs Sous zusammenzubringen, so werde ich mir dieses Horn aufsetzen und mit der Spitze desselben diesen Ball auffangen, den ich hoch in die Luft werfe,“ rief mit lauter Stimme ein Mann, welcher von einem dichten Kreise umstanden war. Wir traten hinzu, das Kunststück schien uns schwer, darum warfen wir einige Soustücke in den Kreis, andere flogen von anderer Seite herbei, die verlangten sechs lagen da und der Mann machte sich ans Werk. Er setzte sich einen Messingreifen mit einem Horne auf, und ohne den hoch empor geworfenen Ball zu fehlen, fing er ihn richtig mit dem Einhorn auf, das ihn durchbohrte. Lauter Beifall erscholl. Darauf setzte der Tausendkünstler einen Becher auf den Kopf und fing den Ball gleichfalls darin auf. Noch einmal setzte er das Horn auf und wollte eine Anzahl Ringe damit auffangen, jedoch nicht unter sechs Sous. Man zauderte, wir warfen wieder zwei in den Kreis, die anderen vier folgten nach, und nun begann das gar nicht leichte Stück. Jeder Ring ward richtig aufgefangen, und zuletzt bedeckte eine recht artige Spitzsäule von immer kleineren Ringen das ganze Horn. — Einige Schritte weiter enthüllte ein Professor der Physik öffentlich die Geheimnisse seiner Wissenschaft. Der Zudrang ist groß. Nach einigem Warten wird Platz für uns, wir kommen in seine Nähe und finden, daß er sich eben mit elektrischen Versuchen befaßt. Ein Bauer soll die geladene Flasche entladen. Das Verfahren ist ihm erklärt, das Metallstäbchen bereits in seiner Hand, während er in der anderen respectvoll die Mütze und die Kette hält. Er berührt nur den Knopf der Flasche und bekommt zum Gelächter Aller einen tüchtigen Schlag. Er dreht sich verblüfft um, sieht einen Schusterjungen neben sich lachen und versetzt ihm wieder, was er eben von ihm empfangen zu haben vermeint.

Hundert und wieder hundert andere Scenen ließen sich von dem Volksleben auf den elysäischen Feldern erzählen, und doch ist's kein Sonntag, ja nicht einmal ein Nachmittag; eben zeigt unsere Uhr 4, und der Bürger, der bei uns in Deutschland sein Mittagsbrot um 12 verzehrt, thut das in

Paris erst um 5 Uhr. Die meisten Spaziergänger waren Männer in Blousen, gehörten also den niederen Ständen an. Wie viel Müßiggang ist also in Paris auch unter den ärmeren Classen, und mit dem Müßiggange hundertfache Gelegenheit zur Aufregung. Gleichwohl findet man den Tagelöhner und den Lastträger in Paris nicht weniger ehrenwerth, als den Bürger der Stadt und den eigentlichen Handwerker, der sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen muß.

In allen diesen Leuten steckt nicht der eigentliche Sauerteig der beständigen Unzufriedenheit mit allen bestehenden Verhältnissen. Es giebt aber auch eine große Masse derjenigen, welche ein leichtes halb müßiges Geschäft betreiben, die nicht genug erwerben, um dadurch alsbald zu Besitz und Wohlhabenheit zu gelangen, und deren Arbeit nicht schwer genug ist, um durch den Ernst des Lebens und die Lehren seiner harten Nothwendigkeit gestählt und geläutert zu werden. Dahin rechne ich die ungeheure Zahl halb müßiger Dienstboten in vornehmen Häusern, viele Kleinhändler, die ohne das nöthige Vermögen immer nur ein durchlöchertes Faß des Besitzes inne haben, das eben so viel aus= als einfließen läßt; ferner die Masse unbestimmt Beschäftigter, welche stundenlang in den Lesecabinets zubringen und in Folge ihrer flachen Halbbildung von jedem einseitigen Urtheil gar leicht verblendet und fortgerissen werden; endlich gehört dahin die Schaar von Gehilfen bei tausend Mittelgeschäften, fast sämmtlich jüngere Leute, die in ihrer gegenwärtigen Lage auf keinerlei Weise Befriedigung ihrer Wünsche finden. Das Ziel dieser Wünsche ist bei der ganzen verderbten Classe ein behaglicher, üppiger Lebensgenuß, verbunden mit alledem, was der Eitelkeit und dem Ehrgeiz schmeichelt. Die Religion gilt den meisten als Gaukelspiel, ihre Sittlichkeit ist durch und durch vom giftigen Wurme der Ausschweifung zerfressen, daher ihre Schlaffheit, und bei aller schamlosen Frechheit, die selbst das Heiligste mit ihrem Geifer überzieht, doch Mangel an Thatkraft. Dieser nichtswürdige Haufe ist nicht fähig, selbst etwas zu übernehmen; aber er stürzt sich, wie ein zuvor stehendes, übel riechendes Gewässer, verheerend über alle Zustände der Ordnung und des Rechts her, wenn irgendwo der Damm der Gewalt einmal zerreißt. — Eine andere leichte Gattung des Pariser Müßiggangs ist der überall gaffende, umherschlendernde Pflastertreter oder Stromer, Flaneur genannt. Auf dem schillernden Strome der Straßenluft läßt er seinen Nachen leicht und gemächlich dahin treiben, der Spazierstock ist sein Ruder. Er will eigentlich keineswegs müßig sein, sondern sich vielmehr nur einer gewissen passiven, stets abwechselnden Beschäftigung erfreuen. Augen und Ohren sind die beständig bewegten Canäle, um seiner Seele aus der Welt der hunderttausend kleinen Ereignisse und Merkwürdigkeiten immer neue Nahrung der stillen Ergötzung zuzuführen. Er ist eine stumme Figur aus dem Schlaraffenlande, die beständig das Maul aufgesperrt hält, damit so viel als möglich gebratene Tauben des oberflächlichen Genusses hineinfliegen. Wie der erfahrene Fischer seine Stellen hat, wo er den reichlichsten Fang zu thun pflegt, so hat der Flaneur auch seine Lieblingsplätze, wo man ihn jeden Morgen mit reiner Weste und reinen Handschuhen, mit spiegelblankem Hute und spiegelblanken Stiefeln sehen kann; ist doch im Grunde der ganze Kerl ein personificirter Spiegel. Im Uebrigen ißt und trinkt er, wenn's ihm beliebt; denn er ist in der Regel eine ledige Person und ganz unabhängig. — Endlich gehören zur Straßenbevölkerung auch noch jene Menge junger Fante, welche Gamins heißen und die man wohl als Pariser Windbeutel bezeichnen kann; denn das Windmachen ist des Gamins Hauptstärke. Leicht und lustig flattert er hierhin und dorthin,

als bunter Schmetterling, der erst jüngst aus der Puppe der Kinderjahre ausgekrochen ist. Gleich dem Irrlichte, das vergnüglich über dem blumenbewachsenen Sumpfe tanzt, hat er ein zierliches quecksilbriges Wesen, nicht weniger als der Flaneur voll Seheluft und Hörbegier; aber während der Flaneur die Schätze seines Wissens geizhalzig in den Räumen des Gedächtnisses aufspeichert; giebt der Gamin jedes neu aufgenommene Goldstück, jede neu aufgefischte Perle sogleich verschwenderisch wieder aus. Sein Maulwerk ist, ebenso wie seine Beine, in beständiger Bewegung, und so macht er auf den Straßen am meisten Lärm und Leben. Seine Selbstgenügsamkeit spricht sich dadurch aus, daß er die Hände fast immer in der Tasche hält. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, und sein Urtheil ist gleich fertig; denn er ist ein Pariser Kind, das im Getümmel der großen Welt erwuchs. Es giebt kein Ereigniß, wo er nicht, wenigstens im Geiste, dabei gewesen wäre und dessen Einzelnheiten ihm nicht genau bekannt wären; Alles aber begleitet er mit seinen Randglossen. Er ist der Allerweltswisser, der Allerweltsbeurtheiler, der Allerweltserheiterer, indem er bald den trockenen, altklugen Verstand vorherrschen läßt, bald leise reizenden Witz, bald harmlose fröhliche Laune zeigt, welche das Trommelfell kitzelt. Zur Verstärkung seiner Behauptungen braucht er wohl in Ermangelung eines Stockes die natürlichen Spazierstöcke, die er sehr geschickt und nachlässig zu regieren weiß, oder mit denen er baumelt, wenn er sitzt. —

Nach Rellstab und Ida Kohl.

4) In dem Justizpalaste.

Ein Zufall führte mich in die Nähe des Justizpalastes, jenes alterthümlichen Gebäudes in der innersten Stadt, der Cité. Eigenthümliche Pforten und wunderliche Steintreppen leiteten in sein Inneres, nach dem eine zahlreiche Menge sich bewegte. Ich schloß mich ihnen an und befand mich bald in dem Saale der Pas perdus (verlorenen Schritte) in einem brausenden Gewirre von Stimmen, von wo die Menge nach dem Sitzungssaale des Zuchthauspolizeigerichts sich drängte. Aus den verschiedenen Gefängnissen der Stadt werden unter Bedeckung von Gensdarmen in besonderen Wagen die bald größeren, bald kleineren Verbrecher hierher gebracht. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich, alle Classen der Gesellschaft wohnen demselben bei. Drei Richter sprechen Recht und in kurzer Zeit werden viele Fälle abgethan. Den ersten Theil der Sitzung nehmen die Landstreicher, Bettler und Wiederaufgegriffenen, die unter polizeilicher Aufsicht gestanden und sich ohne Wissen der Behörde aus ihren Wohnorten entfernt hatten, in Anspruch. Auf den Bänken der Angeklagten begegnen wir einer großen Anzahl von Kindern, armen kleinen Kaminfegern, Leierkastenspielern, Affen- und Meerschweinchenführern, überhaupt jenen kleinen Geschäftsleuten, denen wir so oft auf den Boulevards und in den elysäischen Feldern begegneten. Sie hatten meist gebettelt oder kleine Diebereien verübt, waren von den Polizeidienern ergriffen und vor Gericht gebracht worden. — Neben ihnen befand sich eine Anzahl kleiner schlechter Subjekte, welche von ihren Aeltern unzureichend oder gar nicht überwacht werden. Der Vater geht am Morgen auf die Arbeit, die Mutter auf den Markt, die sich selbst überlassenen Kinder laufen auf den Straßen und Boulevards herum, betteln, stehlen Näschereien und werden dabei von der Polizei ergriffen. Nicht selten erscheinen die Aeltern zugleich mit vor Gericht: der Vater ist ein Trunkenbold und das Bestreben der unnatürlichen Mutter dahin gerichtet, des Kindes sich zu entledigen und so der Sorge für dasselbe überhoben zu sein. „Thuen

Sie, was Sie wollen," rief eine Mutter den Richtern zu, „wir können mit der Range nichts anfangen. Schicken Sie dieselbe in ein Besserungshaus." Der Knabe weinte und versprach Besserung, doch die Mutter wollte nichts von ihm wissen, und schließlich wäre er in die Correctionsanstalt für Knaben gebracht worden, wäre nicht ein Mann hervorgetreten, welcher Zeuge der ganzen Verhandlung war, und, von Mitleid gerührt, versprach, den Knaben mit sich zu nehmen und ihm ein Handwerk lernen zu lassen. Diese Beispiele sind nicht selten und gewähren eine tröstliche Entschädigung für die traurigen Auftritte, welche man hier nur zu oft zu sehen bekommt.

Als die Jungen abgeurtheilt waren, kamen die Alten an die Reihe — Leute, meist in Lumpen gehüllt, welche beim Betteln ergriffen worden waren. Man bettelt unter allerlei Vorwand, bald Krankheit, bald Alter, bald Elend; doch der wahre Grund ist meist Faulheit, Trunksucht und Liederlichkeit, und wiewohl kein eigentliches Vergehen der richterlichen Behörde vorliegt, so ist doch diese ganze Bettelei ein Handwerk mit allerlei Kniffen und Ränken. Da spielt einer den Blinden und läßt sich von einem Hunde führen, den er, wenn er einen Polizeidiener kommen sieht, diesmal selbst in ein Seitengäßchen führt. Der andere ahmt täuschend einen Lahmen nach und schleppt sich mühsam auf zwei Krücken hin, die er, von dem Polizeimann verfolgt, diesem zwischen die Beine wirft, um sich auf seinen eigenen recht gesunden Beinen schleunigst davon zu machen. Noch andere Angeklagte — und ihre Zahl ist eine bedeutende — sind Verbrecher, welche ihre Strafzeit zwar abgebüßt, jedoch ohne polizeiliche Erlaubniß die ihnen zum Aufenthalt angewiesenen Wohnorte, meist Städte zweiten Ranges, verlassen haben. Sie sind die gefährlichsten Verbrecher, haben ihre Hehler, Bekanntschaften, Nachtlager, Versammlungsorte, und werden nicht selten in größerer Anzahl auf denselben verhaftet, wenn es nicht schon vorher den zahlreichen Polizeibeamten gelang, ihrer habhaft zu werden. Der Gerichtshof verurtheilte sie zu einer bald längeren, bald kürzeren Freiheitsstrafe, worauf sie wieder in die Provinzen zurückgeschickt werden, um von da bei erster Gelegenheit nach Paris zurückzukehren. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen lebt in einem beständigen Wechsel von Gefangenschaft und Freiheit, und heute stand ein Mann von 42 Jahren vor Gericht, der bereits 17 Mal verurtheilt worden war und abermals auf 5 Jahre in den Kerker geschickt ward.

Nach den Landstreichern und Arbeitslosen sind es vorzüglich die Diebe, welche auf der Armensünderbank Platz nehmen. Man kann wohl annehmen, daß jeden Morgen mindestens 20000 Menschen in Paris aufstehen, ohne zu wissen, wovon sie leben sollen; kommt der Abend, dann haben alle diese Zwanzigtausend gegessen, was auf eben so viele Diebstähle oder Betrügereien schließen läßt. Hier vor Gericht erfahren wir, auf welche Weise sich mancher dieser Industrieritter das tägliche Brot verschaffte. Eben steht ein Taschendieb vor dem Verhörrichter, dessen Gewerbe darin besteht, den Leuten im Gedränge Tücher, Uhren, Börsen und Brieftaschen aus der Tasche zu ziehen. — Man findet ihn an den Ein- und Ausgängen der Schauspielhäuser, unter den Gruppen der Neugierigen, welche sich vor einem Magazine oder in Folge eines Unglücksfalles sammeln. Auch die Kirchen werden an hohen Feiertagen von ihnen besucht und überhaupt alle Gelegenheiten benutzt, wo er dichte Menschenmassen vorzufinden hofft.

Heute klagte ihn ein Provinzialstädter an. Derselbe kam in Geschäften nach Paris, besah sich eben ein öffentliches Denkmal, als ihm plötzlich ein Mensch um den Hals fällt, ihn an die Brust drückt und ruft: „O mein

lieber Freund! Welche glückliche Begegnung! Wie bin ich entzückt, Dich hier zu sehen.“ Der Kleinstädter hatte mechanisch die Umarmung erwidert, ohne das Gesicht des angeblichen Freundes gesehen zu haben. Doch dieser trat plötzlich zurück und nun fand sich's erst, daß der Begrüßte den liebewarmen Freund gar nicht kannte. „Ach mein Herr, bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe Sie für einen meiner Freunde gehalten, dem Sie täuschend ähnlich sehen.“ Und dabei war die Uhr nebst goldener Kette unbemerkt aus der Tasche gezogen. Erst später merkte es der Bestohlene, doch auch der Dieb ward ergriffen und zwar am anderen Morgen in demselben Augenblicke, als er die Uhr an einen Raritätenhändler verkaufen wollte. Das Gericht verhandelte den Fall sehr schnell, der Angeklagte war ein schon mehrfach bestrafter Dieb und die Sache war nicht zweifelhaft — die Gefängnißmauern sollten auf mehrere Jahre ihn vom Schauplatze seiner Thätigkeit fernhalten. Ein anderer Dieb ward vorgeführt. Es war ein sogenannter „Gutenmorgen-Spitzbube“, der am frühen Morgen in ein Hôtel garni (Gasthof) getreten, hier die erste beste Thür geöffnet hatte, an welcher der Schlüssel stak, dann leisen Schrittes in das Zimmer getreten war und Geld und Kostbarkeiten weggenommen, welche der Reisende auf den Tisch gelegt hatte. Dieser schlief noch ruhig im Halbdunkel des Alkovens; er wacht auf und fragt: „Wer da!“ Der Dieb antwortet höchst artig: „Guten Morgen, mein Herr! Entschuldigen Sie, wenn ich im Schlafe gestört habe, ich bin der Schneider, den Sie befohlen haben.“ „Das ist nicht hier — ich habe keinen Schneider verlangt, scheeren Sie sich zum Kukuk.“ Der Besuch bittet höflichst um Verzeihung, empfiehlt sich und geht, wird aber von einem eben vorübergehenden Polizeibeamten als alte Bekanntschaft entdeckt, festgehalten und über sein Geschäft im Gasthofe befragt. Ueber dem dadurch verursachten Geräusch eilt der Fremde ans Fenster und gewahrt mit Schrecken den soeben verübten Diebstahl, aber auch zu seiner Freude die Verhaftung des Diebes. Derselbe kam vor dem Zuchtpolizeigericht als rückfälliger Verbrecher ziemlich schlimm weg.

Diese und ähnliche Vorgänge beschäftigen den Gerichtshof. Schwere Angeklagte oder Verurtheilte werden unter Begleitung von Wachen durch die Menge geführt; Bilder des Schreckens und des Unglücks bei Verurtheilungen, sowie der Freude bei Freisprechungen streifen hart aneinander. Der Gerichtshof selbst erfreut sich der höchsten Achtung.

61. Toulon.

In der Provence, jener gepriesenen Landschaft, liegt Toulon, die Rüstkammer und der Stützpunkt Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeere und in Afrika. Einen im Felsgestade ausgehöhlten prächtigen Hafen umgiebt halbkreisförmig die dichte Häusermasse der Stadt, und hinter ihr ranken Tausende von Gärten und Weinbergen mit Villen und niedlichen, blinkenden Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder spärlich beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. In Toulon weht schon italienische Luft, und Winterfröste sind so selten, wie in Neapel. In den Gärten der Stadt beugen sich die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Oelbaum dauert im Freien aus, selbst die Palme erhebt da und dort einsam ihr Fächerhaupt, und Kaktusarten bekleiden mit ihren hochrothen Blüthen und saftigen Blättern Fels und Gemäuer. Die Trauben der Touloner Rebgärten sind die süßesten in der ganzen Gegend und werden bis nach Paris verfahren. Prachtvoll ist der Ueberblick von den

Felsen der Nordseite. Die Stadt, die Forts, der Hafen mit seinem dichten Mastenwald, die mit Schiffen bedeckte Rhede und der zwischen Hügeln und Landzungen hervorglitzernde Ocean machen ein Bild, das das Auge entzückt und das Herz erweitert.

Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finsteren und schlecht gebauten Straßen setzt; in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, deren Ausdünstungen Ekel erregen. Das alte Toulon hat nicht ein einziges Bauwerk, das von seiner einstigen Größe in der Phönizier- und Römerzeit und im Mittelalter Zeugniß gäbe. Die gemeinen Bürgerfrauen haben die Gewohnheit, ihre meisten Beschäftigungen vor den Häusern auf der Gasse vorzunehmen, umschwärmt von halbnackten Kindern. Der Fremde ist froh, dem Häusergewirr zu entrinnen, und erst an der Rhede schöpft er wieder freien Athem. Hier harrt seiner ein imposantes Schauspiel. Die majestätischen Dreidecker mit den übereinander gebauten Bastionen, die wie schwimmende Citadellen aus der Fluth den stolzen Leib emportragen; dieser Hafen, einer der größten der Erde; dieses Drängen und Treiben, dieses Jagen und Vorüberschießen der tausend Barken und Boote, dieses geschäftige Gewühl der Matrosen, dieses ewige Auf- und Abmarschiren der Marinesoldaten, dieses Rufen und Schreien bei dem Ein- und Ausladen, dieses Knarren der Krahnen, dieses Rasseln der Wagen, welche Güter oder Munition holen und bringen: Alles das macht selbst auf den mächtigen Eindruck, welcher an das lebendige Treiben großer Handelsstädte gewöhnt ist. Der friedliche Kauffahrer erscheint wie eine gebrechliche Nußschale gegen den Riesen, der die Donnerkeile aus 120 Feuerschlünden schleudert, und statt des Menschengedränges auf dem Kai eines Handelshafens, — statt der bunten Gruppen in allerhand Trachten, wie sie z. B. im nahen Marseille, das Morgen- und Abendland vertretend, auf jedem Tritt Ohr und Auge anziehen, staunt er über die Mannichfaltigkeit der Uniformen des Staatsdienstes und der gewaltigen Apparate der Gewalt und Herrschaft. Der blaue Marinesoldat, mit dem runden, schwarzen Hütchen auf dem Kopfe und dem immer munteren Sinne im Herzen, der stattliche, ernste Schiffscapitain, der rothhosige Soldat der Fremdenlegion, die kühnen, bärtigen Gestalten der Jäger von Afrika, jener ebenbürtigen Gegner der Araber des Atlas, die Krieger aller Waffengattungen der französischen Linie, welche alltäglich in Toulon nach Algerien eingeschifft werden, oder verbrannt von der afrikanischen Sonne zurückkehren, um, unter dem Kanonengruß der Citadelle, mit grünen Reisern geschmückt zur Heimath zu ziehen; — erinnern fortwährend daran, daß in Toulon der gepanzerte Kriegsgott herrscht.

Toulon ist die größte Festung, der Hauptwaffenplatz und der erste Kriegshafen Frankreichs; sein Arsenal ist das reichste in ganz Europa. Eine Spazierfahrt im Hafen von Toulon, unter dem Schutze einer leicht zu erlangenden Karte des Commandanten, bietet den größten Genuß und ist äußerst lehrreich. Hinausrudernd auf die Rhede, überrascht da ein unvergleichlicher Anblick, viel schöner noch, als der von der Höhe der Berge. — Man überblickt zunächst die unermeßlichen Werfte, wo an den Riesenskeletten der im Bau begriffenen Kriegsschiffe tausende von klopfenden und hämmernden Menschen wie Ameisen herumkriechen, den Mastenwald des Hafens, die Stadt, alle Forts und Außenwerke auf den Höhen und dahinter die grotesken Gebirgsformen, welche sich in blauer Ferne verlieren. Dort, unter den mit Mauern bepanzerten Höhen, war es, wo zum ersten Male das Gestirn jenes Mannes aufging, das ein ganzes Menschenleben hindurch wie ein flammendes Schwert strafend und züchtigend über Länder und Völker hinzog. Dort steht noch der Name Mul-

grave an jenem von den Briten erbauten Fort, das für unüberwindlich gehalten wurde und deshalb auch im Munde des englischen Kriegers nur Klein-Gibraltar hieß, das aber der schmächtige Artillerie-Lieutenant mit jener berühmten Batterie niederschmetterte, in welche Keiner einging, der sich nicht dem fast gewissen Tode geweiht hatte. Hier war es, wo Bonaparte dem Corporal Jourdan, mitten im Bombenregen, kaltblütig seine Rapporte dictirte; hier war es, wo er so viele Heldenseelen im schlichten Soldatenkittel kennen lernte, die ihm nachher als Marschälle und Herzöge die Völkerschlachten schlugen und Reiche unterwarfen; — hier war es auch, wo er die Schreckensmänner des Convents inne wurde in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit, und der erste Gedanke an das in seiner herrschsüchtigen Seele aufstieg, was am 18. Brumaire seine Vollendung fand. „Da habt ihr Toulon," sagte er zu den Commissairen des Convents, „mein Tagewerk ist gethan." Und diese Elenden, die in ihrem Rapporte an die Regierung nicht einmal den Namen des Helden nannten, ohne dessen Genie und Tapferkeit die große That nimmer hätte geschehen können, begannen hierauf ihr Tagewerk. Die Adler des Ruhmes flogen auf, die Raben stiegen nieder; — das Fallbeil arbeitete sechzig lange Tage nacheinander und überschwemmte die Märkte und Straßen mit dem Blute des Volkes und vieler der besten Bürger. Wer zählt die Unschuldigen, welche die Bosheit der nimmersatten Guillotine überlieferte, wozu damals nichts weiter nöthig war, als die Anschuldigung: Er ist ein Aristokrat. Die Köpfe der edelsten, wärmsten Freunde der Volksfreiheit füllten die Körbe in buntem Durcheinander mit denen der Schurken, und über zehntausend Toulonesen flüchteten in die Arme des Elends in der Fremde zur Rettung des nackten Lebens. —

Das Arsenal von Toulon zu sehen, ist dem Fremden erlaubt, wenn er das Empfehlungsschreiben eines Consuls vorzeigen kann. Ein Gensdarm giebt von Raum zu Raum, von Gebäude zu Gebäude das Geleit. Zuerst öffnet sich der Modellsaal, einer der größten in der Welt, und von keinem anderen an Interesse überboten. Hier stehen alle Arten von Kriegsschiffen, vom Kanonenboot bis zum größten Dreidecker von 140 Kanonen, fertig aufgetakelt, in genauen Modellen, und ebenso alle Maschinen, Geschütze, Wurfgeschosse und sonstiges Rüst- und Waffenzeug des Seekrieges. Die Eleven der Seecadetten und Schiffsbauschule empfangen in diesem Raume täglich einige Stunden Unterricht. Die Reeper- oder Seilerbahn ist ein anderes bewundernswürdiges Gebäude: eine auf eisernen Säulen und Bogen ruhende, eine Viertelstunde lange Halle, noch ein Werk des berühmten Vauban, wo die oft mannesdicken Ankertaue und alles Seilwerk für die Schiffe gefertigt werden.

Der Waffensaal enthält Muster aller Marinewaffen von der Römerzeit an bis auf den heutigen Tag, chronologisch geordnet: eine merkwürdige Sammlung. Unter dem Waffensaale hämmern an 1000 Schmiede und Schlosser in unabsehbaren Werkstätten; aber ihr furchtbares Getöse verhallt vor den Cyklopenschlägen jener von Dampfmaschinen gehobenen Riesenhämmer, welche die Anker schmieden auf ungeheuren Ambosen, um welche sich die schwarzen, von der höllischen Gluth verbrannten Gestalten, vom sprühenden Feuerregen umgeben, mit langen Zangen bewegen.

Die Docks für den Neubau der Schiffe reihen sich unmittelbar an die Arsenalgebäude, sowie auch ein großes Bassin für die ausrangirten Schiffe — die Invaliden, welche nach langem Dienste und mancher Schlacht hierher geschafft werden, um, wie in einem Spitale, unter dem Roste der Zeit und der Nässe zu verwittern, oder abgebrochen zu werden. Ganze Berge

alter Schiffstheile liegen hier aufgehäuft, und verbrauchte, mit zolldickem Roste überzogene Kanonen, Anker und Kugeln ohne Zahl.

J. Meyer.

62. Der Bagno zu Toulon.

Unter die furchtbarsten Strafanstalten Frankreichs gehören seit Ende des 17. Jahrhunderts die Bagno's. Sie finden sich in Toulon, Brest und Rochefort für bürgerliche Verbrecher, zu L'Orient für militärische. Wir besuchen den Bagno von Toulon, jener berühmten Hafenstadt und Seestation der Provence, und begleiten einen Verurtheilten, welcher eben nach ihm gebracht wird. Er ist wegen eines schweren Verbrechens von einem entfernten Schwurgerichtshofe verurtheilt worden; in einem Zellenwagen ward er nach Toulon und von hier aus auf einer Schaluppe, gerudert von Galeerensklaven und gesteuert von einem Schiffer, nach dem Bagno gebracht. Zwischen ihm und seinen übrigen Unglücksgefährten, welche eben dem Bagno übergeben werden, stehen Wachen. Rasch durchschneidet die Schaluppe die Wogen und bald gelangen die Verurtheilten in das entsetzliche Gefängniß, dessen Mauern der größte Theil von ihnen niemals wieder verlassen soll. Kaum gelandet, bringt man die neuen Ankömmlinge zum Marinecommissar; dort sitzen sie auf einer Bank, und der Director schreitet sofort zur Prüfung ihrer Papiere, überzeugt sich von der Richtigkeit ihrer Person, trägt ihre Namen in die Verzeichnisse ein und ertheilt jedem eine Nummer, die sie von nun an führen werden; einen Namen haben sie nicht mehr. Der nächste Weg führt nach dem Badesaale. Dort werden sie gewaschen und von einem Arzte der Anstalt nach ihrem körperlichen Zustande sorgfältig untersucht. Ist der Sträfling vollkommen gesund, so bekommt er einen Kittel von rothem Zeuge, eine gelbe Hose von Zeug für den Winter, von Leinwand für den Sommer, zwei Hemden von grober ungebleichter Leinwand, ein paar große nägelbeschlagene Schuhe und eine Mütze von grüner oder rother Wolle; grün für die lebenslänglich, roth für die auf Zeit Verurtheilten. Jede Mütze hat ein Schild, welches die Nummer ihres Besitzers trägt. Ist der Sträfling mit dieser Kleidung angethan, so begiebt er sich unter Begleitung von Aufsehern und Wachen in einen der Säle der auf Lebenszeit Verurtheilten. Dort werden die Haare fast kahl abgeschoren, wobei man jedoch darauf bedacht ist, eine Anzahl Stufen zu schneiden, um ihn, sobald er entwischen sollte, desto leichter wieder zu erkennen. Drei Viertel des Lebens bringt der Sträfling nun in einem dieser Säle zu und nur einen Theil des Tages arbeitet er mit freien Arbeitern unter freiem Himmel. So schwer auch diese Arbeit sein mag, sie ist gesundheitsdienlich; kommt aber der Abend, dann schließt man sie in diese traurigen Säle ein, wo sie während der Nacht mittelst einer eisernen Stange, einer gegen den andern gekehrt, an ein hölzernes Bett angeschlossen werden, so daß sie keine einzige Bewegung machen können.

Noch eine Vorsichtsmaßregel muß ergriffen werden, um die Flucht schwieriger zu machen. Alle Galeerensklaven tragen an den Füßen Eisen und sind mit einer Kette von etwa drei Fuß Länge paarweise aneinander geschmiedet. Die Schmiede sind ebenfalls Galeerensklaven. Die ersten Tage nach ihrer Ankunft werden sie noch nicht paarweise zusammengekettet, doch legt man ihnen einen Ring um den Fuß und führt sie in den Saal, den sie von nun an bewohnen sollen. Haben sie sich von den Beschwerden der Reise erholt, dann schmiedet man sie zusammen und nöthigt sie zur Arbeit. Der eiserne

Ring drückt sie am nackten Fuße, darum suchen sie sich ein Stück Leinwand oder Tuch zu verschaffen, um ihn zu füttern und den Fuß vor einer schmerzlichen Reibung zu schützen. Doch wer sind diese Sträflinge, welchen Ständen gehörten sie an? Du findest Landeigenthümer, Kaufleute, Aerzte, Advokaten, Fabrikanten, Handwerker, Bauern und in L'Orient auch Soldaten. Alle sind untereinander gemischt, stehen unter gleichen Vorgesetzten, sind derselben Ordnung, denselben Belohnungen, denselben Arbeiten, derselben Bewachung unterworfen. Die rücksichtsloseste Gleichheit herrscht in dem Bagno. Ihre frühere bürgerliche Stellung, ihre Gewohnheiten, ihr Vermögen, ihre Familie, ihr Talent, ihre Körperbeschaffenheit mögen sein, welche sie wollen, so lange sie sich wohlbefinden, gehen sie ohne Unterschied in die Magazine, auf die Bauplätze des Zeughauses, zu Ausgrabungen oder auf Schiffe. Dort werden sie nach ihren Fähigkeiten und ihren Kräften verwandt. Im Winter ruft sie $4^1/_2$ Uhr ein Kanonenschuß in den Bagno zurück, dort treten sie in ihre Säle und können dieselben vor dem folgenden Morgen nicht mehr verlassen. Hier verrichten sie mancherlei Arbeiten: Einige schneiden Tabaksdosen und ähnliche Sachen, Andere drechseln, lesen, schreiben, copiren Noten, wieder Andere machen Briefe oder Bittschriften für ihre des Schreibens unkundigen Kameraden — der Verdienst für diese Arbeiten kommt ihnen zu Gute. Daher fühlt sich Jeder noch glücklich, welcher arbeiten darf — der geringste Ungehorsam, die mindeste Verletzung der Ordnung und Ruhe, welche in den Sälen herrschen muß, würde ihm diese Erlaubniß entziehen.

Plötzlich vernimmt man den Ton einer Pfeife: alle Sträflinge stellen sofort ihre Arbeit ein, sprechen das Abendgebet, strecken sich auf den schmalen Antheil an der Pritsche, die ihnen als Bett dient, und beginnen die nächtliche Ruhe. Nur eine Decke schützt sie vor der Kälte, eine Eisenstange geht durch die Ringe ihrer Ketten, und indem man diese durchzieht, werden sie noch einmal Alle an einander gefesselt. Wachtposten gehen während der Nacht auf und ab, jeder muß ruhig liegen und darf die übrigen nicht stören. Am Morgen öffnen sich die Bagno's auf einen Kanonenschuß, die Eisenstange wird abgenommen, die Sträflinge stehen auf, rollen ihre Decke zusammen und gehen auf die Arbeit — doch Keiner darf den Saal verlassen, bevor die Kette nicht untersucht ward, ob sie durchfeilt worden ist. Der Galeerensklave stellt das Bein auf ein Bret und der Wächter schlägt mit einem Hammer an die Kette. Ein anderes Bret enthält die Nummern aller Sträflinge des Saales; sowie sie paarweise denselben verlassen, steckt die Schildwache einen hölzernen Pflock neben ihre Nummer, woraus sofort zu ersehen ist, daß Alle an die Reihe gekommen und Keiner fehlt. Kaum ist der Saal leer, so treten Andere ein, reinigen ihn und stellen die dürftige Ordnung wieder her. Wir begleiten die ersteren an ihre schwere Arbeit und sehen, wie ihr Eifer bald durch Aufmunterung, bald durch Stockschläge angefeuert wird. In den Mittagstunden oder wenn es an Arbeit fehlt, legen sich die Einen auf die Erde und schlafen, Andere fertigen verschiedene Kleinigkeiten, welche sie an Besucher des Bagno's verkaufen. Kehren die Verbrecher in den Saal zurück, um entweder die Mittagsmahlzeit zu halten oder um von den Mühen des Tages auszuruhen, so werden sie an der Schwelle des Bagnothores vom Kopf bis zu den Füßen untersucht. Während des Tages kommen sie mit freien Arbeitern oder mit den Besuchern des Bagno's in häufige Berührung, daher ist es trotz aller Aufsicht nicht unmöglich, daß sie bald Geld, bald ein anderes Geschenk erhalten, ja einen Diebstahl verübt oder gar ihre Ketten durchfeilt haben, indem Verwandte, Freunde, Mitschuldige ihnen Sägen, Feilen oder Kleidungsstücke

zusteckten. Fast jeden Tag werden wichtige Funde gemacht. Alle Gefangenen werden der Reihe nach durchsucht, und der Wächter, der sie zählt, vergewissert sich, daß Alle, welche hinausgingen, auch in den Bagno zurückkehrten. Zwar ist die Beköstigung bei Allen gleich, doch können sie sich noch außerdem von ihrem Verdienste, oder Wohlhabende von der Unterstützung ihrer Familie, allerlei kleine Genüsse verschaffen, und man sieht nicht selten, daß der Wohlhabendere sein besseres Gericht verzehrt, ohne seinem mit ihm zusammengeschmiedeten Kamerad etwas davon anzubieten.

Man kann sich wohl denken, daß unter einer so großen Anzahl von Verbrechern die Leidenschaften nicht schweigen und Zorn, Haß, Rache sie zu neuen Verbrechen verleiten, deren Bestrafung, mit alleiniger Ausnahme der Todesurtheile, allemal binnen 24 Stunden erfolgen muß. Stockschläge sind die Hauptbestrafungsart, die Todesstrafe aber erfolgt im Beisein Aller durch die Guillotine. — Ist ein Sträfling entwichen, so zieht man eine gelbe Flagge auf und das Admiralschiff löst eine Kanone, um alle Bewohner der Stadt und der umliegenden Dörfer davon in Kenntniß zu setzen. Da auf die Ergreifung eines solchen Gefangenen, geschieht sie in der Stadt, eine Belohnung von 50, und auf dem Lande von 100 Franken gesetzt ist, so eilen auf das Lärmzeichen sofort Bürger und Bauern herbei, um den Unglücklichen wieder einzufangen. Selten gelingt es daher einem Entwichenen, sich die nöthigen Kleider und eine Perrücke zu verschaffen oder eine Freistatt zu erreichen. So lange er nicht wieder eingefangen ist, weht die gelbe Flagge. Es kommt vor, daß ein Sträfling sich mehrere Tage sogar im Bagno versteckt und während dieser Zeit von seinen Kameraden versorgt wird, und dann entwischt. Wird er jedoch gefangen, so bekommt er Stockprügel, wird zu einsamem Gefängniß verurtheilt, seine Strafzeit um ein oder zwei Jahre verlängert und er noch schließlich auf einem Fasse sitzend am Thore des Bagno's ausgestellt. Da sitzt er nun; der Kopf ist ihm ganz kahl bis auf ein kleines Büschel Haare geschoren, die Hände sind geknebelt, und an der Brust hängt ein Täfelchen mit den Worten: Évadé. Ramené. (Entwischt. Zurückgebracht.) — Doch es giebt auch Belohnungen im Bagno.

Nach mehreren Jahren und bei guter Aufführung kann der Sträfling von seinem Kettenkameraden getrennt werden; diese wird gebrochen und er behält die Hälfte derselben um den Leib gewunden und in dem Gürtel befestigt, während das andere in dem Fußringe angeschmiedet bleibt. Andere Belohnungen bestehen in Ertheilung von Vertrauensposten im Innern des Bagno's. Man macht sie zu Wärtern und Krankenpflegern in den Hospitälern desselben, oder zu Schreibern, Auskehrern, Brotvertheilern und Barbieren. Doch die höchste Belohnung und das wirksamste Mittel zur Besserung bleibt die entferntere oder nähere Aussicht auf Freilassung. Alljährlich wird von der Verwaltung des Bagno's eine von einer besonderen Commission gefertigte Liste der zu Begnadigenden dem Kaiser vorgelegt, und diese Hoffnung ist es, welche selbst den schwersten Verbrecher aufrecht erhält, und verwirklicht sie sich, Jubel und Entzücken im Bagno verbreitet. — Wird der Sträfling krank, so bringt man ihn in das Hospital und reicht ihm Alles, was sein Zustand erheischt. Er liegt in einem guten Bett, bekommt Fleisch und Wein nach den Verordnungen des Arztes und wird von barmherzigen Schwestern oder Krankenwärtern bedient. Da er jetzt die Kirche des Bagno's nicht besuchen kann, so ist sein Krankensaal in der Nähe derselben, und durch Oeffnung der Thüren vernimmt er die Messe und die Predigt, ohne das Bett zu verlassen. Ist die Krankheit zum Tode, so reicht man dem sterbenden Verbrecher das heilige

Abendmahl, und der Gedanke an die Versöhnung mit Gott versüßt ihm die Bitterkeit der letzten Augenblicke.

Und nun noch einen Lichtblick aus dem Leben dieser Unglücklichen. Wer sollte es glauben, daß an diesem Raume und unter solchen Menschen die Unverwüstlichkeit des Göttlichen in der Menschenbrust sich noch erhalten könne, und daß auch hier noch eine Begeisterung für das Edelste und Höchste möglich sei? Und doch ist es so, die Jahrbücher des Bagno von Toulon enthalten einen strahlenden Beleg. Als im Jahre 1793 der General Bonaparte nach der Erstürmung der Citadelle von Toulon die Tod und Verderben schleudernden Batterien gegen den Hafen und die englischen Schiffe richten ließ, da steckten die fliehenden Engländer vor der Räumung der Stadt das Arsenal, die Werfte, das Lazareth und die französische Flotte in Brand. In diesem Augenblicke grenzenlosester Verwirrung befreiten sich die Sträflinge von ihrer Kette. Aber statt zu fliehen oder plündernd und mordend in die Stadt einzufallen, eilten sie, fest zusammenhaltend und unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!" in den Hafen, stürzten sich hier in das brennende Arsenal, in die Docks, in das Lazareth; bekämpften mit Löwenmuth die Flammen, retteten die Verwundeten von dem gewissen Feuertode und — nachdem sie den Brand mit Aufopferung des Lebens gelöscht hatten — kehrten sie in ihre Gefängnisse wieder zurück und legten sich die Ketten an. „Denn" — sagten sie — „die Achtung vor dem Gesetze ist die Mutter und Hüterin der Freiheit!" — Der Convent sprach ihnen den Dank des Vaterlandes aus und gab 100 Gefangenen die Freiheit, deren Auswahl den Sträflingen selbst überlassen blieb. — Wo findet sich in der Geschichte ein solches Beispiel zum zweiten Male!

Nach der „Illustrirten Zeitung."

63. Bilder aus London.

1) London als Weltstadt.

Wir betreten die größte Stadt der Erde, eine Stadt, welche das englische Volk nicht ohne gerechten Stolz „Metropolis" nennt; denn London ist in der That eine Weltstadt. In ihr werden die Geschicke der Welt mit berathen und entschieden, in ihr befindet sich Alles, was der Handelsgeist Englands, sowie die Siege seiner Land- und Seemacht in allen Ländern und auf allen Meeren der Erde erobert und heimgebracht haben. Alle Schätze und Herrlichkeiten der fünf Welttheile, alle Früchte und Kostbarkeiten, welche den Verkehr und Welthandel beleben und die Thätigkeit des gesammten Menschengeschlechts in Bewegung setzen, Alles ist hier aufgestapelt, um theils als Rohmaterial zu den Nationen der Erde verfahren zu werden, oder als Fabrikat verarbeitet und in tausenderlei Gestalt gebracht, von denselben zurückzukommen. Von hier aus wird auch das Christenthum und edle menschliche Sitte zu den verschiedensten Völkern des Erdballs in umfassenderem Maßstabe, als von jedem anderen Orte der Erde gebracht.

Diese Stadt liegt vor uns. Eine ungeheure Häusermasse in mehr als 10,000 Straßen vertheilt und auf einem Flächenraume von fast 2 Quadratmeilen ausgebreitet (114 englische Quadratmeilen), und von 2$^{1}/_{2}$ Millionen Menschen bewohnt. Welche Stadt! Noch einmal so groß als Paris, sechsmal größer als Wien oder Berlin, vierundzwanzigmal größer als Dresden. Dabei eine Bevölkerung, welche die der Königreiche Sachsen, Würtemberg oder Hannover um ein Viertel übersteigt. Wollen wir London zu Fuß durchwandern, jene Straßen, von denen manche eine Länge von anderthalb deutschen

Meilen hat? Es würde fast unmöglich sein. Niemand geht in London zu Fuß für solchen Zweck. Zehntausend Omnibuswagen, eine Stadteisenbahn und mehr als 300 Dampfschiffe verbinden alle Theile dieser Riesenstadt.

Oben auf dem Dache eines Londoner Omnibus wollen wir unsern Platz nehmen, wo Raum für neun Personen vorhanden ist; von hier aus können wir uns dieses colossale Ungeheuer am passendsten und bequemsten ansehen. So fahren wir von einem Omnibusstandpunkte ab, sehen bald rechts, bald links, rück= und vorwärts. Zahlreiche Villen, von freien grünen Plätzen und Gärten umgeben, liegen gruppenweise zu beiden Seiten. Hier wohnt die vornehme Welt Londons in ländlicher Zurückgezogenheit. Immer größer wird die Zahl dieser Villen, immer näher rücken sie aneinander; fest verschlossene stolze Paläste tauchen neben, unter ihnen auf: das ist alles schon London. Die Zahl der Häuser mehrt sich, es kommen schon Läden, ganze Armeen von Läden mit Parade=Schaufenstern. Auf der anderen Seite vielleicht ist eine ungeheure, hohe, feste Mauer mit Glasscherben oder spitzigen Eisenzacken obenauf und von grünen, herrlichen Waldungen und Bäumen überragt; am Ende der Mauer ein oft im wunderlichen Style erbauter Palast, der Wohnsitz eines reichen Lords, der hier während des Sommers einige Monate wohnt, die übrige Zeit des Jahres aber auf anderen Wohnsitzen des Landes oder im Auslande zubringt und dort jagt, fischt, angelt, Zeitungen liest, sehr viel und sehr gut ißt und trinkt.

Nun kommt's auf einmal immer dichter, enger, menschen=, wagen= und budenreicher, vor dir, neben dir, hinter dir, überall wimmelt und tobt und rasselt es ohne Anfang und Ende. Die Straße, in der wir fahren, nimmt kein Ende, und von allen Seiten und in allen Richtungen laufen krumme, enge, düstere Straßen in den willkürlichsten Richtungen hindurch, die gleichfalls kein Ende haben. Unter diesen Straßen schon solche, wo man nicht hindurchzukommen glaubt, wenn man gerade etwas breitschulterig ist, Straßen, die nichts vom Tageslichte wissen und fast immer in Gas flammen. Noch andere Straßen, ebenfalls endlos, aber plötzlich schnurgerade und mit Häusern, die sich alle auf's Haar ähnlich sehen. Es sind Fabrikarbeiterstraßen, fast in sich abgeschlossene Städte und von Gesellschaften erbaut.

Unser Omnibus rollt jetzt über einen Platz, auf welchen sechs, sieben und noch mehr Straßen münden, alle mit Menschen, Fuhrwerk aller Art und besonders vielen Omnibuswagen überfüllt. Kaum eine Spur von Steinpflaster ist zu sehen, so dicht sind diese Straßen mit Leben und Verkehr besäet, aus allen und in alle wallen unabsehbare Massen. In der Mitte wogt und jagt ein Getümmel zahlloser Kutschen, vierspännige Landkutschen, herrschaftliche Wagen, hohe Riesenomnibusse, neben ihnen das zwergartige Ameisengeschlecht der einspännigen Cabs oder Cabriolets, und gleich darauf wieder die haushohen Kohlenwagen mit fünf bis sechs sehr großen Pferden bespannt. — Alles bindet und windet, löst und knüpft sich, und dabei stets so ruhig und kaltblütig, daß Keiner ein Wort dabei verliert. Man muß es sehen, um zu glauben, wie sich Alles dies macht, ohne daß Einem nur ein Haar gekrümmt wird. Wie hier die Wagenlenker ihre Sache verstehen, mit welcher Gewandtheit sie durchkommen, ein Zusammenfahren vermeiden und unverletzt im schnellsten Trabe durchschlüpfen, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Und eben so ist es mit den Fußgängern; vor und zwischen dicht gedrängten, eilenden Wagen aller Art schlüpfen sie hindurch, immer den Fahrenden wie Gehenden links ausweichend. Gleichwohl würden zahllose Unglücksfälle durch Ueberfahren unvermeidlich sein, wenn nicht treffliche Fußpfade, Trottoirs, in

allen Straßen und auf allen Brücken den Fußgänger sicherten. Zu diesem Gewirre und Getöse der Fußgänger und Wagen kommt noch die höchst industriöse Erscheinung der Anzeigewagen. Diese bestehen aus einem haushohen, sechs Fuß langen und vier Fuß breiten leichten Breterkasten, welcher um und um mit Ankündigungen aller Art in wahrhaft ellenhohen Buchstaben von allerlei Farben bedruckt ist. Sie sind mit einem Pferde bespannt und langsam schreitet dieses durch alle Hauptstraßen; man lockt zur Theilnahme an den täglichen Vergnügungen, musikalischen Unterhaltungen, Ausstellungen, Sehenswürdigkeiten u. s. w. Dies ist noch nicht genug, denn überall findet man noch Knaben, welche Tafeln mit ähnlichen Anzeigen auf hohen Stangen halten, sowie endlich eine Menge Zettelverbreiter, welche jedem im Flug Vorübergehenden, dem sie nur etwas Geld zutrauen, eine gedruckte Anpreisung irgend einer neuen Erfindung, einer Quacksalberei, eines Schauvergnügens und dergleichen unentgeltlich in die Hände drücken.

Bist du aber Fußgänger, weißt du in dem Wirrwarr der Straßen und Menschen dich nicht zurecht zu finden, so frage nur nicht die Straßenwanderer, um dich nach etwas zu erkundigen. Viele sind selbst Fremde und geben dir bald aus Leichtsinn, bald aus Schalkheit eine falsche Weisung, Andere führen dich mit großer Gefälligkeit absichtlich auf unbesuchte Seitenwege und lassen dich dann weitergehen. Willst du aber Auskunft, so wende dich an einen der vielen Polizeibeamten, die in Strecken von vier- bis fünfhundert Schritten von einander in den Straßen aufgestellt sind, Jeder unterrichtet dich mit großer Genauigkeit. Ebenso unräthlich ist es, in den Straßen vor den zahlreichen Kunst- und Bilderläden zur Beschauung der täglich wechselnden und wachsenden Carricaturen, der Land-, See- und Kriegskarten und dergleichen, oder auch zum Lesen obrigkeitlicher Bekanntmachungen und Ankündigungen stillzustehen. Hier ist das Erntefeld der gewandten Taschendiebe, die dich, indem sie auf etwas ganz Besonderes hinweisen, auf das Empfindlichste bestehlen. —

Ueberhaupt hat sich Jeder, welcher England bereist, vor allen jenen zu hüten, die, ohne Bekannte zu sein, ihn freundlich und äußerst gefällig anreden. In den Omnibussen, auf Spaziergängen oder Abends auf Straßen finden sich gar oft Personen, welche ein Bekanntsein, ein da und dort schon Gesehenhaben ganz unbefangen vorgeben, und zu einer Partie an diesen oder jenen Vergnügungsort oder in ihr Haus einladen. Der Erfahrene weiß, was dies bedeutet, der Unerfahrene wird durch Ausleerung seiner Taschen, durch Verluste seiner Zeit, seiner Ehre, vielleicht seiner Gesundheit schmerzlich belehrt werden.

Doch wir verlassen den Omnibus; wir sind in der City, der Altstadt Londons, dem Hauptsitz des Handelsstandes und des Bürgerthums. Hier sind die großartigsten Gebäude, hier in der Nähe der neuen London-Brücke steht die Bank, die Börse, das Mansionhaus, sowie nicht weit davon das Haus der ostindischen Handelsgesellschaft. Die City wird nicht wie eine Stadt, sondern selbstständig wie ein Königreich verwaltet. Ihre oberste Behörde ist der von fürstlichem Glanze umgebene Lordmayor. Er sitzt täglich zu Gericht, um Klagen anzuhören und Gerichtsbescheide zu ertheilen. Am Michaelistage jedes Jahres erfolgt die feierliche Wahl eines Lordmayors. Wir treten an die B a n k und können nicht stillschweigend an ihr vorbeigehen, da sie die größte Niederlage von Capitalien ist, die nicht allein in England, sondern in der ganzen Welt besteht. Ein Drittel des baaren Geldes, welches in dem reichen Großbritannien im Umlauf ist, ist in ihrem Besitz, und in ihren

unterirdischen Gewölben ruhen die Gold- und Silberbarren. Obwohl das Gebäude ganz massiv ist und vor Feuersgefahr gesichert zu sein scheint, so kann es dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden; jeden Abend werden die Hauptbücher in einen unten mit Wasser angefüllten Brunnen herabgelassen, um dadurch vor jeder Gefahr geschützt zu werden. Das in den Cassen der Bank in Barren oder gemünzt vorhandene Geld betrug am 31. Januar 1845 beinahe 45 Millionen Pfd. Sterling (à 7 Thlr.). — Nicht weit davon liegt die königliche Börse, ein großartiges, in italienischem Style erbautes, neues Prachtgebäude. Eine Säulenhalle umgiebt ihr Inneres, in welchem sich täglich zwischen 3 und 5 Uhr die Handelskönige Englands versammeln. Hier werden Geschäfte mit der ganzen Welt gemacht, Millionen Pfunde schweben auf den Lippen derer, welche den Handel von ganz Europa beherrschen. Dorthin bewegt sich in jenen Nachmittagsstunden der ganze Verkehr Londons; der Strom der Geschäfte, der Güter- und der Menschenwelt läuft mit dem Flusse parallel von West nach Ost. Hier vorbei ziehen die Reihen der Omnibusse, Wagen und Menschen, lautlos ihren Geschäften nachgehend, hier wandeln jede Stunde 50,000, jeden Tag 500,000 Menschen vorbei.

Gehen wir weiter, so gelangen wir zu dem Hause der ostindischen Handelsgesellschaft, einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche in kleinem Anfange im Jahre 1600 unter der Königin Elisabeth zusammentrat und jetzt mit den Ministern der Krone die Verwaltung jenes ungeheuren Reiches theilt, welches, zwischen Indus und Ganges gelegen, von mehr als 150 Millionen Menschen bewohnt wird. Auf unserer Weiterfahrt gelangen wir zum Tower, jenem Gebäude, welches die Alten noch über die sieben Wunderwerke der Welt gestellt haben würden. Seine vier Thürme schauen nicht vergebens so grausend trübselig auf die Themse herab, viel Königs- und Adelsblut ward innerhalb dieses Baues vergossen und selbst die kindliche Unschuld nicht verschont. Hier findet sich die großartigste Waffenniederlage auf der ganzen Welt, vereinigt mit Siegestrophäen aller Art. Ziehen wir längs des Themsestrandes weiter an den Docks vorbei, so gelangen wir zu jenem Wunderbaue, welcher unterirdisch die beiden Themseufer verbindet. Wir steigen hinab in die Unterwelt. Kühle Luft weht uns an, Nacht umgiebt uns bei unserem Eintritt, bis wir uns endlich an das Gaslicht gewöhnen, das diese Unterwelt strahlend erleuchtet. Dieser Riesentunnel ist ein kühnes Werk des menschlichen Geistes, der an seiner Erbauung unter vielfacher Unterbrechung, unter außerordentlichen Schwierigkeiten 17 Jahre lang, von 1826 bis 1843, thätig war. Ueber uns strömen die von Ebbe und Fluth bewegten Wogen der Themse, ziehen die Schiffe nach den Docks, während neben uns Schaaren von Fußgängern in geschäftlichem Verkehre lautlos dahin gehen. — Wir verlassen diesen Wunderbau und gelangen endlich nach einem der Stadteisenbahnhöfe, deren London mehrere hat. Der Zug geht immer ab und kommt immer an; draußen, ein paar hundert Schritte vor dem Halteschuppen, läuft fortwährend eine Lokomotive von dem Zuge weg und auf andere Schienen über, und überläßt es dem Zuge, mit den Hunderten von Personen sein Ziel zu suchen. Ehe dies noch geschehen, ist bereits die Lokomotive vor dem abgehenden Zuge angekommen und angekoppelt. Die Thüren werden zugeworfen, „Alles in Ordnung!“ ruft die Stimme des Führers, und fort rast, von der schnaufenden Lokomotive gezogen, der Zug. Plötzlich steht er still, wie Einer, der in der Eile zu Hause etwas vergessen hat, Passagiere steigen aus und ein, Burgen von Kasten, Kisten und Koffern sind im Zuge verschwunden, und gleich darauf geht's in rasender Hast, aber ganz kaltblütig, ohne Pfeifen und

Klingeln, davon. Nach drei, fünf Minuten wiederholt sich dasselbe Schauspiel, und zwanzig, dreißig, vierzig Mal hintereinander, je nachdem unser Weg länger oder kürzer ist. Diese Eisenbahnzüge, welche während des ganzen Tages abgehen und ankommen, sind gleichsam Dampfomnibusse, die aller Augenblicke ankommen, Leute absetzen, einnehmen und davon eilen. Einer folgt dem Anderen.

Wir fahren anfangs auf einer ungeheuren Brücke über Häuser und Straßen weg, und dies nimmt kein Ende, denn die ganze Bahn, obwohl eine deutsche Meile lang, ist eine einzige Brücke, über Häuser und Straßen geschlagen. Von dem, was rechts und links, unter und über uns vorbeisaust, bekommen wir kaum eine Ahnung; nur die ungeheuren Wälder von Masten, denen wir in der Nähe der Docks und der Themse begegnen, ragen deutlich genug herauf, um durch Erstaunen das Erstaunen zurückzudrängen.

Wir sind von den Eindrücken des Tages übersättigt und sehnen uns nach dem Gewirre in unsere friedliche Behausung. Wir steigen aus, gehen wenige Schritte und gelangen in einen anderen der Dampfomnibusse, welcher, in der City anfangend, in mehr als 2 Meilen langer Bahn die Ost- und Westseite Londons verbindet. Ueberallhin laufen Verbindungsbahnen, über, unter und neben uns, so daß der Kenner, welcher in diesem Gewirre recht Bescheid weiß, von jedem Punkte zu jeder Zeit überall hin kommen kann. Wir fliegen jetzt über Wiesen und Weiden, jetzt durch Parke, jetzt durch Reihen von Feenpalästen, durch Villen, durch parademäßig, einförmig aufgestellte Häuser, oft zwischen Schornsteinen und Mauern hindurch, bis wir endlich an jenem Punkte ankommen, von welchem wir auszogen.

Was in anderen Städten glänzend und augenfällig ist, verliert sich in London unbemerkt. Tag für Tag jenes Gedränge, das stets fluthet und nur bei Nacht ebbet, jener Tumult, der nie stillsteht, jene Thätigkeit, welche sich nicht erschöpft, sondern das Auge und das Ohr des Fremden mit Verwunderung erfüllt. London ist das Herz des großen britischen Reiches, mehr als jede andere Stadt eines Landes. Willst du ein Denkmal des britischen Volkes, das dir seine Rührigkeit, seinen Reichthum, seinen Handelsgeist auf das Würdigste in aller Großartigkeit vorzuführen vermag, — es ist L o n d o n, die Weltstadt.

2) Die London Docks.

Zwischen dem Tower und Blackwell liegen in der Ausdehnung von fast einer deutschen Meile die London Docks, jene großen künstlichen Wasserbecken, welche von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt sind. In diesen Wasserbecken ankern die Schiffe, während in den Lagerhäusern Waaren aller Art aufgestapelt sind. Mehr als 1200 Schiffe haben in den Bassins vollständigen Raum, und in den Waarenhäusern mögen für mehr als 10 Mill. Centner Güter den nöthigen Platz finden. So außerordentlich auch diese Zahlen sind, so giebt es gleichwohl noch auf der entgegengesetzten Seite drei Docks, außer den Schiffswerften der Kriegsflotte, um den Anforderungen des Handels Genüge zu leisten. Kein Fremder unterläßt, die Docks zu besuchen, um sich über Zweck und Großartigkeit dieser Anstalten die nöthige Aufklärung zu verschaffen. Jedes mit Waaren beladene ankommende Schiff muß diese Ladung bei seiner Ankunft in England versteuern. Beginnt nun auch der Hafen von London eigentlich schon von Gravesend an, unfern der Themsemündung, und betritt man hier sonach schon den englischen Boden, so kann das Schiff doch diesen Punkt ungehindert passiren, sobald der dasselbe beaufsichtigende Zollbeamte

am Bord desselben angelangt ist. Er hat zu verhüten, daß keine zu verzollenden Waaren vom Schiffe entfernt werden. Ist endlich das Schiff in London vor dem Hauptzollamte angelangt, so müßte eigentlich seine Ladung genau untersucht und der Zoll für die zu versteuernden Waaren sofort erlegt werden. Da nun täglich oft mehr als 300 Fahrzeuge ankommen, so würde dies so ungemein viel Zeit erfordern, daß der Handel darunter bedeutend leiden würde. Außerdem müßte zugleich der Zoll für Waaren bezahlt werden, von denen man nicht weiß, ob sie überhaupt oder wann sie verkauft werden. Auch dies würde dem Kaufmann beträchtlichen Schaden zufügen, zu dessen Abwendung große Gesellschaften zusammentraten und mit einem außerordentlichen Geldaufwande die riesigen Docks mit ihren Waarenhäusern erbauten. Ruhig liegen jetzt die Schiffe in den Bassins und die von ihnen herbeigeführten Waaren in den Lagerhäusern. Hier in den Dockmagazinen kann das Londoner Haus, der Agent oder Makler, durch dessen Hände zuletzt jede Waare doch gehen muß, dieselbe besichtigen, ordnen, verkaufen, und jetzt erst, wo der Verkäufer die Waaren den Docks entnimmt, zahlt er den gesetzlichen Eingangszoll. Durch diese Einrichtung werden dem Handel große Summen erhalten, ohne daß das Hauptzollamt darunter verliert. Hohe Mauern umschließen die Docks, Zollwächter bewachen die Ausgänge, jeder Ausgehende kann von ihnen auf das Genaueste untersucht werden, ob er unverzollte Waaren verschleppe. Dabei sind die Matrosen der in den Docks vor Anker liegenden Schiffe einer sehr strengen Ordnung unterworfen, und gelänge es auch einmal einer solchen Theerjacke, eine Flasche Cognac, ein Pfund Thee oder Cigarren hinauszuschmuggeln, nun so kann der Schatzkanzler Ihrer Majestät der Königin den Verlust schon verschmerzen. — Doch wir müssen die Massen der hier aufgespeicherten Waaren durch eine Wanderung in den Docks näher kennen lernen, nachdem wir uns über Zweck und Nutzen derselben unterrichtet haben.

Durch die Güte eines Citykaufmanns gelang es uns, eine Einlaßkarte zu erhalten, welche uns Thor und Thür zu allem dem eröffnen sollte, was wir hier zu sehen hofften. Durch die engen Citystraßen, vor dem finstern Tower vorbei, durch schmutzige Quartiere, wo Kneipe an Kneipe sich reiht, gelangen wir an das Thor der London Docks. Es steht für Jeden offen. Fuhrwerke, Karren und Menschen strömen ab und zu; auch wir treten ein und stehen bald vor einer Magazinthüre, welche die Ueberschrift „Elfenbeinhaus“ trägt. Wir treten hier ein, zeigen unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle Fragen die befriedigendste Auskunft giebt. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephanten- und Wallroßzähnen, Rhinoceroshörnern, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Die Horn- und Knochenmassen von Thieren aller Theile der Erde liegen hier in ungeheuern Massen aufgespeichert, um von da in die Hände der Käufer überzugehen. — Kaum haben wir dies Magazin verlassen, so gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, welcher durch das größte aller Bassins ab- und rings herum von Waarenhäusern aller Art eingeschlossen ist. Hier beginnt das eigentliche bewegte Leben der Docks. Soweit das Auge reicht, liegt Faß an Faß gereiht, und zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben. Nur die größte Vorsicht kann hier vor Unfällen bewahren. Wir treten daher in ein neues Magazin, und da jedes einen bestimmten Artikel hat, welcher in seinen Hallen aufbewahrt wird, so war es eben das Indigohaus, welches wir hier betraten.

Alles sah von dem höchst feinen Farbenstaube merkwürdig blau gefärbt aus. Die Fensterrahmen, die Wände der inneren Gänge, die Treppen, die Geländer, ja selbst die aus- und eingehenden Arbeiter sind in Kleidung wie Gesichtsfarbe bis in das Weiß des Auges hinein blau gefärbt. In dem fünf Stockwerk hohen Gebäude stehen tausend und abertausend sorgfältig verpackte Kisten mit der kostbaren Waare, die meisten noch so fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden. Hunderte dieser Kisten werden täglich den Käufern und Agenten als Muster für ganze Partieen geöffnet. — Wir gehen weiter und wenden uns zu den Theemagazinen. Hier kann man sehen, wie außerordentlich der Verbrauch jener würzigen Blätter ist, die England dem fernen China abkauft und welche nach weiter, gefahrvoller Reise endlich in den Dockmagazinen ihr vorläufiges Ruheplätzchen finden. Hier reiht sich Saal an Saal, vom Erdgeschoß an, bis in das fünfte Stockwerk hinan, von dessen Fenstern man außerdem die herrlichste Aussicht über Themse, Docks, Bassins und Schiffe genießt. In diesen großen Sälen bewegen wir uns zwischen hölzernen, buntbemalten Scheidewänden, die eben nur aus übereinander gethürmten Theekisten bestehen. Es ist wie eine kleine Stadt mit unzähligen verschlungenen Gäßchen, welche hier und da in einen kleinen, offen gelassenen Platz ausmünden; es ist ein Labyrinth, dessen lange Kreuz- und Quergänge nur an der Hand eines kundigen Führers zu passiren sind. Ziffern bezeichnen die Säle und Theekistengassen, die oft von Agenten und Maklern besucht werden, um die ertheilten Aufträge auszuführen. Eben waren mehrere dieser Mittelspersonen anwesend. Sie hoben den Deckel der einen oder anderen Theekiste ab, nahmen eine Hand voll Thee aus der stillen Behausung, rochen daran, prüften seine Farbe, ließen ihn durch die Finger gleiten, schrieben eine Note ins Taschenbuch und gingen weiter, um dieselbe Prüfung an anderen Kisten vorzunehmen. Wollen sie Proben mitnehmen, die Preise der Waaren erfahren, so wenden sie sich an die Docksbüreaux. Kein Citykaufmann hat selbst Muße genug, um in den Docks herumzustreifen und sich mit der Natur der dortigen Waarenvorräthe bekannt zu machen. Dies überläßt er den Maklern, von denen es in jedem Handelszweige eine beträchtliche Menge giebt. Sie können ihm am ersten sagen, welche Sorten und Quantitäten der von ihnen gesuchten Waaren in jenen gewaltigen Waarenhäusern lagern.

Bei unserem Weitergange gelangen wir an das Cigarrenhaus, welches einen Raum von fünf Ackern bedeckt und ganze Massen von Kisten, Cigarren und Fässern mit rohen Blättern in seinem Innern birgt. An diesem einzigen Magazine kann man erkennen, was Europa's Raucher brauchen. — Weiter vorgedrungen, gelangen wir an eine Säule, welche eine Tafel mit der Aufschrift „Zu dem Ofen“ trägt. Wir folgen diesem Wege und gelangen an eine Thür, bei deren Oeffnung wir einen kegelförmigen Ofen und neben demselben einen ziemlich bejahrten Mann, den Heizer des Ofens, erblicken. „Sehen Sie, meine Herren,“ sagte er, „so einen Ofen, wie dieser hier ist, finden Sie in keinen anderen Docks. Das ist so ein Curiosum, das schon viele andere Curiosa im Bauche hat.“ Und dabei nimmt er ein schwarzes, undeutliches, eckiges Ding aus der Kiste und wirft es in die Gluth, welche von dem neuen Ankömmling nach allen Richtungen in die Höhe prasselt. — „Denken wohl nicht, was da gerade seinen Weg ins Feuer gemacht hat,“ fährt er grinsend fort. „'S ist eine Zunge — gedörrte russische Ochsenzunge, vorzügliche Ochsenzunge — wiegt ihre zwölf Pfund, muß gar nicht schlecht gewesen sein, wie sie gut war.“ — „Ja, aber warum werft Ihr sie denn ins Feuer, ist's blos

ein Fegefeuer oder?" — „Bei Leib', kein Fegefeuer, wo's besser herauskommt; was hier einmal brennt, das brennt und brennt, bis nix mehr an ihm zu verbrennen ist. Schade um Vieles, aber wer kann dafür?" Und damit erzählte uns der Mann in einfacher, halb komischer Weise, daß alle jene Waaren, welche theils verdorben angekommen, theils aber auch in den Docks erst verdorben sind, und von ihren Eigenthümern nicht zurückgefordert werden, weil sowohl Zoll, als Magazinzins den Werth weit übersteigen würden, daß alle diese Waaren um jeden Preis losgeschlagen und, wenn sie gar nichts mehr werth sind, im Ofen verbrannt werden. „Was nicht mehr zu gebrauchen ist," meinte unser Alter, „das raucht, wie es bei uns Dockleuten heißt, die Königin; füttere schon meinen Ofen seit drei Wochen mit russischen Ochsenzungen, — kein Ende abzusehen, immerfort neue, und Alles verstunken bis in den Kern 'nein. 'S thut Einem ordentlich weh um die Dinger, aber mein Gott, wer kann helfen? War so eine verfehlte Spekulation von einem livländischen Kosacken, der geglaubt haben mag, wir brauchen seine Ochsenzungen." —

Doch nicht blos die verdorbenen, sondern auch die geschmuggelten Waaren werden von demselben Geschick ereilt, da Vieles eingebracht wird, was den Zoll nicht werth ist. Es soll durchgeschubt werden; wird's entdeckt, nun dann sieht man zu, ob der Eigenthümer den Zoll zahlt; thut er's nicht, weil's der Mühe nicht werth ist, so ist's auch für die Dockcompagnie der Mühe nicht werth. Sie sieht sich die Sache an, ob sie die Steuer dafür wagt, um die Waare auf dem Halse zu haben. Geht es nicht, dann fort in den Ofen mit dem Plunder; man ist der Sorge quitt und der Kehricht kommt aus dem Hause. So verbrannte man einst in einem Jahre 13,000 Paar fleckig gewordene französische Handschuhe, wie heute die Ochsenzungen; die „Tabakspfeife der Königin" verschlingt mehr, als die Raucher manches kleinen Fürstenthums zu verdampfen im Stande sind.

Schweigend und mitunter niesend haben wir von dem Ofen Abschied genommen, um auf einer breiten Treppe in die Weinkeller der Docks hinabzusteigen. In einer Vorhalle sieht man auf unserer Karte nach, ob wir auch von den hier lagernden Weinen kosten dürfen. Es ist der Fall und im Geleite eines anderen Führers steigen wir nun, Jeder ein Grubenlicht in der Hand, in die gähnende Tiefe. Ringsherum, so weit das Auge reicht, Faß an Faß, und dieser Keller nimmt eine Fläche von 12 Ackern ein! Zu beiden Seiten liegen Fässer, zwischen ihnen sind Eisenbahnschienen gelegt, um die Fässer darauf leicht fortbewegen zu können. Wollte man alle diese Gänge hintereinander legen, so würden sie eine Länge von 3 deutschen Meilen haben, also 6 Meilen Weinfässer! Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen und lassen uns von dem uns führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres reichen, nippen jedoch nur, damit uns der Kopf in den mit Weinduft gefüllten Kellern nicht zu schwer wird, und wir, wie es so Vielen geht, betrunken herauskommen. Unbarmherzig schüttet der Küfer das von uns Uebriggelassene auf den Boden, da er bei Verlust seines Amtes nichts von dem Weine genießen darf. So nippen wir bald von diesem, bald von jenem Fasse, bis wir endlich, von der Weingeistathmosphäre etwas betäubt, wieder an den Ausgang kommen. Wir werfen noch einen Blick auf die oben stehenden, zur Weinmischung bestimmten Kufen, von denen die größte 22250 Gallonen (1 Gallone beinahe 4 sächsische Kannen oder preußische Quart) faßt, und wenden uns nach dem großen Bassin, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen.

In das Innere der letzteren werfen wir keinen Blick mehr, wir haben keine weitere Lust, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen, aber im Vorübergehen können wir uns nicht enthalten, das Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aus allen Ländern, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baustämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Ernte aller Erdstriche hier lagere. Nur beim Oeffnen dieser Kisten und dem Umpacken geht so viel verloren, daß der Kehricht der London Docks für eine namhafte Summe verpachtet ist und der Pachter gleichwohl in kurzer Zeit ein reicher Mann wird.

So reiht sich ein Waarenhaus an's andere, Hunderte von eisernen Krahnen ächzen unter dem Drucke der Last, und Tausende von Arbeitern rennen auf und ab. Alles ist in Ameisenthätigkeit beschäftigt, die Waaren an's Land zu bringen, wo sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen vereinigt.

Ueber unserer Wanderung ist es Abend geworden. Die Nebel der Themse lagern sich zwischen den Masten; Arbeiter holen ihre Röcke und verlassen ihre Werkstätten; die Krahne feiern, die Bureaux werden geschlossen, Matrosen und Schiffsjungen kauern müde auf dem Deck oder spazieren in die benachbarten Schenken; die Thore der Waarenhäuser fallen zu, und in wenigen Minuten wird's hier öde sein. Nur der Feuerwächter macht die Runde und in den kleinen Häuschen der Schleußenhüter wird es helle.

Nach Max Schlesinger.

3) Der Sonntag in London.

Während Alt und Jung auf dem Festlande Europa's, namentlich Deutschlands, sich auf den Sonntag freut und selbst die Kinder vom Montag an ausrechnen, wie lange es noch bis zum Sonnabende sei, an welchem die Schule geschlossen wird, um erst den Montag wieder neu eröffnet zu werden, wie ganz anders ist dies dagegen in London, sowie überhaupt in ganz England. Hier enthält man sich nicht nur aller Arbeit, sondern auch jeder Beschäftigung, die nicht auf irgend einen frommen Zweck zielt. Alle öffentlichen Vergnügungen hören an diesem Tage auf, die Theater sind geschlossen, Musik und Tanz streng verboten, ja selbst Gemäldegalerien, Sammlungen von Kunstgegenständen und Ausstellungen, sowie Kaffee- und Spielhäuser dürfen nicht geöffnet werden. Sogar das Kind darf sich an diesem Tage seinen kindlichen Spielen nicht hingeben, namentlich ist das Ballspiel streng verboten. Dagegen sieht man die Kinder mit den Erwachsenen in langen Zügen aus einer Kirche in die andere wandern, da es allgemein Regel ist, die Kirche zweimal zu besuchen. Ja ängstliche Gemüther, welche die ganze Woche hindurch fahren, machen sich, der Pferde und der Kutscher wegen, ein Gewissen daraus, und gehen daher lieber zu Fuße. Selbst die Postanstalten stellen ihre Thätigkeit ein, so daß man am Sonntag weder Briefe wegschicken noch empfangen kann.

Auch wir folgen den langen Zügen und treten in eine der vielen hundert Kirchen Londons, unter denen die St. Paulskirche und der Westminster die größten sind. Die Eingangsthüren öffneten sich leicht und schlossen sich leise hinter jedem Ein- und Austretenden. Fußteppiche von Strohmatten oder wollenem Zeug lagen in den Gängen ausgebreitet und machten jedes störende Geräusch unmöglich. Die Kirche enthielt zwei Kanzeln, von denen die eine für die Liturgie, die andere für den Prediger bestimmt war. Außerdem gab es noch einen erhöhten Sitz, den Lesetisch, welcher von dem Gemeindevorsprecher

und Vorsänger eingenommen ward, dessen Amt bei der Liturgie darin besteht, daß er die Gemeindesprüche durch Beginnen angiebt und die nachsprechende Masse leitet, sowie auch die Gesänge anstimmt. Hinter den Kanzeln, gewöhnlich in der Nähe der östlichen Schlußmauer, steht der Abendmahlstisch, eine polirte Steinmasse auf künstlich geformten Füßen, welche bei der Austheilung des heiligen Sacramentes mit einem sauberen leinenen Tuche bedeckt wird. Während des Winters werden die Kirchen durch Röhren oder Oefen mäßig erwärmt, und zur Zeit der Abendgottesdienste durch Gasflammen glänzend erleuchtet. Dies Alles fördert den fleißigen Kirchenbesuch. — Die Kleidung der Geistlichen, die jedoch nur in der Kirche bei Amtshandlungen getragen wird, besteht während der Predigt in einem eng anschließenden, lang herabreichenden Unterkleide nebst einem weiten Aermelmantel von demselben schwarzen Stoffe, während bei der Liturgie über dies Alles noch ein weißes Chorhemd getragen wird. Die Liturgie aber bestand in einem Wechsel von vielen Gebeten und Chorgesängen, an welch' letzteren die Gemeinde sich nur wenig betheiligte. Die Predigt ist mehr Nebensache, wogegen bei den Dissenters das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Nur selten wird ein Kanzelvortrag vom Geistlichen auswendig gelernt und frei vorgetragen; gemeiniglich wird er nur abgelesen und dazu sogar alte, wohl bekannte Predigten benutzt. — Tritt in einer der Kirchen Londons ein berühmter Prediger auf, so wird dies der Stadt durch Anschlagezettel an den Kirchthüren und öffentlichen Gebäuden bekannt gemacht.

Eine noch auffallendere Erscheinung im kirchlichen Leben Londons sind die Straßengottesdienste. Da steht man häufig Sonntags, seltener dagegen an den Wochentagen, einige Männer still einherziehen, Bibel und Gesangbuch tragend und ein Tischchen nebst Decken zum Darüberbreiten. Auf irgend einem geräumigen Platze angelangt, stellen sie das Tischchen auf, richten es vor und Einer tritt an dasselbe hin, liest einen längeren oder kürzeren Abschnitt aus der Bibel vor und spricht darüber aus freiem Herzensergusse. Diese Prediger werden meist von den Dissenters ausgesandt, also von jenen Sekten, welche nicht zur bischöflichen Kirche gehören, um unter den rohen Haufen des vernachlässigten und verwilderten Volkes das Evangelium zu verkündigen. Die Zuhörerschaft ist jedoch meist sehr klein, besteht selten aus hundert, und hauptsächlich aus Bettlern, so daß sich hier der Spruch erfüllt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Für dieselbe Volksclasse haben auch einzelne Menschenfreunde besondere Kirchen gegründet, Lumpen- oder Bettlerkirchen genannt, in denen die zerlumpte Bevölkerung Londons zur Feier des Gottesdienstes sich einstellt, wogegen ihre Dürftigkeit sie vom Besuche anderer Kirchen abhalten würde. — Doch wir kommen nach Hause. Du öffnest das Klavier und beginnst darauf zu spielen. Sofort tritt deine Wirthin in das Zimmer und bittet dich, nicht zu vergessen, daß der Tag des Herrn sei. Ihrem Wunsche nachkommend, ergreifst du jetzt ein Buch; doch da kommt Besuch, sieht, daß du dich mit dem Lesen eines weltlichen Buches beschäftigst und hält dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Du trittst an's Fenster, nimmst irgend eine kleine Handarbeit vor, wie z. B. Frauen den Strickstrumpf, eine Näherei, Stickerei, Männer Aehnliches, und sofort versammelt sich der Pöbel vor deinem Hause, schreit und schimpft und veranlaßt dadurch die Wirthin, dir dein Thun nachdrücklich zu untersagen. Du verläßt jetzt das Fenster deines Gasthauses und beschäftigst dich mit einigen deiner deutschen Landsleute bei einem ganz unschuldigen Spiele, vielleicht dem Domino. Sofort äußert der eintretende Kellner oder

Diener seinen ganzen heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, so doch sicherlich durch Mienen. Wolltest du aber gar zu einem Kartenspiel deine Zuflucht nehmen, dann hätte dein eigener Diener das Recht, dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und du entgingst der Strafe nicht. Da stehst du auf und begiebst dich in eine englische Familie, Alle sitzen still in der Stube, Einige lesen in der Bibel, Andere im allgemeinen Gebetbuche und wiederum Andere in Tractätchen. Alles Lesen nicht religiöser Schriften ist heute streng verpönt, und Viele sind darin so gewissenhaft, daß sie nicht einmal die ihnen am Sonntage zugeschickten Zeitungsblätter öffnen, sondern sie bis zum Montage liegen lassen. — „Ist's wirklich wahr," frug eine der anwesenden Damen, „daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?" — „O ja, das mag wohl vorkommen, besonders in Gesellschaften." — „Gnädiger Gott," seufzte eine zweite Dame, „'s ist schlimm, doch braucht man sich nicht zu wundern, sie werden nicht besser gelehrt." Und dabei blickte sie auch noch ziemlich mitleidig auf mich Heiden. „Aber," fuhr sie fort, „sie spielen doch nicht um Geld?" — „Gar wohl um Geld," war meine Antwort. — „Heiliger Gott!" fuhren Alle schaudernd zusammen, und eine dritte bekannte, daß sie auch Sonntags einmal Karte gespielt habe, und obwohl um Nichts, so könne sie sich heute dies noch nicht vergeben. Ich wandte mich zu den anwesenden Herren, und diese sprachen der Flasche tüchtig zu, um die sonntägliche Langeweile zu ertödten, während die Frauen, wie ich verstohlener Weise manchmal hörte, eben einige ihrer Gevatterinnen und Freundinnen in giftiger Rede tüchtig durchhechelten. Dies ist erlaubt, kein Friedensrichter kann hierbei Veranlassung nehmen, seine Strafgewalt zu zeigen.

Diesen Mangel an Erheiterung muß der arme Mann in England um so mehr vermissen, als es für ihn neben dem Sonntage so wenige andere Freudentage giebt. Es ist daher kein Wunder, wenn sich das Volk des Sonntags im Geheimen Ersatz für das zu verschaffen sucht, was ihm durch die Gesetze verboten ist. Wandere nur in die übervölkerten Stadttheile und du findest die Bier- und Branntweinschenken von einer trunkenen Menge erfüllt, während Andere daheim demselben Laster in der Stille fröhnen.

Außerdem wogt die Menge der Spaziergänger nach den Parks, und willst du das Londoner Volksgetümmel im ganzen und großen Gemische kennen lernen, so gehe nur bei heiterem Wetter im Mai oder Juni des Sonntags Nachmittags 4 Uhr in die herrlichen Parks in und bei der Stadt, in den Jamespark, Greenpark, Hydepark im Südwest, und in den Regentspark im Nordwest der Stadt. Hier findest du Hunderttausende aller Stände, Länder und Welttheile, aus Ost- und Westindien, aus Grönland und aus Brasilien, aus Afrika und Neu-Seeland, jedes Alters und Geschlechts. Tausende von Spazierwagen aller Art rollen dahin, Reitergruppen von Herren und Damen, größtentheils auf den edelsten Rossen, du hörst Viele plaudern, lachen, auch wohl recht derbe Flüche, aber keine Musik, keinen menschlichen Gesang, denn Sonntags ist öffentliche Musik nicht gestattet.

Eine ganz eigenthümliche Sonntagsfeier fand ich einst in einem Quäkerhause. Durch einen kleinen, niedrigen Eingang gelangte ich in einen Saal, in welchem am Eingange einige Bänke für Fremde aufgestellt waren. Die Quäker kamen und ließen sich still nieder; die Männer einer-, die Frauen andererseits. Alle saßen still in sich gekehrt da; keiner der Männer hatte seinen Hut abgenommen. Oben quervor saßen einige Vorsteher, sonst war im ganzen Saale weder Kanzel, noch Altar, noch Taufstein zu erblicken. — Alle erwarteten eine Eingebung des heiligen Geistes, allein Keiner fühlte sich

heute zum Sprechen berufen. Alles war still, kaum daß man athmete. — Eine eigene Weihe lag in dieser tief innerlichen, feierlichen Stille. Nach einiger Zeit erhob man sich und die Versammelten verließen still wie Geister das Haus.

64. Besuch einiger Fabriken in Manchester und Stockport.

Nach London ist in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht, als Manchester. Nie, so lange der Strom der Weltgeschichte fließt, gab es auf dem Globus einen Ort, welcher Manchester ähnlich wäre in seiner äußeren Erscheinung, in seiner merkwürdigen Thätigkeit, in seiner Waarenfülle, in seiner Masse wundersamer Erfindungen. Da der Leser, der Manchester nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieser Stadt nicht verstehen kann, so lade ich ihn ein, zuerst mit mir diejenigen einzelnen Gegenstände zu besehen, welche mir dort zu sehen Gelegenheit gegeben wurde. Wenn man in einer so außerordentlichen Stadt wie Manchester ankommt und von dem ganzen Meere neuer Dinge überschwenglich angeregt wird, so wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen sichern Blick zu thun. Man scheut sich gewissermaßen, diesem Riesen gerade ins Gesicht zu blicken, bis man erst einige Stücke verstehen und dann allmählich ganze Theile und endlich das Ganze überschauen lernt.

Unter den verschiedenen bewundernswerthen Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollen-Fabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben.

Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht der Gigant da, als hätte ihn ein Gott aus dem Boden gestampft. Man berechnet das Capital, welches jetzt jährlich durch Baumwolle in England in Umsatz gebracht wird, auf 44 Millionen Pfund Sterling (über 500 Mill. Gulden).

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill“. Es ist eigenthümlich, daß die Engländer ihre großen Maschinenwerke meist Mühlen nennen; es leitet sich dies von dem Umstande her, daß die alten Fabrikgebäude, den Mühlen gleich, vom Wasser getrieben wurden, was aber seit Einführung des Dampfes als Triebkraft nur noch ausnahmsweise der Fall ist. — In Orell's „Mühle“, sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webmaschinen noch immer fortgegangen, und seit der Zeit Hargreave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. — Die meisten andern Mills sind erst allmählich zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind nur von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen

Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie enthält nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem Webezimmer, und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getreibe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene mechanische Webestuhl — oder kürzer der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch als der Handwebestuhl, sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist, als der, den die menschliche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege. Die Fabrik giebt also an einem Tage 1300 Stück Calico, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Calico. In dem oberen Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es giebt Processe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist. Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Processe an, so würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Millionen Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit 50 Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

Diese Fabrik war nun eine der besteingerichteten. Nichts desto weniger fand ich die Luft in den Räumen fast zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die Enge der schmalen Räume und Durchgänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war überdies geölt und so glatt wie eine Eisfläche, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte Rauch und Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Vorschriften über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz, alle Bestimmungen über die Arbeit in den britischen Fabriken sind durch das Parlament gesetzlich geordnet worden, und Auszüge von diesen Bestimmungen an allen Eingängen der Säle angeschlagen, wie z. B. solche, daß „der gute Freitag“ (Charfreitag) und der Weihnachtstag Feiertage seien, und daß es außerdem noch acht Halbfeiertage gäbe, — daß Kinder unter neun Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürfen, und Kinder zwischen neun und dreizehn Jahren nur neun Stunden am Tage, die über dreizehn Jahre aber höchstens zwölf Stunden.

Die Vertheilung dieser zwölf Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In der von mir besuchten Fabrik war die Zeiteintheilung und Ordnung folgende: Winter: Die Maschine beginnt (Engine starts) um 6 Uhr Morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8 Uhr 30 Minuten — stops 12 Uhr, Mittagessen — starts um 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts um 4 U. 30 Min. —

stops 8 Uhr Abends. — Sommer: Engine starts um 5 Uhr 30 Minuten. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr verwickeltes und weitläufiges Capitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über nachzuholende Arbeit und Zeit ein. Wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Districte abgetheilt, und jeder District hat seinen eigenen Faktorei-Inspector, welcher auch alle Beschwerden der Fabrikarbeiter annimmt. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in derselben Vorhalle mit großen Buchstaben Folgendes geschrieben: „Jede Person, die da wünscht, an den Districts-Inspector zu schreiben, muß ihren Brief so adressiren: u. s. w." — Es wäre sehr wünschenswerth, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen anderen Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das unwissende Publikum in den Vorzimmern der Gerichte oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über Diesen oder Jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute aus dem Volke nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Beamten gelangen zu lassen!

Man kann alle die in Manchester fabricirten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaaren in drei Hauptabtheilungen bringen. Erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße oder ungefärbte Baumwollengewebe, drittens gedruckte und gefärbte Kattune. — Es ist bemerkenswerth, daß von jeder dieser drei Classen eine ziemlich gleiche Quantität von England in's Ausland geht, oder wenigstens so ziemlich für dieselbe Summe, von jeder Classe nämlich im Durchschnitt zwischen 6 und 7 Mill. Pfd. St. Nach keinem Lande geht jetzt so viel Twist, wie nach Deutschland, nämlich 30 bis 40 Mill. Pfund. Doch wird sich dieses bei der raschen Vermehrung der deutschen Spinnereien bald ändern. — Sehr befriedigt und belehrt verließ ich Orell's Mill.

Das Spinnen des Twists und das Weben der weißen Zeuge hatte ich in Stockport und in anderen Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken hier durchweg mit messingenen Cylindern, auf welche die Muster eingravirt sind. Doch zeigte man mir in einer großen Druckerei als eine Kuriosität auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockdrucker saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Die armen Leute, meistens dem Greisenalter nahe, konnten sich in kein anderes Geschäft einüben, und der Fabrikherr ließ sie aus Mitleid bei der alten Handierung. Bald aber wird kein Blockdrucker mehr zu finden sein.

Die Druckerei arbeitet, wie viele Manchester'sche Fabriken, denen es an hinlänglichen Bestellungen fehlt, nur die halbe Zeit, d. h. sie beschäftigt ihre Arbeiter jeden Tag statt zwölf Stunden nur sechs. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr," sagte der Aufseher des Werkes, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben, sich hier in der kalten

Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher und sitzen da unthätig an dieser Stelle, wo sie sonst fleißig waren, und blicken neidisch die andere Hälfte ihrer Mitgenossen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben sie hier doch ein besseres Obdach, als in ihrer eigenen Hütte."

„Wer seid Ihr denn?" redete ich einen der Alten, die am Feuer saßen, an. — „O Herr, Männer ohne Beschäftigung!" — „Was ist Euer Handwerk?" — „Ich bin ein Blockdrucker! Aber bei diesem Stillstand aller Dinge bin ich schon seit mehreren Monaten ohne Arbeit!" — „Könnt Ihr Euch denn nicht mit etwas Anderem beschäftigen? Wißt Ihr sonst nichts?" — „Nichts, Herr! Ich bin aufgezogen für's Blockdrucken, und bin alle meine Lebenszeit ein Blockdrucker gewesen. Und ich verstehe sonst nichts. Zu meiner Zeit hatte ich eine Kuh und einen kleinen Garten, den meine Frau pflegte und bepflanzte. Meine Frau ist vorigen Sommer gestorben und all' meine kleine Habe ist durch die Schlechtigkeit der Zeiten verloren gegangen." — „Verzweifelt nur nicht, die Zeiten können sich vielleicht bald wieder ändern!" — „O keine Hoffnung, Herr! Vor Hunger sterben ist der Blockdrucker Loos!" „Keine Hoffnung, Herr! keine Hoffnung!" setzte der Alte noch einmal seufzend und mit zitternder Stimme hinzu und bohrte seinen Blick wieder in das Kohlenfeuer des Kamins. — Während wir noch unter den Leuten standen, kam ein Faktorei-Inspector herein und rief einen derselben hervor: „Tom, ich habe ein Geschäftchen für Euch." Alle blickten neidisch, aber stumm, dem mit Arbeit Beglückten nach. — Wäre es nicht um dieser armen Leute willen gewesen, so hätten uns die vielen Processe und Verrichtungen dieses Werkes viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge, unter den geschäftigen Cylindern mit Blumen bestreut, rasch sich hervorwickeln, wie die Farben erst matt und dunkel sind, und dann, durch verschiedene Processe gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 100 Ellen lange Tuch in fünf bis sechs verschiedenen Farben und in den geschmackvollsten und prächtigsten Blumengewinden strahlt. Man sagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eisenbahn und der energischen Thätigkeit der Dampfmaschinen Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, sondern in geschäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen seien.

Eine Partie roher Baumwolle wurde von Manchester aus in Liverpool bestellt. Der Liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die Partie Baumwolle, so wie sie in Ballen aus Amerika gekommen, sofort noch an demselben Abende aus seinem Magazin hervorbringen. Am andern Morgen um 3 Uhr wurde sie von den unermüdlichen Lokomotiven mit Sturmeseile auf den glatten Bahnen der Eisenschienen nach Manchester geschafft, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Faktorei der Besteller empfing. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in concentrirte schmale Bänder und diese losen Bänder zu dünnen feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 800 Ellen), mit 1000 kleinen vom Dampfe schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Bahnzuges nach Hull fertig, daß man einem Handelshause in Hull noch eine Probe schicken konnte, die diejenige Qualität besaß, die man bei der gestrigen Bestellung gewünscht hatte. Da am anderen Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in

Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indeß fertiggebrachten Zeuges in die Druckereien. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und gepackt, und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertige Calicos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich in diesem Werke sah, interessirten mich nicht wenig die sogenannten hydraulischen Extraktoren zum Ausziehen des Wassers aus den Kattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in diese Büchsen hineingepackt, 20 bis 30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Bewegung ist so rasch und so stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Centrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in anderen Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Man sagte mir, man habe diese Maschine erst seit zwei Monaten, und es sei die das Zeug am wenigsten angreifende und die am wenigsten schädliche Manier der Pressung der feuchten Tücher. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher, wunderbar getrocknet, aus der Büchse hervorgenommen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr Musterzimmer. Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke blos in diesen Cylindern ein Capital von 50,000 Pfd. St., was auch mit den anderen Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder, so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15 und 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel wird ein Muster nicht länger als zwölf Monate gebraucht, und nur wenn es dem Publikum besonders gefällt und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, druckt man wohl zwei Jahre damit. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Muster ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Erfindungsgabe sein, sondern auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben, denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Erfindungsgabe verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es sollen eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Mustern schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen, und dieselben an die Manchester'schen Kattundrucker oft zu theuren Preisen verhandeln.

Die Druckerei, welche ich besah, druckte in manchem Jahre nicht weniger als eine und eine viertel Million Calico, und doch war sie noch nicht die größte in Manchester. Jetzt, wo sie die Arbeitskräfte nur zur Hälfte benutzte, machte sie, wie man mir sagte, etwa 12,000 Stück die Woche.

Wie groß aber die Fabrikthätigkeit von Manchester und Umgebung ist, davon mag das Nachfolgende, als einzig in der Welt dastehend, Zeugniß geben.

Man hat berechnet, daß in einem Halbmesser von zwölf englischen (nicht ganz drei deutschen) Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum, außer Manchester nicht weniger als zweihundertundachtzig Städte, Flecken und Dörfer liegen, die alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von fünfviertel Millionen Menschen bewohnt sind. Dehnen wir diesen Durchmesser noch einige Meilen weiter aus, so haben wir unter anderen folgende Städte von nahe an oder mehr als 20,000 Einwohnern: Ashton under Lyne (40,000 Einw.), Great=Bolton (30,000), Little=Bolton (15,000), Dean (25,000), Bury (18,000), Dunkinfield (16,000), Eccles (30,000), Leigh (25,000), Macclefield (30,000), Middleton (15,000), Oldham (40,000), Oldham mit Prestwich (80,000), Preston (40,000), Pilkington (15,000), Rahdale (60,000), Saddleworth (18,000), Stockport (30,000), Warrington (22,000), Wigan (50,000), und außerdem noch sehr viele andere von 10 bis 20,000 Seelen. Dabei ist zu bemerken, daß die gegebene Zahl der Einwohner nicht von der letzten Volkszählung datirt, und daß dieselbe sich jetzt schon wieder bedeutend vermehrt hat. Die meisten dieser Städte sind Manchesters im Kleinen; ja, manche von ihnen könnte man als Vorstädte von Manchester ansehen, da die in Manchester sich concentrirenden Eisenbahnen sie mit diesem ihrem Mittelpunkte in unmittelbare Verbindung setzen.

Nach Kohl.

65. In einer Kohlenmine von Newcastle.

Seinen reichen Steinkohlenlagern verdankt England die ungeheuere Entwickelung seiner Industrie, seines Nationalreichthums und, als Folge desselben, seine politische Größe. Ohne seine Kohlen wären die Erfindungen eines Watt, Boulton, Arkwright, Stephenson für England ohne Vortheil; sie hätten kein Leben, keine Kraft, keine Bewegung. Erst dann nahm die englische Industrie jenen weltbeherrschenden Aufschwung, als man den unermeßlichen Schatz der Kohlenlager zu würdigen verstand. Alle Gegenden Großbritanniens, wo Kohlen vorhanden, sind auch Centralpunkte der Industrie; denn sie sind deren erstes Lebensbedürfniß. Manchester, Sheffield, Birmingham, Leeds, Glasgow, Boulton, Newcastle mit seinen Potteries ꝛc. ꝛc., sie wären nichts ohne den Kohlenbergbau in ihrer Nähe. Weiter bedarf es aber nichts, als solche Namen zu erwähnen, um an den unermeßlichen Antheil zu erinnern, den die Kohlenbergwerke an der Größe Englands in Handel und Gewerben haben.

Ich denke nie ohne Aufregung der Stunde, da ich, während meines Aufenthalts in England, zum ersten Male ein Kohlenwerk besuchte. Es war im hohen Sommer. Wir gingen von Newcastle das Tynethal hinauf. Schwül war's; schwarze, weißrandige Gewitterwolken standen am Himmel; von der Erde aber, vor uns, stiegen dichte Rauchwolken auf, die alle Gegenstände in einen düsteren, grauen Schleier hüllten. Als wir weiter kamen, erschien uns die ganze Gegend wie ein brennender Schwefelpfuhl, und endlich umgab uns der rußige, stinkende Dampf selbst und raubte uns jede Fernsicht. Aus der Tiefe wurden unheimliche Töne hörbar: — das Aechzen der Pumpen, das Stöhnen der Dampfmaschinen, das Rasseln der ab= und aufsteigenden Wagen, das Sprengen der Kohlenmassen unter unseren Füßen; das Dröhnen in dem

Eingeweide der Erde, dazu die auf den Eisenbahnen zum Strome dahin rollenden Wagen, welche eine unsichtbare Kraft zu bewegen schien, das geschäftige Hin- und Hereilen der schwarzen, berußten Menschen gaben der ganzen Scene etwas Grausenhaftes, Gespenstiges. Plötzlich zerspaltete sich das Gewitter über uns, der Himmel wurde zum Feuermeer, der Donner brüllte, der Regen stürzte in Strömen nieder. Wir eilten zu dem nächsten Zechenhause, einem weiten Gebäude mit thurmhohen Schloten, und traten ein.

An die Stelle der Beängstigung trat zuerst Staunen, dann Bewunderung. Alles in dem Hause war in Kohlenstaub gehüllt, schwarz, finster; aber desto imposanter sah der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit durch, welcher in den weiten Räumen herrschte. Den Hauptplatz nahm die große Dampfmaschine ein, die Seele des Ganzen. Sie hatte eine Kraft von 300 Pferden, und die colossalen Cylinder von 5 Fuß Durchmesser hoben sich so ruhig auf und nieder, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Ein gußeiserner Balancier oder Schwebebalken, 400 Centner schwer, regelte ihre Wirkung; ruhig senkte sich der herkulische Hebel und hob sich wieder in stetem Wechsel. Hundertfältiges Räderwerk und Getriebe ging so still und sanft, wie ein Uhrwerk. Boulton hatte die Maschine gebaut; mir schien der Geist des großen Meisters gegenwärtig: ich war voller Ehrfurcht. Neben der Maschine öffnete sich ein Schlund in die Tiefe. Wagen voller Kohlen, Bergleute, schwarz wie das, was sie ausbeuteten, Beamte mit rußigen Gesichtern kamen herauf und verschwanden, schnell wie die Schatten. Bei aller Thätigkeit um und neben und über und unter uns nirgends Lärm, nirgends Verwirrung. Ueberall Eile ohne Uebereilung; überall Thal: — nirgends Worte.

Auf die Einladung des uns begleitenden Officianten stiegen wir in einen leeren Kohlenwagen, der eben in den Schacht einfahren wollte, und auf ein Zeichen ging es mit Blitzesschnelligkeit hinab, mehrere hundert Fuß tief. Wir hielten an der ersten Galerie, wo das oberste Kohlenflötz, das hier eine Mächtigkeit von 5 Fuß hatte, ausgebeutet wurde, und stiegen aus, um die Kohlengewinnung selbst zu betrachten. Ein Bergmann eilte auf das mit einer Pfeife gegebene Zeichen des Officianten herbei und führte uns zur nächsten Arbeitsstrecke. Man hatte eben eine etwa 12 Fuß lange Wand verschrämt, die nun mittelst eines mit Pulver gefüllten Bohrlochs abgesprengt werden sollte. Der Schuß geschah; eine Kohlenmasse von mindestens 300 Centnern stürzte herein, meistens in großen, ja zum Theil so großen Stücken, daß sie drei Mann nicht bewegen konnten und sie mit Hammer und Keil gespalten werden mußten. — Wie ganz anders sah ich es nachher in Deutschland, wo man die Kohle noch immer mit der Keilhaue gewann! — Um, wie dort, dreihundert Centner zu gewinnen, brauchte ein Bergmann auf deutschen Werken wohl eine ganze Woche; die Gewinnungskosten sind dann das Fünffache und die Hälfte der Kohle wird zermalmt, wodurch der größte Theil ihres Werthes verloren geht. — Nach dem Sprengen auf der englischen Grube wurden die am Boden liegenden Kohlen in die schon bereit stehenden vierräderigen, auf Schienenwegen laufenden, mit Haken an einander gehangenen Körbe geschafft, und während dem trat ein Aufseher herzu, mit einem Buche in der Hand, welcher nachsah, ob die Körbe gehörig voll waren, ihre Anzahl notirte, sich dann auf den hinteren Korb setzte und sich mit dem ganzen Zuge von dem einen der Arbeiter an das Füllort der Strecke schieben ließ. Die anderen zwei schrämten inzwischen eine neue Kohlenwand zum Sprengen vor und nach einer Viertelstunde, auf dem Rückwege aus der Grube, hörten wir schon den Schuß, der die Erneuerung der eben beschriebenen Arbeiten anzeigte. Am Füllort,

unter'm Schacht, sahen wir die mit Rädern versehenen Kohlenkörbe am Hebeseil befestigen; im Nu sind sie oben, stürzen sich in einen hölzernen Schlauch, dessen schiefliegender Boden mit Siebdraht überflochten ist, reinigen sich so vom Grus und kommen in gröberen Stufen zur Bank, wo sie von Weiber- und Kinderhänden einer raschen Sortirung in sehr große, mittelgroße und kleine Stücke unterliegen und dann in eiserne Wägen, jeder von 100 Centner Inhalt, gefüllt werden, die, auf der geneigten Fläche einer Eisenbahn, von selbst zum Quai am Flusse laufen, wo sie sich in die harrenden Schiffe stürzen.

Die Bergleute in den englischen Kohlengruben haben eine sehr schwere Arbeit; sie werden aber auch tüchtig bezahlt. Der gewöhnliche Lohn für einen Kohlenhauer ist in den Newcastler Werken etwa 25 Ngr. täglich, und Mancher, der besonders gewandt und fleißig ist, steht sich wohl auf das Doppelte. Der Lohn richtet sich nach der geförderten Menge und ist in jeder Abbaustrecke, nach Verschiedenheit der Mächtigkeit der Kohlenschichten 2c., anders. Gesund mag die Beschäftigung nicht sein. Ich fand die Arbeiter meist von einem bleichen, kränklichen Aussehen, ihre Stimme war rauh, ihr Athem kurz, ihre Augenlider geschwollen, der Stern des Auges wenig entwickelt; das Tageslicht ist ihnen beschwerlich. Schrecklich ist die Arbeit derer, welche die Kohle aus schmalen Schichten gewinnen, in denen sie oft nur liegend oder in ganz gekrümmter Stellung arbeiten können, und gerade in diesen schauerlichen Höhlen, die, oft tausend Fuß tief, sich wie Dachslöcher unter der Erde fortwinden, ist die Zuführung frischer Luft am schwierigsten und die Gefahr vor dem fürchterlichen Firedamp (entzündlichem Kohlengas) am größten. Nicht immer ist eine solche Gefahr durch die Anwendung der Sicherheitslampe zu vermeiden, und wie häufig die Unglücksfälle noch sind, beweist die officielle Angabe, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 1100 Personen in den britischen Kohlengruben durch Gasexplosion um's Leben gekommen sind. Wenn, was in ganz großen Werken, wo wohl 800 bis 1000 Bergleute arbeiten, ziemlich häufig geschieht, eine Explosion eintritt und dann aus der entzündeten Strecke Blitze zucken, so ertönt die Allarmglocke, alle Arbeiter springen im Nu von der Arbeit, werfen sich platt auf die Erde nieder oder eilen dem Schachte zu. Man hat Beispiele, daß die ganze Grube so mit Gas angefüllt war, daß die Entzündung sich durch alle Räume verbreitete und Hunderten von Bergleuten auf einmal den Tod brachte. Darum ist auch das Zuführen von frischer Luft und die Circulation derselben in allen Räumen ein Hauptaugenmerk der Minenverwaltung. Die Bewachung der Wetterthüren in dem Grubenlabyrinthe, die auf gewisse Zeichen geöffnet und geschlossen werden müssen, ist gemeinlich ein Dienst für Alte oder Kinder. Es ist das gewiß der ärgste Mißbrauch der Kinderkräfte, und mit Schaudern sah ich einst ein Mädchen von sieben Jahren im zerrissenen Kleidchen an so einem Pförtchen der Unterwelt kauern, das geschwärzte Gesichtchen voller Thränen, und jammernd, daß die ersehnte letzte Stunde der Schicht (das Kind wurde erst nach 8 Stunden abgelöst) noch nicht herbeikommen wollte. Vor wenigen Jahren hat die Gesetzgebung von solchen Gräueln der Habsucht, denen man in den britischen Bergwerken so häufig begegnet, Kenntniß genommen und sie wenigstens für Kinder unter zwölf Jahren streng verboten.

J. Meyer.

66. Besuch einer englischen Kohlen- und Eisenstadt.

Kein Metall der Erde ist so nützlich und wird in solchen Massen gefunden, wie das Eisen. Seiner Erzeugung und Verarbeitung wandten sich alle Völker

zu, sobald sie einen höheren Standpunkt einzunehmen begannen. Der Verbrauch dieses Metalls ist gegenwärtig außerordentlich, eben so großartig aber auch seine Erzeugung. Das Gesammtgewicht desselben mag gegenwärtig jährlich 100 bis 120 Millionen Centner betragen, von welcher ungeheuren Masse die Hälfte allein auf England kommt. — Wir begeben uns in das südliche Wales nach Merthyr-Tydvil, einer der Hauptstädte der Eisen-Industrie.

Durch die lachendsten, reichangebautesten Gegenden Englands gelangten wir vor ein Thal, das uns furchtbar und haarsträubend erschien. Ein unentwirrbares Gewinde von Rauch, Asche und verbrannten Steinschlacken breitete sich vor uns aus, gleich als habe ein Vulkan alles grüne Leben verzehrt und nur Gebilde von Schlacke und Ruß zurückgelassen. Es war das Thal Toff, aus welchem dicke Qualmmassen aufwirbelten; in ihm liegt Merthyr-Tydvil in ewig rauchender und brennender, beinahe sprüchwörtlich gewordener Erhabenheit. Noch war es Tag, aber Alles rieth uns, die Nacht zu erwarten, um die Eisenwerke und Hohöfen von den Höhen aus in ihrer wildschauerlichsten Erhabenheit zu schauen. Das Tageslicht verlosch im Chaos schwarzen Qualmes und glühender Feuersäulen, und je näher wir der gewaltigen Eisenstadt kamen, um so entsetzlicher wurden die Gebirge von Schlacken, um so blendender die feuerspeienden Rachen der Oefen, die gleich Vulkanen hochaufzuckende Flammen aussandten.

Merthyr-Tydvil, noch im Jahre 1831 eine Stadt von 22,000 Einwohnern, arbeitet jetzt mit 54,000 Menschen, mit alleinigem Ausschluß von Greisen und Kindern, in den gewaltigen Eisenschmelzwerken von fünf Compagnien, welche sich zur Ausbeutung der mächtigen Eisensteinlager gebildet haben. Die einzige Dowley Compagnie erhält, mit Einschluß von Weibern und Kindern, allein 12,000 Menschen, und aus ihren 19 großen Oefen fließen jährlich 90,000 Tonnen (1,080,000 Centner) Eisen. Sie ist die stärkste, doch ist die Eisenförderung der übrigen gleichfalls höchst bedeutend, und nur allein am reißenden schwarzen Toffflusse, an welchem sich die Stadt hinzieht, blasen unaufhörlich, Tag wie Nacht, Jahr aus, Jahr ein, zwölf Oefen am Tage Rauch und des Nachts Feuersäulen gegen den unsichtbaren Himmel empor. Außerdem ist die ganze weite Gegend mit riesigen Eisenschmelzwerken angefüllt und Thal und Hügel von Flüssen durchschnitten, welche ihre schwarzen, rußerfüllten Wasser dem Meere zuwälzen. Wir betreten Merthyr-Tydvil, so fürchterlich es auch als Stadt aussehen mag. Oede, dick eingeräucherte Häuserreihen ziehen sich dem Flusse entlang. In den Nebenstraßen ziehen sich lange Hügel von Schmutz und Dünger hin, auf denen schmutzige Kinder den Versuch zum Spielen machen. Alles, was man ansieht, was man anfaßt, ja jeder Athemzug ist dichter Kohlenruß. Gleich einer schwerfälligen Masse wälzt sich der Fluß Toff durch die Stadt und schwärzt noch bei seiner Mündung ins Meer die Wogen desselben. Wohin nur das Auge blickt, nichts als mächtige Haufen ausgebrannter Schlacke, schwarz, öde und trostlos, alles Grün der Pflanzenwelt zerstörend und nur erst nach Jahrhunderten zur Erzeugung eines Pflanzenwuchses fähig, sobald die Kunst mit fruchtbarer Erde vorher diese Eisenleichen bedeckt. — Doch woher sollte diese Erde kommen, wo Alles unter unseren Füßen, Eisen und Kohle, Asche, Rauch und Schmutz ist! Nur die Oefen der einzigen Dowley Compagnie verzehren täglich 1700 bis 1800 Tonnen Kohlen, also jährlich 560,000 Tonnen Kohlen und 900,000 Tonnen Eisen, wodurch ganze Schlackengebirge aufgefüllt werden. Eine Eisenbahn führt die Kohlen- und Eisenmassen ohne Unterbrechung dem Meere zu, von wo aus die Schätze von Wales nach

allen Ländern verschifft werden. Ein englischer Werkführer, welcher sich unser annahm und mit den Einrichtungen der Schmelzöfen bekannt machte, erzählte uns, daß von Pontypool im Osten vor Merthyr-Tydvil bis nach Swansea, auf einer Strecke von mindestens 10 deutschen Meilen sich ein ununterbrochenes Lager von Kohlen und Eisen befände, beide Minerale in Schichten über einander abwechselnd.

Da er aufmerksame Zuhörer an uns fand, war er so freundlich, uns an einem der Oefen mit dem Schmelzungsprocesse bekannt zu machen. Jeder dieser Oefen schmilzt täglich durchschnittlich 1000 Centner Roheisen aus dem Eisensteine und wird abwechselnd mit Schichten von Kohlen, Kalk und Eisenstein gefüllt. Hohe Flammen schlugen aus dem 40 bis 50 Fuß hohen, 10 bis 11 Fuß im Durchschnitt weiten und in Form einer viereckigen Pyramide aus Stein und Thonmasse gemauerten Ofen heraus. Von oben geschah seine Füllung, und wunderbar war es, mit anzusehen, wie die Arbeiter dicht bis an den Schlund heranfuhren, Kohlen und Eisenstein hineinwarfen und dann aus der kalten Luft neue Massen herbeiführten. Wir konnten's kaum in einer Entfernung von 15 Schritt in dieser Gluthathmosphäre aushalten, während diese Menschen seit Jahren, Tag wie Nacht, Sonntag wie Woche, Eisen und Kohlen hineinkarrten. Die aus dem Schlunde hoch emporzischende Feuersäule ist während der Nacht fünf Stunden weit sichtbar. Jahre hindurch ist der Ofen in ununterbrochener Thätigkeit, das in dem Eisensteine enthaltene Metall mittelst furchtbarer Hitze so in Fluß zu bringen, daß es nach unten ergossen als glühender Brei in einem gewaltigen Becken sich ansammelt. — Um diesen Proceß zu beschleunigen, führt man durch eine am Fuße des Schmelzofens angebrachte Dampfmaschine glühende Luft in den mit feurigen Massen erfüllten grausigen Schlund. Hat sich aber die metallische Masse von ihren steinigen Bestandtheilen getrennt und unten im Ofen gesammelt, dann kommt am Abend der Proceß des Zapfens, ein Akt, dessen wilde Erhabenheit weder Wort noch Pinsel zu zeichnen vermögen. Einer der schwarzen Eisenarbeiter stößt mit einer eisernen Stange den Zapfen ein, welcher zu dem mit flüssiger Eisenmasse gefüllten Becken führt, worauf auf den letzten Stoß der dicke goldene Strom hervorschießt und alle in feinem Sande gezogenen Canäle mit Eisenmasse erfüllt. Die sich dadurch bildenden Eisenmassen werden hierauf in einem anderen Ofen verfeinert und in eine Art von Kuchen verwandelt, welche, nachdem sie von riesigen Dampfhämmern in Stücke zerschlagen, darauf in Stabeisen verwandelt (gepuddlet) werden. Nur mit Schaudern erinnern wir uns der Puddler, welche die flüssig gewordenen Eisenmassen in den Puddelöfen, wo sie mit der Steinkohle nicht weiter in Berührung kamen, umrührten, bis sie endlich in feurige, feste Klumpen verwandelt, ganz zähe wurden. Ungeheure Zangen packten sie nunmehr und brachten sie in große Walzwerke, wo sie durch Pressen verdichtet und in Stangen verwandelt wurden. Jede dieser Stangen hat eine Länge von zwölf Fuß bei drei Zoll Stärke. Es war ein wahrhaft dämonisches Schauspiel, als diese schweigsamen, dunklen Menschenmassen, umbraust von ungeheuren Maschinen und umflossen und besprüht von dem flüssigen Golde des Eisens, jeden dieser Akte vornahmen und sich, wiewohl unter Lebensgefahr, doch mit Ordnung und Ruhe der Eisenmassen bemächtigten. Auf diesen Walzwerken werden oftmals die Eisenbahnschienen herausgerollt und geschnitten, gleich als ob sie Papier wären. So streng auch das Metall sein mag, so muß es sich dennoch dem Willen des Menschen gehorsam fügen.

Doch nun hinaus, hinaus in Licht und Luft und Grünes! Die Menschen sehen hier alle so verräuchert aus, wie die ganze Stadt, Alles ist grob, stumpf,

massiv, und erinnert an das Eisen, das hier erzeugt und bewältigt wird. — Selbst die Frauen führen uns nicht die Schönheit der menschlichen Gestalt vor, die meisten von ihnen sind zu Arbeitern in den Eisenwerken geworden und karren Tag wie Nacht den Eisenstein in die unersättlichen Schmelzöfen, und damit auch in den Kindern schon ein Geschlecht künftiger Eisenarbeiter aufwachse, so findet man sie, obwohl erst 10 oder 12 Jahre alt, an den Oefen in mannichfacher Beschäftigung. Alles geht auf Gewinn aus, ohne zu bedenken, wie viel bei solch' dämonischer Beschäftigung der Mensch an edler Menschlichkeit verliert. Die Ausbeute, welche die unterirdischen Schätze liefern, ist außerordentlich. So gingen allein im Jahre 1854 10 Millionen Centner Kohlen und 3 Millionen Centner Eisen nach Cardiff, nicht zu gedenken der Massen, welche mit der Eisenbahn und auf anderen Flüssen und Canälen von Südwales in dem Bristolcanale herabgeschafft würden. Dabei ist der Werth des Bodens um Merthyr-Tydvil so bedeutend gestiegen, daß Grundstücke, welche vor ungefähr 250 Jahren für 27 Pfund verkauft wurden, jetzt eine jährliche Rente von 1000 Pfund eintragen.

Ein guter Theil von Englands Größe, Reichthum und Machtstellung beruht auf diesen unterirdischen Schätzen.

Nach der „Gartenlaube."

67. Aus dem nördlichen Irland.

Giebt es irgend eine Landschaft, welche nach Umriß und Farbe charakteristisch für das Gemüth und das Leben ihrer Bewohner ist, so ist es der Nordwesten Irlands. Wehmuth, Trauer und Grauen vereinigen sich hier mit liebenswürdiger Anmuth, und dies in um so höherem Grade, je mehr der Reisende sich den Küstengegenden naht. Furchtbare Stürme peitschen die Wogen des atlantischen Oceans seit Jahrtausenden gegen die in mannichfachem Wechsel bald niederen, bald gebirgigeren Gestade und haben in den Felsenufern der Westküste die wunderbarsten Auswaschungen und abenteuerlichsten Formen und Farben erzeugt. Kein Baum, kein Strauch vermag solcher Sturmeskraft Widerstand zu leisten, daher meilenweit außer Haidekraut und niederem Gesträuch weder Baum, noch Busch; kein Singvogel läßt hier seinen lieblichen Gesang erschallen, und nur das Geschrei der Möven und Sturmvögel vermischt sich bisweilen mit dem Heulen der Winde und an der Küste mit dem Brüllen der Wogen. Dagegen finden sich auf den Bergen, den Feldern und in weit ausgebreiteten, zahlreichen Torfmooren überall die Trümmer einer reichen, mächtigen Vergangenheit. Wurzeln, Aeste und Baumstümpfe von riesiger Größe ragen an tausend Stellen aus dem Boden hervor und werden beim Torfstechen in geringer Tiefe gefunden, nicht zersetzt und nicht vermodert, ja nicht einmal im Uebergange zur Kohle. Diese Ueberreste einer früheren Pflanzenwelt erscheinen um so wunderbarer, da selbst bis in das Innere des Landes die Baumkronen der selbst hier noch vereinzelt auftretenden Bäume alle nach Ost oder Südost gebogen sind. Dort aber, im Westen der Insel, giebt es Striche, von denen man oft glaubt, man befinde sich in der von Gott und Menschen verlassensten Wildniß; Alles rund um uns ist Fels, Morast und Gestrüpp, Alles in eine trübe, melancholisch braune Farbe getaucht. Da meint man wohl manchmal, man sei in einem Lande, in welchem nur wilde Thiere sich aufzuhalten vermögen; doch blickt man um sich, dann entdeckt man zu seiner Verwunderung überall zwischen den Felsen und Morästen ein Grün, das dem Kartoffelkraute gleicht. Geht man darauf zu, thut man einen unvorsichtigen Schritt, dann gelangt man auf ein weiches nachgiebiges Erdreich und stürzt —

zwar nicht in einen Abgrund, eine Höhle oder einen Sumpf, wohl aber in eine Hütte, zu der jene Kartoffeln gehörten und deren Dasein man nicht eher bemerken konnte, da ihr Dach auf der einen Seite beinahe eben so niedrig wie der Boden und eben so schwarztorfig und haidig wie dieser aussieht. — Wir ziehen noch zur rechten Zeit den Fuß zurück und besehen sie uns näher. Sind auch die irischen Hütten im Allgemeinen von Lehm und Feldsteinen zusammengebaut, so giebt es, namentlich im Westen, doch auch nicht wenige, deren Umfassungsmauern aus Torfschollen bestehen. Ueber ihnen erhebt sich das Stroh- oder Binsendach, auf welchem zur Befestigung hier und da einige Steine liegen. Auf dem einen Ende des Daches befindet sich wohl ein aus Weidenzweigen gefertigter Korb oder ein altes Faß, welche die Stelle für Fenster und Schornstein zugleich vertreten. Solch' ein Gebäude hat bei einer Länge von 20 bis 30 Fuß nur eine Breite von 10 bis 15. Zwei Eingänge führen in das Innere desselben, von denen aber der der gegenwärtigen Windseite zugekehrte mit Stroh, Haidekraut und einer Mischung alles Möglichen verstopft ist, während der andere von einem aus Stroh oder Ginster (Haidekraut) verfertigten dicken Geflechte geschlossen wird. Kommen aber Fenster vor, so sind es gewöhnlich nur Luken, mit Stroh locker ausgefüllt oder mit einem getrockneten Schaffelle überspannt. Wir betreten das Innere einer solchen Hütte, doch nicht ohne Vorsicht, denn der Wirrwarr von allerhand Gegenständen und das Ungewöhnliche des Anblicks ist so groß, daß wir uns sofort unmöglich heimisch fühlen können. Da liegen Spaten, Hacke, ein alter Besen, eine Leiter, ein Bettsack, ein alter Stiefel, eine Stuhllehne, ein zerbrochener Kochtopf, ein Bündel Reiser nebst Torfstücken, Alles über und zwischen einander, und dabei schwer zu erkennen und von einander zu unterscheiden, da das Auge sich nur allmählich erst an das im ganzen Raume herrschende Halbdunkel gewöhnt. Obendrein kommt uns ein dicker Qualm entgegen, der meist nur dann erst einen Ausweg sucht, wenn ihm seine eigene Dicke unerträglich wird. Er geht von einer Feuerstelle am Ende der Hütte aus, die freilich ungetrennt von dem übrigen Raume nichts als eine Stelle auf demselben ist. Dort ist der Torf zu einer Pyramide aufgeschichtet, worauf er angezündet wird. Ein eiserner, in der Mauer befestigter Haken hält den eisernen Kochtopf an Ketten über dem Feuer, während rund um dasselbe mehrere dreibeinige kleine Stühle oder Schemel stehen oder eben so viel Häufchen Torf als Sitze liegen. Auch findet man nicht selten statt dieser einfachen Möbels Haufen zerbrochener Flachsstengel, welche theils als Feuerung, theils als Sitze und Lager dienen. Befindet sich aber die hier wohnende Familie in etwas günstigerer Lage, dann steht nicht weit von dem Feuer eine Art Bettstelle, deren unterer Raum zugleich als Aufbewahrungsort der Kartoffelvorräthe dient, während die darüber ausgebreiteten Strohsackstücken nur spärlich mit Stroh ausgefüllt sind und einige leinene und wollene Decken von unbeschreiblicher Farbe enthalten. Außerdem findet sich wohl auch noch ein Tisch, sowie ein kleiner Schrank zur Aufbewahrung irdener und porzellanener Geräthe. Dies ist der einzige Punkt, an welchem das Auge mit Befriedigung einige Ordnung entdeckt. Die Teller, Schüsseln, Tassen, Töpfe und Kessel sind ziemlich sauber, doch sehr bunt, da der Irländer grellen Farben vor allen anderen den Vorzug giebt. Aus diesem Grunde stellt er selbst die Scherben zerbrochener Gefäße hier noch auf, sobald sie sich nur durch grelle Bilder auszeichnen. Ist die Hütte eine der besseren, so wird ihr innerer Raum durch eine Scheidewand in zwei Abtheilungen gebracht, von denen die eine für die Menschen, die andere für das Vieh bestimmt ist. Ist sie dagegen eine der

gewöhnlichen, so kann man Menschen und Vieh im traulichsten Durcheinander erblicken. Nur die Kuh befindet sich zwischen zwei Stangen in einer Art Schraubstock, so daß sich ihr Kopf vor, der übrige Körper hinter den Stangen befindet. Eine nicht angebundene Kuh würde nach der Ansicht des Irländers zu sehr auf die Behaglichkeit einwirken, während Ziege, Schwein und Schaf, Gans, Hund, Katze zum Kochtopfe, zum Bette und zu allen anderen Winkeln freien Zutritt haben. In der ungenirtesten Weise sieht man sie oft kreuz und quer rennen, spielen und zanken, und nur wenn sie zu brutal werden, bringt sie der kräftig angewandte Kochlöffel oder das heiße Rührholz zur nöthigen Ordnung.

Dieser paradiesische Zustand im Innern dieser Hütten hat dabei noch den Vortheil, daß die Kinder in diesen lieben Thieren recht angenehme Gespielen besitzen, mit denen sie auch sehr vertraut umzugehen wissen. Es ist nichts Seltenes, daß ein junger Irländer und ein junges Schwein als trauliches Pärchen zum Fensterloche heraus die Gegend beschauen, denn unter allen Thieren bleibt das Schwein doch der liebste Gefährte seines Lebens. Was der Perser und Araber am edlen Rosse, der Lappe am Rennthiere, der Grönländer am Hunde hat, das findet der Irländer an seinem lieben Schweine. Darum füttert er es wie seine Kinder, nimmt es mit in sein Wohnzimmer auf, theilt seine besten Kartoffeln mit ihm, seine Milch, ja selbst sein Brot, wenn er solches hat. Trittst du in die Hütte, schnobert, grunzt dich das Thier an, und willst du es durch einen Fußschlag unsanft verscheuchen, dann tritt der Hausherr vermittelnd dazwischen: „O Herr, laßt es, es muß mir meine Rente bezahlen.“ Lobst du es aber, dann vergißt er gewiß nicht, mit Stolz hinzuzusetzen: „O ja, es ist gewiß ein nützliches Thier, es zahlt mir meine Rente.“ —

Wollen wir aber das Bild der irländischen Hütte vollenden, so bleibt nur noch zu erwähnen, daß sie weder Decke noch zweites Stock hat, sondern daß der Dachraum mit dem unteren ein Ganzes bildet. Ihre Erbauung ist höchst einfach und geschieht mit Zuziehung einiger Nachbarn, welche durch einige Gläser Whiskey hinlänglich belohnt sind. Unvergeßlich bleibt mir eine Schule, dergleichen es hier zu Lande viele giebt. Da die Hütten nämlich nicht zu Dörfern vereinigt sind, so besitzen alle die in der Umgegend zerstreut liegenden Hütten ihre gemeinschaftliche Schule meist im Mittelpunkte. Die, in welche ich eintrat, befand sich an einem Wege und war eine mit Rasen gedeckte Lehmhütte ohne alle Fenster und weitere Bequemlichkeit. Die kleinen, in Lumpen gehüllten Schulkinder saßen an der offenen, niedrigen Thüre und hielten alle ihre Bücher in der Richtung derselben, um das spärliche Licht aufzufangen. Die meisten saßen oder lagen dabei auf dem Boden, nur einige auf aus Bretern schlecht zusammengesetzten Bänken. Inmitten dieser lernbegierigen Schaar thronte der Lehrer auf einem Fasse. Als ich durch die enge Thür eintrat, begrüßte er mich freundlich und entschuldigte sich, mir keinen Stuhl anbieten zu können. Eben ward das englische Alphabet gelehrt, die Kinder sahen frisch und munter und schienen an dieser Beschäftigung Behagen zu finden. Manche von ihnen, sowie auch der Schulmeister, waren eine Stunde weit hergekommen. Der Lohn des letzteren bestand in Torfstücken, welche draußen vor der Thür lagen; so viel Knaben in der Hütte, so viel Torfstücke lagen draußen. Am Abend nach beendigter Arbeit stecken die Knaben ihre Lesebücher in die Tasche, der Lehrer aber schiebt den Torf in einen Sack, nimmt seinen Wanderstab in die Hände und pilgert damit zu seiner entlegenen Hütte über das Moor.

In diesen kläglichen, schmutzigen, engen Hütten wohnt ein Geschlecht von Menschen, das in vieler Hinsicht einen auffallenden Gegensatz zu der Aermlichkeit seiner Häuser und der Wildheit des Landes bildet. Betrachte den Anzug des Irländers, wie er ihn in der Hütte, bei seiner Feldarbeit wie im gewöhnlichen Verkehr trägt. Er ist kläglich und miserabel, seine Farbe dem Erdboden gleich in den verschiedensten Schattirungen, und dabei ist er so zerfetzt und zerrissen, wie man es kaum für möglich hält. Der einzige für gewöhnlich ganze Theil der Bekleidung ist ein brauner oder gelber Hut, oder eine breite, schirmlose Mütze mit einem Tuchknopfe oben darauf. Der Rock dagegen, eigentlich vormals ein Frack mit blanken Knöpfen, ist ein Bild der äußersten Zerfetztheit. Hat er ja noch seine beiden Aermel und hängt nicht, was ganz gewöhnlich ist, ein nackter Arm von der Schulter an daraus hervor, so sind wenigstens die Ellenbogen auf 6 bis 10 Zoll sichtbar, und es gehen die Tuchlappen wie die Blätter einer zerfallenen Rose hier auseinander. Auch kommt es vor, daß der ganze Aermel der Länge nach zerrissen ist und die Streifen wie Bänder in der Luft flattern. Alle Nähte auf dem Rücken, in den Seiten, an den Schößen, sind zum größeren Theile aufgetrennt, ja, einer der Frackschöße ist oft so weit abgerissen, daß er bis auf die Füße herunter hängt und sein Besitzer genöthigt ist, ihn der persönlichen Sicherheit wegen besonders zu tragen. Den Luxus der Knöpfe wirst du bei vielen Irländern vergeblich suchen, indem statt derselben oft ein Bindfaden oder Riemen von Knopfloch zu Knopfloch läuft. Dabei haben diese irischen Kleiderlumpen etwas ganz Besonderes; denn so abgetragen, so zerarbeitet, so bis in die ursprünglichen Wollenfäden aufgelöst finden sie sich in keinem anderen Lande. Ebenso zerlumpt sind auch die Hosen, und während der eine Irländer die seinigen in Ermangelung jedes Knopfes in die wunderlichsten Falten bringt und dieselben mit einem Stricke befestigt, fehlt bei dem andern nicht selten fast das ganze eine Bein, oder es schauen die Knie neugierig zwischen den Tuchlappen hervor. Von Strümpfen ist kaum die Rede, und in sehr vielen Fällen eben so wenig von Schuhen. Zur Vervollständigung dieses Anzuges kommt noch eine Decke, nach Art der römischen Toga umgeschlagen, doch giebt es auch nicht wenige Strolche, bei denen dieselbe die einzige Kleidung ausmacht. — Die Kleidung der Frauen ist, wiewohl auch zerlumpt, doch etwas anständiger. Die katholischen Frauen tragen keine besondere Kopfbedeckung, vielmehr hängen sie eine Art Mantel so über, daß er auch deren Stelle vertritt. Die zur presbyterianischen und englischen Kirche gehörenden Frauen tragen dagegen weiße Hauben und Mützen oder Hüte. Der Schuh scheint bei allen Luxus zu sein, und nur zuweilen trifft man Frauen in Strümpfen, wobei jedoch die Sohle fehlt.

Dies das Costüm des Irländers an Wochentagen und im gewöhnlichen Verkehr. Ganz anders aber weiß er sich an Sonn-, Fest- und Markttagen zu tragen, welch' letztere bei ihm eine sehr große Rolle spielen. Da sieht man die Männer zu Roß und zu Fuß in möglichst ganzen und bunt aussehenden Anzügen die Straße daherziehen, während man vergeblich nach einer Frau oder einem Mädchen sucht, die nicht mit einem Sonnenschirme, einem möglichst modischen Hute, feuerrothem oder buntscheckigem Shawl, einem lebhaft gestreiften Rocke, weißen Strümpfen, Schuhen und selbst Seidenstiefelchen einherstolzirte. Jetzt, wo die bessere Kleidung an die Stelle der Lumpen tritt, treten auch die schönen, kräftigen Körperformen dieses Volkes überraschend hervor. Man findet nunmehr die schönsten, wohlgestaltetsten, stärksten Männer, dabei sehr viele von fast riesiger Gestalt. Gleich schön sind auch die Frauen

und zwar ist in den traurigsten Hütten der Einöde gerade die Schönheit unter ihnen weit zahlreicher vertreten, als in den Städten. In den Gesichtern Aller spricht sich ein freier, heiterer, fröhlicher Sinn aus, welchen man am allerwenigsten unter Lumpen erwartet hätte.

Genügsamkeit und patriarchalische Einfachheit der Sitte finden sich unter allen Ständen und Verhältnissen, und zwar oft so übertrieben, daß sie lächerlich oder bedauernswerth werden. Geh in die Grafschaft Donegal und du wirst nicht selten das Pferd sehen, wie es statt alles Geschirres die Egge mit dem bloßen Schwanze zieht, welcher durch ein Strohseil mit ihr verbunden ist. Zum Abwägen des Hafers, der Kartoffeln, des Salzes bedient man sich häufig alter Mauersteine, ja oft macht der Wagemeister wohl auch zugleich das Gewicht mit aus. Den Tabak, Schweineschwanz genannt, verkauft man selbst in besseren Läden der Städte nach dem Maße einer in verschiedenen Längen abgeknüpften Schnur, oder man wickelt ihn in einer bestimmten Anzahl Windungen um die Hand. Ueberall sieht man Schafheerden umherlaufen, von denen einzelne Schafe über und über geschoren sind, mit alleiniger Ausnahme eines stehengelassenen Halskragens; andere sind kahl bis auf die Schulterblätter oder Schenkel, noch andere sind nur auf dem Rücken geschoren, wogegen Seiten und Bauch noch die Fülle der Wollenzottel zeigen. Ja selbst solche Schafe sind keine Seltenheit, bei denen die eine Seite völlig kahl ist, während die andere mit überjähriger Wolle prangt. Man scheert nur dann ein Stück herunter, wenn man gerade Wolle zum Faden braucht, und hält das Uebrige an seiner natürlichen Stelle am besten aufbewahrt. Durch ganz Irland findet man Reiter, deren sämmtliches Pferdegeschirr aus Stroh besteht, ja nicht selten wohl zwei auf einem Pferde, was man eine „Doppelflinte" nennt. — Noch komischer ist der Anblick, wenn eine Familie aus einer Gegend in die andere zieht und ihren gesammten Hausrath auf ein Pony oder kleines schottisches Pferd in der Weise aufgepackt hat, daß nur noch Nase und Füße des Pferdes aus dem Plunder hervorgucken und das Ganze als eine wandelnde Rumpelkammer erscheint. Da baumelt nicht selten das Butterfaß an einer Seite, in welchem ein kleiner Irländer, wie aus den freundlichen Mienen zu ersehen, ein recht behagliches Plätzchen gefunden hat.

Wie kläglich es aber um die nothwendigsten Erfordernisse zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse steht, mag daraus hervorgehen, daß in einem Küstenstriche der Grafschaft Donegal unter mehr als **9000** Bewohnern sich nur eine Karre, **11** Eggen, eine Uhr, **3** Betten, **32** Stühle, **20** und etliche Harken, **50** und einige Kochtöpfe, eben so viele Teller und Tassen, sowie einige Hunderte von hölzernen und eisernen Blechlöffeln vorfanden. Gabeln und Löffel werden nur als lästige Zugabe betrachtet, und wozu sollte sie auch der Irländer brauchen? Seine Kartoffeln ißt er mit der Schale; hat er Buttermilch, Hering oder Salz dazu, so ist er vollkommen zufriedengestellt. Mit dem Heringe geht er überhaupt sehr sparsam um. Er wird nicht gleich gegessen, sondern die Kartoffeln an ihm nur ein wenig gerieben. Dabei hängt er oder das Salzstück während der Mittagstafel an einem Bindfaden. — Fehlt aber den Aermsten auch dieses Gewürz, so ergänzen sie dasselbe in ihrer Einbildungskraft und zeigen, indem sie die Kartoffeln in den Mund stecken, auf die Stelle, wo eigentlich der Hering hätte hängen sollen. Man nennt dies Gericht: Kartoffeln mit Fingerzeigen.

In den letzten **15** Jahren sind mindestens **2,000,000** Irländer nach Amerika ausgewandert.

Zum Theil nach den „Grenzboten."

68. Die Lechebene und ihre Bewohner*).

Ueberschreitet man zwischen den Mündungen der Iller und des Inn die Donau, so betritt man die große bayerisch-schwäbische Hochebene, dies Vorland der südlicher fast plötzlich aufsteigenden Algauer Alpenkette, welche nur kurze Ausläufer nach Norden sendet. Gleich einem ausgebreiteten Fächer, dessen Geäder von Iller, Lech, Isar und Inn, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Nebenflüssen gebildet wird, breitet sich die Hochebene bis zur Donau aus, und während die Quellen der genannten Alpenflüsse nur wenige Meilen von einander entfernt liegen, laufen ihre Mündungen gegen 40 Meilen auseinander, und die Donau bildet den Kreisbogen dieses Fächers. Auf der Hochebene selbst sind zahlreiche Seen, Weiher, unabsehbare Moore und Pußten zerstreut. Nur unbedeutende Hügelketten theilen die Flußgebiete der vier Ströme, die Memminger Ebene, das Lechfeld, die Ebene von Dachau und München, und endlich die von Braunau und Bocking. Oestlich vom Lech ist die Gegend am steilsten. Es ist Haide mit grobem Geröll gefüllt und nur streckenweise mit Föhren und Birkenwald besetzt, wogegen die Eiche ganz fehlt und die Buche nur selten in unbedeutenden Gruppen auftritt.

Die Eisenbahn verlangte daher bei ihrer Anlage wenig Durchstiche, aber desto mehr Dämme und Wasserbauten. Auf einer Länge von acht Meilen berührt sie nur wenige ärmliche Dörfer und zwei bis drei Flecken. Auf jeder Station rufen die Schaffner: „Nur eine Minute Aufenthalt!“ ein Briefbeutel fliegt hinein, ein anderer wird herausgeworfen und der Zug geht brausend weiter, denn Niemand stieg ein oder aus, kaum daß man von den an den Haltepunkten laut schreienden Weibern ein hart gesottenes Ei oder im Sommer ein Körbchen Erdbeeren kaufen konnte. Der Mensch siedelte sich mehr an dem Rande der Flüsse und Bäche an. Die auf den Hochebenen weidenden Rinderheerden sind spärlich und mager, und selbst für Ziegen und Schafe wächst nur wenig Futter, da die Winter zu naß, die Sommer dagegen zu trocken sind. Nur die Torfmoore gedeihen hier am besten, und die Trockenhäuser ziehen sich oft halbe Stunden lang längs jener Stiche hin, welche München reichlich mit Brennmaterial versorgen. Einsame ärmliche Hütten liegen auf der weiten Ebene, und nur hier und da erblickt das Auge ein aus Birkenstäben und Weidenruthen zusammengebundenes Kreuz, vor ihm schmutzige Frauen und zerlumpte Kinder auf den Knieen liegend. Keine der ersteren sieht sich um, so nahe auch der Eisenbahnzug vorübersaust, und nur das junge, neugierige Blut der Kinder blinzelt verstohlen herüber.

Nördlich und nordöstlich von diesen Torfmooren wird die Gegend fruchtbarer, doch am fruchtbarsten westlich vom Lech, wo sich zahlreiche Dörfer und eine Menge kleiner, heiterer Städte mit nicht unbeträchtlicher Industrie erheben. Wir befinden uns inmitten des schwäbischen Volksstammes, welcher bis an den Lech reicht. Auf diesem Boden, zwischen Lech und Iller, lag vor Auflösung des deutschen Reiches ein buntscheckiges Gewirr von Herrschaften und Gebieten aller Art, so daß diese Ecke Landes als Musterstück einer außerordentlichen Gebietszerstückelung auf möglichst kleinem Raume betrachtet werden konnte. Da

*) Die altbayerische Mundart lautet:
O du edles braun^s Biâr, wie viel Tugend hast a^n diar,
Is nicks besass auf da Weeld, bist ma liabr als a Huat voll Gäld.
Wenn i a^n braun^s Biâr hoab iad'n Ma^ngng (Morgen), kan i an Plundar alle zsam schlagng.
Wenn i a^n braun^s Biâr trink, dos is gwis, bin i weid störkar was a Ries.

gab's Reichsstädte, Abteien und Grafschaften in solcher Menge, daß in manchem Dorfe noch später drei= und vierfaches Recht galt; da kam's oft darauf an, ob sich ein Vorfall rechts oder links von der Hausthüre ereignet hatte, indem alsdann bald nach diesem oder jenem Rechte die Sache zu beurtheilen war. Steht man auf dem Perlachthurme zu Augsburg, so überblickt man das weite Lechthal fast in seiner ganzen Ausdehnung, vom Hochvogel in den Algauer Alpen bis zur Mündung des Stromes in die Donau, eine Strecke von fast **40** Stunden. Ober= und unterhalb Augsburgs ist der Boden kiesbedeckt und ohne alle Ackerkrume, daher so arm an Ortschaften, daß erst fünf Stunden oberhalb der Lechbrücke von Augsburg bei dem Dorfe Lechfeld eine nur für Fußgänger zu passirende Brücke die beiden Ufer verbindet. So wasserreich der Fluß auch ist, so wird er gleichwohl zur Schifffahrt wenig benutzt, da sein Bett voll gefährlicher Stellen ist.

Betreten wir dagegen das Lechfeld selbst, so gelangen wir in eine ununterbrochen fruchtbare Ebene, auf welcher das Auge vergeblich nach Baum oder Strauch sich umsieht. Alles ist hier Ackerland und Wiese, aus welchem die weißen Häuser der Dörfer gleich Schneeresten im Frühlinge hervorschimmern. Ist der Himmel klar und heiter, dann überschaut das Auge die ganze Kette der Algauer Alpen mit deutlicher Unterscheidung aller hervorragenden Gipfel. Auf diesem Felde schlug Kaiser Otto **I.** den **10.** August **955** in hoher Sommerhitze die Hunnen auf's Haupt. Noch gar mancher andere Kampf ist hier im dreißigjährigen und dem spanischen Erbfolgekriege ausgefochten worden, und selbst in dem letzten französischen Kriege bedeckten bald Oesterreicher, bald Franzosen die weite Lechebene. Diese fruchtbaren Strecken der Hochebene bewohnt ein starkes, mannhaftes Geschlecht. So unansehnlich und schwerknochig wie die selbst gezogenen Pferde ist auch der Bauer hinter dem Pfluge. Sein Ackerland ist lang und breit und oft von beträchtlichen, wenig benutzten Rasenstrichen durchschnitten. Nicht unansehnliche Strecken liegen ganz wüst und greifen oft tief in die Felder hinein. Selbst mit den Grenzen nimmt man es nicht so haarscharf, wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands; auf ein Stück mehr oder weniger Land kommt's eben nicht an. Betritt man eins der unregelmäßig erbauten Dörfer, so ist meist das Wirthshaus neben der Kirche erbaut und außer dieser das ansehnlichste Gebäude. Die übrigen Häuser sind weitläufig, die Zimmer niedrig, aber lang und tief, die Fenster meist so breit wie hoch, wenn nicht noch breiter. Jedes Haus trägt irgend ein Heiligenbild an der Wand, und betritt man eine dieser nicht eben architektonisch schön erbauten Kirchen, so sind sie mit Vergoldung, Schnitz= und Bildwerk aller Art, aber auch ohne allen künstlerischen Werth, überladen. — Da die bäuerlichen Güter untheilbar sind, so finden sich hier, besonders aber in der Gegend von Dachau und Schwabmünchen, viele reiche, geldstolze Bauern, deren Vorfahren die Kirchenglocke unter der Bedingung anschafften, daß dieselbe an allen hohen Festtagen so lange geläutet würde, bis sie selbst in ihrem Thorwege erschienen, um den Kirchgang anzutreten. Noch heute trägt der Bauer bei festlichen Gelegenheiten silberne Sporen, hohe Wickelstiefeln und kurze, schwarzlederne Hosen mit silbernen Schnallen und der Messertasche am Knie für das lange Griffmesser. Dieses selbst darf nicht fehlen, und hat auch die Regierung das im Griffe feststehende, dolchartige Messer verboten, das Knickmesser mußte sie gestatten. Eine scharlachrothe Weste deckt die Brust, über welcher noch eine schwarze Tuchjacke mit silbernen Knöpfen getragen wird. — An den Knopflöchern der Weste hängen mit Oehren versehene Sechs= und Zwölfkreuzerstücke, auf der Jacke aber vollwichtige österreichische Zwanziger,

und zwar um so näher an einander, je reicher ihr Besitzer ist. So trägt mancher dieser Bauern außer den Thalern in der Tasche noch vier bis zwölf Gulden Putz an sich, und beim Spiel geschieht es nicht selten, daß nach dem Verluste der Thaler und Gulden die Knöpfe von Jacke und Weste abgeschnitten und aufs Kartenblatt gesetzt werden. — Ein runder, breitkrämpiger, spitziger Filzhut mit goldenen Tressen, Schnuren, Troddeln und gemachten Blumen bedeckt den Kopf der Erwachsenen und Kinder, Mützen dagegen sind unbekannt. Mit dem blauen Mantel, dessen überhängender Kragen so lang wie der Rock selbst ist, bekleidet sich der Bauer auch im Sommer, während er im Winter bei Fuhren noch eine Pferdedecke so überhängt, daß er durch ein Loch in der Mitte den Kopf steckt. — Auch die Frauen tragen ihren Reichthum in Gold- und Silbergeschmeide oder Münzen gern zur Schau und kleiden sich meist in grellgefärbte Stoffe von Seide oder Baumwolle. Das silberne oder goldene Riegelhäubchen wird meist nur von katholischen Städterinnen getragen, während die Protestanten sich den wechselnden Moden mehr anschließen. Noch heute bezeichnet daher der Bauer in Altbayern ein aus einem Modestoffe gefertigtes Kleidungsstück, sei es Rock oder Hose, mit lutherisch. Auf den Dörfern findet sich ein Kopfputz bei den Frauen, welcher bald einem kleinen Papierkorbe, bald einem ausgebreiteten Pfauenschweife, bald einem aus Gold- und Silberschuppen zusammengesetzten Helme gleicht. In weiten Bauschen fällt der Reifrock um die Hüften, silberne Ketten mit Schaumünzen zieren den Hals, und zahlreiche baumwollene und seidene Tücher schnüren die Brust zusammen. Alle Moden der Neuzeit sind an diesem naturwüchsigen Geschlechte spurlos vorübergegangen; zur Verschönerung und Bequemlichkeit der Kleidung geschah nichts, während Massen von Gold und Silber nutzlos zur Schau getragen wurden. —

Wandert man auf dem rechten Lechufer bis zur Donau hinab, dann erblickt man überall bunt bemalte Todtenbreter an den Straßen, und in den Dörfern den altbayerischen Kirmesbaum, welcher statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten Figuren bedeckt ist, während auf dem linken Lechufer nichts derartiges sich findet. Ist nämlich Jemand gestorben, so wird auf ein mit den Sinnbildern des Todes bunt bemaltes Bret von Mannshöhe die Leiche eine Zeit lang gelegt, worauf es an Feldwegen bei Crucifixen und Heiligenhäuschen, oder an einem Acker des Verstorbenen, und zwar besonders an seinem Lieblingsplatze, wo er auszuruhen pflegte, aufgestellt wird. Eine auf diesem Brete befindliche Inschrift hebt gewöhnlich also an: „Auf diesem Brete ist todt gelegen der ehrengeachtete N. N.“ u. s. w. — Oft findet man ganze Gruppen solcher Breter als Monumente der Familienglieder an dem Grundstücke derselben vereinigt, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume eines Waldes oder einer Feldflur dahingeht, so wird er zu seiner Erbauung von den darauf gemalten Todtenköpfen nicht eben in die behaglichste Stimmung versetzt. Wie dies Bilder der Todten, so ist der Kirmesbaum ein Monument der Lebenden. An einem Stamme sind Breterchen sprossenartig über einander angebracht, und an diesen sowohl die Kirche des Ortes, als auch die vornehmsten Gebäude in Schnitzwerk nachgebildet. Neben ihnen hängen auch die Figuren der Bewohner, wie sie in ihren verschiedenen Handierungen begriffen sind. Dieser sonderbare Gebrauch hebt in den Alpen an und verschwindet erst an der Donau.

Der Bauer des Lechfeldes ist streng katholisch. Auf allen Wegen, auf jedem Hügel, an jeder Stubenwand ist das Bild des Gekreuzigten oder der Mutter Gottes aufgehängt. Erfährt er, daß der Bürger, welcher Holz von

ihm kauft, Protestant ist, so wird er ihn zu übertheuern suchen; im Uebrigen ist ihm das Wesen der Städte gleichgiltig. Tritt man in eine der überfüllten Schenkstuben zur Zeit, wenn die Abendglocke das Ave Maria läutet, so legt sich sofort das Getümmel, das Bierglas wird vom Munde weggenommen und Wirthin oder Kellnerin sprechen den Abendsegen. Ist der letzte Glockenton verklungen, dann greift Alles wieder zum Bierglas und zecht unter Toben und Lärmen wie vorher. — Die groben Verbrechen gegen Person und Eigenthum, Mord, Todtschlag, Raub und Diebstahl sind hier so häufig, wie kaum in einer anderen Gegend Deutschlands, und von den **270** Mordthaten, welche vom **15.** Juni bis zum **19.** October **1852** in Deutschland verübt wurden, kamen allein **161** auf Bayern, so daß hier an jedem Tage durchschnittlich ein Mensch ermordet wurde. Während in der protestantischen Pfalz auf **572** Einwohner ein Vergehen kommt, kommen auf **338** Einwohner im katholischen Bayern zwölf Criminalfälle. Der Schulunterricht ist freilich sehr vernachlässigt, in der Kirche sind Messe und Altardienst die Haupt=, die Predigt dagegen Nebensache. Der Bauer der Hochebene ist verschlossen und finster, nie singt und pfeift er bei der Arbeit, und dabei ist er in Folge seines vielen Biertrinkens so träge geworden, daß ihrer acht wohl kaum so viel an einem Tage leisten, als zwei norddeutsche Bauern. Während letztere meist nur des Abends zur Schenke gehen, so erscheint der Bayer schon des Morgens, außerdem aber jeden Tag Nachmittags und Abends. Eine Kirmeß gilt hier erst für recht lustig, wenn es verschiedene Prügeleien gegeben hat und Einer dabei todtgeschlagen worden ist. Im höchsten Jubel ruft der Oberbayer aus: „Heute ist's sakrisch lustig, heute muß noch Einer hin werden." — Und Niemand entsetzt sich bei solchen Worten.

Zum Theil nach den „Grenzboten" und Riehl.

69. Nürnberg, eine alte deutsche Stadt*).

Es war hoch im Sommer, als die Eisenbahn von der nordwestlichen Grenze Bayerns uns nach Nürnberg führte. So flüchtig auch immerhin die Eindrücke sein mögen, welche eine derartige Fahrt von Gegenden zurückläßt, die man mit der Eile eines solchen Schnellzuges durchbraust, so sind dennoch die schönen Landschaftsbilder des Mainthales und Frankens unvergeßlich. Waldige Bergzüge öffneten sich, bald, um weite Fernsichten darzubieten, bald, um den Weg zu malerischen Schluchten zu verengen, welche sich zu beiden Seiten der Bahn hinzogen. Wir kamen vor Culmbach, am Fuße eines kegelartigen Hügels gelegen, dessen Spitze mit einem alten Schlosse gekrönt ist, vorbei. Bei Lichtenfels mündete das Mainthal in die fränkische Ebene. Kloster Vierzehn=

---

*) Die fränkische Mundart lautet nach Grübel um Nürnberg also:

Der Schlossergesell.

A Schlosser haut an G'sell'n g'hat, der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittog g'ess'n haut, dau ober haut er g'eilt.
Der eiherst in der Schüssel drin, der letzt ah wieder draus,
Es iss hah Mensch su fleissi g'west ban Tisch in ganz'n Haus.

Oeiz haut a maul der Master g'sagt: „G'sell, dös versteih ih nith,
Es ist doch su mei Lebta g'west, und weil ih denk, die Ried:
Su wöi mer ärbet, isst mer oh: ba dir geihts nit a su,
Su longsam haut noh kanner g'feilt, und isst su g'schwind woi du."

„Ja," sagt der G'sell: „dös wass i scho, haut all's sein gut'n Grund:
Des ess'n wörd halt goar nith lang, die Aerbet verzih Stund.
Wenn aner möisst den ganz'n Tog in an Stück ess'n fort,
Thäts af die letzt su longsam geih als wöi ban feil'n dort."

alter Sitte fort, heimisch nur innerhalb ihres Hauses und allenfalls in einem schönen Obstgarten vor dem Thore. Aber freilich ist auch hier schon allenthalben nicht mehr das Alte; der alte städtische Reichthum ist größtentheils dahin, und still und bescheiden wandeln die vormaligen Patricier unter ihren Mitbürgern, sie, deren Ahnen einst mit der Miene der Herrscher als Haupt des Freistaates zu Rathe saßen.

Wir verlassen das alterthümliche Haus, dergleichen es so viele giebt, und gelangen durch das Labyrinth sich kreuzender und windender Straßen bis zum Markte. Hier halten uns die Stände der Gärtner und Landleute auf. Letztere sind ein kerniger Menschenschlag, dessen malerische Tracht von der reinlichen und netten der Nürnberger Bürgertöchter und Dienstmädchen angenehm absticht. Dort auf dem Trödel- und Fischmarkte ist es, wo der derbe, durch ganz Deutschland bekannte Nürnberger Volkswitz noch in alter Weise laut wird, denn „Nürnberger Witz und Tand sind durch die ganze Welt bekannt.“

Dem bunten Menschengewimmel entronnen, ruht der Blick mit Bewunderung auf dem herrlichsten Denkmale aus Nürnbergs großer Vergangenheit, auf dem schönen Brunnen an dem einen Ende des Marktplatzes. Er ist ein fast unbegreifliches Werk der Steinmetzkunst und besteht in einer frei und leicht emporsteigenden Pyramide von einigen sechzig Fuß Höhe von der wundervollsten Arbeit. Zahlreich sind die in den Verzweigungen angebrachten Statuen von Königen, Helden und Gottesstreitern. Er ist ein Werk Schonhofer's und stammt aus dem 15. Jahrhundert.

Von hier aus wandern wir nach dem in dem Anfange des 17. Jahrhunderts erbauten Rathhause, in dessen stehengebliebenem, ursprünglichem Theile noch Gemälde von Dürer's unsterblichem Pinsel zu schauen sind. — Auf unserem Weitergange besuchen wir die herrlichen Kirchen zu St. Lorenz, St. Sebaldus und Unserer Lieben Frauen, wo uns die Werke Peter Vischer's, des größten deutschen Erzgießers früherer Zeit, und Adam Kraft's bezaubern, jenes Bildhauers, von dem man scherzhaft sagte, daß er die Kunst verstanden habe, Steine weich zu machen und in Formen zu drücken. — Von da gehen wir zum Hause Dürer's, zu seinem neuerrichteten Denkmale und zu dem Grabe dieses großen Meisters auf dem Johanneskirchhofe, wo die Freundschaft gerechtes Lob in Erz grub. Noch mancher andere altehrwürdige deutsche Mann liegt hier unter riesigen Denksteinen begraben, wobei wir nur des Hans Sachs gedenken wollen.

Und nun bergan zur Burg. Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel eines Sandsteinfelsens und überragt mit ihren Thürmen die übrigen Gebäude der Stadt. Verwundert schauen die steinernen Gebäude, die Zeichen einer großen Vergangenheit, auf das sie umschwirrende Geschlecht. — Siegreich trotzte Burg und Mauer allen Stürmen des Krieges, denn nie fiel Nürnbergs Schloß dem Feinde in die Hände. Hier hausten oft die Kaiser des deutschen Reiches, und gar manches deutet auf die Herrlichkeit aus alter Zeit. Hier hausten als Burggrafen vom Jahre 1210 an die Edeln aus dem Hause Hohenzollern als kaiserliche Obervögte, bis sie endlich unter Kaiser Karl IV. zum Range deutscher Reichsfürsten erhoben und im schnellen Emporklimmen 1417 mit der Kurmark Brandenburg beliehen wurden. Der größte Theil des deutschen Nordens wird jetzt von ihren Nachkommen, den Königen von Preußen, beherrscht; der schwarze Adler, der damals dem Felsenneste entflog, ist jetzt ausgewachsen und breitet seine dunkelfarbigen Schwingen über die Hälfte des Vaterlandes aus. Noch immer beschattet eine alte Linde den Schloßhof, welche schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war; Gustav Adolf ruhte

damals unter ihrem Schatten, wo drei Jahrhunderte früher schon ein Karl IV. und Friedrich III. verweilt haben mochten. Jetzt dient diese alte Veste zur Aufbewahrung eines Gemäldeschatzes, der zwar nicht so beträchtlich, als die Galerien von Wien, Berlin, Dresden und München ist, aber dennoch an Kunstwerken von den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts, einem Dürer, Wohlgemuth, dem Lehrer desselben, Martin Schön, Hans Schäuffelin, Hans Culmbach, Penz, Lucas Kranach und anderen großen Meistern außerordentlich reich ist.

Nach Meyer.

70. Umschau vom hohen Staufen*).

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleichweit vom Rheine, Lech und vom Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzöge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niederen Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hauste, die niederen Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die rauhe schwäbische Alp mit ihren begrünten oder zackigen Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie die Wolken am Horizonte, die Schneegebirge Tyrols und Helvetiens hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche würtembergische Unterland, das Schwarzwaldgebirge und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckar bis zum Ausflusse des Lech, begrenzen die schwarzen fränkischen Waldungen den Horizont und verhindern die weitere Aussicht. Dies sind die äußersten Linien des Kreises; welch eine bunte Landschaft, welch schönes Gemälde! Wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! Welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen einen ungemein heitern Anblick gewähren! — Ganz nahe, dem Anscheine nach nur einen Steinwurf weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des

---

*) Proben der schwäbischen Mundart in Würtemberg:

Oberschwäbisch an der Donau nach Waitzmann:

Was stoht döt doba uffem Bergk
Un sihht so feischter (finster) drei?
Es ischt der Winter, schtill und schtumm,
Er goischtat (geistert, spukt) uffem Bussa (Berg Bussen) rum
Und lueght ins Dörffle rei.

Niederschwäbisch: (Aus der Schulmeisterwahl zu Blindheim, von Wagner.)

Dees ischt a Mensch dees, a kuonützigs! Wart, i will dirs anderscht sagga! Dui dumm Gans merkt net, was ich mit ihr voar hau. 's sott ihra so selber einfalla. Es ischt jo im gaze Flecka kuo Mädle, dees zura Schualmaschtere taugt, as dui. 's ischt a saubers Mensch und derno — Jo, dees thuo; net anderscht. 's ischt so nunz mai, seit dear nai Schultes (Schultheiss) do ischt, dees ischt eaba a Herra-Schultes. Dear losst mi und mein Mann nunz mai gelta. Der alt ischt vil bräfer gwea.

ächzendes Fahrzeug aus dem Felsen- und Wogengedränge wieder hervor und setzt seine Wasserwanderung zu Thal fort, nicht unähnlich an Kühnheit und Gewandtheit dem Gemsjäger, der über Schneefelder die Hochalp herabgleitet.

Um die schwere Eiche flößbar zu machen, legt ihr der Flösser die Tanne an die Seite. Eichen und Föhren werden durch Zängelstangen, durch Nägel, Klammern und gedrehte Weidenzweige mit einander verbunden. Auch bedient man sich hier und da auf dem Main und besonders auf der Mosel und deren Nebenflüssen in Ermangelung der Kiefern luftgefüllter Tonnen, und selbst in einigen Gewässern langer, schmaler und hoher Breterkästen, welche der Eiche einen ähnlichen Dienst leisten müssen, wie die Schwimmblase dem Fische oder der Luftschlauch dem Badenden, der die Kunst des Schwimmens nicht erlernte. —

Ein mittelmäßiges Holländerfloß hat heutzutage **10—12** Mast oder **720** bis **864** Fuß Länge, **60—70** Fuß Breite und besteht aus **12—1500** Stämmen und halb so viel eingespanntem und Stückholz. Ein mäßiges Floß dieser Gattung wiegt seine **10—12,000** Centner und mißt etwa **125,000** Kubikfuß. Es mag einen Werth von etwa **100,000** Gulden haben. Man fertigt es nur aus einer Lage, während die alten Flösse doppelte Stammlagen und einen Tiefgang von **6—8** Fuß hatten. Hinter dem vorderen und vor dem hinteren Stelzenblock sind die sogenannten Tretbrücken errichtet, Breterbühnen, auf denen die Männer an den Streichen arbeiten. Ein Floß der erwähnten Art hat an den hinteren und vorderen Stelzenblöcken zusammen 32 lange Ruder und an jedwedem Ruder ein Dutzend Fäuste. Das ist, ohne die Jahres- und Ankerknechte, eine Schaar von ungefähr 200 hungrigen Leibern, für welche im großen Kessel am Küchenquerbalken Reis, Erbsen, Linsen oder Bohnen brodeln. Diese Männer sind das „Publikum,“ die „Kosacken“ und wie der Flösserwitz sie sonst noch heißen mag, diese Proletarierbande, die an den Ufern des Rheinstromes lauert, bis ein Floß gebaut wird und geschwommen kommt, um sich darauf zu stürzen, ihre Dienste anzubieten und für ein paar Wochen Lohn und gute Nahrung zu finden. Es ist keine Kleinigkeit, sie satt zu machen, und noch schwerer, sie zu regieren, denn die Rheinluft zehrt und macht leichtes Blut. Und doch sättigt sie der Koch dreimal des Tages und der Floßmeister hält sie in Zucht und Ordnung. Denn wer nicht gehorchen will, wird an's Ufer gesetzt und ist seines Lohnes quitt. Es sind freie Menschen, diese Ruderknechte, herrenlos und selbstständig, im kräftigsten Jünglings- und Mannesalter, ohne andere große Schwäche als den Hunger. Der Hunger treibt sie aufs Floß, der Hunger gen Holland, von wo sie sehen mögen, wie sie wieder heimkommen zum häuslichen Herd, wenn sie ihn ja kennen sollten, zu Weib und Kind, die sie sicher heimgelassen. Sie wohnen, essen, arbeiten und schlafen abgesondert von der übrigen Floßmannschaft, die sich für etwas Besseres hält, und in der Regel wohl mit Recht, als das Publikum, die Masse, von der Niemand weiß, woher sie kommt, wohin sie auseinanderstiebt. Niemand fragt nach Alter, Namen und Herkunft. Männer sind es, „Männer“ werden sie geheißen. Wie die Stämme im Wasser aus verschiedener Herren Lande, aus Thälern und von Höhen zusammengezängelt thalwärts treiben, so stehen die „Männer“ an den Streichen und kennt einer kaum den andern, ist keinem vor die Stirn geschrieben, welchem Boden er entsprossen, welchem Geschlecht er angehörig, wer seine Ahnen und weß Geistes Kind er ist. Das Floß ist eine Art Asyl für Heimath- und Besitzlose, nicht selten auch ein Versteck für einen schuldbewußten Frevler. Darum steigt manchmal der Vollstrecker des

Gesetzes zur Aufrechthaltung von Recht und Sicherheit auf das Floß und forscht unter den Ruderknechten an der „Hundsmau.“

Milliarden Kubikmeter deutscher Eichen wurden und werden von der Fluth des deutschen Meeres in Dordrecht „in die Schlieck“ (an's Land) getragen, wo mit der Ebbe der trockene Rechenmeister „Mynheer“ den Damm herabsteigt, Menge und Güte der Hölzer zu prüfen, welche die Deutschen ihm zuflößen, damit er seine Schiffe bauen und bessern kann, mit denen er die Erzeugnisse seiner Colonieen: Zucker und Kaffee, Indigo und Baumwolle, Thee und Rum, Reis und Tabak, Gewürze und Häute, von fernen Gestaden holt, um sie zum großen Theil mit gutem Profit den Deutschen für das Mark ihrer Wälder wieder in Zahlung zu geben.

Nach Schirges.

72. Die Leipziger Messe.

Das Königreich Sachsen besitzt an Leipzig einen Handelsplatz, der nicht allein ein vaterländischer, nein, ein deutscher, ein europäischer genannt zu werden verdient. Da ist Gewölbe an Gewölbe, Niederlage an Niederlage. — Welch' ungeheurer Verkehr, welche Handelsthätigkeit muß hier stattfinden! Das sollte Otto der Reiche, der Stifter der Leipziger Oster- und Michaelismesse vor fast 700 Jahren, sehen! Wie klein und gering war damals die Stadt, und jetzt wie groß und prächtig!

Kaum ist Ostern vorüber, welch' reges Leben beginnt auf den Straßen, welches Drängen, welches Treiben, welche Geschäftigkeit! Man muß sie sehen die fast endlosen Wagenzüge, welche auf seinen 4 Eisenbahnen fast stündlich heranrollen, muß Zeuge der Regsamkeit auf seinen Bahnhöfen beim Ab- und Aufladen jener Kisten und Kästen, Ballen, Lasten und Fässer sein. Welche Wagenmassen rollen zu seinen Thoren herein, vom einspännigen Lederkarren des Rheinländers bis zum stattlichen Sechsgespann des niederdeutschen, badner und würtemberger Fuhrmanns. Vor allen Gewölben, allen Niederlagen stehen große Kisten und Ballen, und was der Gewerbfleiß vieler Städte, großer Fabrikbezirke, ganzer Länder in gedachter Zeit geschaffen, hier findet es im Zusammenflusse seinen Handelsplatz. Die Fabrikanten und Gewerbsmänner Sachsens, Schlesiens, Brandenburgs, der Rheinlande, Bayerns, Würtembergs und Badens und der sächsischen Herzogthümer stellen sich ein. Selbst die Schweiz hat zahlreiche Vertreter, Frankreich mit seinen Modeartikeln, seinen Seidenwaaren, seinen Kurzwaaren, England mit seinen gewaltigen Niederlagen wollener, baumwollener und Stahlwaaren. Firma, drüber und drunter, Namen und Städte, wie sie nur auf der Landkarte zu finden sind. Welches Drängen und Treiben in den ersten Wochen einer Messe unter den Ein- und Verkäufern! Allein oder mit einem Dolmetscher wandern sie von Niederlage zu Niederlage; freundlich heißt man sie willkommen, hier in englischer, dort in französischer, da deutscher, neugriechischer oder italienischer Sprache. Dieser Jude mit dem langen seidenen Kaftan und der braunen Pelzmütze ist aus Polen; für mehr als 100,000 Thaler Waaren hat er schon gekauft, und noch immer kann er nicht abreisen, noch immer wartet er auf neu ankommende Waaren. Vergnügt reibt der Fabrikant die Hände, seine Niederlage ist fast geleert und reiche Bestellungen sind für die nächste Messe bei ihm gemacht. Viele derartige Aufräumungen und Bestellungen, wie sie nicht zu den Seltenheiten gehören, welches Leben bringen sie in arme Fabrikgegenden, welcher Jubel, daß die Leipziger Messe „gut“ ausgefallen. Daher das beständige Nachfragen nach dem Gange der Geschäfte während der Messe. Ein Blick in jene großen Banquier-

häuser, und wir staunen über die ungeheuren Geldmassen, welche hier täglich durch die Hände des Cassirers gehen. Welche kostbaren Schätze in jenen großen Seidenwaarenlagern, welche Massen von Tuch, von Leinwand, von Rauchwaaren, von Leder, von wollenen und baumwollenen Stoffen in den Niederlagen und Gewölben zu ebener Erde, im ersten und zweiten Stocke! — Und nun der Kleinhandel! Sechshundert Buden bedecken den schönen großen Markt in langen Reihen. Glas- und Steingut, Stroh- und Korbwaaren, Dosen und Blechwaaren, Farbekästen, Bleistifte, Federn, musikalische Instrumente, erzgebirgische Spitzen und Nähwaaren, Nürnberger Spielwaaren, Bürsten, Handschuhe, Zöblitzer Serpentinsteindrechseleien und tausend andere Artikel liegen und hängen hier schön geordnet zum Verkaufe. Zahlreiche Menschenmassen wogen vom Markte nach dem Augustusplatze, zwischen der Post und dem ehemaligen Grimmaischen Thore. Eine ganze Breterstadt hat sich hier in wenigen Tagen auf beiden Seiten der Straße erhoben. Hier ist der Hauptsitz des Kleinhandels! Längs des Augustusplatzes oder Universitätsgebäudes die Buden der Juden, dahinter Glas- und Steingutbuden und die Kurzwaarengeschäfte. Ihre verführerischen Schilder mit „Stück für Stück 2 Groschen!" entlocken Vielen das Geld. — Und noch weiter hinaus, zu beiden Seiten der Johanniskirche, in unmittelbarer Nähe des schönen Friedhofes, ein Haupthandelszweig — „die Schuhwaaren." Lange Budenreihen und nichts als Schuhe und Stiefel, alle blank und schön, dauerhaft und weich, groß und klein.

Doch wir verlassen diesen Platz und gehen nach dem Roßplatze „unter die Buden." Es ist Meßsonntag. Welch' brausender Lärm umtobt uns! In langen Budenreihen sind hier die Sehenswürdig- und -unwürdigkeiten der Messe aufgestellt. Menagerien mit wilden Bestien lassen uns die Töne der Wüste und Urwälder hören; Dioramen, Panoramen und Cosmoramen versetzen uns, wie mit einem Zauberschlage, in die Hauptstädte der Erde, in die schönsten Gebirgsgegenden, an die Wasserfälle und vor Prachtgebäude, ohne daß wir Leipzigs Thore verlassen haben; Wachsfiguren, beweglich und unbeweglich, führen uns Darstellungen aus der heiligen und der Weltgeschichte vor; — daneben Buden, in denen Taschenspieler ihre Kunststücke, Athleten Beweise ihrer Stärke und der sonderbarsten Körperstellungen und Verrenkungen für Geld geben. Und unter diesen noch Caroussels, Schenk- und andere Buden; überall wird von böhmischen und anderen Harfenmädchen gespielt, gesungen, von Musikbanden musicirt, von Ausrufern an allen Schaubuden mit Löwenstimme oder durch Sprachrohre eingeladen, in den Thierbuden geläutet, und dazwischen von Löwen, Hyänen, Tigern, Bären gebrüllt, von der wogenden Menge gelärmt, gelacht, geschrieen, gezankt.

Drei Wochen dauert die Messe, ungerechnet die vielen Geschäfte, die schon vorher im Großhandel abgemacht werden. Erst mit der Böttcherwoche beginnt die eigentliche Messe. Hierauf folgt, durch Läuten der Rathhausglocke angezeigt, die Meßwoche, die, auf gleiche Weise geschlossen, der Zahlwoche weicht. In ihr beginnt zu Ostern die Buchhändlermesse, die erst beendigt wird, nachdem alle übrigen Geschäfte ihr Ende erreicht haben. Während derselben stellen sich aus allen Gegenden Deutschlands die Buchhändler und ihre Vertreter ein, um in der schönen Börse auf der Ritterstraße ihre gegenseitigen Abrechnungen vorzunehmen und Zahlung zu leisten. Leipzig hat allein über 160 Verlags-, Commissions- und Sortimentsbuchhandlungen, außerdem noch viele große Buchdruckereien und andere zur Herstellung und Ausschmückung der Bücher erforderliche Anstalten. — Oster- und Michaelismesse sind Hauptmessen; unbedeutend dagegen ist die von Friedrich dem Sanftmüthigen gestiftete Neujahrsmesse.

73. Das sächsische Erzgebirge und seine Bewohner*).

Das Erzgebirge ist die größte und volkreichste Provinz des Königreichs Sachsen. Hier erheben sich die meisten und höchsten Berge, hier sind die größten Waldungen, hier ist der Born der meisten größeren Flüsse, hier ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues, der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Theil auch der Baum- und Schafwollenweberei und der Holzwaarenarbeiten; hier ist der größte Reichthum in und oft die größte Armuth über der Erde. Die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Töchter am Klöppelsacke sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom Meißner und Leipziger Kreise steigt das Land allmählich an, erhebt sich wellenförmig in stetem Wechsel von Berg und Thal bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze, und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hammer- und Schmelzhütten flieht, wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht, und wo gewiß Unzählige sterben, die nie eine Pfirsiche oder Weintraube gesehen haben. Die schönsten Gegenden sind in den unteren Mulden-, Pleiße-, Zschopau- und Flöhe-Thälern, sowie bei Annaberg, Schneeberg, Chemnitz und Olbernhau; die unwirthbarsten im sogenannten sächsischen Sibirien, wie man den Landstrich bei Wiesenthal, Karlsfeld, Jöhstadt und Johanngeorgenstadt wegen der außerordentlichen Rauhheit seines Klima's und wegen des unfruchtbaren Bodens sehr richtig zu nennen pflegt; die wildesten endlich beim Greifensteine und im unteren Steinbachthale bei Schwarzenberg.

---

*) Mundarten im Königreiche Sachsen.

Gegend von Freiberg:

M'r sinn gans neue Musekanten aus Lief- un Lappenlanden,
M'r sinn nich de oft genannten, ne; m'r sinn norr Ferteosen,
Die su manchen gnädgen Härrn Kaiser un Künige hun angeblosen
Un se hörtens alle gärn.

Oberes Erzgebirge: (Gespräch zweier Bergleute.)

Zwa Barkleut pagönga annanner. Erster: Galück auf, Hänner! (Heinrich) Zweiter: Galück auf, Kahr! (Karl) Wulenden warste däh? Epper im Wald? Erster: Na. Ich ha schune ganzen Morgn hette Kupwithing, do bin ich a wink hutzen (plaudern) gange za men Pod (Pathen) Dafet (David). Zweiter: Do warste! Ja suh! Sei netta Madla za Rocken bei denn Pod? Ahs gieng racht za. Erster: Eiuh! Ass Müllerhannel un ass Schmidtrickel (Schmidt's Riekchen) un ass Beierkordel war do, se thaten singa. Zweiter: Hos schu gahärt, 's sei rachta Kröten.

Im Voigtlande:

Den Bouerstand well ich mir loum (loben), der is sou g'waltich schia; unn hett ich schou a Maanel Boum (Mandel Buben) unn in der Stoub ka fesel (kein bischen) Roum, sou theit ich si erzia ze Bouern.

In der Lausitz:

Wenn m'r warn ei'n Hemmel kummen, hät de Plach an End genummen,
Do is keen Akzis und keene Staier, alles wulfeel, nischte thaier,
In däm Hemmel es ä Läwe, Strizel kriggt mer ock und Bäwe (Buttergebäck),
Hunnichbemmen, doss se kläcken, doss m'r muss de Fenger läcken.

Zwischen Leipzig und Weißenfels:

Hürt zu, säht, 's gung a mal a Siämann aus, zu siän. Und da hä siäte, da feel eeniges ann Wäg; da kamen de Vegel unagerm Himmel un frassens uff. Eeniges feel in de Steene, wo's nich veel I-erde hätte, un's gung bale uff, weil's nich gnung I-erde hatte.

Ungeheure Waldungen, neben welchen es auch nicht an Torf- und Steinkohlenlagern fehlt, decken besonders die höheren Gegenden. Des Bodens wellenförmige Gestalt und meist zu steinreicher Gehalt erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten die größten Anstrengungen des Landmannes. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letztere, welche man vor etwa 100 Jahren statt Butter zu Brote aß, vertreten jetzt nicht selten des letzteren Stelle und sind die wahre Brotfrucht des Erzgebirges, welche oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl des Armen Morgen-, Mittag- und Abendbrot giebt. Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den angrenzenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tyroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum erklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Centnergeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige, oft gar keine Ernte zu Theil.

Den Erzgebirger charakterisiren Zufriedenheit mit Wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einheimischen fremder oder selbst geschmiedeter Wörter und noch so manche andere Eigenheiten. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur gleichsam spornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe und Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind die Ebenen, und das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem 5ten bis 6ten Jahre schon hilft das Kind verdienen, in der Klöppelstube wie am Spinnrocken und in der Hütte. — Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tyroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden und die doch ewig lebende Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimath. Den Strichvögeln gleich ziehen aus manchen Gegenden im Frühjahre Hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaaren, blauer Farbe u. s. w. in alle Länder deutscher Zunge. Zum Winter aber kehrt fast Alles heim, um, umnebelt von Hütten- und Hohöfendampf, nicht selten in verschneiter ärmlicher Wohnung, den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn Wochen lang schneit es in Einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dache steigen muß, um einen Gang zur Hausthüre oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben, die meist düsteren Kellern gleichen, zu schaffen. 3 bis 7 Ellen hoher Schnee ist in strengen Wintern nicht selten; und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft 20 bis 30 Ellen tiefe Windwehen. Selten vergeht ein Winter, wo nicht Menschen im tiefen Schnee ihr Grab finden. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen, die Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit fördert, und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Selbst Kinder gleiten im Ruschelschlitten die steilsten Höhen hinab. — Ueberhaupt ist die Jugend hier weit abgehärteter,

als im Niederlande, und oft, wenn man da schon nach Pelz und Mantel greift, springen hier noch die Kinder unter freiem Himmel barfuß und in bloßen Hemden umher, die noch dazu meist nur Hemden gewesen zu sein scheinen.

Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wohl nirgends, als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten 3 bis 4 Familien, jede mit einem Heerdchen Kinder, oft also 20 bis 24 Personen, in einer Stube hausen, die kaum 9 Ellen lang und 8 Ellen tief ist. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster erhalten, so preiset sie sich glücklich. — Außerdem lebt und webt Alles bunt durcheinander. Und was für Hütten sind meist diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird so ein Grundstück für achtzig bis hundert Thaler verkauft. An Betten ist bei Armen gewöhnlich nicht zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diele oder Ofenbank.

Recht schlimm sah es früher und zum Theil steht es noch jetzt in manchen Gegenden mit dem Schulunterrichte aus, denn die Kinder armer Fabrikarbeiter haben, weil sie am Tage in den Fabriken arbeiten müssen, nur Sonntags- oder Feierabendschulen. — Erstere werden Sonntags Nachmittags, letztere Mittags, wenn die übrigen Arbeiter nach Hause gehen, oder am späten Abende gehalten, wo die armen Kinder natürlich nur hungrige und müde Schüler sein können.

Engelhardt.

74. Thüringen und seine Bewohner*).

Im Innern Deutschlands, von den Alpen wie von der Nordsee gleich weit entfernt, erhebt sich in nordwestlicher Richtung der Thüringer Wald, die Grenzscheide zwischen nord- und süddeutschen Völkerstämmen. Die Wogen des süddeutschen wie des norddeutschen Lebens prallten an das Thüringer Gebirge

*) Thüringische Mundarten.

Eichsfelder Gegend:	Gegend von Meiningen:
As kommt a Rie (Regen),	Es kömmt ä Rä,
Dar möcht uns Bie (Beine),	Der macht ons Bä,
As kömmt a Goos (Guss),	Es kömmt ä Guhs,
Dar möcht uns noos (nass),	Der macht ons nahs,
As kömmt a Muckn (Mücke),	Es kömmt ä Möcke,
Die möcht uns truckn (trocken).	Die mackt ons tracke.

Eine thüringer Sage bei Blankenburg und im Schwarzburgischen, nach Bechstein.

Emal hat a Schafer, dar huss Hans-Jörge, offen alen Schlosse gehutt, unn wie e salt stieht, da sieht e a wonnerschienes Blimechen offen Rasen; die warr janz blowe unn hatt in der Mötte an jalen (gelben) Starn. Da denkt e, die willste metnahme unn willst se din Schatze metbränge. A steckt se off sin Hut; a hat se abber kaum droffe, da kömmt anne schlussschleierwisse Fra unn wenkten. A jieht met, unn da kommen se an enne Thär, da hulle (hielt er) sei Blimechen dra, unn da sprank se auf. Etzt kammen se in an Saal, da lug's Jeld röm, wie Hewe (Heu), unn da dorft a sech metjenahme, wie väl a wolle. Unn wie a wödder naus wolle, da rufft en de Fra zu: „Hanns-Jörge, vargäss dei Bestes nöch!" Abber a besann sech jar nech, so anne Fröde hatte übber sei Jeld; unn wie a ann de Thär kamb, da rufft de Fra noch emal asu. Abber a wolle mache, dass er naus kähmb, unn wie a öbber de Schwelle well, do schluck de eiserne Thär zesamm unn schlucken alle beede Farschen ewack. Da merkt e erst, dass a sei Blimechen verjassen hatte, as hulf en abber nischt, a blöb uff der Stelle tued.

an, schlugen aber nur selten darüber, darum hat auch schon in tiefer Frühzeit sein Gebirgsgrat den Namen Rennstieg, d. i. Rain- oder Grenzweg, erhalten. Ein langgestreckter Gebirgszug dehnt sich 36 Stunden weit und ist nach Richtung, Meereshöhe, Stellung und Bestimmung gleichsam die Seele des Ganzen, und nur da, wo seine Höhen in Hochebenen übergehen, verliert sich der Name des thüringer Waldgebirges. Auf diesem Boden, bald auf Bergen, bald in Thälern, lebt ein frischer, fröhlicher, liederreicher Menschenstamm, der Thüringer. Denn so nennt er sich am liebsten, unbekümmert um die Zahl der Fürsten, welche in wunderlichster Weise sich in sein Land getheilt haben. Keinem siehst du es an, ob er ein preußischer, großherzoglich oder herzoglich sächsischer Thüringer ist. Er ist Thüringer und das genügt ihm, das ist sein Stolz und seine Freude.

Mannichfach sind die Beschäftigungs- und Erwerbszweige des Thüringers, mannichfach waren sie schon in alter Zeit. Dort, wo der Schiefer in gewaltigen Massen dem Gebirge entnommen wird, bei Lehesten, Gräfenthal, Saalfeld und Sonneberg, nähren sich Tausende von Menschen von seiner Verarbeitung zu Schreib- und Dachschiefer. Da aber, wo die dunkle Grauwacke des Gebirges von beträchtlichen Waldungen bedeckt wird, hat der Holzschnitzer und Drechsler seine Heimath, von welcher aus er seine Waaren bis in die fernsten Länder der Erde, besonders durch Vermittelung Nürnbergs, sendet. Dem Zuge des Rennstieges folgen die Glas- und Porzellanfabriken; während im nordöstlichen Theile des Landes der Ackerbau am verbreitetsten und lohnendsten ist. Hier wohnt in den zahlreichen Dörfern der Bauer, der Hintersiedler und Hintersasse, von denen der erstere den größten, der letztere dagegen fast gar keinen Grundbesitz sein Eigenthum nennen kann, während dem Hintersiedler wenigstens einiges Land an Acker und Wiese gehört. Da, wo die Kargheit des Bodens, sowie die an den Abhängen der Berge gelegenen Felder den Ackerbau theils weniger ergiebig, theils beschwerlich machen, ist Alles gleichsam zum Kleinen verurtheilt. Da siehst du nur kleine Güter, kleine Früchte, kleine Garben, kleines Vieh, kleine Wirthschaftswagen, sowie überhaupt kleine Ackergeräthschaften in Anwendung gebracht. Ueberall ist das Rindvieh, und zwar in manchen Gegenden der Ochse, in anderen wieder die Kuh, des Landmanns Zugthier. Pferde giebt es nur wenig; sie würden sich bei den steilen Bergwänden als unbrauchbar erweisen. In früherer Zeit und noch vor 30 Jahren war die Medikamentenfabrikation für viele Bewohner des thüringer Waldes eine reiche Erwerbsquelle. Ganz Deutschland ward von den sogenannten Balsamträgern nach allen Richtungen durchreist, und diese, meist stämmige Männer, ein einfaches Holzreff auf dem Rücken, in welchem sich vier bis fünf große Schachteln mit Hunderten von Gläsern, Büchschen, Pulvern und Packeten befanden, kehrten meist mit hübschen Sümmchen zu den Ihrigen in die Berge zurück. Was sie boten, war gegen alle Uebel gut und bestand in Balsamen, in Schnupftabak (der sogar den verlornen Verstand wiederbringen sollte), in geweihtem Hirn- und Hauptpulver, in Pflastern und Pillen. Noch heute verlassen ähnliche Leute alljährlich ihre Heimath, wenden sich aber, von der Gesundheitspolizei der deutschen Staaten scharf beobachtet, weit hinweg in die Ebenen von Polen und Siebenbürgen, sowie in die Schweiz. Wieder andere beschäftigen sich mit der Einsammlung und Vertreibung der Preißelsbeere, welche den thüringer Wald zu ihrem Lieblingsboden ausgewählt zu haben scheint. Noch andere Bewohner des thüringer Waldes durchzogen, besonders in früherer Zeit vor Erbauung der Eisenbahnen, das deutsche Vaterland als Fuhrleute, meist stämmige Gestalten von trotzigem, knorrigem Charakter.

Jetzt, wo dieses Gewerbe darniederliegt, ist nur die durch dasselbe in die Dörfer gebrachte Genußsucht verblieben und hat da so manche Familie ruinirt.

Die hohe Lage des Landes, die heftigen Winde, welche auf dem Rücken, sowie auf den Hochflächen des thüringer Waldes hausen, haben ein ungemein frisches, belebendes Element, welches die Gesundheit der Bewohner nicht wenig befördert. Hierzu kommen die Ausdünstungen der zahlreichen Harzwaldungen, die krystallhellen Wasser, würzige Kräuter und Waldbeeren, einfache Kost und besonders gute, nahrhafte Milch. — Da sieht man oft flachsköpfige Kinder „barbes" (barfuß) und als Hemdleuter (im Hemd), mag es nun Winter oder Sommer sein, durch Schnee und Regen, über Eis und Wiesengrün, bald aus der gluthheißen Stube in die frische Luft hinaus und wieder zurück laufen, ohne Arzt oder Apotheke zu gebrauchen. Der Thüringer ist abgehärtet und wird mit allen Temperaturen fertig. Das Feuer lodert in den „höllisch" großen Oefen im Winter wie Sommer gleich stark, so daß in manchen dieser Kachelöfen jährlich 15 bis 18 Klaftern Holz in Rauch und Asche verwandelt werden. Er ist daher auch Mittelpunkt aller Arbeit und alles Lebens; in Freud' und Leid, am Tag und Abend bietet er die buntesten Scenen dar, besonders im Winter, wo das kleine Hausvieh unter ihm, die Kinder und die Alten des Hauses in der Hölle und die Erwachsenen auf den Ofenbänken sich gütlich thun. Das Haus des thüringer Landbewohners ist einfach und enthält meist nur eine Wohnstube, Kammer, Stall und einige kleine Räume. Ein Blumenbret ist wenigstens vor einem der kleinen Fenster, außerdem aber als wichtiges Anhängsel noch eine Menge kleiner Vogelbauer vor oder in der Wohnstube. In diesem so genügsamen Raume halten sich oft 8 bis 12 und mehr Seelen auf. Der Mann waltet in diesem Kreise als alleiniges Familienhaupt in alttestamentlichem Sinne, die Frau ist Arbeitsthier. Von dem Tage der Verheirathung an beginnt für sie das langsame Sichaufopfern in saurer Haus- und Feldarbeit. Darum verliert sie auch bald die ihr als Mädchen eigenthümliche schöne Gestalt. Gleich einer Sklavin lebt sie fast in Allem ihrem gestrengen Gebieter zu Gefallen, setzt ihm die besten Bissen vor, leibt und lebt für ihre Kinder, wacht und weint, rennt mit Lasten bergauf und thalein, spart sich Alles ab und verkauft nicht selten das Haar vom Kopfe. Doch dies Alles sichert sie noch nicht vor der Faust des Mannes, der, wenn er betrunken oder sonst gereizt, die Küchen- und Stubengeräthe zertrümmert hat, zuletzt der grollenden Frau wohl gar mit Schlägen zu Leibe geht. Er ist daher die gewichtige, oft gefürchtete Respektsperson im Hause, wird meist nur der „Er" genannt, dessen Leben in Arbeit und Genuß zerfällt. Ist er am Tage seiner Arbeit nachgegangen, so sitzt er am Abend gern beim Bierkrug oder besucht seine Nachbarn, wo erzählt, gespaßt und geneckt wird. Nur eins beschäftigt ihn mehr als alles Andere, die Sorge für seine Vögel; an sie denkt er zuerst und zumeist, alles Uebrige kann er über ihnen vergessen. Weib und Kinder finden dies natürlich, denn die Liebe zu den Waldvögeln und Natursängern durchdringt als starker, tiefer Naturzug Aller Herzen, und als wäre es angeboren, verstehen schon die Kinder die Sänger des Waldes an ihren verschiedenen Singweisen zu unterscheiden. Wandere nur während des Sommers über den Rücken des Waldgebirges, und nicht ohne Ueberraschung wirst du 12 bis 18 Vogelbauer an den Wänden der kleinen Häuser hängen sehen. Wohl gegen 80 Vogelarten wohnen in dem Walde. Mit großer Gewandtheit und auf die mannichfachste Weise versteht der Waldbewohner, seine Lieblinge einzufangen, unter denen der Finke, der Dompfaff, der Grünitz, Stieglitz, Zeisig, Hänfling und das Rothkehlchen ihm die liebsten sind. Nirgends ver-

mißt man den Grünitz, so wenig er auch in den Chor der Natursänger passen mag. Er ist der Zauberer, welcher alle Krankheiten der Familie gleichsam an sich zieht. Ist der Finke ein tüchtiger Sänger, welcher seinen Schlag rein durchführt, so glänzen dem Wäldner die Augen trunken vor Freude, die Kuh im Stalle geht ihm nicht über den Preis eines solchen Vogels. Dieser melodische Schlag der Vögel hat auf den Menschen den wunderbarsten Einfluß ausgeübt. — Musik und Gesang ist des Waldbewohners höchste und liebste Freude. Gesang tönt bei ihm während Spiel und Arbeit von der Wiege bis ans Grab, bald heiter, bald schwermüthig in tausendfacher Weise. Geh' auf das thüringer Waldgebirge, überall findest du den Drang, die Mühen des Lebens durch Gesang zu versüßen, und Scherz und Freude in geselligen Vereinen in Liedern auszuathmen. Jeder Dorfschulmeister ist Cantor, und mancher Waldort hat im Winter seine Concerte, wie sie manche Stadt nicht aufzuweisen vermag. Es ist wunderbar, wie die in schwerer Arbeit gehärteten Hände zu solch' künstlicher Fertigkeit, bald auf der Violine, bald auf Clarinette und Flöte, ja nicht selten selbst auf Klavier und Orgel es zu bringen vermochten.

Zu dieser schönen Natureigenthümlichkeit des Thüringers gesellt sich seine Biederkeit, seine Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit. Durchwandre den ganzen thüringer Wald und nur selten wird ein Wegebettler dich um eine Gabe ansprechen. Lieber „gebrannten" Hunger leiden, als Betteln, ist des Thüringers ehrenwerther Grundsatz. Bei Tag und Nacht kannst du die Waldwege des ausgedehnten Districts durchwandern, nirgends zeigt sich unter den fröhlichen Sängern ein menschliches Raubthier. — Eben so treu ist der Thüringer auch im Handel und Wandel, und nur gegen das Holz, das Gott um ihn her wachsen läßt, scheint er ein leichteres Gewissen zu haben, und das Wort „Holz" in „hol's" zu verwandeln. Gleich ehrenwerth, wie Arbeitsamkeit und Redlichkeit, ist auch die Gastfreundschaftlichkeit und Höflichkeit des Wäldners, die er gegen Heimische wie Fremde in gleicher Weise äußert. Tritt in die Stube des thüringer Bauern und bald wird man dir auftischen, was nur im Hause zu haben ist. Besuche ihn bei der Abendmahlzeit des Schlachtfestes und bei seiner Kirmse, und man wird dich nicht anders, als mit dem Worte „zugelangt" empfangen. Trittst du aber in die Schenke, dann reicht man dir den Krug und heißt dich freundlich willkommen. Wo man dem Wäldner begegnet, sei's im Hause oder auf der Straße, immer wird man von ihm herztraulich gegrüßt, oft in den sonderbarsten Grußformeln. Trotzdem ist jedes Walddorf in sich abgeschlossen und der Verkehr mit Nachbardörfern nur ein äußerst loser. Ueberall ist es bei den Bauerburschen Sitte, keine fremden Dörfler in ihr Dorf heirathen zu lassen, vielmehr jedes derartige Bestreben mit Prügeln und Wassertaufen zu verhindern. Da die Heirathen der Bewohner eines Ortes sonach meist unter einander abgeschlossen werden, so trifft es sich nicht selten, daß nur wenige Vatersnamen in einem Orte vorhanden sind. Verwirrung in der Bezeichnung der Personen entsteht jedoch dabei nicht, der Bewohner des Waldgebirges weiß sich mit Spitznamen zu helfen. Fast jeder Bewohner hat den seinen, ja auf dem Walde, sowie auf dessen Fußstrichen bezeichnet man sich im täglichen Verkehr nicht nach den Zunamen, sondern nur Benennungen, die oft eine scharfe Beobachtung verrathen. Man kann lange in einem Dorfe des Waldes wohnen, ohne den rechten Namen des Dörflers zu kennen, da sein Spitzname allein gebraucht wird, und so viel „Müller" es auch in ein und demselben Orte geben mag, Spitznamen beugen jeder Verwechselung vor.

Dies in wenigen Zügen das Bild des ehrlichen Thüringers.

75. Der Harz*).

Dort, wo die germanischen Völker der Cherusker und Katten, der Angravier und Fosen sich berührten, wo jetzt Preußen und Hannover, Braunschweig und Anhalt-Bernburg zusammenstoßen, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigenthümlichem Charakter und weltgeschichtlicher Berühmtheit der Harz. — Uebertrifft ihn auch das Riesengebirge an Höhe, so darf er sich doch mit dem Erzgebirge und Thüringer Walde messen, und zeichnet sich noch außerdem als das nördlichste deutsche Gebirge aus, welches aus seiner Umgebung sich plötzlich erhebt. In einer Länge von etwa **12—14** und einer Breite von **4—5** Meilen streckt er sich von West nach Ost, doch nicht nach Art anderer deutschen Gebirge in langgezogenen, an einander gereiheten, sich ähnelnden und verwandten Höhen, sondern als ein frei sich erhebender, scharf abgerissener Steincoloß von großartigerer Gestalt, und in freier Hoheit, fern ausschauend auf das niedere Land. Man theilt den Harz in den Oberharz, Unterharz und Vorharz. Der Vorharz ist der Kern des Berges, wo das granitartige Urgestein zu Tage tritt und das metallreiche Ganggebirge sich an dasselbe anlegt.

Der Oberharz bildet den nordwestlichen Theil des Gebirges und trägt außer den sieben Bergstädten auch den berüchtigten und vielbesuchten Brocken, den höchsten Punkt des ganzen Gebirges. Starrheit und Wildheit charakterisiren den Oberharz. Jene gewaltige Naturrevolution, welche von dem Scheitel des Blocksberges die Granitkerne herabstürzte und in tausend und abertausend „Brocken" zertrümmerte, so daß sie nun meilenweit an den Abhängen und in den Thälern zerstreut sind, hat dem Oberharz ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen. Das Finstere und zugleich Abenteuerliche hat hier seine Heimath, hier wird nach der Volkssage die Walpurgisnacht durch den Hexentanz begangen, hier haben die Berggeister Hexenaltäre und Teufelskanzeln aufgethürmt, hier liegt, von riesigen, abenteuerlich mit Strauchwerk, Heidelbeerkraut und struppigen Dornen bewachsenen Granitblöcken umgeben, der Ort Schierke, dessen ärmliche Bewohner mit bleichen Gesichtern und dicken Hälsen fast wie Gnomen aussehen. Dort rauscht die kalte Bode durch das schauer-

---

*) Mundart im Oberharz in der Nähe von Andreasberg:
Is arscht unsre Schprohch noch wack, dann leit gans der Harz in Drack. —
Die Gelehrten ah un Kluhng schprohchen: Unsre Schprohch wär gut!
Denn zu Alles passtse prächtig, sie ärscht geh dann frehling Muth.
Harzer Schprohch, un Schwarz, Grien, Gold schwärt drauf, bleit dann ewig hold.
Kling, sulang noch Vugel flieng, in den Hols de Tonn noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn, un ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schprohch und Harzer Gald bes zum Untergang der Walt!

Vorharz bei Ballenstädt: (Gespräch zweier Radisleber [Raschlebber] Frauen.)
L. Wat sprickt me denn von use Försten oben? De Lüde soll'n se ja gewaldig loben? —
T. Ei nu, dat wär ock, Vaddersche, nich recht, sei soll sau gut sin, wie't en jeder segt,
Den Armen let se vel de gute kommen, dei wären halig ohne sei umkommen.
L. Ja, ja! Se gaf en Holt, dadau ock Brot, und ret se ud dem Winter, ud der Noth. —
T. Dat is de rechte Gruss, se lebe hock! Un gebe uns ob's Jahr en Prinzken ock!

Noch weiter östlich, im Anhaltinischen bei Zerbst, klingt ein Wiegenlied:
Bukko von Halberstadt, bring doch unsre kleene Kinder wat!
Wat soll ick em denn bringen! 'ne Paar rothe Schooh mit Ringen,
'n Paar rothe Schoohe met Gold beschloan (beschlagen), da kann unse Kind drop to Danze goan.

liche, enge, tannendüstere Thal. Da liegen aber auch die malerischen Gruppen der Hohenklippen, an deren Fuße treffliche Milchkühe weiden und mit melodischem Glockengeläute die einsame Wildniß beleben. Dort liegt endlich das zwar wilde und schwer zugängliche, doch prächtige Thal der holden Emma, eines der schönsten und nächst der Roßtrappe das Großartigste, was der Harz aufzuweisen hat. — In jähem Abfalle braust in jugendlichem Uebermuthe die Holzemme in ihrer „steinernen Renne,“ fast in lauter kleinen Wasserfällen vorwärts springend, aber sorgsam vom Tannengezweig und dem zierlich gefiederten Farrenkraut überschattet. Ernst und feierlich schauen die im Sonnenschein silbergleich glänzenden Felsklippen der Uferränder dich an, und je höher du steigst, desto mehr scheint das Auge in der Unendlichkeit dieser Bergwüste sich verlieren und den unheimlichen Mächten des Waldes widerstandslos anheimfallen zu müssen. Doch da wird es plötzlich Licht! Du stehst auf einem Felsvorsprunge, und das Thal öffnet sich zur lachenden Ebene nach Halberstadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Aeckern und großen Dörfern. Hier in der „steinernen Renne“ ergreift dich der mächtige Contrast zwischen Berg und Ebene. Der Harz ist ein völlig isolirtes Gebirge, das scharf und abgesondert, besonders von Nordwest bis gegen Südost, aus der Ebene aufsteigt. Selbst im Süden ist sein Hervortreten durch die Ilefelder Berge scharf genug bezeichnet, und nur östlich nach Mansfeld sind die Grenzen des Gebirges undeutlich, indem es, selbst verflacht, seinen Fuß auf eine hohe Gegend setzt. Am erhabensten und großartigsten steht aber der Oberharz mit dem Brocken, da dieser viel höher erscheint, als er in Wahrheit ist, obwohl ihm bei seinem Umlaufen in eine Hochfläche die scharfwinklige Pyramidenform vieler Alpenberge fehlt. Hören wir von einer Brockenfahrt.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgenthau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlicher, blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand, die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen

großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch' ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern, wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns die seltsamen Bergblumen an, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam, 3500 Fuß über der Nordsee gelegen.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Wir besteigen die Warte und bewundern die unermeßliche Aussicht. Da der Brocken auf allen Seiten von Vorbergen des Harzes umgeben ist, so erblickt man keine malerischen Landschaften von anmuthigen Parthien des Gebirges; sie sind zu fern, um von hier aus erkannt zu werden. Aber über

Alles in weitem Umkreise erhaben dastehend, durch Nichts im Sehen gehindert, beherrscht man eine ungeheure Fläche Land und bedeutende Massen von Gebirgen, die gleich einer Landkarte zu unseren Füßen ausgebreitet liegen, ein großartiges Panorama bildend. Es läßt sich nicht bestimmen, wie weit das Auge reicht, denn gewöhnlich schwimmt, selbst beim heitersten Wetter, der entfernte Horizont in einem Nebel, welcher den Lichtkreis des Gesichts verdunkelt und die Grenzscheide des Himmels und der Erde unkenntlich mach. Mehr als 300 Städte und Dörfer sind theils mit, theils ohne Fernrohr zu erkennen, von denen wir nur Wernigerode, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, die Elbe, Burg, Brandenburg, Zerbst, Bernburg, Köthen, Ballenstädt, den Petersberg bei Halle, die Kiffhäuser Burg, den Possenthurm bei Sondershausen, den Ettersberg bei Weimar, den Dom und den Petersberg bei Erfurt, die Wachsenburg bei Arnstadt, den Seeberg bei Gotha, das Schloß in Gotha, den Inselsberg mit dem ganzen thüringer Walde, die Gleichen bei Göttingen, den Meißner in Kurhessen, den Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, Clausthal, Cellerfeld, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstädt nennen wollen. — Freilich muß der Besucher durch gutes Wetter begünstigt werden, welches freilich selten genug auf dieser Höhe zu finden, denn bei der Unbeständigkeit des Gebirgsklima's geschieht es häufig, daß man oben, statt einen heiteren Himmel zu finden, in ein Wolken- und Nebelmeer gelangt, und alsdann wenig oder gar nichts sieht. Ein ungetrübter Sonnenauf- oder Sonnenuntergang gehört zu den selteneren Genüssen; ein Gewitter, gewöhnlich unter dem Beobachter, oder eine klare Vollmondsnacht zu den noch selteneren. Bis in den Mai und Juni hinein liegt der Schnee auf dem Brocken, und es hat der ganze Oberharz nur wenig Frühling, dagegen viel Nebel und Regen, nur sechs Wochen Sommer und ist sonach dem Klima von Norwegen und Schweden entsprechend.

Das Volk, welches die Höhen des Harzes bewohnt, gleicht seiner Heimath. Es ist kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdrossen und gutmüthig, duldsam und mit Geringem zufrieden, stolz auf seine Berge und nur in ihnen glücklich. Alles, was im Oberharz lebt und waltet, gehört dem Bergbau an, sei es als eigentlicher Berg- und Hüttenmann, oder sei es als Köhler, Holzschläger und Fuhrknecht. Der Bergbau ist die Seele des Lebens, der Mittelpunkt des Getriebes. Seit tausend Jahren ringt dieses Völkchen mit Lebensgefahr dem Erdgeiste seine edelsten Schätze ab, um die Paläste trägerer Mitbrüder zu schmücken, Anderen Genuß und Reichthum zu verschaffen, während es selbst arm bleibt. Die blassen Wangen, die scharfen, starken, kalten Gesichtszüge, die straffen, fettlosen, aber kräftigen Muskelformen erzählen von den Mühseligkeiten seiner arbeitsvollen und entbehrungsreichen Tage, aber im Auge des Harzers leuchtet das Gefühl der Freiheit. Freiwillig und mit Lust geht er an die grause Arbeit seiner Väter, und sein Frohsinn spricht von gesundem Herzen und munterer Gemüthsart.

Ein freundlicheres Klima empfängt den Wanderer, sobald er zum Unterharze hinabsteigt, zu welchem man alles vom Brocken östlich liegende Gebirge rechnet. Hier ist die unerschöpfliche Schatzkammer des Malers und Dichters, hier finden sich alle jene lieblich schönen und wilden Thäler, jene rauschenden Bäche mit lustig plätschernden Wasserfällen, welche diesem nordischen Gebirge einen Weltruf erwarben. Hier wechselt auch die traurige Tanne mit dem üppigsten Laubholze, und hundertjährige Eichen wölben sich zum luftigen Dome, schlanke Buchen bilden endlose Schattengänge, und die silberhäutigen Birken kränzen den Saum des Waldbaches.

76. Eine Grubenfahrt zu Clausthal.

Die beiden vorzüglichsten Gruben Clausthals sind die „Dorothea“ und „Carolina“. Sie zu befahren, war unsere Absicht. Schon am frühen Morgen, als noch die Dämmerung über der Stadt schwebte, durchschritten wir ihre stillen Straßen und gelangten eine halbe Stunde vor der Stadt zu zwei schwärzlichen Gebäuden, nachdem wir vorher vor vielen Schachten mit ihren Göpeln vorbeigekommen und in der Morgenstille das taktmäßige geheimnißvolle Leben der Wasserkünste vernommen hatten. Von allen Seiten strömten Bergleute nach ihren Gruben, und vor der etwas schmutzigen „Carolina“ vorüber wandten wir uns zur „Dorothea“, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und von Reisenden am liebsten besucht wird. Im Zechenhause waren die Bergleute bereits versammelt, und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Tiefe Stille herrschte in dem einfachen Raume, bis endlich zum Schluß Alle in ihrem Liede sich dem empfahlen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke allein beschützen konnte. Ein Vaterunser, knieend gesprochen, endete den eben so eigenthümlichen, wie ergreifenden Gottesdienst. Alle Bergleute waren in eine dunkle, weite, über den Leib herabhängende Jacke und in Hosen von ähnlicher Farbe gekleidet, und trugen noch außerdem kleine grüne, ganz randlose Filzhüte, sowie hinten ein aufgebundenes Schurzfell. — Auch wir wurden in dieselbe Tracht, mit alleiniger Ausnahme des Hinterleders, eingekleidet, und ein Bergmann führte uns mit angezündetem Grubenlichte an eine dunkle Oeffnung, in welche eben vor uns die Bergleute hinabstiegen. Man kann sich kaum der inneren Angst erwehren, wenn man die dunkelgekleideten ernsten Männergestalten beim schwachen Scheine ihres Grubenlämpchens auf anscheinend gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in den finstern Schlund der Erde hinabsteigen sieht.

Als keiner mehr übrig war, folgte auch unser Steiger und ermahnte uns, an den Leitern uns festzuhalten und ihm angstlos zu folgen. Die Sache war durchaus nicht gefährlich, gleichwohl konnten wir uns einer gewissen Bangigkeit nicht entschlagen. Wir ergriffen die kothig-nassen Leitersprossen und stiegen, den Führer voran, von Leiter zu Leiter, jede von 15—20 Sprossen, worauf man über ein kleines Bret hinweg nach einer neuen Leiter gelangte. Der Steiger flößte Muth ein und betheuerte, es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, nicht nach den Füßen sehen, nicht schwindlig werden und ganz besonders nicht auf das Seitenbret treten, an welchem das schnurrende Tonnenseil heraufgehe. Erst vor vierzehn Tagen sei durch solche Unvorsichtigkeit ein unbesonnener Mensch hinuntergestürzt und habe den Hals gebrochen. Noch behutsamer als vorher kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände namentlich vor dem Schachtgestänge, einem Pumpwerke, welches das Wasser aus der Tiefe holte und in gleichförmiger Bewegung dicht neben uns auf und nieder stieg. Von unten herauf tönte ein verworrenes Rauschen und Summen. Oft stößt man an Balken und Seile, die mit Tonnen gesprengten Gesteins heraufbefördert wurden. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse, und mit einem „Gottlob“ und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlgefallen die erlahmten Kniee. Aber auf der kalten nassen Erde der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken. Der Führer trieb zum Weitergehen, und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig,

nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und erfüllt mit traurigem, eintönigem Geräusch. Ein immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Rieseln unterirdischer Quellen, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gesteins, das Rauschen des Wassers und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Bohreisen: Alles bildete eine schaurige Musik, welche nur auf Augenblicke vom Rollen des Pulverdonners beim Sprengen der Felsen übertäubt ward. Dabei troff Wasser von allen Seiten von den Wänden herab, qualmige Erddünste stiegen auf, so daß das Grubenlicht immer bleicher in die einsame Nacht flimmerte. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten in den dunkeln schmalen Gängen an uns vorüber, während Andere mit Fimmel und Fäustel „vor Ort," eng eingeschlossen vom unterirdischen Gestein, oft zusammengekauert oder knieend in der unbequemsten Stellung arbeiteten und im Schweiße ihres Angesichts Löcher in den Felsen bohrten.

„Es wird angesteckt," tönte uns eben aus einer Halle entgegen, in die wir eintreten wollten, und dem Führer blieb kaum noch Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als plötzlich ein Blitz die dunkle Nacht zerriß und ein tönender Schlag ihm folgte, als sei die Erde geborsten. Der Boden zitterte unter unseren Füßen, weißer Dampf quoll uns entgegen und beengte die klopfende Brust. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann ward es stiller, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier, und über unsere Aengstlichkeit lächelnd geleitete uns der Führer zu den blinkenden, silberreichen Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

Wir gingen noch manchen Gang hindurch, begegneten den vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Bergleuten bei ihrer Berufsarbeit und gelangten endlich unter den traulichen Gesprächen unseres Führers in den Georgenstollen, einen seiner ganzen Ausdehnung nach 36541 Fuß oder 3 Stunden langen Stollen, durch welchen die tieferen Gruben entwässert werden. Im Jahre 1777 begonnen, ward er erst 22 Jahre später, 1799, vollendet. Als man das letzte Gestein, welches die sich entgegen arbeitenden Bergleute noch von einander trennte, endlich durchbrochen hatte, riefen Alle mit freudig glänzenden Augen: „Glück auf!" und umarmten sich unter dem Wiederhall der Kanonen und den Jubeltönen der Bergmusik.

Unser Begleiter erzählte uns von allen diesen Feierlichkeiten, sowie er uns auch mit den Vortheilen bekannt machte, welche dieser Stollen gewährte, indem auf viele Jahre der Wohlstand und Unterhalt der Harzer Bergleute durch ihn gerettet ward. Wir gingen in dem langen dunkeln Gange, keiner von uns konnte bestimmen, in welcher Richtung, und nur unseres Begleiters Compaß zeigte uns diese an. Dieser aber hielt an und bemerkte, daß wir uns eben unter Claustthal befänden. Wir gingen noch lange, sehr lange auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser rieselte, bis uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegen strömte. — Immer heller wurde es um uns her. Mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampfe mit der Natur den Sieg erringe, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten von Herzen das sonnige Licht, das uns nach den Wundern der Tiefe um so reizender erschien.

Aber wo waren wir? — Die Häuser, welche wir dicht vor uns erblickten, gehörten zum Bergstädtchen Grund, welches wenigstens zwei Stunden

von Clausthal entfernt, zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. — Da riefen wir noch einmal aus voller Brust ein freudiges „Glück auf!“

77. Die Lüneburger Haide und ihre Bewohner*).

Wenige Schritte vor dem Wendenthore von Braunschweig beginnt der Sand, welcher den Wanderer bis zur Elbe begleitet. Die Straße nach Gifhorn läuft anfangs mit der Ocker in gleicher Richtung. Vom Fuße des Harzes bis Braunschweig windet sich dieser Fluß zwischen fruchtbaren Gefilden, aber hier ist seine Scheide: südlich fette Weiden, nördlich unfruchtbarer Triebsand. — Schon an der Mündung der Schunter verkündigt das erste Gehölz verkrüppelter Kiefern die Sandhaide. Hinter Wenden, dem ersten Dorfe auf diesem Wege, warf ich von einem mit Eichen besetzten Hügel noch einen Abschiedsblick auf meine geliebten Braunschweigischen Thürme, um von nun an meine Reise in der dürftigen Haideebene fortzusetzen. Fast alle Reisenden klagen über die Langeweile, welche ihnen die Landstrecke von Braunschweig bis in die Gegenden der Elbe bereitet: nur der Naturforscher, dem die Sundscholle wie die Alpe, das Haidekraut wie die Palme, gleich würdige Gegenstände seiner Forschungen sein müssen, wird auch diese Steppe nicht ohne Interesse betrachten. Zuvörderst irrt man, wenn man meint, die Celler und Lüneburger Haide sei völlige Ebene ohne irgend eine merkliche Erhöhung: ganz anders stellt sie sich dar, wenn man sie durchreist. Viele Stellen derselben sind Hügel, doch bestehen diese Anhöhen nur höchst selten, wie z. B. bei Lüneburg, aus festem Felsen. Schon bei Gifhorn traf ich die ersten Sandhügel oder Dünen, wie man sie nennen könnte, und zwischen Oesingen und Uelzen vereinigen sich viele Dünen gar zu einer Landhöhe. Dasselbe wiederholt sich, wenn man sich der Elbe auf dem Wege nach Bleckede nähert. Kommt man jedoch in unmittelbare Nähe der Elbe, so erblickt man äußerst fruchtbaren Marschboden, während weiter landeinwärts in dem von mehreren Flüssen durchschnittenen Mittellande nur Haide, Wälder und Moore mit bebauten Gegenden wechseln, und

---

*) Hannöversche und Braunschweigische Mundarten, sogenanntes Plattdeutsch.

Aus einer Predigt des Pastor Sackmann (geb. 1643, gest. 1718) zu Limmer, als ein Perrückenmacher aus Hannover in seiner Kirche erschien und sich für den Schwedenkönig Friedrich I. ausgab:

Beelzebub schal so veel bedüen, as een Fleien (Fliegen)-Könnig, so nennden de Juden damals den bösen Fiend ut Verachtung. Se wussten, dat he een hoffördigen Geist is, de nig Ehre genaug krigen kann, unn wollden ön damidde recht kränken, wenn se Beelzebub tu öm säden: Du wült dog geren een Gott sien, so magst du denn een Könnig over de Fleigen sien, so hast du dog wat to befehlen. Seit mal, mine leeven Kinner, dat kummet mi eben so vör as de Kerel, de da gegen mi över in dem blagen Kleede sitt, de denkt ook, ek schall glöven, he were de Könnig von Sweden, un et is dog man een Prückenmaaker ut Hannover. Ja du magst mi wol de rechte Könnig sien, du domme Beelzebub. Bist du darum her komen, dat du mi olen Mann tom Narren maken wulst, so hädst du man können to Huse bliven, du donnersche Haarklöver du! Nu wöllt wü wedder tau usen Texte komen. (Der Perrückenmacher hatte sich nämlich schleunigst davon gemacht.)

Aus der Lüneburgischen Haide:

Vörr hunnert Jahren lähvt im Haidenhopp äin frommer Minsch, von Namen Stähr. Wäil häi so fromm wöhr, so gäif ett väile Lüh, däi ämm dettwegen niedisch tou wöhren unn upp alle Wies ämm watt wullen. Häi awer kümmer sick wenig darüm, schöll däi Lüh uut, unn säh bih allen, wat häi däh unn anfüng, jümm (ihnen) tumm Trotz: „midd Goddes Hölp unn Währ,“ wobich säi sick allemal argerten.

noch weiter, in der eigentlichen Lüneburger Haide, das Auge meilenweit oft auf nichts als Föhrenwälder, Wachholdergebüsch und fußhohes Haidekraut trifft. Der höchste Punkt dieses Landstriches, ungefähr 400 Fuß über dem Meere gelegen, ist die von einem umfangreichen dichten Walde, der sogenannten „Raubkammer,“ bedeckte Osterhöhe. Dieses Hochland der Haide bildet zugleich die Wasserscheide zwischen der Niederelbe und Niederweser, auf ihm entspringen alle Flüsse des Fürstenthums Lüneburg, welche sich in einen dieser beiden Ströme ergießen. Eine andere Hügelkette zieht sich längs des nordwestlichen Randes des Tieflandes an der Elbe und fällt im schwarzen Berge bei Haarburg ziemlich steil zur Elbe ab. Allein noch merkwürdiger als die wagerechte Gliederung dieser norddeutschen Steppe ist ihre Oberfläche nach der Bedeckung. Da sind es namentlich die unendlich vielen, nicht selten eine bedeutende Größe erreichenden Geschiebe, welche, mehr oder weniger gleichförmig, auf und in dem Sande zerstreut daliegen. Der Haidebauer weiß diese Steinmassen gut zu benutzen und friedigt Gärten und Höfe damit ein. Jedem, welcher die Verschiedenartigkeit der Steine nur in etwas zu beobachten gelernt hat, wird auf einer Wanderung durch die Haide die große Mannichfaltigkeit der hier zerstreut liegenden Arten und ihrer Gemengtheile sofort auffallen. Meint man aber, daß diese Massen auf dem nahegelegenen Harzgebirge ihren Ursprung gefunden und durch irgendwelche Revolutionen in außerordentlicher Menge hierher zerstreut worden wären, so wird man bei genauerer Untersuchung bald mit Erstaunen bemerken, daß ähnliches Gestein im Harz vergeblich gesucht werden möchte. Dies gilt namentlich von den mannichfaltigen Abänderungen des schönsten oft großkörnigen Granits und vielen Abarten eines grobfaserigen Gneises, sowie auch vom Glimmerschiefer und vielen Porphyrarten. — Alle diese verschiedenartigen, zum Theil großen Felstrümmermassen treten hier in buntem Durcheinander auf, und zwar in so bedeutender Entfernung von festem Fels, daß es nur gewaltige Eismassen sein konnten, welche in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen Deutschlands Norden überflutheten, diese Massen von Scandinaviens Küsten hierher beförderten, wo sie als Findlinge oder erratische Blöcke lange Zeit dem Naturforscher ein fast unerklärbares Räthsel waren. Zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche Massen von Feuersteinen mit mancherlei Versteinerungen, wie sie sich namentlich in reichster Menge längs der Küste der Ostsee vorfinden.

Ueber dieser weiten Sand- und Steinfläche breitet das gemeine Haidekraut seinen dichten Teppich aus, während die mit vierkantigen Glöckchen blühende und einen angenehmen Geruch verbreitende Erica nur hier und da jenen Teppich schmückt, an diesen Stellen aber auch ziemlich gedrängt steht. Nicht so der Wachholderstrauch; so allgemein verbreitet derselbe auch in der Haide ist, so kommt er doch nur einzeln vor. Dies die vorzüglichsten Pflanzenarten dieser eigenthümlichen Gegend. Die Armuth an Gattungen wird durch die ungeheure Anzahl einzelner Arten ersetzt, unter denen das gemeine Haidekraut und die Heidelbeere obenan stehen, und diese beiden an sich so unbedeutend scheinenden Pflanzen bieten dem Bewohner der Haide die reichste Erwerbsquelle. Der Lüneburgische Bauer ist auf Schaf- und Bienenzucht, sowie die Erbauung des Buchweizens angewiesen. Was dem Lappländer das Rennthier, dem Grönländer der Seehund und dem Marschbewohner das Rind ist, das sind dem Landmann der Haidegegend die sogenannten Haideschnucken, Schafe von kleiner dauerhafter Race. Ihr schmackhaftes Fleisch liefert ihm manchen Braten, und aus der groben, meist schwarzbraunen Wolle verfertigt er fast alle seine Kleidungsstücke. Dabei erfordert die Schafzucht nur äußerst

geringe Pflege; sobald der Frühling ins Land gekommen, zieht der Schäfer mit seiner Heerde jeden Morgen auf die Haide, um erst mit einbrechender Dunkelheit wieder heimzukehren. Die jungen Sprossen der Pflanzen waren dem genügsamen Thiere überreichliche Nahrung, während der Haidebewohner selbst sein Hauptnahrungsmittel im Buchweizen findet. Die Art, denselben zu bauen, ist höchst einfach. Ist ein Stück Haideland zum Anbau des Buchweizens bestimmt, so wird das hohe Haidekraut angezündet, die dadurch gewonnene fruchtbare Asche untergepflügt und die Saat ausgestreut. Der dürrste Boden liefert bei diesem Verfahren eine ergiebige Ernte. Der Buchweizen selbst wird theils zu Mehl, theils zu Grütze verarbeitet und letztere, mit Milch zu einer Suppe gekocht, zum Frühstück genossen, während aus dem ersteren eine eigenthümliche Art von Klößen bereitet wird, welche bei keinem Mittagstische fehlen dürfen und oft selbst noch auf der Abendtafel erscheinen. Eine dritte und zwar höchst bedeutende Erwerbsquelle fließt dem Landmanne aus der Bienenzucht zu. Es giebt wenig Gegenden Deutschlands, wo die Bienenzucht so allgemein verbreitet und mit so bedeutendem Nutzen betrieben wird, als in der Lüneburger Haide. — Da sind es vorzüglich die Blüthen der Haidekräuter und des Buchweizens, aus denen die fleißige Biene den reichsten Honigstoff zusammenzutragen versteht. Wandert man zwischen Lüneburg und Celle, so kommt man in die eigentliche Heimath der Bienenzucht. Da die Haide erst im Juli zu blühen beginnt, so werden schon vorher die Bienenstöcke im Frühling in die Rübsamenfelder gestellt und nur, nachdem diese abgeblüht haben, sucht der Imker oder Bienenvater dieselben in der Nachbarschaft entfernter Buchweizenäcker aufzustellen, bis er endlich im Juli die Körbe in die bühende Haide bringt und sich nicht eher wieder um die Bienen bekümmert, bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind. Viele der Bewohner der Haide gehen ausschließlich diesem Erwerbszweige nach, während andere die Imkerei neben ihrer Ackerwirthschaft betreiben und deshalb ihre Ausbeute an die ersteren verkaufen, welche einen förmlichen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Hamburg ist der Hauptvertriebsort für die Produkte des Imkers. Ganze Fuder Honig und Wachs bringt er zu Anfang des Herbstes dorthin, um bald mit gefülltem Beutel in sein Haidedorf zurückzukehren. — Man rechnet, daß der Ertrag an Honig und Wachs jährlich mehr als 200,000 Thlr. beträgt.

Von Bäumen sieht man auf der Lüneburger Haide die Birke und Kiefer, und nur an fruchtbaren Stellen in kleinen Gruppen die Eiche. Nur die Birke scheint am besten fortzukommen, die Kiefer ist verkümmert, von niedrigem Wuchs und verkrüppelten Aesten. Der Anblick des ganzen Landes und der unabsehbaren, im Ganzen unangebauten Fläche erweckt daher nur ein niederschlagendes Gefühl. Welch ein Mißverhältniß zwischen dem Werthe des Bodens! In der Nähe der Flüsse, wo sich fruchtbare Marschen bildeten, weiß man nicht theuer genug ein kleines Stück Land zu verkaufen, man sucht die zu bebauende Fläche zu vergrößern, und gleich daneben läßt man viele Quadratmeilen Landes fast völlig unbenutzt liegen. Zwar sind vielfache Versuche gemacht worden, auch diese Haide mehr zu cultiviren, allein viele derselben scheiterten an dem großen Mangel an Wasser, welcher sich in den meisten Gegenden recht fühlbar macht. Dazu kommt, daß der nordhannöversche Landmann sich in die Bewirthschaftung seiner Haide so hineingelebt hat, daß er sich ohne dieselbe höchst unglücklich fühlen würde. Ihre Erzeugnisse nähren ihn ganz vorzüglich und man würde sehr irren, wollte man meinen, daß der Haidenbewohner in Armuth und Dürftigkeit seine Tage fristen müsse. —

Zweierlei Arten von Dörfern finden sich in diesen Gegenden, beide nach Anlage und Bauart der Häuser wesentlich von einander verschieden. Die einen sind von vormaligen Wenden angelegt und nach ihrer ganzen Bauart denen der Ober- und Niederlausitz gleich. Ganz anders verhält es sich mit einem Lüneburgischen Dorfe, dessen Gründer Deutsche waren. Sei es inmitten der Haide oder in fruchtbarer Marschgegend, überall giebt sich im Innern trauliche Behaglichkeit kund; die Häuser liegen weit aus einander, und unter den hohen Eichen, welche ihre dicht belaubten Zweige über das Strohdach breiten, zieht sich ein dunkelgrüner, kurzgeschorener Rasengrund hin, welcher nach der Lage des Hauses bald ringsum frei, bald von einem Zaune eingeschlossen ist. Hinter dem Hause liegt der Garten mit einigen Blumenbeeten, während an den Fenstern der Rosenstrauch seine duftenden Blumen treibt. — Jeder hat sein Wohnhaus erbaut, wo es ihm gefiel, so daß sich niemals ein bestimmter Plan kundgiebt. Nur in den Kirchdörfern pflegen Kirche, Pfarre und Schule nahe bei einander zu liegen. Diese Dörfer sind zugleich die Mittelpunkte für alle umliegenden eingepfarrten Oerter und Höfe. Außer der Pfarrwohnung, welche durchgängig das ansehnlichste Gebäude des Dorfes ist, und dem Hause des Organisten oder Küsters, findet man stets einige Kaufläden, ein Gericht, mehrere Wirthshäuser, Werkstätten und Bäckerläden, ja nicht selten sogar eine Posthalterei. Ist es Sonntag, dann kommen die bejahrten Männer und Frauen der entfernten Dörfer, welche den weiten Kirchweg zu Fuße nicht zurücklegen konnten, auf rasselnden Wagen angefahren, während junge Männer, Frauen und Mädchen im schmuckſten Sonntagsstaate von allen Seiten dem Platze zuwandern, wo die Kirche liegt. In feierlicher Stille stehen Alle vor den Kirchthüren und erwarten das Predigtgeläute und den Pfarrer. Ist der Gottesdienst beendigt, dann folgt am Nachmittag und Abend Gesang, Tanz und Spiel, und manche Bewohner der eingepfarrten Dörfer bleiben im Kirchdorfe, um mit Verwandten und Freunden Lust und Freude zu theilen.

Herrschte in früheren Zeiten ein reges Leben in jenen Städten der Haide, welche an der großen Landstraße liegen, die den Norden und Süden mit einander verbindet, so hat dies seit Eröffnung der Harburg-Hannöverschen Eisenbahn, trotz der Mehrung des Verkehrs auf derselben, ziemlich aufgehört. — Namentlich hat Lüneburg, einst mächtiges Glied der Hansa, dabei gelitten. Das alte, behagliche Leben der Stadt ist dahin, ein neues erscheint nur auf einige Minuten auf dem Bahnhofe draußen vor der Stadt. Der Telegraph erhebt seinen Arm — in der Ferne ertönt ein gellender Pfiff — ein langer Wagenzug braust daher; er hält — in wilder Hast rennen Ein- und Absteigende daher — das Gewirr lichtet sich. Wieder tönt ein Pfiff, — der Zug setzt sich in Bewegung und Alles ist wieder still und todt. — — Nur Harburg hat durch die Veränderung des Verkehrs gewonnen und ist in raschem Aufblühen begriffen. An einem Arme der Elbe, der sogenannten Süderelbe, äußerst günstig gelegen, sind ihm durch Verleihung des Freihafens bedeutende Vortheile erwachsen, und wird es auch den ausgebreiteten Handelsverkehr, welchen das gegenüber liegende Hamburg besitzt, nicht an sich zu reißen vermögen, so wird es dennoch für den überseeischen Handelsverkehr von großer Bedeutung werden, da die Waaren unmittelbar aus dem Schiffe in die Güterwagen der Eisenbahn geladen werden können.

Schon der Durchzug der Fremden bringt Harburg jährlich beträchtliche Summen, und unablässig brausen Dampfboote zwischen Hamburg, Altona und Harburg hin und her.

78. Ostfriesland*).

Längst schon zog's uns nach Ostfriesland; Alles, was wir im kleinen Jeverlande darüber erfuhren, hatte den Wunsch in uns noch reger gemacht, Land und Volk in seiner Heimath kennen zu lernen. Wir brachen daher an einem schönen Herbstmorgen von Jever auf und wanderten rüstigen Fußes über Wittmund nach der Stadt Aurich, um von da auf dem bequemen, durch Schleußen fahrbar gemachten Canale mit der Treckschuite, einem kleinen, von Pferden oder Menschen gezogenen Schifflein, nach Emden zu fahren. Wir sind am großen Meerbusen des Dollart, jener schrecklichen Eroberung, welche das Meer im Jahre 1287 machte, als nach einer furchtbaren, mit Stürmen und Regengüssen verbundenen Fluth die hochgepeitschten Wogen der Nordsee über die kein festes Bollwerk mehr bietenden, von den Menschen vernachlässigten Deiche hereinbrachen und nicht allein 50,000 Menschen ein plötzliches Grab bereiteten, sondern noch außerdem, gleichsam um jede Spur zu verwischen, ihre Wohnungen zerstörten und ihre Fluren in Meeresgrund verwandelten. So entstand der Dollart, jener Meerbusen, in welchen die Ems mündet und der durch Canäle mit dem nördlichen Holland mehrfach verbunden ist. Hier um Emden, sowie in ganz Ostfriesland ist der Marschboden in außerordentlicher Fruchtbarkeit vorhanden. Sein Untergrund ist der alte sandige Meerboden, auf welchem das Meer allmählich jenen Schlamm oder Schlick ablagerte, welcher in den zur Nordsee strömenden Flüssen von den Gebirgen des inneren Deutschlands durch Regen in sie geführt und hierher geschwemmt

---

*) Mundarten in Ostfriesland und Oldenburg.

Ostfriesische Sprüchwörter:

Anto is noch nich hale = Beinahe ist noch nicht ganz. 'n Bietze so laat is voels to laat = Ein Bischen zu spät ist viel zu spät. In'n Beker verdrinken mehr as in'n See = Im Becher ertrinken mehr als in der See. Proten is gootkoop, man Dohn is'n Ding = Sprechen ist wohlfeil, nur Thun ist ein Ding. Dat is'n Hund van'n Perd, sä da Jung, do redt he upp'n Katt = Das ist ein Hund von einem Pferde, sagte der Junge, als er auf einer Katze ritt.

In der Herrschaft Jever im Oldenburgischen:

Daar is'n old Segäär (Sage) bi uus to Lann, dat vor lang' Tieden (Zeiten) de Lü (Leute) van't Olloog 'n Seewief (Seeweib) fangen hebt; dat s'ni wäär (wieder) na't Water 'ninlaten wullen, so väl se ook bidden un bädeln (betteln) de (that). Se hebt lever in är Bemätenheit (Vermessenheit) 'n groot Puhä (Lärmen) anslagen un dat arm Seewiefken up all' Düvelswis' tribleert (gequält): wull se free wäsen (werden), so sgull s' 'n Middel seggen, dat helpen mug gägen elk Gebräken (Gebrechen).

Im Butjadinger Lande (Oldenburg): (Das Lied von Schneider-Courage, von Goethe.)

Puff! Ha! Hört! Watt deit knallen? Kiek (guck)! Rüükt (riecht) den Pulverstoff!
Dat deit de junge Jäger, de schutt (schiesst) in den Appelhoff.
De Lüünken (Sperlinge) in den Fruchthoff, de maakten väl Verdreet un Noth.
Twen Lüünken un en Snieder de füllen, als he schoot (schoss).
De Lüünken von den Hagel, de Snieder von den Schreck,
De Lüünken in de Arfken (Erbsen), de Snieder in den Dreck.

Auf Helgoland, aus: Die Armen, diar jamm sollen tröste (die sich selbst trösten) ühp (auf) Helgoolunn.

Ühs Legt sen app (unsre Lichter sind zu Ende), ühs Thran ess knapp,
Wi drink bi Day (Tag), dann ütt die Way (aus dem Wege),
Wi sliahp bi Naagt, dann kann wi saagt (sanft)
En stunn wie app (auf), dann läyt uhn Skapp (liegt im Schrank)
En grot Stück Bruad, wi hab keen Nuad,
Wi iht en drink, wat Memm (Mutter) äss bringt.

ward. — Was im Gebirge im Ueberfluß vorhanden, verwitterter Boden, das entreißt ihm der Regen, um es den Flüssen zuzuführen, welche die fetten Schlammmassen bald unterwegs, bald aber auch erst in ihren Mündungen abzulegen vermögen. Das Meer will den schmutzigen Fremdling nicht aufnehmen, darum führt es ihn bei seinem ewigen Hin- und Herwogen wieder dem Strande zu und setzt ihn an demselben ab. So bildete sich im Laufe der Jahrzehente und Jahrhunderte ein neues Land, der fruchtbare Boden der Marsch. Ihn sucht der Küstenbewohner mit Aufbietung seiner ganzen Kraft und seines ganzen Vermögens sich zu erhalten. Sieh, wie er das neu angeschwemmte Land durch Aufführung von Erdwällen oder Deichen gegen die anströmenden Meeresfluthen zu schützen bemüht ist. Er nennt solch eingedeichten Boden Neuland, Groten oder Polder, und das sich bereits schon außerhalb des Deiches bildende und mit einer Pflanzendecke versehene Schwemmland den Anwachs oder Heller. Ist es nun dem unermüdlich thätigen Marschbewohner gelungen, das neugewonnene Land durch Eindeichung auf Jahre zu schützen, dann hat er die stolze Genugthuung, dem Meere ein kostbares Erbtheil entrissen, den Seinen es aber gewonnen zu haben. Doch er kann noch nicht auf sein Erbtheil pochen: in einer einzigen Nacht kann die furchtbare Springfluth, von Westwinden gepeitscht, seine Deiche durchbrechen und das Meer seinen Verlust sich zurückerobern. Darum ist der Marschbewohner immer bemüht, seine Deiche in gutem Stande zu erhalten, sie mit anderen gemeinschaftlich zu schützen, ja in der Stunde der Gefahr, wie es in einem der letzten Jahre vorgekommen, jene Verderben drohenden Stellen mit eigenem Leibe zu decken. Spricht man mit dem Friesen über all' die drohenden Sturmfluthen, welche er schon erlebt, dann kann er nicht genug erzählen, so wortkarg er auch immer sein mag. So war eine der furchtbarsten Fluthen neuerer Zeit die von Weihnacht **1717**. Schon seit **24** Stunden hatte der Wind aus Südwest geweht und das Wasser aus dem atlantischen Ocean durch den Canal in die Nordsee gepeitscht. Plötzlich war der Südwest in Nordwest umgeschlagen und hatte das aufgestaute Wasser, welches nicht schnell genug den Canal zu passiren vermochte, mit furchtbarer Gewalt gegen die Küste geschleudert. Mit der Geschwindigkeit des siedenden Wassers im Topfe stieg die Fluth an den Deichen auf, schon um **3** Uhr in der Nacht zerrissen die von Butjadingen, so daß das Wasser innerhalb einer Viertelstunde **8—16** Fuß im niedrigen Lande stieg. Das Vieh ertrank in den Häusern, viele Menschen fanden in den Betten oder auf Tischen und Schränken, wohin sie geflüchtet waren, den Tod, während wieder andere durch den Zusammensturz der Gebäude oder vor Hunger und Frost umkamen. Nur in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst verloren allein **2471** Menschen das Leben, während die Zahl derer, welche in der Butjadinger Marsch umkamen, weit beträchtlicher war. Darum wendet der Friese Alles an die Erhaltung seiner Deiche, und so beträchtlich die Ausgaben schon in gewöhnlichen Zeiten sein mögen, wie bedeutend sind sie nicht erst in Unglücksjahren. Mit Recht sagt der Marschbewohner, daß er ohne die Deichlast mit einem silbernen Pfluge pflügen könne, während er den Deich selber bezeichnend genug seinen goldenen Ring nennt. Daß aber die Marschbildung für die Schifffahrt durch Verschlemmung der Häfen und Flußmündungen höchst nachtheilig ist, das zeigt der Hafen von Emden mit seinen vielen ungebrauchten Speichern auf das Traurigste.

Doch nicht blos Marschboden ist es, welchem in Ostfriesland das Auge begegnet, sondern auch Geest, jenes Sandland, welches das Moorland der Haide umgiebt. Dieser Boden ist gewissermaßen als der älteste des Landes

anzusehen. Auf ihm liegen die ältesten Dörfer (die Hoogen Loogen), sowie die Städte Esens, Leer, Aurich und Norden. Die Fruchtbarkeit dieses Bodens ist jedoch bei guter Düngung noch nicht gering zu schätzen, indem man oft drei bis vier Jahre hinter einander Hafer auf ihm erbaut. Hinter dem Sandlande liegt endlich das sumpfige Moorland. Zwar besitzt auch die Haide, wie die Moore, ihre Sümpfe, wenn bedeutendere Wassermassen keinen Abfluß haben, allein sie ziehen sich doch als Seen, in Ostfriesland Meere genannt, auf einzelne Punkte zurück; dagegen bilden kleinere und ihrer niedrigen Lage wegen schwieriger abfließende Gewässer auf dem Moorlande stehende Sümpfe. Ueberschwemmt das Wasser nun im Frühling, Herbst und Winter gewisse Stellen, wird es aber im Sommer durch Gräben nach den Flüssen abgeleitet, so bilden sich natürliche Wiesen oder Meeden. Der Graswuchs dieser Wiesen ist äußerst üppig, doch befindet sich unter ihm eine Art Morast, der Darch, welcher aus den verwesenden Theilen der Wiesenpflanzen entsteht. Im Gegensatze zu diesem Darche nennt man die eigentlichen Moore die Torfmoraste oder Hochmoore, d. i. solche, welche in nie ablaufenden Sümpfen die Pflanzen mittelst Verwesung in Torfmassen verwandeln. Fast ein Viertel von Ostfriesland, 12—13 Quadratmeilen, wird von solchen Mooren eingenommen. Kein Strauch unterbricht die unübersehbaren Einöden, höchstens bedecken zur Abwechselung kleine, mit Haide bewachsene, den Maulwurfshaufen vergleichbare Hügel den Boden. Wehe dem Unkundigen, welcher es unternimmt, über solchen Boden hinwegzuschreiten; ohne die langen an den Füßen befestigten Bretersandalen der Einwohner würde er unfehlbar in dem tiefen Moraste allmählich versinken und wie in den Fluthen des Meeres unrettbar verloren sein, wenn nicht rettende Hilfe baldigst mit Tauen und Bretern zur Seite stünde. Manche dieser Moorflächen, sobald sie nur etwas höher liegen, werden von den Oldenburgern, sowie von anderen Bewohnern des nordwestlichen Deutschlands für die Kultur des Buchweizens dadurch gewonnen, daß man sie abbrennt. Nachdem nämlich zuvor das Land durch Abzugsgräben trocken gelegt und der Rasen abgeschält ist, zündet man den Torfboden an. Er brennt ungefähr einen Zoll tief hinab und liefert eine Asche, welche dem eingestreuten Buchweizen als trefflicher Dünger dient. Der durch den Brand erzeugte dicke schwere Rauch verpestet dem Oldenburger nicht blos seinen Frühling, sondern wird vom Winde selbst bis in das mittlere Deutschland geführt, wo er mit dem Namen Höhen- oder Heerrauch benannt wird.

Doch vom innern Lande an die Gestade der Nordsee einen Ausflug zu machen, war unser Verlangen. Bereits in der Nähe des Meeres angekommen, verbirgt uns ein mächtiger Erdwall seinen Anblick. Ein eigenes, nie gekanntes Gefühl durchbebt unser Inneres. Schon seit Jahren war es das Ziel unserer Wanderlust, das Meer zu sehen, und jetzt sind wir vor ihm angelangt. Zu unseren Füßen ruht in tiefem Schweigen eine endlose Wassermasse in mächtigem Halbkreise. Es ist das Meer, dem von mächtigen Deichen ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ geboten wird. So ruhig, wie es sich heute zeigt, ist es nicht immer. Erhebt sich der Wind nur einigermaßen, so rollen zur Zeit der Ebbe seine Wogen über die bloßgelegte Düne, während zur Zeit der Fluth sie furchtbar an die Deiche schlagen. Doch wir heben unseren Blick zum Horizonte: Was ist das, fragen wir den Begleiter, für ein dunkler Streifen, der sich dort, etwa drei Stunden entfernt, quer durch das Meer zieht? Es ist die oldenburgische Insel Wangeroge mit ihrem gleichnamigen Dorfe und ihren beiden Thürmen, dem Leuchtthurme und jenem der Kirche. Wangeroge ist ein Glied jener sandigen, gleichförmig gebildeten Inselreihe, welche sich am Strande der

Nordsee bis Holland hinzieht, und zwar von allen die nördlichste. Denn im südwestlichen Laufe folgen Spikeroge, Langeroge, Baldrum und Norderney mit seiner großen Seebadeanstalt, sowie noch weiter westlich die in vier Theile durch Sturmfluthen zerrissene Insel Borkum. Einst 5 Quadratmeilen groß und von 20000 Menschen bewohnt, ist sie jetzt nur noch eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, und selbst das übrig gebliebene Stück von Borkum ist vor wenig Jahren wiederum in zwei Theile gespalten, so daß die Zerstückelung und mit ihr der Untergang der ganzen Insel in eine vielleicht nicht ferne Zeit fällt. Gar manche der Nordseeinseln hat bereits dieses Schicksal gehabt, denn während Plinius von Texel bis zur Eider 25 Inseln zählt, sind heutzutage nur noch 16 vorhanden, so daß mindestens 25—30 Quadratmeilen Landes vom Meere verschlungen worden sind. Noch jüngst, in der Neujahrsnacht 1855, war Wangeroge in höchster Gefahr, vom Meere verschlungen zu werden. Ganze Theile der Insel wurden weggeschwemmt, so der Gottesacker, dessen Leichen die Sturmfluth herauswusch und auf das Land warf. Die Insel, welche noch im 16. Jahrhundert 1/4 Meile breit und 1 1/2 Meile lang war, ist jetzt nur noch 15 Minuten breit und 1 Stunde lang.

79. Hamburg*).

Hamburg, die bedeutungsvollste, größte, reichste Hafenstadt Deutschlands, wenn nicht des ganzen europäischen Festlandes, liegt vor uns. Wir betreten nach langer, eintöniger Fahrt diese immer gährende, ewig neu sich gestaltende Welt, die alltäglich in den gekrümmten, zum Theil alterthümlichen Straßen Hamburgs fluthet. Gleich der anschwellenden Fluth, welche die Canäle (Fleeten) der Stadt füllt, strömt und wogt hier das Leben, das mit hunderttausend unsichtbaren Fäden gewaltig ineinander greift. Hamburgs Lage an dem breiten, tiefen Elbstrome, in welche hier die schiffbare Alster mündet, ist eine überaus günstige. Ein schmäleres und tieferes Strombette würde der Seefahrt allerdings noch ungleich größere Vortheile gewähren, doch läßt sich dieser Mangel verschmerzen, da die Bewegung, welche die breite Wasserfläche der Elbe durch Ebbe und Fluth erhält, reichen Ersatz dafür giebt. Mit der Ebbe segeln die Schiffe seewärts, während die Fluth die ankommenden sicher in den Hafen trägt und die Canäle der Stadt mit Wasser füllt.

---

*) Die Mundarten der drei Hansestädte.

Der Hamburger Bürgereid:

Ick lave (gelobe) und schwöre tho Gott dem Allmächtigen, dat ick düssem Rahde und düsser Stadt will truw und hold wesen (sein), eer bestes söken unde Schaden affwenden, alsa ick beste kann und mag, ock nenen Upsaet (keinen Aufruhr) wedder düssem Rahde und düsser Stadt maken, mit Woorden edder Werken, und efft ick wat erfahre, dat wedder düssen Rahde und düsser Stadt were, dat ick dat getrüwlick will vormelden. Ich will ock myn jährlickes Schott (Schoss, Hauptabgabe des Bürgers), im glicken Törkenstüer, Tholage, Tollen (Zollgelder), Accise, Matten (Abgabe an Korn) und wat sünsten twischen Einem Ehrbaren Rahde und der Erbgesetenen Bürgerschop belewet und bewilliget werd, getrüw- und unwiegerlick by myner Wetenschop entrichten und bethalen. Alse my Gott helpe und syn hilliges Wort.

Bremer Mundart:

In Middernagt, tor twolften Stund maakt Roland to Neejahr syn Rund,
As ooler Bremer Grootpapa un gloofst du wyt em, is he da.
He weet, wo Barthel synen Most herhoolt un wat de Staat uns kost.

Lübecker Mundart in dem Räthsel „das Ei“:

To Wittenbarch in Dom, da iss een geele Blohm,
Un wer de geele Blohm will eeten, de müst ganz Wittenbarch terbreeken.

Wer aus dem innern Deutschland sich hier zum ersten Male der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat er noch nie geschaut; zwischen einem ganzen Walde von Masten, welche die Häfen Hamburgs erfüllen, streckt sich die reiche Handelsstadt aus. Begleite mich auf einer Jolle nach dem Binnenhafen, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch, und von da nach dem Baumhause. Ueberall umschwärmt uns das regste Leben. Welche Menge von Wirthshäusern, Waarenlagern und Gewerben, alle mehr oder minder für die Bedürfnisse des Seefahrers berechnet! Sieh die Aushängeschilder, neben der deutschen erscheint auf ihnen auch die englische, französische, ja selbst spanische Sprache. Achte auf die Sprache der Matrosen und Schiffsleute, ist es nicht, als befänden wir uns in einem Babel oder in irgend einem wildfremden Lande, da selbst das Plattdeutsche des nordischen Schiffers uns völlig unverständlich ist! Ja selbst der in seinem Oberlaufe uns so wohl bekannte Elbstrom scheint ein ganz anderer zu sein, man fühlt, daß H a m b u r g eine „Weltstadt" ist.

Alles erinnert an das See= und Matrosenleben. Tritt in Hamburgs Kellerwirthschaften und du findest Beefsteakküchen, Grog= und Punschfabriken; begieb dich zum Bäcker und du findest Massen von Schiffszwieback, beim Fleischer gewaltige Vorräthe eingepökelten und geräucherten Fleisches. Nimm ein Zeitungsblatt in die Hand und lies diese Verproviantirungs= und Ausrüstungsartikel, in mehreren Sprachen für die Schiffscapitaine angezeigt. Dieser Kaufmann empfiehlt Spiritus, Gin und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer; ein dritter hat große Lager von blau= oder rothgestreiften Matrosenhemden, ein vierter wollene Mützen und Tücher, wie sie diese wetterharschen Menschen bald um den Hals, bald um den Leib zu schlagen pflegen. Folge mir an das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzte Bohlwerk; sieh die müßigen Schiffer, welche den Vorübergehenden ihre Jollen zu einer Fahrt in den Hafen antragen. Und wie wird dieser in allen Richtungen durchkreuzt! Dies sind nicht blos Fahrten zum Vergnügen und zur Befriedigung der Schaulust, da sind es bald Rheder, bald Geschäftsleute, bald Mäkler, welche bald nach dem, bald nach jenem Schiffe fahren, um Befehle zu überbringen oder angekommene Waaren an Bord zu besichtigen. Pfeilschnell schießen die kleinen Jollen in den engen, von den Schiffen freigelassenen Gassen hindurch, denn mit der Gewandtheit eines Pariser oder Londoner Cabrioletführers verstehen diese Schiffer ihre Fahrzeuge zu regieren. Fast unheimlich wird es uns in unserer Nußschale von Fahrzeug, wenn wir neben den palastähnlichen Kauffahrteischiffcolossen vorbeifahren, jenen stolzen Dreimastern, von denen mancher schon die fernsten Lande des Erdballs wiederholt besuchte und nach Sturm und Wetter seine reichen Lasten glücklich in den heimischen Hafen brachte. Sieh auf jenem Verdeck die Matrosen in schwerster Arbeit, jene sonnenverbrannten Gesellen mit schwarzbrauner Haut und nervigem Arm. Höre, wie sie unter stoßweisem Gesange schwere Lasten aufwinden, und achte auf die gewaltigen Ale= und Rumportionen, die diese kräftigen Söhne Neptuns durch ihre weiten Kehlen laufen lassen, Portionen, wie sie einen festländischen Magen oder ein derartiges Hirn sofort ruiniren würden. — Hier weht die weiß= und rothgestreifte Flagge Nordamerika's neben dem blutrothen Banner Englands, da ein lammfrommes Stadtwimpel neben der stolzen Flagge des Weltumseglers; hier hört man ein rauhes, nordisches Lied, dort die sanfte italienische Canzone oder einen spanischen Gesang; da schallt uns ein britischer, französischer, dänischer Fluch, dort ein treuherziges „Willkommen" entgegen. Die buntesten, wechselvollsten Bilder sind es, w-

uns umgeben. — Doch zurück in die Straßen der Stadt, hin nach der neuen Börse. Nicht Hunderte, sondern Tausende von Kaufleuten wandern hier auf und ab. Es ist eben Börsenzeit, zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags. In der großen, 127 Fuß langen, 60 Fuß breiten und 76 Fuß hohen, von Bogengängen umgebenen Börsenhalle wimmelt es von Käufern und Verkäufern. — Zucker, Kaffee, Gewürze, Holz, Seiden= und Wollstoffe, Kunstgegenstände, Gold und Silber, Staatspapiere und Actien werden hier bald ausgeboten, bald verlangt. Sieh die Menge der Mäkler, welche in allen Handelsgegenständen Geschäfte machen, wie sie bald Schlußzettel über abgeschlossenen Handel schreiben, bald überreden, bald Streitigkeiten schlichten, bald Aufträge annehmen und geben. Für jede Frage, für jedes Bedürfniß haben sie ein Auskunftsmittel. Sie sind das unentbehrliche Mittelglied zwischen Käufer und Verkäufer im Handel Hamburgs, wie aller großen Handelsstädte. Da siehst du Zuckermäkler, Tabaksmäkler, Wein= und Colonialwaarenmäkler, Papiermäkler, Wechsel=, Fonds= und Geldmäkler. Jeden Tag werden Auctionen in Waaren theils von ihnen abgehalten, theils besucht. Ganze Schiffsladungen werden sogleich nach der Ankunft der Schiffe versteigert; die oberen Räume der Börse sind zu Auctionslocalen eingerichtet. Dort steht der eben angekommene Schiffscapitain mit noch etwas gespreizten Beinen, als ob das Festland dem unruhigen Weltmeere gliche, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne mit schönen, ernsten Zügen. Neben letzterem dessen Bruder, ein hübscher, von der tropischen Sonne gebräunter Kaufmann, der als Cargador oder Schiffsbefrachter mit reicher Ladung bereits mehrmals den Aequator durchschnitt. Das sind Kaufleute! Die kennen Welt und Leben! Ihr Blick schweift über den Ocean, wo sie Comptoire, wie in Hamburg, besitzen, und wo ihr Name so bekannt und so geachtet und geehrt wie in der Heimath ist. Da lernt man erst recht erfahren, wie durch den Kaufmann die Welt erschlossen wird und wie die von ihm ausgeworfenen Fäden die fernsten Erdtheile netzartig mit einander verbinden.

Der Anblick Hamburgs läßt nicht ahnen, daß diese tausendjährige Stadt vormals ein Fischerdorf war, und daß aus armen Fischern unternehmende Kaufherren und Seefahrer wurden. Da entstand im 13. Jahrhunderte der Hansabund, und Hamburg ward ein thätiges Glied in dieser über Länder und Meere herrschenden Städtekette. Durch ihn ward es erhoben und zu seiner Weltbedeutung gebracht; als aber die Hansa verfiel und das herrliche Lübeck, das Haupt derselben, bei solchem Unfalle sich fast verblutete und seinen Einfluß gleich anderen im Mittelalter erblühten Städten verlor, war Hamburg bereits so erstarkt, daß es jenes Ereigniß nicht allein nicht fühlte, sondern sogar an Glanz und Handelsmacht mit jedem Jahre höher stieg. — Hamburgs thätige Bewohner benutzten die ihnen zuströmenden Mittel zur Vergrößerung und Verschönerung ihrer Stadt; neue Straßen entstanden, Thore, Brücken und Schleusen wurden erbaut und gaben dem alten Hammonia seine jetzige Gestalt. Hamburg ist heutigen Tages nicht blos eine bevölkerte, es ist wirklich eine große im größten Style erbaute Stadt, die mit den ersten und volkreichsten Residenzen des Continents wetteifern kann. Von welcher Seite man sich Hamburg auch nähern mag, die Stadt macht immer einen gewaltigen, großartigen Eindruck. Doch am prachtvollsten erscheint sie, wenn man, von Harburg auf dem Dampfschiffe herüberkommend, sie mit Altona in eine Stadt verschmolzen erblickt und vor ihr den mastenwimmelnden Hafen. So weit nur das Auge zu sehen vermag, überall ein Drängen, Kommen und

Gehen von Schiffen aller Nationen und Flaggen. Nicht minder großartig ist der Verkehr in den Straßen aller Stadttheile. Das dämmernde Morgenlicht wird durch ihn begrüßt, und nur nach Mitternacht erstirbt er erst allgemach auf den Straßen. Das Fahren, Reiten, Gehen, das Gewühl geschäftig hin- und herlaufender Menschen, das Geschrei, welches die zahllosen Straßenhändler und Ausrufer machen, die Menschen aller Nationen, welche der Handel hierher gebracht hat, geben Hamburg ganz den Charakter der großen Handelsstadt und zeigen auf's Deutlichste, welche ungeheuren Kräfte Tag aus, Tag ein in dieser Weltstadt thätig sind.

Und dennoch ist Hamburg zu verschiedenen Jahren mächtig bedrängt gewesen. Waren es in früheren Zeiten Seeräuber, so später, zur Zeit des 30jährigen Krieges, die Dänen, welche Glückstadt erbauten, damit es den Handel Hamburgs zerstöre. Das Jahr 1806 brachte die reiche Handelsstadt in Napoleon's Besitz, und Davoust's tyrannische Herrschaft wird in den Geschichtsbüchern Hamburgs immerdar fortleben. Damals sang der deutsche Dichter und Held Max von Schenkendorf:

> Laß Flammen dich verzehren,
> O Hamburg, reich und schön,
> Du wirst zu größern Ehren,
> Dem Phönix gleich erstehn!

Aber Niemand hätte geglaubt, daß dieser Sang Ahnung sei und einst zur furchtbaren Wirklichkeit sich gestalten würde. Da brach der 5. Mai des Jahres 1842 an. Eine Feuersbrunst, anfangs wenig beachtet, verbreitete sich bald über einen bedeutenden Stadttheil. Die Flammen wütheten beinahe vier volle Tage ununterbrochen mit steigender Heftigkeit, und als das wüthende Element zur Riesin geworden war, heftig wehende Westwinde es immer gewaltiger anfachten, da war zu besorgen, daß die reiche, schöne Stadt „von Flammen verzehrt“ zum Schutthaufen werden würde. Doch die Hand des Allmächtigen gebot den Flammen Einhalt, nachdem 4219 Feuerstellen von ihnen verzehrt worden waren. Unter diesen befanden sich 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Böden, 479 Keller, 109 Speicher und 9 Ställe. Dem Phönix gleich ist Hamburg aus der Asche neu und schöner erstanden, und obwohl noch manches Jahrzehend vergehen mag, bevor die Folgen dieses furchtbaren Verhängnisses vertilgt sein werden, so besitzt es doch durch seine Weltstellung die Mittel, auch dieses Unerhörte zu überwinden. Kamen doch in seinem Hafen im Jahre 1851 4169 Schiffe von 372,268 Lasten (zu 2 Tonnen oder 4000 Pfund) an, wogegen ihn 4129 Schiffe von 371,568 Lasten verließen. Die Gesammteinfuhr erreichte das vorhergehende Jahr die Höhe von 166,568,035 Thlr., die Ausfuhr von 156,914,625 Thlr. Wahrlich, ein Weltverkehr, wie er nur den größten Welthandelsplätzen eigenthümlich ist!

80. Das Leben auf einem großen Hamburger Comptoir.

Ich war in Hamburg, das Geld mir ausgegangen, und deshalb außer Stande, meine Reise weiter fortzusetzen. Glücklicher Weise besann ich mich noch auf einen Empfehlungsbrief an ein großes Handelshaus, Mohrfeld in Hamburg, den ich aus Unachtsamkeit abzugeben unterlassen hatte. Sofort machte ich mich früh um 8 Uhr nach der Deichstraße auf, wo Herr Mohrfeld wohnen sollte, um dort eine Summe aufzunehmen.

Halt! hier auf dem Hopfenmarkte muß ich einen Augenblick stehen bleiben; — jener kurze dicke Mann im blauen Oberrock, mit dem schlichtgekämmten braunen Haar, dessen fleischiges Angesicht plump und nichtssagend aussieht, hat sich ein Gericht Fische gekauft, schickt einen Arbeitsmann damit ab und

setzt seinen Weg weiter fort. Beide Hände auf dem Rücken, das Auge an den Boden geheftet, geht er leise brummend in die Deichstraße hinein. Ohne daß er irgend Notiz von mir nimmt, schreiten wir neben einander hin und stehen endlich vor demselben Hause still. Da fährt der Kurze endlich aus seinem Nachdenken auf, sieht mich groß an und frägt mit gezogenem Tone: „Wollen Sie hier im Hause Jemand sprechen?"

Verdrießlich, daß ein solches Männchen es wage, mich ohne weitere Umstände anzureden, entgegnete ich in ziemlich hochtrabender Weise: „Ich habe ein Geschäft mit dem Hause Mohrfeld." — Der Kurze lächelte einen Augenblick und sagte dann ziemlich ernst: „Ich bin Mohrfeld." — Wie? Und von diesem Manne, der seine Fische selbst einkaufte und in einem abgeschabten Oberrocke einherging, sollte mir Hilfe kommen? — Aber es war der einzige Hoffnungsanker, wonach ich greifen konnte; ich riß also blitzschnell den Hut herunter und sagte mit so einnehmendem Wesen als möglich: „Verzeihen Sie! — Ich hatte bis jetzt nicht die Ehre — ich habe" — hier zog ich die Brieftasche — „ein Schreiben zu überreichen."

Herr Mohrfeld unterbrach mich: „Jetzt nicht; nachher werde ich Sie sprechen im Comptoir, Sie müssen aber etwas warten. Kommen Sie!" — Er trat in das Haus und ich hinter ihm drein. Auf der großen Vordiele war ein reges Leben; zwei große Wagschaalen hingen von der Decke herab, mehrere Quartiersleute schleppten Kaffeesäcke heran, die sämmtlich gewogen wurden, ein Commis stand mit seiner Schreibtafel dabei. Herr Mohrfeld sah eine Weile schweigend zu und wollte eben weiter gehen, als einer der Leute seinen Sack etwas unsanft zu Boden warf, so daß dieser platzte und die Bohnen weit umherflogen. „Was ist das für eine liederliche Wirthschaft!" fuhr der Herr grimmig auf; dann aber bückte er sich und half emsig die zerstreuten Bohnen aufsammeln, wobei er in Zwischenräumen Folgendes sprach: „Sammelt mir hübsch Alles auf und steckt es wieder in den Sack hinein, — dann soll die schadhafte Stelle ausgebessert werden. — Sie, Herr Möller," — hierbei sah er den Commis an, — „werden den Sack besonders nachwiegen lassen, und wenn etwas an dem Gewichte fehlt, berechnen Sie's und schreiben Sie es dem unvorsichtigen Menschen zur Last, es soll ihm am Wochenlohn abgezogen werden." — „Das ist doch hart," meinte jener, „so ein paar Bohnen —" — „Paar Bohnen?" entgegnete der Kaufmann; „wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth; aus achtundvierzig Schillingen besteht ein Thaler, und zu einem guten Weinjahr gehören viele warme Tage. Also nicht der Mühe werth? Unachtsamkeit ist ein großer Fehler und der Ruin eines ordentlichen Geschäfts. Herr Möller, sobald der Mann noch eine einzige, wenn auch die kleinste Unachtsamkeit begeht, lohnen Sie ihn auf der Stelle ab, ich mache Sie verantwortlich."

Ein junger Mensch, mit der größten Eleganz gekleidet, kam aus dem Comptoir, verneigte sich vor Herrn Mohrfeld und wollte zur Thür hinaus, aber auf einen Wink seines Principals stand er still. — „Wie sehen Sie denn aus?" fragte der Kaufmann unwillig, „ist etwa auf meinem Comptoir heute Ball? und wo waren Sie gestern Abend? Wenn ich nicht irre, trabten Sie auf einem Schimmel zum Dammthore hinaus und hatten nicht Zeit, auf Ihren Principal zu achten, der zu Fuß nebenher ging." — „Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung!" entgegnete der junge Mann blutroth, „ich —" — „Schon gut!" unterbrach ihn Mohrfeld, „ich habe nichts damit zu schaffen, was meine Leute außer den Comptoirstunden anfangen, sobald sie ihre Geschäfte sonst pünktlich besorgen. Aber mit Ihnen ist das ein Anderes. Sie

haben eine arme Mutter, die am Nothwendigsten Mangel leidet, drei unerzogene Brüder, von denen mir gestern zwei barfuß begegnet sind, und das zu einer Tageszeit, wo Kinder in der Schule sein müssen. Es würde Ihnen mehr Ehre machen, wenn Sie darnach trachteten, für Ihre Brüder zu sorgen, anstatt sich nach dem Modejournal zu kleiden und auf einem Schimmel zu stallmeistern. Gehen Sie an Ihre Geschäfte!" — Der junge Mann war wie mit Purpur übergossen, er verzog sich rückwärts, wie ein Krebs, und war wie ein Blitz zur Thür hinaus. Der Kaufmann schritt vollends die Diele entlang und trat in sein Comptoir. Ich folgte.

Welch ein Anblick! Ein langer, ziemlich finsterer Saal, in welchem Pult an Pult stund, hinter jedem derselben ein emsig schreibender oder rechnender Mensch, ich zählte deren dreißig; in einem Nebensaale saßen auch noch mehrere. Unfern der Thüre hatte ein ziemlich bejahrter Mann hinter einem Zahltische Platz genommen, neben und hinter ihm standen mehrere eiserne Geldschränke. Ich that einen tiefen Seufzer. — „Nun, Herr Carstens," redete der Principal bei seinem Eintritte den Cassirer an, „was giebt es Neues?" — „Wenig!" entgegnete dieser ruhig. „Mehrere Anfragen sind eingelaufen, können aber nicht berücksichtigt werden. In Livorno haben wir nichts, auf Genua und Venedig können wir um des eigenen Bedarfs willen nichts abgeben, drei unserer Schiffe laden auf dort. Können Sie Kopenhagener und schwedische Papiere zu einem annehmlichen Course brauchen?" — „Nein, es soll so wenig Geld als möglich in Papiere gesteckt werden, ich brauche nächstens einen bedeutenden baaren Vorrath; merken Sie sich das."

Er ging weiter, stand aber bald darauf vor einem Pulte still. „Sind die Stückgüter gestern an Bord der Artemisia gekommen, Herr Köhler?" fragte er hingeworfen. „Ist die Assekuranz für meinen Pfeil besorgt, und hat Capitain Heysen seine Papiere bekommen?" — „Es ist Alles besorgt!" war die Antwort. „Hier sind die Connoissements (Seefrachtbriefe), hier die Police und hier der Empfangschein des Capitains." — „Gut. Ich bin mit Ihrer Pünktlichkeit zufrieden. Fahren Sie fort: Ordnung ist die Seele des Geschäfts. Nehmen Sie sich aber mit dem Streusand in Acht, es ist ein widerlicher Anblick, wenn er so umherliegt, wie auf Ihrem Pulte."

Herr Mohrfeld war an seinen Platz gekommen, den eine Barriere von dem Saale schied; er deutete mit der Hand auf mich und auf einen Stuhl, und wendete darauf seine Aufmerksamkeit einer Menge von Briefen zu, die seiner Ankunft harrten. — Eine tiefe Stille herrschte, die nur durch das eintönige Gekritzel der Federn unterbrochen wurde, kein lautes Wort ward vernommen, und selten hörte man hier und da ein unterdrücktes Zischeln. Von mir nahm kein Mensch Notiz, keine Frage ward an mich gerichtet, ja nicht einmal ein neugieriges Auge ruhte auf mir.

Der Kaufmann hatte die Durchsicht der Briefe beendet, er rief mehrere junge Männer herbei und beauftragte sie mit Beantwortung derselben. „Um 1 Uhr muß Alles zur Unterschrift fertig sein! — Sie, Herr Becker, müssen sich vorsehen, damit Sie in den französischen Briefen nicht wieder, wie neulich, Fehler einschleichen lassen. Sie arbeiten zu schnell, zu flüchtig; nehmen Sie sich Herrn Horst zum Muster, seine englische Correspondenz ist eine Mustercorrespondenz. Uebrigens merke ich bei Ihnen Allen seit Kurzem eine Neuerung, die nichts taugt. Sie schreiben einen wunderlichen phrasenhaften Styl und brauchen mitunter drei Zeilen, wo drei Worte ausreichen. Unterlassen Sie das! Dergleichen Wortprunk ist überall eine Narrheit, bei einem Kaufmanne ist sie es doppelt."

Jetzt wandte sich Herr Mohrfeld an mich und sagte ziemlich kurz: „Nun, mein Herr, an unser Geschäft!" — „Zu Befehl!" stotterte ich und überreichte ihm meinen Brief; aber noch hatte er denselben nicht eröffnet, als wir durch einen Dritten unterbrochen wurden.

„Sieh da! Guten Morgen, Herr Capitain Heysen!" rief der Kaufmann lebhaft. „Sie kommen wahrscheinlich, um Abschied zu nehmen? Reisen Sie glücklich und bringen Sie sich und Ihre Mannschaft gesund zurück; geben Sie mir auf Schiff und Ladung wohl Acht, und machen Sie mir keine Havarie (Waarenschaden auf Seereisen). — Ihrer Frau sagen Sie, daß sie sich in vorkommenden Fällen nur dreist an mich wenden soll. — Wenn Sie eine einigermaßen gute Gelegenheit haben und sie geschickt zu benutzen verstehen, sind Sie vor Weihnachten wieder hier. Nun, Adieu, Capitain, Sie haben" — hier warf er einen Seitenblick auf den Kalender — „keine Zeit zu verlieren, es ist hoch Wasser, das Schiff löst die Taue, und ich habe es nicht gerne, wenn meine Capitaine sich bis zum Blankeneser Sande oder gar bis zur Lühe nachsetzen lassen. — Glückliche Reise!"

Der Capitain beurlaubte sich und ein anderer Mann nahm seinen Platz ein. „Guten Morgen, Herr Flügge! Was bringen Sie mir?" fragte der Kaufmann. „Mit dem letzten Holzankauf war ich wohl zufrieden. Sie haben Ihre Courtage (Mäklergebühr) mit Ehren verdient. Wenn Sie mich wieder so bedienen können, bin ich bereit, ein ähnliches Quantum zu kaufen, wie vor vier Wochen, auch wenn mehr; — meine Schiffe müssen zu thun haben, es liegen schon wieder drei müßig. Sobald der neue Vorrath da ist, melden Sie mir ihn an. Adieu! — Ich bitte um Verzeihung, mein Herr! (dies galt nämlich mir) daß ich Sie so lange warten lasse, aber die laufenden Geschäfte gehen vor. — Guten Tag, Lootse! Schon wieder da? Ist meine Hoffnung glücklich in See gegangen?" — „Alles nach Wunsch, Herr Mohrfeld!" erwiderte der Angeredete, ein robuster Elblootse, „das Schiff ist ein Schnellsegler und fürchtet eine frische Breeze nicht. Hier ist der Brief des Capitains. Aber ich muß heute noch wo anders an Bord; kann ich vielleicht mein Lootsengeld gleich mitnehmen?" — „Versteht sich, Lootse, und für die rasche glückliche Fahrt noch 10 Thaler obendrein. Gehe Er nur zu meinem Cassirer, der wird Ihm Alles geben."

Der Lootse zog sich zurück und machte einem Manne Platz, der hart an die Barriere trat. „Herr Mohrfeld," begann er ohne weitere Umstände, „Ihre Fortuna ist ganz fertig und kann jeden Augenblick vom Stapel gelassen werden; ich wollte fragen, welche Zeit Sie dazu bestimmen?" — „Montag Morgen, Herr Reich!" entgegnete der Kaufmann äußerst freundlich. „Ich bin recht zufrieden mit Ihnen, Sie haben mich prompt und gut bedient. Nun, jungen Anfängern soll man forthelfen; ich werde bei Ihnen den Kiel zu einer neuen Fregatte legen lassen, versuchen Sie sich einmal daran. Ich ging gestern an Ihrem Werft vorbei, es geht da recht arbeitslustig und ordentlich zu; fahren Sie fort. Also, wie gesagt, Montag Morgen! Adieu! — Wer ist Sie?" Mit dieser Frage wandte er sich an eine ärmlich gekleidete Frau, die mit rothgeweinten Augen und abgehärmten Wangen dastand. Auf die fast barsche Anrede des Herrn fuhr sie ängstlich auf und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin die Bodmer, deren Mann das Unglück gehabt hat, auf dem Speicher auszugleiten und das Bein zu brechen." — „Schlimm, sehr schlimm! Der Bodmer thut mir leid, er ist ein ordentlicher Mann, der stets seine Schuldigkeit thut. Mein Doctor ist doch gekommen? Was sagt er?" — „Er hat die besten Hoffnungen, meinen Mann am Leben zu erhalten, aber lange wird es

währen, und wer weiß, ob der arme Mann je wieder zur Arbeit tüchtig wird. Was sollen wir armen Leute dann mit uns und unseren fünf unmündigen Kindern anfangen?" — „Auf den Mann vertrauen, in dessen Dienst Euch dies Unglück betroffen hat," entgegnete Mohrfeld gutmüthig. „Was der Kranke an Wein und kräftigen Lebensmitteln bedürfen wird, soll aus meiner Küche hinbesorgt werden; das Wochenlohn hol' Sie regelmäßig Sonnabends ab. Nun gehe Sie zu Hause und grüße Sie Ihren Mann von mir, ich will ihn auch nächstens besuchen." — Die Frau schied mit stummen Thränen des Dankes, und der Kaufmann überflog jetzt den ihm von mir überreichten Brief. Ich verließ meinen Stuhl und setzte mich in Positur.

„Ihr Brief trägt ein sehr altes Datum," redete er mich plötzlich an, „ich habe schon längst gewußt, daß dies Schreiben unterwegs war. Ihre beschränkte Zeit hat vermuthlich einen früheren Besuch verhindert?" — Ich stotterte eine Entschuldigung hervor, daß ich es nämlich nicht gewagt, einen so thätigen Geschäftsmann zu stören, und daß ich auch jetzt nur im höchsten Nothfall — Er ließ mich nicht ausreden. „Sie sind mir übrigens sehr dringend empfohlen. Wenn ich etwas für Sie thun kann, so sprechen Sie frei; Fremde haben oft dies oder jenes Anliegen." — Jetzt war es Zeit, von der tiefen Ebbe meiner Börse zu reden, aber — o der falschen Scham! — die Worte wollten mir nicht über die Zunge. — „Also nicht?" fuhr Jener fort, „nun, ein anderes Mal. Kommen Sie doch Sonntag auf meinen Garten vor dem Dammthore, und essen Sie einen Löffel Suppe mit mir. Der Geschäftsmann ist an den Wochentagen mit seiner Zeit sehr beschränkt und kann der bloßen Unterhaltung nur wenig Zeit widmen."

Da hatte ich meine Abfertigung! Und doch konnte ich nicht ohne Geld fort; denn ich saß völlig auf dem Trocknen und mußte reisen. In diesem Augenblicke war ein Commis mein Retter, der sich zwischen mich und die Barriere schob, um dem Principal eine eben eingegangene telegraphische Depesche zu überreichen. Alsobald ward das Schreiben erbrochen und gelesen. Es mußte eine sehr freudige Nachricht sein, denn ein behagliches Lächeln spielte um die Lippen des Kaufmanns. Aber plötzlich, als hätte er sich auf einer Schwäche ertappt, verschwand dieses wieder, und er legte mit gewohnter Ruhe den Brief bei Seite; dabei fiel sein Blick auf mich: „Noch etwas zu Befehl, mein Herr?"

Jetzt mußte ich reden, es koste was es wolle. — Ich trat dicht an die Barriere, neigte meine Lippen zu den Ohren des Kaufmanns und strömte einen Schwall von Worten aus, unter denen ich das Wort „Geldverlegenheit" am meisten betonte. Der Kaufmann sah mich mit einem seltsamen Blicke an, dann nahm er das überbrachte Schreiben, las es noch einmal aufmerksam durch, schrieb einige Zeilen darunter und überreichte es mir. „Hier, mein Herr, haben Sie die Güte, diese Zeilen bei meinem Cassirer zu präsentiren. Sonntag rechne ich also darauf, Sie an meinem Tische zu sehen, für jetzt entschuldigen Sie mich gefälligst."

Ich verbeugte mich stumm und stand bald darauf vor dem Manne, der von eisernen Geldschränken umgeben war. Er nahm mein Creditiv (Anweisung zur Erhebung von Geld) in die Hand und sagte: „Sie haben hierauf 100 Mark Courant zu empfangen; wollen Sie gefälligst quittiren? Hier ist Ihr Geld!" — „Und hier, mein Herr, ist Ihre Quittung!" rief ich mit erleichterter Brust, strich die Summe ein und eilte aus dem Comptoir in die freie Gottesluft hinaus, der Alsterhalle zu, noch voll der eben erlebten Vorgänge.

Smidt.

81. Ein Bauerndorf in Mecklenburg*).

Nur wenige Landestheile Deutschlands vermögen so viele Eigenthümlichkeiten ihrer bäuerlichen Bevölkerung aufzuweisen, wie Mecklenburg. Die abgesonderte Lage des Landes, der Mangel an großen Chausseen, die landwirthschaftliche Bevölkerung seiner Binnen- und das Schifferleben seiner Küstenbewohner haben eine Anhänglichkeit an das Herkömmliche erzeugt, welche, verbunden mit einer gewissen Langsamkeit und Schwerfälligkeit im Auffassen neuer Dinge, einen Grundzug im Charakter des mecklenburgischen Volksstammes bildet. Zwar hat die Neuzeit durch ihre Eisenbahnen und den gesteigerten Völkerverkehr in verschiedenen Richtungen bereits manches geändert und droht noch weitere Umgestaltungen vorzunehmen, aber trotzdem sind noch so viele Eigenthümlichkeiten vorhanden, daß sie diesen nordischen Volksstamm wesentlich vor vielen anderen unterscheiden und deshalb eine Erwähnung in diesem Länder- und Völkergemälde verdienen.

Nicht in die Städte, die sich mehr oder minder durch ganz Deutschland gleich bleiben, sondern hinaus auf das platte Land müssen wir gehen, um das Volk in seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen. Dort finden wir eine Anzahl herrschaftlicher Dörfer mit Edelsitzen oder Rittergütern; so bedeutend die meisten derselben sind, so unbedeutend ist dagegen der Bauernstand, der mehr ein Tagelöhner als Grundbesitzer ist. Ganz anders in den Bauerndörfern, die größtentheils zu den weitläufigen früheren Domainen oder Kammergütern des Regentenhauses gehörten und der Bauernfamilie in einem von vierzehn zu vierzehn Jahren zu erneuernden Zeitpacht gegeben wurden. So mißlich auch diese Besitzverhältnisse waren, indem der jedesmalige Pächter sich weniger veranlaßt fand, allen nur möglichen Fleiß auf die Verbesserung seines Ackerlandes zu verwenden, so ist dennoch ein wohlhabender Bauernstand dadurch heraufgezogen worden. Sein Zeitpacht ist jetzt an vielen Orten in Erbpacht gegen eine jährliche Abgabe von Geld und Getreide verwandelt worden. — Diese Umänderung hat den segensreichsten Einfluß auf die bessere Bewirthschaftung der Felder und eine sorgfältigere Instandhaltung der Gehöfte ausgeübt, so daß man fast auf den ersten Blick das Erbpachtgehöft von einem gewöhnlichen Bauerngehöft auf Zeitpacht zu unterscheiden vermag.

Doch der Leser begleite uns in das Innere eines alten mecklenburgischen Bauerngehöftes. Ein 4 bis 5 Fuß hoher, aus starkem Weidengebüsch geflochtener Zaun, über welchen noch oben eine Lage stachlichter Dornenbüsche angebracht ist, trennt das Gehöft nebst Garten von der oft sehr schmutzigen Dorfstraße. Ein breites, aus ungehobelten Bretern zusammengeschlagenes Hofthor hängt lose in zwei starken Pfählen. Mehrere Flügel von Eulen oder anderen Raub-

*) Eine Nixensage in mecklenburgischer Mundart, nach Firmenich:

Eens's Awens güng de Paster unner de hoogen Erken an de Eld (Eldefluss bei Parchim) up un Daal spazieren. De Sünn was all unnergaan un dat füng an düster to wären. Door (da) reep't uut 'n Water ganz dump: De Stunn (Stunde) ist door, äwerst de Knaaw (Knabe) noch nich! As de Paster dit hüürt, kreeg he kort Been un maakt, det he na'n Dörp keem. As he all an'n Tuun (Zaun) wier, keem 'n smucken Jung anlopen. Wuhen, mien Söön, wuhen so ielig? Na 're Eld, set dat Kind driest, ick will Snicken un Muscheln söcken. — Nich doch, set de vorsichtig Mann, hier hest 'n Schilling, mien Kind, gaa hen un haal mi mien Biewel. De Jung leep hen. As de Paster bie'n Kroog voräwer güng, keem de Knaaw mit de Biewel all werren torügg un woll nu nä'n Water daal. Nich doch, set de Paster, du büst döstig, du hast so lopen, du sast ierst drinken. Leew Kröger, een Glas Bier für den lütten Jung! — He drünk, un feel doot daal. De Stunn was door, un de Knaaw ook.

vögeln sind an den einen Pfahl angenagelt, weil dies heilsame Wirkung auf das ein- und austreibende Vieh äußern und die Hexen abhalten soll. Von dem Thore führt ein schlecht gepflasterter Steindamm in die große Hauptthür des Wohnhauses, welches ungefähr 24 Schritte davon liegt. Diese Thür ist von der Höhe und Weite, daß ein voller Kornwagen ungehindert hindurchfahren kann. Tritt man in dieses Tag und Nacht offenstehende Hausthor, so befindet man sich in einem hohen, weiten Raume ohne Fenster, der sein Licht allein durch jenes offene Thor erhält. Die aus festem Lehm geschlagene Diele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen beladene Wagen darauf, da sie breiter als die Hausthür ist und fast so lang als das ganze Haus selbst. Am Ende der Diele, der Thür gegenüber, schließt eine Lehmwand von 4 bis 5 Fuß die Küche von dem übrigen Raume ab. Die Ausstattung derselben bildet ein aus Steinen gemauerter Herd, auf dessen einer Seite ein großer eiserner Kessel hängt, irdene Teller und Schüsseln, einige Wassereimer, eine Biertonne und ein Butterfaß. Da sie ihr Licht nur von der Diele empfängt, so ist sie nie hell. Der Rauch vom Herde hat alles Holzwerk der Diele glänzend schwarz gebeizt, da er keinen Ausweg durch einen Schornstein findet. An den beiden langen Seiten der Diele, nur durch eine niedrige Wand von derselben getrennt, sind die Ställe für das Rindvieh und die Pferde, gewöhnlich 18 bis 20 Kühe und 5 bis 8 Pferde enthaltend. Die Thiere schauen mit den Köpfen frei in den Dielenraum hinein und können, da die Krippen auf der niederen Scheidewand angebracht sind, sehr bequem von derselben aus gefüttert werden. An dem Ende jedes Stalles befindet sich auf jeder Seite eine kleine Kammer, die ein einziges Fenster nach außen hat, und aus der eine Thür nach der Diele führt. Die Kammer auf der Seite des Pferdestalles enthält die Koffer und die Betten der Pferdeknechte, die auf der Seite des Kuhstalles die gleiche Einrichtung für die Mägde. So schläft Jedes an der Seite des Viehes, das seiner besonderen Pflege anvertraut ist.

Die Deckräume des hohen Mittelraumes, der höher als ein volles Fuder ist, und der beiden Ställe an den Seiten, die viel niedriger sind, ist aus dünnen, unbehauenen Tannenstämmen gebildet, die oft einen Fuß von einander liegen. Zwischen den weiten Fugen derselben blickt das Korn oder Heu hervor, welches bis in den obersten Giebel reicht. Nur über dem Pferdestalle ist ein kleiner, festerer Raum, wo die Häckerlinglade und das Bett des Pferde- und Kuhhirtenjungen steht, die auf Leitern ihren Schlafplatz erklimmen müssen. Wo die Küche anfängt, hört die Strohlage auf, und bis zum obersten Dachsparren ist ein freier Raum. Hier hängen, dem beständigen Rauche ausgesetzt, die vielen Schinken und langen Mett- oder Fleischwürste, der Stolz der Bauerfrau, die Sehnsucht der fechtenden Handwerksburschen. Neben der Küche vorbei führt ein schmaler Gang zu einer kleinen Thür und durch diese in den Grasgarten. Hinter der Küche, so daß man gewöhnlich durch diese erst hineintreten kann, ist die Wohnstube des Bauern. Ein großer, braun angestrichener Schrank mit blauen Kanten und einem flammenden Herzen in der Mitte zieht zuerst den Blick auf sich. In den oberen Fächern desselben steht die Milch, welche zum Abrahmen bestimmt ist, in den unteren Abtheilungen Brot, Käse und Tabak. Neben diesem Schranke schnurrt in grünem Bretergehäuse die schwarzwälder Uhr. Der große Ofen, aus Backsteinen aufgemauert und so eingerichtet, daß er vom Küchenherd mit geheizt wird, nimmt den letzten Platz an dieser Seite des Zimmers ein und läßt kaum noch für einen aus Weiden geflochtenen Lehnstuhl Raum. Dieser ist der Ehrenplatz des Hausvaters. Der Thür gegenüber an der anderen langen

Seite der Stube sind zwei größere Glasfenster mit vielen kleinen Scheiben, die in den Grasgarten gehen. Unter den Fenstern läuft eine lange Holzbank entlang, vor welcher ein großer Tisch aus braungemaltem Tannenholze mit vielen Schubladen steht. Einen Fuß von der Decke, so daß man bequem mit der Hand hinaufreichen kann, läuft eine hölzerne Borde durch den größten Theil des Zimmers; die verschiedensten Gegenstände liegen darauf: eine Butterdose, ein zerlesenes Gesangbuch, ein Strickstrumpf, ein halb fertig geschnitzter Peitschenstiel u. dgl. Sonst sind im Zimmer noch einige kleine Hängeschränke, einige hölzerne oder aus Weiden geflochtene Stühle, ein Korb mit einer Gluckhenne, deren Küchlein piepend umherlaufen, die umhergestreuten Brotkrumen aufzulesen. Die Wände sind hier und da mit einem bunten Bilderbogen, gewöhnlich den alten Fritz oder Blücher zu Pferde oder den Großherzog darstellend, beklebt; an der Thür ist ein Wandkalender angenagelt. Ueber dem Tische hängen, in kleinen Lederösen befestigt, so viel hölzerne Löffel, als täglich Gäste am Tische sind. Jedes, Knecht oder Magd, hat seinen bestimmten Löffel, den es gewöhnlich selbst ausschnitzt. Neben dieser Wohnstube befindet sich eine ähnliche, aber etwas kleinere Kammer, mit grün angestrichenen Betten und einigen großen Koffern, die Leinenzeug und Kleider enthalten. Sonst giebt es noch einige Vorrathskammern für Wolle, Eier, Butter, Aepfel u. s. w.

Ein spitzig zulaufendes, von Alter geschwärztes und mit Moos bewachsenes Dach bildet, von außen gesehen, den Haupttheil des ganzen Gebäudes. Oben an jedem Giebel laufen die beiden äußersten Giebelbalken noch einige Fuß darüber heraus und sind in Gestalt von Pferdehälsen und Köpfen ausgeschnitten. Mit dem Wohnhause in gleicher Linie und eben so gebaut, nur etwas kleiner, liegt ein Gebäude, welches den Stall für 30 bis 40 Schafe, Ställe für Gänse, Hühner und die Koben für 6 bis 10 große und kleine Schweine, und die sogenannte Hauskammer enthält, in der sich der Bauer, mit Ausnahme der eigentlichen Räder, alle seine ländlichen Werkzeuge, als Pflüge, Wagen u. s. w., selbst verfertigt. Nicht weit vom Hause ragt der große Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an dem andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Das Brunnenloch ist unbedeckt. Um dasselbe stehen einige lange Holztröge zum Tränken des Viehes. Auf dem Hofplatze ist ein einziger großer Dunghaufen mit wenigen trockenen Stellen, auf welchen Hacken, Eggen oder Wagen herumstehen und ein großer Haufen von Buschholz zum Brennen aufgestapelt ist.

Neben dem Hofplatze und durch das Haus von demselben geschieden, erstreckt sich der mehrere Morgen große Garten. Einige Obstbäume geben fast allein demselben ein gartenähnliches Ansehen, sonst gleicht er mit seinen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und den vielen grünen Grasplätzen, zum Weiden des jungen Viehes, vollkommen allem übrigen Acker. Nur unmittelbar unter den Fenstern des Hauses befindet sich ein kleiner Blumengarten, in welchem einige gewöhnliche Blumen wachsen.

Die Bewohner dieser Wohnungen sind ein schlanker, kräftiger Menschenschlag, meist mit dunklen Augen und Haar. Sie sind arbeitsam, thätig, sehr nüchtern und daher in der Regel von ziemlich großer Wohlhabenheit. Ihr Lieblingsgewerbe ist die Pferdezucht und ihre Gespanne deshalb oft von sehr großer Schönheit. Es ist schon manchmal vorgekommen, daß dem Bauer, welcher eben mit vier kräftigen Braunen den Düngerwagen auf den Acker fuhr, von einem ihm begegnenden Pferdehändler 800 Thaler vergeblich auf sein Viergespann geboten wurden. Die Lebensweise auf diesen Bauerndörfern

ist höchst einfach und besteht zumeist in Arbeit. Winter wie Sommer stehen die Bewohner des Hauses um 4 Uhr auf, besorgen zuerst das Vieh und dreschen dann während des Winters beim Scheine der Laterne das Korn auf der Hausdiele, bis der Tag anbricht, wogegen im Sommer schon um 5, spätestens um 6 Uhr die Feldarbeit beginnt. Milch- oder Mehlsuppe und in einer Fettbrühe gekochte Kartoffeln bilden das Frühstück von Bauer und Gesinde, denn beide essen aus einer Schüssel. Bei besonders schwerer Arbeit, sowie auch im Sommer, erhalten die Leute noch ein zweites, aus Butterbrot und Branntwein bestehendes Frühstück, das man ihnen auf das Feld trägt. Um 12 Uhr ist die Hälfte des Tagewerks gethan, man kehrt vom Felde heim und geht zum gemeinschaftlichen Mittagsbrote, welches in Milch- oder Mehlsuppe, Kartoffeln oder Klößen, Speck, Wurst oder Hering besteht. Schon nach 1 Uhr geht es wiederum an die Arbeit, die nur durch das „Hogem" oder Halbabendbrot, ähnlich dem zweiten Frühstück, unterbrochen wird. Nach Besorgung des Viehes wird das eigentliche Abendbrot eingenommen, worauf sich der mecklenburger Bauer bald zur nächtlichen Ruhe begiebt, um die müden Glieder zur Arbeit des folgenden Tages wieder zu stärken. Der Besuch des Wirthshauses findet nur ausnahmsweise am Sonntagabend statt, ja es giebt selbst große Dörfer, welche nicht an der Landstraße liegen und deshalb auch keinen Krug (wie man das Wirthshaus nennt) besitzen.

Doch die Landbevölkerung Mecklenburgs, besonders der jüngere Theil, hat auch seine Feste. Das Hauptfest, auf welches man sich schon das ganze Jahr im Voraus freut, ist das „Erntebier." Es wird vom ganzen Dorfe gemeinschaftlich abwechselnd in einem Bauernhause bald nach der Ernte gefeiert und währt vom Sonntag Nachmittag bis Mittwoch Morgen. Sein Hauptbestandtheil besteht im Tanz, der jeden Tag vom Mittag bis zum andern Morgen dauert. Die Hausdiele ist der Tanzplatz für das ganze Dorf. Die Bewirthung wird aus einer gemeinsamen Casse bestritten, zu welcher Alle einen bestimmten Antheil beitragen müssen, und besteht in Branntwein, gutem Bier, Weißbrot, Butter, Käse und Heringen. Aehnlich diesem Feste ist ein zweites, welches gleichfalls drei Tage dauert und auch abwechselnd bei den Bauern alljährlich der Reihe nach herumgeht. Es heißt „Fastellabend" und fällt in die Fastnacht, also jene Zeit, in welcher der Ausdrusch des Getreides entweder ganz oder doch zum größten Theile beendet ist. An ihm ziehen die Knechte, unter welchen man Groß-, Mittel- und Kleinknecht unterscheidet, mit Musik im ganzen Dorfe umher und sammeln Schinken, Würste, Butter und Eier. Von jedem Bauernhofe verlangt man nicht blos einen bestimmten Beitrag an Geld (3 bis 4 Thaler), sondern auch Würste von gewisser Länge oder Schwere, erstere oft sieben Ellen. — Wurst und Schinken werden darauf an einer, mit bunten Bändern geschmückten Stange bis in das Gehöfte getragen, wo Fastellabend in diesem Jahre gefeiert wird. Alles, Herren wie Dienstleute und Gäste, stellt sich hier zur Begehung des ländlichen Festes ein und wird von den gespendeten und erkauften Lebensmitteln bis auf den letzten Rest bewirthet. Auch hier spielt ein dreitägiges Tanzen bei den jüngeren Leuten die Hauptrolle, während die älteren sich durch Gespräch und Kartenspiel zu unterhalten suchen. An Arbeit wird in dieser Zeit nicht gedacht. — Andere Feste feiert man beim ersten Austreiben der Kuhherden, und als Familienfeste die Kindtaufen, Begräbnisse und Hochzeiten. Letztere geben in reichen Bauernhäusern oft zu Schmausereien und anderen Feierlichkeiten Veranlassung, so daß sie oft 2 bis 300 Thaler zu stehen kommen.

Zum Theil nach den „Grenzboten."

82. Eine Reise durch die Insel Rügen*).

Vom Westende Usedoms gewahrt man an hellen Tagen weit über die Meeresfläche hin eine weißschimmernde Häusermasse auf Rügen, welche im Hintergrunde wie an den Seiten von dunklem Laubwalde halb verdeckt wird. Es ist Putbus, die Residenz des gleichnamigen Fürsten. Schnell eilt das keuchende Schiff an den steilen, rothen Ufern des Ruden vorbei und an den weit vortretenden Spitzen Mönchguts hin. Wir durchfliegen die Bucht des waldgekrönten Inselchens Vilm und betreten kurze Zeit darauf den Boden des sagengefeierten rügischen Eilandes. Der Name Rügen ist ein zaubervoller Klang, am lockendsten in den Ohren derer, welche im wald- und bergreichen Herzen Deutschlands geboren sind und niemals weder die Raaen eines Seeschiffes, noch den majestätischen Anblick des Meeres gehabt haben. — Rügens Flächenraum beträgt bei einer Länge von 7 Meilen und gleicher Breite 19 bis 20 Quadratmeilen. Die ganze Insel ist ein merkwürdig zerrissenes, von den Meeresfluthen in eine Menge tiefer Buchten (Bodden) und schmaler Erdzungen zerwühltes Eiland, das im Westen mehr niedrig gelegen, im Osten dagegen zu Bergen ansteigt, von denen mehrere steil in das Meer abfallen. In tiefer Wölbung dehnt sich die Küste da, wo wir Rügen betreten, zwischen den Halbinseln Zudar und Mönchgut. Eine lange Dünenkette mit herrlichen Fernsichten auf das Meer, die kleinen vorliegenden Inseln und auf die Küste des Festlandes umgrenzt sie. Viele dieser Dünen sind mit dunklem Gehölze bedeckt und heißen dann Goore. In ihnen finden sich riesige Hünengräber, als Ueberreste einer großen Vergangenheit. Bald betreten wir Putbus, ein zwar kleines, doch malerisch gelegenes Städtchen, zu dessen Verschönerung Kunst und Natur Hand in Hand gingen. In seiner Umgebung finden wir die schönsten Panoramen über Insel und Meer, wie in dem schönen stattlichen Schlosse des Fürsten Sammlungen und Kunstwerke mancherlei Art. Wochen, ja Monden hindurch kann man in Putbus verweilen, und die nächste und nähere Umgebung wird uns täglich neue Reize entfalten. Doch welcher Fremde gewänne die Muse, so lange auf einem Punkte zu rasten! Darum weiter, und zwar zuerst gen Norden zur alten Heidenveste, die dem Eindringen der christlichen Lehren so mancherlei Widerstand entgegensetzte. Freilich ist der Weg als Spaziergang weit und nicht ohne Beschwerden, für welche wir jedoch auf den vortretenden Gliedern des Eilandes durch manche herrliche Aussichten und liebliche Ruhepunkte vollkommen entschädigt werden. Bergen ist unser nächstes Ziel und zwar bereits mit den Augen zu erreichen, sobald wir das Roßbändigerthor des Circus zu Putbus verlassen haben. Auf anmuthigen Fußpfaden gehen wir über Darsband durch das wilde Holz bis Neulade. Kaum treten wir hier in die Ebene hinaus, so steigt Bergen in terrassenförmiger Erhebung dicht vor uns in die Höhe, und zwar auf seiner höchsten Spitze von dem schlank anstrebenden Kirchthurme gekrönt. Nach mancher Windung des

---

*) Mundarten auf Rügen.

Bei der Einkehr im Warmbiershause nach der Trauung (die Männer gehen nach der Trauung in das Hochzeitshaus, während die Frauen in einem befreundeten Hause einkehren, wo sie mit Warmbier bewirthet werden) wird die Braut also angeredet:

Gauden Abend, mine lewe Junfer Braut!
Hier bring ich dir enen warmen Pott (Krug, Topf),
Darut trink mit dem lewen Gott,
Trink du mit alle diene Fründ,
Bett (bis) gi ju im Himmel wedder findt.

Weges gelangen wir in das unansehnliche und so wasserarme Städtchen, daß man das Regenwasser in besonderen Brunnen auffangen und bewahren muß. So unbedeutend Bergen jetzt ist, so mächtig war es in jener Zeit, als Rügens Fürsten ihren Herrschersitz auf dem nahen Rugard aufgeschlagen hatten. — Zwar ist die Burg jetzt spurlos verschwunden, aber noch immer ist jener kreisförmige Platz zu sehen, auf welchem, von hohen Wällen und tiefen Gräben umschlossen, der Rugard stand. Kaum braucht man eine Viertelstunde, und wir stehen vor dem durch die Hand des Ackerbauers zu welligem Hügellande gewordenen und im Schmucke des duftenden Haidekrautes prangenden Boden. Wir befinden uns fast in der Mitte der Insel, und ein reizendes Panorama breitet sich zu unseren Füßen aus. Da liegt der kleine Jasmunder Bodden mit seinen vortretenden waldigen Zungen, in ihm unweit des Ufers das Inselchen Pulitz, jenseits die schmale Haide mit der Landzunge Prora und dem Schanzenberge, und darüber hinaus das weite, weite Meer. Weiter links treten die Ufer von Jasmund hervor, während der nördliche und westliche Theil der Insel zwar in der Weite verschwimmt, aber überall das wechselnde Gemisch von Dörfern, Meeresbuchten und Binnengewässern, sowie Wittow mit Arcona, Ummans und Hittensö uns erkennen läßt. Gleich Inseln ragen aus dem Gewirre der Dörfer die Thürme ihrer Kirchen empor; wenden wir uns aber noch weiter links dem Süden zu, dann treten Zingst und Dars, die hohen Thürme Stralsunds, der Zudar und über ihm hinaus die Küste des Festlandes, sowie endlich Mönchgut vor unser Auge. Gleich einer Landkarte liegt die ganze reizende Insel vor unseren Füßen, so daß es vielleicht in Europa nicht viele Punkte giebt, wo so viel Sanftes und Schönes sich vereinen. Dazu kommt noch, daß man hier zwar hoch genug steht, um einen weiten Gesichtskreis zu haben, aber doch nicht zu hoch, um die Gegenstände durch ihre beträchtliche Verkleinerung verschwinden zu sehen. Das ganze Rund der Insel liegt vor uns, doch am anziehendsten bleiben die vorliegenden Partieen der Binnengewässer, welche sich längs der waldigen Höhen hinziehen, sowie die herrliche Scenerie der Halbinsel Jasmund mit den waldgekrönten Höhen des Stubbenitz.

Hierher wenden wir uns. Schon unterwegs berühren wir die sogenannten Todtenfelder in der Gegend von Quoltitz. Eine ungeheure Menge alter Heidengräber, wie sie zwar auch an anderen Orten des deutschen Nordens, jedoch nie in so massenhafter Anhäufung wie auf Jasmund vorkommen, bleiben uns zur Rechten und Linken liegen. Da finden wir bald glockenartige Hügel, bald aber auch langgestreckte Todtenfelder mit colossalen Felsblöcken bedeckt, wie sie nur mit Aufbietung außerordentlicher Kräfte über einander gethürmt werden konnten, und wie sie in diesen Massen noch Jahrtausende überdauern werden. Nur mit dem Schauer der Ehrfurcht betreten wir diese Stätten, wo das Heidenthum seine blutigsten Opfer feierte, so daß oft über den Urnen (Grabesräumen) der verstorbenen Helden die Gebeine jener Sklaven gefunden werden, welche bei jener Begräbniß geopfert, diesen ihren Herren das Geleite ins Jenseits geben sollten. Manche dieser Grabstätten sind geöffnet worden, allein man fand nur wenig Dinge von Bedeutung: steinerne Beile und Messer, hin und wieder Ringe von Gold und Eisen, sowie Aexte von außerordentlicher Größe befanden sich im Innern. Nicht ohne Schaudern kann man diese Aexte betrachten, denkt man daran, wie die alten Rugier sie über den Köpfen ihrer Feinde schwangen. Beim Eintritt in die Stubbenitz bemächtigte sich unser dasselbe Gefühl von Ehrfurcht und Bangen. Dieser prachtvolle, zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite herrliche Buchenwald,

der sich längs des Meeresufers hinzieht und durch welchen man zur Stubbenkammer gelangt, war einst der Sitz Hertha's, jener fabelhaften Göttin, von deren geheimnißvollem Dienste Tacitus so viel schauerlich Anziehendes zu erzählen weiß. In diesem heiligen Tempelhaine waltete die Göttin, hier standen ihre geweiheten Tempel, hier vollzogen ihre Priester, geschirmt von dem Dunkel der heiligen Waldung und der abergläubischen Furcht des unwissenden Volkes, ihre grauenvollen Opfer. Ewiger Frieden herrschte in diesem Haine; man kannte weder Krieg noch Eisenwehr, nur die Priester durften den Hain Hertha's betreten und den verhüllten Wagen der Göttin berühren. Auf ihm, von Kühen gezogen, begab sich die Göttin bisweilen zu den Sterblichen, wo dann laute Freude herrschte und Festlichkeiten aller Art begangen wurden. Zog Hertha sich zurück in ihren Tempel, dann wurden nach Tacitus Wagen, Gewänder, ja die Göttin selbst in einem verborgenen See abgewaschen, worauf der See diejenigen, welche diesen Dienst verrichtet hatten, verschlang. — Aus jener fabelreichen Zeit des Herthadienstes und der Stubbenitz ist heutigen Tages noch die sogenannte Herthaburg und der Herthasee vorhanden. Die Herthaburg ist ein etwa 100 Fuß hoher, ziemlich beträchtlicher, mit schönen Buchen bewachsener Erdwall; der Herthasee ein schwarzes, völlig stilles, tiefes, ovales und rundum mit dichtem Buchengehölz eingefaßtes Wasserbecken. — Beim Anblick dieses schauerlich erhabenen Sees wird man, umflüstert von den unheimlichen Sagen heidnischer Vorzeit, gern geneigt, an einen geheimnißvollen, von blutigen Verbrechen befleckten Opferdienst zu glauben, der von herrschsüchtigen Priestern hier geübt worden sein mag.

Nur tausend Schritte von diesen Stätten liegen die Vorgebirge von Stubbenkammer, ein bis zu 543 Fuß über der Meeresfläche emporragendes, eine Meile langes, von Feuersteinlagern durchzogenes Kreidegebirge, dessen höchster Punkt der Königstuhl ist. Will der Reisende ein großartiges und zugleich zauberisch schönes Schauspiel genießen, so gehe er des Nachts auf diesen Punkt. Je finsterer die Nacht, desto besser, desto feenhafter wird das ihn erwartende Schauspiel sich ausnehmen. Auf der schroffen, fast senkrecht zum Meere abfallenden Kreidewand, welche dem Königstuhle gegenüber sich erhebt, läßt man nämlich einen tüchtigen Holzstoß zu Kohlen brennen und diese Kohlengluth auf ein gegebenes Zeichen plötzlich die steile Kreidewand hinabrollen. Einem Lavastrome nicht unähnlich, ergießt sich die funkelnde Gluth über die Klippen hinab in das Meer, die Vorgebirge, die Schluchten, Wald, Meer und Himmel mit plötzlichem Glanze erhellend und weit umher mit magischem Lichte übergießend. So rauscht der feurige Strom in den finsteren Abgrund; nur einzelne Funken bleiben hängen, die dann gleich Glühwürmern hier und dort blitzen, bis sie endlich erlöschen und dann ist Alles still und finster. — Wir übernachteten auf Stubbenkammer, der Himmel klärte sich auf und wir hatten den seltenen Genuß, am andern Morgen den Aufgang der Sonne zu sehen. Der große Sonnenball entstieg strahlend dem Schooße des blauen Meeres. Staunen und Bewunderung bemächtigte sich unser bei diesem entzückenden Anblicke.

Doch es trieb uns noch weiter hinaus zu dem fernsten Ziele auf Rügen, zu dem Leuchtthurme von Arcona. Wir müssen noch das Meer, das weite Meer schauen. Ein beherzter Schiffer fuhr uns durch die Fluthen des Binnenmeeres nach Wittow. Die Fahrt zwischen den meist flachen, doch hier und da ansteigenden Ufern des Binnengewässers ist reizend wegen des immer neuen Blickes auf die Buchten und Halbinseln längs der Wasserebene. Nach wenigen Stunden günstigen Windes steigen wir in Breege ans Land und

wenden uns längs des Tromper Wiek auf meerbespülter Düne nach Putgarten, von wo wir uns dem hoch vor uns emporragenden Leuchtthurme zuwenden. Mühsam steigen wir den Felsen hinan, bis wir endlich am Fuße des mächtigen Baues stehen. Der alte biedere Seemann, welchem hier im Norden unseres Vaterlandes die Rolle eines Wächters zugefallen war, hieß uns freundlich willkommen und führte uns in sein Zimmer, um dort von Beschwerde und Hitze auszuruhen, bevor wir wagen könnten, auf die freie luftige Höhe des Thurmes hinauszutreten. Wir fügten uns seinem weisen Rathschlage, so brennend auch unsere Ungeduld war, das offene Meer vor uns zu sehen. Endlich sind auch diese Prüfungsminuten überstanden: wir treten hinaus an den Rand des überhangenden Vorsprungs. Rechts, links und vor uns, so weit das Auge auch schweift, nichts als der blaue glänzende Spiegel des Meeres, ewig ruhelos hin- und herwogend. Umsonst suchen wir nach einem Ruhepunkte, nach einer Grenze, wir finden sie nur dort, wo das Blau der See mit dem des Himmels verschmilzt. „Das ist die Unendlichkeit," tönt eine innere Stimme, und wir kühnen Sterblichen, die wir so oft der uns gesteckten Schranke vergessen, die wir uns in titanenhafter Selbstüberhebung vermessen, den Himmel zu stürmen und zu uns in den Staub niederzuziehen: — lautlos schweigend stehen wir da, die Allgewalt des scheinbar Schrankenlosen übermannt uns, — ein lauter Ausruf, dann ein ängstliches Umherwerfen des Auges, — und schnell wenden wir zurück zu den Dingen unserer Welt! „Der Sterbliche erträgt den Himmel nicht," ja er vermag nicht das Anschauen des irdischen Meeres zu ertragen, bevor Gewöhnung den gewaltigen Eindruck geschwächt und zuletzt verwischt hat! Erst nach und nach kann das Auge vor dem Colossalen der Erscheinung Stand halten und eine Durchmusterung der einzelnen Theile derselben vornehmen. Wir beginnen auf die kleinen Pünktchen hier und da in der weiten Fläche zu achten, — es sind segelnde Schiffe, — das unterscheiden wir; in weiter Ferne ein hellglänzendes Eiland, — es sind die Kreideufer des 7 Meilen entfernten Moen, — erst dann wenden wir den Blick zurück auf das Felsengestade zu unseren Füßen und den eigenen Standpunkt. Hoch hängt das Ufer über der See, doch nicht zu steil, als daß das Hinabsteigen mehr als beschwerlich wäre. Unten branden und brausen die ewig anspülenden, ewig zurückgeworfenen Wellen. Zahlloses Gestein deckt rings den Strand, Ruhepunkte für die beträchtlichen Schaaren ringsum schwärmender Wasservögel.

Wenige Schritte nach rechts führen uns zu der Stätte, wo das rügensche Heidenthum den letzten Kampf für den Glauben an den alten Gott Swantewit focht, einst eine mächtige Stadt, reich durch Handel und wendischen Kunstfleiß, zugleich der Mittelpunkt einer weiten Länderstrecke, die in dem Tempel des Gottes ihr Nationalheiligthum ehrte und der Sitz einer allgebietenden Priestergewalt. Und jetzt? — Stadt und Tempel sind spurlos verschwunden, vielleicht rissen die Wogen sie fort, der Rasen umher deckt die Gebeine der streitbaren Bewohner, menschenleer und öde liegt der Platz. Nur ein niederer Wall umschließt einen ziemlich ausgedehnten Raum, — das sind die einzigen Rester von all dem Glanz und Reichthum. So hinfällig ist, was die Sterblichen bauen, und die Meereswoge braust in gleicher Weise heute gegen das kahle Gestade, wie einst gegen den Hafen der Stadt.

So zerklüftet die ganze Insel Rügen ist, wie spinnenartig ausgespreizt in verschiedenen Landzungen vom Hauptkerne des Eilandes ausgehend, eben so zertheilt ist auch die Gesammtheit seiner Bewohner; nie kommen diese in der Redeweise des Insulaners als einheitliches Ganzes vor. Von den Halbinseln

Wittow, Jasmund, Mönchgut und Zudar spricht man, als ob es lauter selbstständige Länder seien, und der Name Rügen gilt nur für einen kleinen Theil des Ganzen. Dabei ist der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln erstaunlich gering, ja auf den beiden großen Landengen „der Schabe“ und „der smalen Haide“ hört fast alle Cultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf den sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne nur einem Menschen zu begegnen. Jede Halbinsel hat ihre besonderen Abweichungen im Dialekt, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine ganz besondere Volkstracht, und die Leute haben wenig Sinn für künstlerische Form und Farben. So besteht bei der Fischertracht auf Mönchgut das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe, die stets ein Gemisch von Schmutzgrau und Theerbraun darstellt. Der Mönchguter ist noch heutigen Tages ein Mann der vergangenen Zeit, seine Sitten, seine Sprache, sein Kleid sind sich gleich geblieben seit Jahrhunderten, weil er auf seiner Halbinsel sich von der übrigen Welt völlig abgeschlossen hielt. Alle Männer sind hier Lootsen und Fischer, die See ist ihre Heimath. Sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, kennen und lernen kein Gewerbe, kümmern sich durchaus um nichts, als um die Kunst, ein Segelboot durch brausenden Wogenschwall zu steuern. Darum stirbt vielleicht die Hälfte der mönchguter Männer auf der See. Fern von einem kleinen Eilande möchte kaum einer dieser originellen Insulaner sein Leben beschlossen haben. Keiner von ihnen versteht zu schreiben, und wäre auch dies der Fall, so verschweigt er es sorgfältig. Seinen Namen unterzeichnet er, wenn nöthig, mit einer chifferartigen Figur, die bei jedem eine besondere ist. Oft findet man dieselbe über seinem Hauseingange in Holz geschnitten. Keiner verleugnet sie als die seine, und wollte er es thun, alle Mönchguter würden gegen ihn auftreten.

Findet der Mann von Mönnichgaud, wie er selbst sein Ländchen nennt, auf der See nichts zu thun, so ergiebt er sich, gerade wie der Helgoländer, dem Nichtsthun. Frau und Tochter mögen sehen, wie sie mit der Wirthschaft im Hause, mit der Bestellung des Ackerlandes, mit Fütterung und Pflege des Viehes zurecht kommen, den Mönchguter kümmert das wenig. Rauchend und Tabak kauend schlendert er umher am Strande, lugt aus, ob nicht ein Segel in Sicht ist, oder legt sich auf den Bauch und sieht stunden-, ja halbe Tage lang in die See. Ganz besonders verhaßt ist ihm das Kriegshandwerk. — Als preußischer Unterthan muß er dienen, wie alle anderen Söhne des Landes. Damit er aber ja nicht Soldat werden darf, greift er, gesunden Leibes wie er ist, zu einem verzweifelten Mittel — der Selbstverstümmelung. Lieber einen Finger missen, als den zweifarbigen Rock, Pickelhaube und Muskete tragen, ist Grundsatz jedes eingefleischten Mönchguters.

Die Sitte, sich nur unter sich zu verheirathen, bei abgeschlossen lebenden Insulanern keine Seltenheit, findet sich auch auf Mönchgut, und es kommt sogar nicht selten vor, daß die Mönchguterin, wenn sie als Witwe oder Waise zu einem Heirathsgut gelangte, damit das Recht bekommt, selbst einen Mann zu wählen. Man nennt dies im Mönchguter Deutsch „an enem utstellen.“ Die Art, wie dies Utstellen geschieht, ist höchst sonderbar. Die Heirathslustige hängt nämlich ihre Schürze vor die Thür, was für alle jungen Burschen ein Zeichen ist, daß hier ein netter Kerl zu einer Frau kommen kann. Bald finden sich alle Heirathscandidaten auf Mönchgut ein und ziehen an der beschürzten Thür vorüber; hinter derselben versteckt steht lauschend die Schelmin. Kommt nun der mit vorüber, dem sie gewogen ist, so stürzt sie

hervor, erfaßt ihn und nimmt ihn mit ins Haus. Kommt freilich Keiner, dann muß sie ledig bleiben.

83. Die Wenden in der Niederlausitz *).

Reist man von Berlin nach Dresden, so gelangt man durch eine Gegend, welche sich von den bisher durchwanderten Strecken vielleicht nur dadurch unterscheidet, daß der Sand hier noch weißer und flüchtiger, die Kiefer aber nur noch knorriger, als in des heiligen römischen Reiches Sandbüchse, der Mark Brandenburg, ist. Da die Gegend eben und öde ist, so verirren sich nur wenige Reisende in dieselbe, wundern sich aber nicht wenig, hier einen Menschenstamm zu finden, der eine ihnen nicht nur völlig unverständliche Sprache spricht, sondern von dessen Dasein sie oft vorher nicht einmal gehört hatten. Es sind dies die auf dem platten Lande lebenden, rings von Deutschen umgebenen Wenden, die letzten Reste jener alten Wenden, welche vormals fast die ganze Osthälfte Deutschlands eingenommen und viele Jahrhunderte hindurch Sprache und Sitte mit seltener Zähigkeit festgehalten, dieselbe aber doch zuletzt noch mit dem Deutschen vertauscht haben. Nur hier, sowie in der sächsischen Oberlausitz, finden sich kleine Völkerreste, welche bald durch die dichten Wälder, bald durch den tiefen Sand und den Mangel aller sonstigen Schätze vor dem Eindringen der deutschen Cultur und dem gänzlichen Verlust ihrer Nationalität sich bewahrt haben. Wie lange dies freilich noch geschehen wird, läßt sich nicht bestimmen; doch greift die Verbreitung der deutschen Sprache immer tiefer in die wendischen Districte, so daß die Zahl derer, welche das Deutsche weder verstehen noch sprechen, immer geringer wird und es gegenwärtig außer Frauen meist nur noch alte Leute und kleine Kinder, selten aber Männer in den Jahren der Kraft sind. Dagegen wird das Deutsche nicht nur in allen Städten, sondern auch von allen jenen Mannspersonen gesprochen, welche als Soldaten unter Deutschen zu verkehren hatten.

Die wendische Sprache gehört zu der großen slavischen Sprachfamilie, doch können sich die Wenden den Polen und Czechen weit weniger verständlich machen, als den Russen, wie denn auch diese im letzten französischen Kriege nicht wenig erstaunt waren, so fern von ihrer Heimath ein Volk zu finden, mit welchem sie sich ohne sonderliche Schwierigkeiten zu unterhalten vermochten. Freilich ist die Sprache ziemlich arm, so daß der Wende genöthigt war, eine Anzahl deutscher Worte in dieselbe aufzunehmen, diese dann aber mit wendischen Beugungsendungen versah. Worte wie: Flinte, Schießpulver, Dampfwagen, Dampfschiff, Eisenbahn kann man täglich in wendischer Sprache heraushören. Dazu kommt, daß außer Bibel und Gesangbuch der Wende nur

---

*) Mundarten: Glückwunsch der Pathen in einigen Gegenden der Altmark bei der Rückkehr von der Taufe:
Een Heiden hem we weg drog'n, un een frohm'n Christ'n breng'n we jo wedder,
Uns' Herr Gott mag geb'n, dat he bald graut wert,
God dait un bald frait, riek un selig wert.

Gesang der Kinder beim Umgang vor dem Martinstage in der Altmark:
Märtens, Märtens Vöägelken, met dien vergülden Flöägelken,
Fleeg so wiet, bet an de Siet, doa kamm de groote Märtin
Schlacht 'n groot fett Schwien, doa kamm de groote Joakob
Fratt all mit'n moal up. Kloppen, kloppen Ringelken
Hier stoahn poar arme Kinnerken.
Geewst se wat un loat se goahn, dät se hüt noch wieter koam,
Bet vär Noabers Döär. Noabers Döär is nich wiet.
Appel und Bär'n sind all riep, de Nöät (Nüsse) de mag ick gärn. —

wenig Bücher besitzt, welche in seiner Sprache geschrieben sind, so daß eine Bereicherung derselben inmitten der deutschen Bevölkerung ziemlich schwierig ist.

Schon das Aeußere eines wendischen Dorfes unterscheidet sich wesentlich von dem ursprünglich deutschen, und es ist dieses Gepräge selbst allen jenen Dörfern geblieben, welche einstmals von den Wenden gegründet, jetzt aber von einer rein deutschen Bevölkerung bewohnt werden, wie unendlich viele Dörfer in Sachsen, der Mark Brandenburg, Pommern und Mecklenburg. — Das von Wenden angelegte Dorf enthält zu beiden Seiten des oft ziemlich breiten Dorfweges die Bauerngüter, eins neben dem andern liegend, in der Mitte meist Kirche und Schule, bisweilen selbst die Pfarrwohnung, sowie ganz in der Nähe der Kirche die Dorfschenke. In dem Gehöft des Bauers ist das Wohngebäude mit den Kuh- und Pferdeställen verbunden, so daß oft aus ersterem eine Thüre in diese führt, von den übrigen Wirthschaftsgebäuden aber meist getrennt, und unter letzteren die Scheune, nach dem Garten zu stehend erbaut. Der Garten selbst befindet sich hinter dem Gehöft, dessen Gebäude übrigens meist aus Holz und Lehm erbaut sind, und zwar selbst in solchen Gegenden, in denen zwar kein Mangel an Steinen, wohl aber an Holz ist. Eben so eigenthümlich ist der Anblick der Feldflur. Während der ursprünglich deutsche Bauer seine Felder meist in einer Fläche vereinigt hat, bestehen die Aecker des Wenden aus vielen einzelnen Stücken, welche in der ganzen Dorfflur zerstreut liegen. Nur in neuester Zeit scheint sich durch die Zusammenlegung der Feldgrundstücke diese Eigenthümlichkeit der wendischen Feldflur zu verlieren, gleichwie auch die Anordnung des Gehöftes sich ändert. Die Wenden der Niederlausitz gehören durchgehends der evangelischen Kirche an und sind als eifrige Lutheraner von nicht blos oberflächlicher Religiosität. Betritt man Sonntags ihre Kirchen, so sind dieselben fast immer gefüllt, und an Communiontagen ist die Zahl der Communicanten nicht unbeträchtlich. Um so mehr muß man sich wundern, daß der Wende ziemlich häufig flucht, und daß diese Flüche meist deutsche sind, während der Fluchende selbst oft kaum eine einfache deutsche Frage versteht. Die Tracht des Wenden ist von der des deutschen Bauers verschieden und fast in jedem Dorfe in Einzelnem abweichend. Der Wende der Niederlausitz trägt einen langen, weißen Leinwandrock, welcher, nach den verschiedenen Dörfern, bald mit rothem, grünem oder blauem Fries gefüttert und gerändert ist. Während der märkische Bauer noch vor Kurzem eine runde Schafpelzmütze trug, bestand die des Wenden aus einem oben viereckigen, genäheten, langen Sacke mit großer Quaste, welcher unten in einen breiten Pelzstreifen endigte. Die Beinkleider sind von Leinwand und meist nur bis an das Knie reichend, so daß das untere Bein von aller Bekleidung frei ist, und nur im Winter, sowie bei einem Gange in die Stadt oder Kirche, mit hohen Wasserstiefeln bedeckt wird. So arm der niederlausitzer Wende ist, so bescheiden ist er auch in seinen Ansprüchen. — Schon die Natur hat seine Felder nur kärglich ausgestattet, da diese blos durch die sorgfältigste Bewirthschaftung zu einem mäßigen Ertrage befähigt werden. Nirgends findet man hier Weizenfelder, Gerste nur selten, und von Roggen, Hafer und Haidekorn wird oft kaum das vierte Korn geerntet. So groß auch die Zahl der Aecker ist, welche zu einem Grundstücke gehören, ihr Besitzer findet dennoch nur einen dürftigen Unterhalt. Trotz seiner Armuth ist der Wende im Allgemeinen frei vom Neid, und nicht selten hört man beim Anblick des schönsten Gespanns des reichen Bauern die Worte: „O, der kann es haben." Sparsamkeit und Arbeitsamkeit sind Tugenden des Wenden. Die Sonne steht noch nicht am Himmel, da geht er schon mit Weib und

Kind auf den Acker, um erst mit der letzten Abendröthe zurückzukehren. Hier beginnt nun erst die häusliche Arbeit, und ist diese beendet, so wird oft noch Leinwand gewebt. Während der Erntezeit, sowie fast den ganzen Winter hindurch, wird selbst nach der Feldarbeit des Abends noch im Dunkeln gedroschen, so daß noch bis 10 Uhr der taktmäßige Dreischlag des Dreschflegels fast auf allen Tennen der Dörfer erschallt. Dabei ist die ganze Lebensweise dieser ländlichen Bevölkerung außerordentlich einfach; Fleischspeisen sind Leckerbissen und kommen nur in der Saat- und Erntezeit, sowie an Feiertagen auf den Tisch des Wenden. Nur solche Genügsamkeit und Arbeitsamkeit vermögen dies Volk bei der ihm eigenthümlichen Fröhlichkeit zu erhalten. Tritt in eine wendische Spinnstube, überall tönt dir Gesang und muntere Rede entgegen. Komm am Sonntage in die Dorfschenke oder den Kretzscham, und du wirst dich freuen über die munteren Tänzer und Tänzerinnen. Jauchzen und Freudenruf, sowie Gesang vermischt sich mit den Klängen der einfach ländlichen Musik. Gleichwohl liegt in den zahlreichen Gesängen der Wenden, und zwar in Melodie wie Text, eine gewisse Schwermuth, wodurch sich diese von anderen Weisen ganz besonders unterscheiden. In der Reinlichkeit zeichnet sich der Wende vor allen Slaven auf das Vortheilhafteste aus. Sein ganzes Haus ist, soweit es die Landwirthschaft erlaubt, reinlich gehalten, das Geschirr glänzend aufgeputzt und die weißen kiefernen Bänke und Tische sind mit Sand stets so blank gescheuert, daß man auch ohne Tischtuch gern an denselben Platz nimmt. Selbst die mit Holz ausgekleideten Wände der Häuser werden von Zeit zu Zeit von der reinlichen Wirthin gewaschen, so daß eine solche von der Decke bis zur Diele gescheuerte Stube einen recht freundlichen Eindruck macht.

Gegen Fremde ist der Wende zurückhaltend und schüchtern, während er im Umgange mit seinen Stammesgenossen Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit als Hauptzug seines Wesens offenbart. Von Natur groß und stark, ist dem Wenden eine sehr weiße Hautfarbe und muntere Röthe eigenthümlich; sein lebhaftes Auge ist meist blau oder grau, selten braun. Die Kleidung ist von besonders greller Farbe, und je bunter das Brust- oder Halstuch des jungen Burschen ist, für desto schöner wird es gehalten. Die Trauerfarbe ist w e i ß. Früher, als die Niederlausitz noch zu Sachsen gehörte, lieferte sie den Hauptstamm zur Dresdener Garde, und noch heute werden die Wenden meist der preußischen Garde und den Kürassier- oder Artillerieregimentern wegen ihrer hohen, schönen Gestalt eingereiht.

So sehr auch das deutsche Element manche wendische Eigenthümlichkeit verwischt hat, so giebt es gleichwohl noch eine Menge Feste und Gebräuche, durch welche der wendische Landmann sich von dem deutschen unterscheidet. Unter diese gehört, als in eigenthümlicher Weise begangen, das Erntefest, die Kirmes, das Todaustreiben zur Zeit des Frühjahrs, wobei auf einem Wagen eine Menge Tannenzweige aufrecht gestellt und mit Flittern und Bändern behangen sind, dieser selbst aber von Haus zu Haus unter Sprüchen und Gesängen geleitet wird, bis er endlich vor das Dorf gefahren wird, um dort entweder verbrannt oder ins Wasser geworfen zu werden. Andere in eigenthümlicher Weise begangene Feste sind die Oster- und die Walpurgisnacht, das Pfingst- und das Johannisfest. Besondere Gebräuche sind mit der Hochzeit, der Kindtaufe und dem Begräbniß verbunden. Eben so merkwürdig ist das Widerstreben gegen die Annahme eines Familiennamens. Während jede Wirthschaft, jede Thorsäule einen besonderen Namen trägt, so nennen sich die Bewohner nur mit ihrem Taufnamen. Zur Vermeidung der hieraus ent-

stehenden oft großen Verwirrung hat die Regierung schon seit langer Zeit die Einführung von Familiennamen angeordnet, allein Niemand gebraucht sie; wogegen man oft doppelte und dreifache Namen anwendet, ohne bestimmen zu können, welches der richtige sei. Heißt der Vater z. B. Kockot, hat aber das Zickora'sche Gut besessen, und es läßt sich nun der Sohn in der Koal'schen Wirthschaft nieder, so wird letzterer auf die Frage nach seinem Namen immer Koal angeben, nur nach genauen Nachfragen sich Zickora nennen, während der eigentliche Name Kockot nur aus seinem Taufzeugnisse zu ersehen ist.

Doch dieser sonst recht achtungswerthe Volksstamm ist nicht frei von einigen Lastern, indem diese unter ihm häufiger als unter anderen Stämmen vorzukommen pflegen. Dies ist besonders mit der Trunksucht der Fall, die selbst bei Frauen nicht selten vorkömmt. Für einen Schnaps in starker Portion läßt sich der Wende zu Manchem bestimmen. Eben so auffällig sind Jähzorn und Händelsucht, wobei es übrigens sehr gut ist, daß die gütige Vorsehung nach dem Ausspruche der Aerzte die Hirnschalen der Wenden etwas fester und stärker baute, als die der Deutschen. Wäre dies nicht der Fall, so würden bei den vielen und gewaltigen Schlägereien unzählige Unglücksfälle zu beklagen sein.

Dies wenige Züge aus dem Leben eines Volkes, dessen ursprüngliches nationales Leben in nicht zu ferner Zeit von deutscher Sitte und deutschem Brauche überfluthet und weggeschwemmt werden wird, obwohl selbst noch in späteren Jahrhunderten einige Reste bleiben, wie wir diese an dem Bauer im Altenburgischen, in Mecklenburg und Pommern noch heute deutlich, ja selbst im nördlichen Theile des Königreichs Sachsen und der Mark Brandenburg wahrnehmen.

Nach den Grenzboten.

84. Das Riesengebirge*).

Der Name „Riesengebirge" kommt nur einem kleinen Theile jener großen Gebirgskette zu, die sich in nordwestlicher Richtung über dreißig Meilen weit, vom Fuße der Karpathen und den Quellen der Oder bis über die Quellen der sächsischen Neiße unter mancherlei Abwechselungen ihrer Höhe und Breite ausdehnt und gewöhnlich die Sudeten genannt wird. Das eigentliche Riesen-

---

*) Schlesische Mundarten.

In der Gegend von Mittelwalde, Grafschaft Glatz:

Nai, ech muss uf Tschihack zieh'n; durte hots glöch gut zu laba,
Kucha hot's un guda Baba, Madelkarne un Rosinka
Un au guta Wein zu trinka, nai, ech muss uf Tschihack ziehn.
Mila (Maria), wu du a su willt, war ech glei a Fuchs uasponna
Un wer fohra flugs von donna. Mäst der gud die Behn eipacka,
Un vull Struh a Schlitta sacka, Mila, wu du a su willt.
Un die Mäd die koan derweil mit dem Kahrta (Kuhhirten) Schuta (Schoten) drescha,
Un der Knaicht hot Kolk zu löscha. Werd die Grula (Grossmutter) 's Vieh berotha,
Un Pantukka's (Kartoffeln) 's Obens brotha; met dam andern hots ke Eil.

Aus dem Unterlande (Anekdote):

Einer beklagt sich bitterlich, daß er für das Ausreißen eines Zahns beim Doctor fünf Böhmen (Silbergroschen) hatte bezahlen müssen.

Wisst, inse Schmid, dar noahm mer letzt au raus an biesa Zoahn, dam torscht ich ock zwien Biehma gahn, meh wuld' a goar ne. Un do derfüre hott a mich a zweemal oder drei ei senner Stube rimgeschloppt; dar hott' anne Rackerei!

gebirge erstreckt sich in mehr westlicher Richtung als der übrige Theil vom südlichen Abfalle des Riesenkammes, den Städten Landeshut und Trautenau, an, bis zur nördlichsten Kuppe des Gebirges, der Tafelfichte. Mit der 5000 F. hohen Schneekoppe beginnt ein Bergzug, der auf einem kleinen Raume eine große Anzahl sehr beträchtlicher Höhen trägt, wie den Brunnenberg (4680 F.), die kleine und große Sturmhaube, das hohe Rad (4660 F.), den Reifträger, den Kesselberg, endlich die Tafelfichte. Die niedrigsten erreichen, die meisten aber übertreffen den Brocken an Höhe, so daß schon in Beziehung auf den niederen Theil des Bergzuges der Name „Riesengebirge" gegenüber den deutschen Mittelgebirgen gerechtfertigt erscheint. Diesen nördlichen niederen Theil des Gebirges, der aus mehreren parallellaufenden Kämmen, dem hohen Iserkamm, dem mittleren Iserkamm, dem welschen Kamm u. s. w. gebildet wird, begreift man auch unter dem gemeinsamen Namen des Isergebirges, und unterscheidet ihn dadurch vom höheren Theile, dem hohen Riesenkamme.

Vergleicht man die Bergketten, welche Deutschland vom Rhein bis nahe an die Oder und von den Alpen bis an die norddeutsche Tiefebene durchschneiden, mit dem Riesengebirge, so ergiebt sich, daß dieses nach Form, Größe und Umriß unter jenen eben so sich auszeichnet, wie es von den Alpen wiederum übertroffen wird. Das Riesengebirge zeigt freilich nicht die malerischen Formen, wodurch sich viel weniger hohe Gebirge, wie die Gegenden an Rhein und Elbe auszeichnen, noch weniger prangt es mit himmelanragenden beschneieten Hörnern und Nadeln, wodurch die Alpen Bewunderung einflößen; allein, wenn die übrigen Gebirge Mitteldeutschlands dem Auge nichts als sanfte, wellenförmige, mit Wald bewachsene Bergrücken zeigen, unter denen sich ein einzelner Punkt durch besondere Höhe auszeichnet, so bietet das Riesengebirge einen viel ausgezeichneteren Anblick — kahle Berghöhen und stumpfpyramidale Gipfel, steile Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe — als alle anderen Gebirge, und erhält dadurch eine sich sehr unterscheidende, erhabene und ehrwürdige Physiognomie, die an die Alpen wenigstens erinnert.

Die Grenze des ewigen Schnees erreicht das Gebirge freilich noch nicht, aber der Winter ist doch bereits sehr lang und dauert in den oberen Höhen acht bis neun Monate. Die vier Sommermonate tragen ganz das Gepräge des Frühlings. Die Luft ist selbst während der Mittagsstunden und bei sonst schönem Wetter immer kühl auf diesen Höhen, der Boden theils wegen der noch übrigen Winterfeuchtigkeit, theils wegen seiner schwammigen Beschaffenheit, mittels welcher er die Feuchtigkeit der Athmosphäre sehr leicht in sich saugt, immer naß und sumpfig, die Bergbäche sind daher reich und schwellend. Rechnet man hierzu den bunten Schmelz der blühenden Alpenpflanzen, die in

---

In dem oberen Gebirge:

's Harze.

Doas Harze is a neckscches Ding!
's lässt sich ne gutt bezwinga,
Bal huppt's (hüpft's) zu viel, bal huppt's zu wing,
Monchmol möcht's goar zerspringa.

Schau, wie ich no ei Jüngla woar
Und ging zu inserm Kanter,
Do pocht mer's Harze, wenn au zwoar
Ich woar a Stück Verwandter.

Denn Simmerts (Sonnabend) kunnt ich ne ein Koop
Doas Evangelien brenga.
Und do sotzt's Schwoppa, uchsig, grob,
Wu's hie traaf su ollenga (allerwegen).

Und wie ich Kühprinz wurd' benannt,
Do ging mer's eemol triebe;
Weil ich'm Buck (Bock) a Boart verbrannt,
Do sotzt's unflath'ge Hiebe.

verschiedener Aufeinanderfolge hervorbrechen und verschwinden, und die außerordentlich üppige Vegetation an den Abhängen der Berge und in den Thälern, so erklärt sich der Anblick eines im Vergleich mit dem Unterlande längeren und schöneren Frühlings. Der Uebergang aus dem viermonatlichen Frühlinge in den Winter ist viel schneller, als im tiefen Lande. Kaum haben sich im September einige Nebel als Vorboten desselben eingestellt, so bricht sogleich Kälte und stürmisches Wetter herein, ungeheure Schneelasten erfüllen alle Höhen und Thäler des Gebirges, und der Winter mit allen seinen Schrecken nimmt nun vom Gebirge Besitz bis zum Anfang des Mai.

Die Höhen des Riesengebirges sind, wie alle höheren Bergspitzen der Erde, den größeren Theil des Jahres hindurch in Wolken gehüllt. Der Hauptwolkenheerd ist im westlichen Isergebirge. Aus dieser Gegend werden durch die herrschenden Westwinde die Wolken gegen den Riesenkamm getrieben und hüllen ihn, vereinigt mit den Dunstmassen seiner Gründe, in einen dichten Schleier ein. Es ist ein anziehendes Schauspiel, den Uebergang vom heiteren zum bedeckten Himmel zu beobachten. Eine einzelne, oft sehr unbedeutende Wolke eröffnet meist die Scene, unter den Augen des Zuschauers wächst sie durch unsichtbare Zuflüsse zu einem weiten Dunstmeere an, das bald das ganze Gebirge überzogen hat. Bald verlieren aber diese Dünste ihre Spannkraft, sie ändern ihre weißliche Farbe in eine dunklere, senken sich immer tiefer an den Abhängen hinab und ergießen dann ihren Wasservorrath über das ganze Land. Oft aber verdichten sich die Dünste nicht zu Regen, ein Luftzug führt sie in höher gelegenen Regionen schnell hinweg und die Gipfel des Kammes ragen kühn in die blaue Luft, stolz auf die tiefer liegenden Wolken hinschauend. Durch das beständige Aufsaugen der Feuchtigkeit hat sich auf den Kämmen und an deren Abfällen ein schwammiger Moorboden gebildet, der immer mit Wasser getränkt ist und zahlreichen Flüssen und Bächen den Ursprung giebt, wie der Aupe, der Iser, dem Queiß, dem Bober und seinen Nebenflüssen, dem Zacken und der Kochel, endlich der Elbe. Sie entspringt auf einer jener weiten, vom Gebirgsbewohner mit dem Namen „Wiesen" belegten Flächen, der Elbwiese, zwischen dem hohen Rad, dem Reifträger und Kesselberg, mit ihrem kleineren vom Anfang an Elbe benannten Theil, während der größere stärkere Ast, das Weißwasser, östlicher als die Elbe auf der weißen Wiese an den Abhängen der Koppe und des Brunnenberges sich bildet und bis zur Vereinigung mit der Elbe durch zahlreiche Bäche, die aus den „Siebengründen" kommen, verstärkt wird. Nun fällt die zu einem starken Bache erwachsene Elbe steil vom Gebirge hinab in ein großartiges, dicht bevölkertes Thal, das zu den sehenswürdigsten Gegenden des Gebirges gehört, dennoch aber von der Iser und besonders der großen Aupe im Riesengrunde weit übertroffen wird. Wo das dem schwammigen Moore des Koppenplanes entquellende Wasser durch kesselartige Vertiefungen aufgehalten wird, da bilden sich der große und kleine Teich, die freilich in der Größe nicht im Geringsten mit den Alpenseen der Schweiz wetteifern können, aber dennoch auch in diesem Punkte eine Vergleichung des Riesengebirges mit den Alpen zulassen.

Mit dem Aufhören des Hochwaldes, dessen Fichten das untere Gebirge dicht bedecken, erscheint in einer Seehöhe von 3600 F. eine sehr gemeine Nadelholzgattung, die Zwergkiefer, hier allgemein Knieholz genannt. Sie bildet ein 4—8, selten 10 Fuß sich erhebendes Strauchwerk, das am Boden hinzieht und so für den Wanderer durch Ineinanderwachsen der Aeste ein undurchdringliches Dickicht bildet. Es bedeckt ausschließlich die höchsten Abhänge und den 4200 Fuß hohen Kamm, fehlt aber ganz auf den über den-

selben sich erhebenden höchsten Spitzen des Gebirges, die ganz mit größeren und kleineren Felsblöcken überdeckt sind, einem Zeichen ihrer früheren bedeutenderen Höhe. Von ihnen aus gesehen, gewinnen große, mit Knieholz bedeckte Waldstrecken das Ansehen beschorner Buchsbaumgesträuche, und ihr dunkles Grün sticht lebhaft und in wohlthuender Abwechselung ab gegen das helle Grün der auf den Wiesen üppig wachsenden Gräser. Ihr Holz benutzt man zu mancherlei Schnitzarbeiten, die den zahlreichen Wanderern zum Verkauf angeboten werden, und zur Feuerung.

Seine Wohnung erbaut der Gebirgsmann sehr zweckmäßig an den grasreichen Abhängen der Berge, weil er hier Weide für seine Herde und treffliches Quellwasser zu seinem und zu ihrem Bedürfnisse allenthalben in der Nähe findet. Gewohnt, für die Herde mehr als für sich selbst zu sorgen, da von ihrem Wohle auch das seinige abhängt, ist der größere Theil seines Hauses mehr auf ihre Unterkunft, als auf seine eigene Bequemlichkeit berechnet. Diese Gebirgswohnungen führen den allgemein üblichen Namen „Bauden." Ihre Bauart und Größe ist überall ziemlich dieselbe. Außer einer von Stein aufgemauerten Terrasse, die dem Hause als Unterlage dient, ist der Wärme wegen alles Uebrige von Holz. Erst in neuerer Zeit fängt man an, auch die Wände der Häuser von Stein aufzuführen, verkleidet indessen das Innere sorgfältig mit Holz. Der Eingang zur Baude wird im Winter mit Reisigwänden und Holzschobern verschanzt, damit er von dem oft sehr hohen Schnee nicht verweht werde und durch ihn nicht die Kälte eindringen könne. Die kleinere Hälfte des Hauses begreift die Wohnstube und zuweilen neben ihr eine kleine Kammer; vor der Wohnstube ist eine enge Hausflur mit der Küche, hinter dieser eine Milchkammer oder der Keller, durch den stets ein Arm des frischesten Bergwassers geleitet wird, um die Vorräthe möglichst frisch zu erhalten. Die größere Hälfte des Hauses nimmt der Stall ein, der durch eine Thüre mit der Hausflur verbunden ist, während durch eine andere an der Vorderseite des Hauses das Vieh aus- und eingeht. Das Dach läuft an den beiden schmalen Seiten der Baude spitzig zu und ist mit Schindeln gedeckt; der Aufgang zum Dachraum führt von der Hausthür aus durch eine Leiter. Ist der Abhang, an dem die Baude erbaut ist, steil, so führt eine Thür zum Dachraume hinaus auf den Berg. Ist dies nicht der Fall, so ist eine hölzerne Stiege angebracht, durch die das Heu in den Bodenraum gebracht wird, der zu seiner Aufbewahrung bestimmt ist. Der Heuboden ist zugleich der Schlafraum für das Gesinde, und in den von Reisenden besuchtesten Bauden (der Hampelbaude, Wiesenbaude, alten und neuen schlesischen Baude u. a.) auch für sie. Man unterscheidet Sommer- und Winterbauden; erstere werden nur im Sommer, letztere das ganze Jahr hindurch bewohnt. In ihnen findet man daher auch größeren Schutz gegen Kälte und eine größere Geräumigkeit, als in den Sommerbauden, die luftig und leicht gebaut sind und die Besorgniß erwecken, daß einer der hier immer wüthenden Sturmwinde sie einmal in die Tiefe schleudern möge. Um dies zu verhüten, ist das Dach an den Giebelseiten offen und giebt dem Winde freien Durchzug, überdies aber noch mit großen Steinen beschwert. Die Winterbauden liegen meist dorfähnlich beisammen und haben dann Benennungen wie Dörfer, so Kleinaupe, Brückenberg, Kolbendorf u. s. w.; die Sommerbauden liegen zerstreut im Hochgebirge und werden nach dem Namen ihres Besitzers oder Erbauers genannt. Manche dienen nur zur Beherbergung der Reisenden, wie die Schneegrubenbaude an den 1000 Fuß tiefen, senkrecht abfallenden Schneegruben und auf der Spitze der Schneekoppe neben der alten Kapelle das neuerbaute Koppenhaus.

Die innere Einrichtung der Bauden bezieht sich immer auf die Beschäftigung ihrer Bewohner: den Wiesenbau und die damit verbundene Viehzucht. Jeder Baudenmann besitzt unmittelbar vor seiner Wohnung, längs dem Abhange des Berges, ein nach Verhältniß seines Viehstandes größeres oder geringeres Stück Land in erblichem Pacht, das er sorgsam von Steinen reinigt und oft mit den aufgeschütteten Haufen derselben einzäunt. Diese sogenannten Grasgärten sind schon aus der Ferne durch ihr frisches Grün von der übrigen Bergweide sehr unterschieden, ihre Kultur ist mit der der schweizerischen Matten im Wesentlichen ein und dieselbe, ihr Werth aber weit geringer als der der Alpenmatte. Sie sind von sehr verschiedener Güte in verschiedenen Theilen des Gebirges, im Ganzen haben die auf den mittäglichen Berglehnen der böhmischen Seite gelegenen hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit den Vorzug vor den auf der Winterseite befindlichen schlesischen. Für die besten Wiesen werden allgemein die in den Siebengründen gehalten; die südliche, von drei Seiten durch die höchsten Berge geschützte Lage dieser Wiesen und der Reichthum der Bewässerung befördert hier mehr als irgendwo das Gedeihen des vegetabilischen Lebens. Aber auch auf der schlesischen Seite findet sich ausgezeichnete Fruchtbarkeit, so namentlich in der Gegend von Schreiberhau, wo ein Ausläufer des Isergebirges mit dem Riesenkamm einen geräumigen Thalbusen bildet, den der Zacken durchrauscht.

Steigen wir von dem Kamme des Gebirges in seine oberen und unteren Thäler, so sind es zwei Erwerbszweige, welchen wir unter der dichten Bevölkerung vornehmlich begegnen, der Spinnerei und Weberei. Findet sich der Flachsbau auch nur in den Vorgebirgen, so ist die erste Verarbeitung desselben doch durch ganz Schlesien verbreitet, und in wenigen guten Jahren deckt der im Lande selbst erbaute Flachs lange nicht den Bedarf der fleißigen Spinner; Böhmen und Mähren müssen von ihrem Naturprodukt abgeben. Die Vorarbeiten zur Herstellung eines guten Flachses sind ungemein mühsam, so daß oft von einem Pfunde nicht mehr als 4 bis 5 Loth feines, zu einem vorzüglichen Gespinnste taugliches Material übrig bleibt. Von ihm wird dann aber auch ein Faden gewonnen, der bei einer Länge von 16,800 böhmischen Ellen (fast $1^1/_2$ deutsche Meile) nicht mehr als 6 Quentchen wiegt. Und dieses Wunder wird von Männerhänden mittelst der Spindel vollbracht, denn in Schlesien ist mehr diese, in Böhmen dagegen das Spinnrad verbreitet. Selbst im Gehen sieht man die fleißigen Spinner, bald Erwachsene, bald Kinder, bei ihrer Beschäftigung. Gleichwohl ist der Lohn nur ein kärglicher, und dieser wird dem armen Schlesier nicht selten durch Garnhändler noch verringert, welche ihn nöthigen, den Flachs von ihnen zu entnehmen, so daß sie ihm bei Ablieferung der Garne bisweilen nur wenige Groschen baar auszahlen. Oft verdient die fleißigste Spinnerfamilie kaum 8 bis 10 Silbergroschen den Tag, wovon die ganze Familie, 3 bis 4 Kinder außer Mann und Frau, nicht nur erhalten, sondern auch gekleidet und noch soviel erübrigt werden soll, um neuen Flachs anzukaufen. In welche Noth geräth das arme Volk alsdann, wenn der Winter mit aller Strenge oder anhaltende Theuerung der nöthigsten Lebensmittel eintritt! —

Zu dieser armen Bevölkerung gesellt sich die gleich arme der Weber. Ueberall ist der Webstuhl verbreitet, seine Zahl hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts mindestens verzehnfacht, denn manches Dorf, das damals kaum 3 Webstühle zählte, hat jetzt deren 30. Die Arbeiten der Weber sind nach der größeren oder geringeren Feinheit verschieden und werden auch verschieden bezahlt; gleichwohl herrscht fast unter allen Arbeitern große Noth, denn nicht

allein, daß die Maschinenweberei Englands und Belgiens den kärglichen Verdienst schmälert, so hängt der Weber noch außerdem, gleich dem Spinner, von der Willkür der reichen Käufer ab, die nur zu viele Mittel besitzen, die Preise der Waaren durch das ganze Gebirge herabzudrücken und nach Gefallen zu bestimmen. Schon zu verschiedenen Zeiten wütheten Theuerung und Krankheit in den mit so vielen Naturreizen geschmückten Thälern des Riesengebirges, so daß die betrübendsten Nachrichten in ganz Deutschland widerhallten.

85. Bauernleben in Westfalen*).

Die Westfalen, sowie überhaupt die Niedersachsen, die Bewohner zwischen Elbe und Rhein, bilden ohne Zweifel einen der merkwürdigsten deutschen Volksstämme. Alte deutsche Sitte und Weise haben sich unter ihnen besonders rein erhalten, und ihre häuslichen Einrichtungen reichen nicht allein bis tief nach Holland, sondern spiegeln sich auch noch im Leben des holländischen Boers am Cap der guten Hoffnung, sowie in den Colonieen der Holländer auf Java und in Amerika ab. Dieselbe Anordnung im Häuserbau, in den Dorfeinrichtungen, in den Gewohnheiten, die sich an den Herd, an das Wohn- und Schlafgemach, an die Milchkammer, an Acker und Viehstand anknüpfen, finden sich, allein mit durch das Klima bedingten Abweichungen, auch in jenen fernen Ländern wieder. Mit Zähigkeit hält der Sachse, sowie die ihm verwandten Stämme, an häuslichen Einrichtungen, an Sitte und Brauch. Der ganze nördliche Theil von Westfalen ist durchweg flach, die Dorfansichten sind daher nicht malerisch, ja jedes Dorf selbst, Bauerschaft genannt, zerfällt in eine bald größere, bald geringere Anzahl zerstreut gelegener Bauernhöfe. So war es schon zu Tacitus Zeiten, so ist's noch heute. Jeder lebt für sich auf seinem Gehöfte, umgeben von seinen Besitzthümern und Anpflanzungen.

Wir treten in einen dieser westfälischen Bauernhöfe. Dort an der Grenze der fruchtbaren Börde, da, wo sie in Hügel und Waldland übergeht, liegt er ganz allein. Seine letzten Felder steigen schon sacht die Anhöhe hinauf, während eine Meile weiter bereits das Gebirge anhebt. Der nächste Bauernhof liegt wohl eine Viertelstunde entfernt. Alles Besitzthum breitet sich um die

---

*) Mundarten Westfalens.

In dem vormaligen Herzogthum:

Et was mol en Meken in Sauste (Soest), dat kneide sick alle Morgen, wenn de Lüche olle uid de Kerka würen, für dat graute steinerne Herrgottsbild und behede. Da was dei Küster eigelig und gink mol hinner dat Bild stohn. Do seh dat Meken: „O du graute, leiwe Gott von Sauste, bescher mir doch usen Knecht den Jousten."

In der Gegend von Minden. Nachstehende Antwort der Bauern an Friedrich Wilhelm III. von Preußen, als dieser sie 1807 nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens ihrer Unterthanenpflicht entbunden hatte:

So wahr wi levt, 't is nig dine Schuld, dat de Generale un Ministers na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbiestert waren, um de verstrüwten Sgaren to uns hertostüven, un se, met unsern Landknegden verenet, to'm nejen Kamp optoropen. Liev un Lewen hädden wi daran wagt. . . . . Leve wohl, ole gode König! God geve, dat de Överreste dines Landes di trouwere Generale un klökere Ministers finden late, als de weren, de di bedrövden.

In dem Lippe'schen:

Fromme Luie (Leute) sind griddig (gierig). De Papen un de Hunne verdeunet (verdienen) er Braud (Brot) mit den Munne. Lütke Kinner treet in den Schaut, graute Kinner in't Hert (Kleine Kinder treten in den Schooss, grosse in das Herz).

große ländliche Wirthschaft, die aus Feld, Wald, Wiese unzerstückelt in geschlossenem Zusammenhange besteht. Von der Anhöhe herab laufen die vortrefflich bestellten Felder durch die Ebene: es ist gerade die Zeit der Roggenblüthe, der Rauch steigt von den Aehren und wallt in den warmen Sommerlüften gleich einer Opfergabe der Scholle. Reihen hochstämmiger Eschen oder knorriger Rüstern, zu beiden Seiten der alten Grenzgräben gepflanzt, fassen einen Theil der Kornfelder ein und bezeichnen, von weitem her kenntlich, die Marken des Erbes bestimmter, als Steine und Pfähle es vermögen. So ist das Erbe vielleicht seit Jahrhunderten unverändert geblieben; denn jeder tüchtige westfälische Bauer erachtet es für seine erste Pflicht, den Hof in keinem schlechteren Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hatte. Kinder und Kindeskinder würden dem im Grabe fluchen, der das Erbe der Väter freventlich schmälern wollte. Die Grenze oder Schnat ist heilig, darum wahrt sich der westfälische Bauer gegen Anlegung von Eisenbahnen, durch welche ein Theil seines Besitzthums verloren geht, und den falschen Landmesser, sowie jenen, welcher im Leben den Schnatstein verrückt hat, müssen nach seiner Ueberzeugung die furchtbarsten Strafen der Hölle treffen. Giebt es hier und da auch einen schlechten Landwirth, der in Folge großer Schuldenlast einzelne Grundstücke seines Bauernhofes verkauft, so gilt dies nicht blos als die größte vom Dorfe nicht vergessene Schande, sondern es werden auch die angekauften Ländereien nicht zum Erbe geschlagen. Dies muß unverändert fortbestehen. In solchem Erbe befinden wir uns. — Ein tiefer Weg zwischen aufgeworfenen Erdwällen führt quer durch die Felder, mündet rechts und links an verschiedenen Orten in Seitenpfade aus und führt, wo das Getreide aufhört, in ein gut bestandenes Eichenwäldchen, in welchem sich, auf der Erde hingestreckt, eine Herde Schweine gütlich that. Dieses Wäldchen ist der Kamp, liefert dem Bauer sein Holz, und dringt, wie dies auch hier der Fall ist, oft bis wenige Schritte vom Gehöfte vor, das es, indem es dasselbe an beiden Seiten gegen die Ost- und Nordwinde schützt, fast gänzlich umgiebt.

Das große lange Wohnhaus, welches sich in seinen weiß und gelb angestrichenen Wänden von Fachwerk zweistöckig erhob, war nur mit Stroh gedeckt. Doch war diese Bedeckung immer sehr wohl in Stand erhalten worden, darum hatte sie nicht allein nichts Dürftiges, sondern verstärkte sogar den behaglichen Eindruck, welchen das ganze Gehöfte machte. — Wir treten in das eigenthümliche, an die uralte Bauart der Deutschen erinnernde Wohnhaus ein. Eine weite Oeffnung, hoch genug, um mit einem geladenen Fuder hineinfahren zu können, bildet den Eingang. Die Hausflur ist so weit, daß zwei Wagen neben einander bequem stehen können. Zu ihren beiden Seiten liegen, durch sie getrennt, die Pferde- und Kuhställe, über ihnen die Kornböden, sowie alle jene Räumlichkeiten, welche zur Aufbewahrung des Futters erforderlich sind. Im Hintergrunde, durch eine Mauer (das Kammerfach) von der Hausflur oder Däle getrennt, befindet sich der von den Menschen bewohnte Theil des Hauses. Von beiden Seiten führen Thüren für Fußgänger aus den Gärten zu ihm herein. Hier ist die Wohnstube mit ihren Fenstern nach Ost, Süd und der Hausflur, hier die Kammer, gleichfalls mit einem Fenster nach der Hausflur, damit der Besitzer von seinem Bette aus sehen kann, was auf dieser vorgeht. Der letzte Raum, die sogenannte kleine Stube, wird nur bei festlichen Gelegenheiten, sowie bei Verwandtenbesuch benutzt. Ueber diesen drei Zimmern befinden sich die geräumigen Kornkammern, unter ihnen die Kellerräume. — Nirgends giebt es so viele und so große unförmliche Fenster, als in einem

niedersächsischen Bauernhofe. Die Wand zwischen Hausflur und Stuben ist mit Schränken und Küchengeräthen aller Art aufgeputzt, und die Küche so angebracht, daß die Hausfrau von ihr aus das ganze Gehöft zu überschauen vermag. Ein Schornstein findet sich nicht im Hause, wohl aber ist eine Oeffnung in der oberen Balkenlage gelassen worden, die Luke, durch welche der Rauch seinen Ausweg suchen mag. Auf der anderen Seite des Hauses liegen in dem geräumigen Hofe die Ställe und Scheunen, sowie dem Wohnhause gegenüber ein Baumgarten, in welchen man durch ein Gitterthor von den vor dem Hause unter Linden stehenden Ruhebänken hineingehen kann. Starke und gesunde Obstbäume breiten hier ihre belaubten Zweige über frischen Graswuchs, Gemüse und Salatstücken aus, und wiewohl es auch einige Beete mit rothen Rosen und gelben Feuerlilien giebt, so waren ihrer doch nur wenige; denn in der echten Bauernwirthschaft bleibt der Boden dem Bedürfnisse gewidmet, selbst wenn dem Eigenthümer glückliche Umstände den Luxus eines eigentlichen Blumengartens gestatten sollten. Ueber dem Baumgarten hinaus erschaut das Auge nur das frische Grün der großen Wiesen, auf welchen der Bauer Weide und Futter für seine Pferde besitzt. Ihre Zucht wird mit Fleiß betrieben und gehört zu den einträglichsten Nahrungsquellen des ganzen Grundstücks. Auch diese Grasflächen waren von grünen Hecken und Gräben umschlossen, ja eine derselben umschloß sogar einen Weiher, in welchem große Karpfen zugweise umherschwammen. In diesem reichen Hofe, zwischen vollen Scheunen, vollen Böden und Ställen handiert der westfälische Bauer. Hier sieht man ihn in vollster Thätigkeit, bald anordnend, bald beobachtend, bald selbst Hand anlegend. Von seinen Vorvätern hat er ihn ererbt, einem seiner Söhne, dem jüngsten, oder in Ermangelung desselben der jüngsten Tochter, will er ihn überlassen; doch muß deren Mann alsdann auch den Namen des Hofes annehmen. Diese Stellung des Bauers prägt sich in der ganzen Haltung gegen seine Umgebung aus. Festigkeit, Sicherheit, Beständigkeit sind der Grundzug seines Charakters, ja sogar ein gewisses Selbstgefühl, das nicht selten in Starrsinn und herrisches Wesen ausartet. Doch ist im Allgemeinen sein Verhältniß zum Gesinde und den bei ihm in besonderem Hause wohnenden Kötter oder Tagelöhner ein patriarchalisches. Knechte, Mägde, Kinder und Kötter rufen ihn bei seinem Tauf-, niemals Familiennamen; Alle reden ihn mit „Dui“ an, während er sich des „Diu“ gegen sie bedient. Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er, namentlich von den Kindern der Kötter, mit „Hiusva“ (Hausvater), seine Frau mit „Hiusmoime“ bezeichnet. Erlaubt es das Alter der eigenen Kinder, so helfen die Söhne auf dem Acker oder in der Scheune, die Töchter im Hause den Mägden. Dabei nehmen die Kinder da, wo noch alte Sitte herrscht, dem Gesinde gegenüber eine höchst untergeordnete Stellung ein. Keines darf sich in die Tisch- und Abendgespräche einmischen, denn nach dem Sprüchworte müssen sie stets auf das achtzehnte Wort passen. Den Anordnungen des Gesindes haben sie Folge zu leisten; kommen sie jedoch mit den Kindern anderer, aber geringerer Bauern, oder wohl gar mit denen der Kötter zusammen, so macht sich das Bewußtsein, Kinder großer Bauern zu sein, oft recht fühlbar. Das Gesinde, aus Knechten und Mägden bestehend und seinem Range nach durch groß und klein bezeichnet, gipfelt im Hausherrn und der Hausfrau. Sind beide abwesend, dann führen Großknecht und Großmagd das Hausregiment; beide aber haben allezeit die Pflicht, die Ehre des Hauses nach außen zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts, d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht darnach, mit den besten Pferden des

Dorfes zu fahren, und hat folglich keine Ehre im Leibe. Niemand wird ihn in seine Dienste nehmen. Der Lohn der Dienstboten besteht theils in baarem Gelde, theils in Leinwand, theils in einer Leinsaat, einem Stück Land von bestimmter Größe, das der Bauer mit Leinsamen zu besäen hat und dessen Flachsertrag dem Dienstboten zukommt. Dieser Flachs wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wollte die Magd den Flachs liegen lassen oder ihn gar verkaufen, so würde dies höchst schimpflich sein, Niemand würde sie heirathen. Der Bauer ißt stets mit dem Gesinde an demselben Tische, und zwar im Sommer auf der Hausflur, im Winter in der Hauptstube. Wollte er mit seiner Frau am „Lütkentische“ tafeln, so würde dies vom Gesind sehr übel vermerkt werden und solches Vornehmthun dem Bauer gehässige Bemerkungen aller Art zuziehen. Haben Knecht und Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld erübrigt, um eine Kuh und das nöthige Hausgeräth kaufen zu können, dann steht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen, und sie können auf die Unterstützung ihres Brotherrn rechnen. Die „jungen Leute“ miethen sich als Kötter ein und müssen als solche, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Dafür unterstützt der Bauer seinen Kötter bei jeder Gelegenheit: die Kuh, welche dieser kaufen will, besorgt der Bauer, wenn er ihm nicht eine aus dem eigenen Stalle überläßt. Hat er einen Proceß zu führen, so führt ihn der Bauer, und ist das dem Kötter pachtweise übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dies abermals mit des Bauern Pfluge. Dafür und für viele andere Vergünstigungen muß der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrnehmen, muß um geringen Lohn arbeiten und sich zu außerordentlichen Dienstleistungen bereit finden lassen, ohne besondere Vergütigungen beanspruchen zu können. Ist der Bauer endlich alt, so übergiebt er sein Gehöft, wie erwähnt, dem jüngsten Sohne oder der jüngsten Tochter. Aeltere Geschwister erhalten eine dem Erbe des jüngsten gegenüber verhältnißmäßig geringe Abfindungssumme. Der Bauer selbst bekommt die Leibzucht, den Auszug, deren Größe sich genau nach der Größe des Bauernhofes richtet. Sie besteht aus einer Wohnung, einem Garten, Ackerland und in Lieferungen an Holz, baarem Gelde und Korn. Kein Mädchen wird als Schwiegertochter in das Erbe gelassen, welches nicht eine Bauerntochter aus einem der Größe des Hofes entsprechenden anderen Hofe ist. — Ihre Mitgift muß dem Vermögen ihres künftigen Mannes angemessen sein und besteht theils in baarem Gelde, theils im Briutwagen (Brautwagen), zu welchem Pferde, Wägen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräthen gehören, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstages als freiwillige Gabe beigefügt werden. Doch, welche Lust giebt es bei solch' einer Hochzeit! Immer wird sie auf dem Hofe gehalten, auf welchem die jungen Eheleute künftig wohnen werden. Die jungen Bursche versammeln sich am Hochzeittage auf dem Hofe des Bräutigams, die Frauen und Mädchen auf jenem der Braut, Alle aber im schönsten Staate. Die Brautkrone muß fest sitzen, es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn sie herabfiele. Ist Alles vorbereitet, dann geht's zur Kirche. Aber wie? Frisch und verwegen, wie es diesem kräftigen Geschlechte wohl ansteht, das in hellblauen Röcken und breitkrempigen Hüten so stolz auf den muthigen Rossen sitzt und selten der Sporen bedarf. Der nächste Anverwandte des Bräutigams schwingt die Braut hinter sich auf sein mit Blumen und Bändern geschmücktes Roß,

das nun lustig aushebt und hoch die Mähne wirft. Hat der Priester den Segen gesprochen, so erhält der Bräutigam von seinen Gesellen einige oft nicht eben sanfte Schläge mit Stöcken, daß er gedenke, wie wehe es thue, und sein Weib damit verschone. Hierauf reitet er den Anderen voran, ist der Erste im Hochzeithofe und bringt, vom Dorfmusikanten begleitet (beiläufig gesagt, der liederlichsten Person in jeder westfälischen Bauernschaft, da er besonders ein Meister im Lügen und Aufschneiden sein muß), der später eintreffenden Braut ein Brot und einen Krug Bier entgegen, zum Zeichen, daß er von nun an ihr den Lebensunterhalt zu verschaffen habe. Sie genießt etwas vom Bier, vertheilt aber das Brot, in welchem einiges Geld enthalten ist, unter die Armen. Eine Hochzeit dauert meist einige Tage.

86. Der Weinbau an der Mosel*).

Es giebt keine Gegend in Deutschland, welcher der Weinbau solchen Reiz verleiht und wo er zu so großen Bauten und Anstrengungen Veranlassung giebt und sich überhaupt so malerisch darstellt, als an der Mosel. Geh in die Ebenen der Lombardei, ein Weingarten sieht hier genau wie der andere aus; besuche die Weingegenden des Rheins und bald wirst du die durch die unabsehbaren Weingelände herbeigeführte Einförmigkeit der Gegend beklagen: durch die gleich Soldaten neben einander stehenden Rebstöcke ist die ursprüngliche Mannichfaltigkeit der Bergformen fast ganz verloren gegangen. Ganz anders an der Mosel. Hier sind die Weingelände nicht nur beständig von Waldpartien, Wiesenland u. s. w. unterbrochen, sondern bieten auch schon in sich selbst eine eben so außerordentliche wie überraschende Mannichfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Kein deutscher Fluß, weder Rhein noch Donau, hat an seinen Ufern so hohe buntgestaltete Bergabhänge. Da geht Stufe über Stufe, Terrasse über Terrasse hinaus, und selbst die höchsten zum Himmelsfirmamente emporragenden Spitzen zeigen noch Reben und erscheinen als Himmelstische, auf denen die schönsten Trauben aufgetragen

---

*) Coblenzer Mundart: Als noch Christus met sine Jinger of der Welt erem es gezoge, om alle Leit seine neie Glauwe ze predige on beizebrenge, koomen se och onner annern of de Mussel (Mosel). Ohwer die huhe Berg do, on die Sonn, die dozemol esu heiss geschinne hat, moochten en gar net gefalle; dann kaum hann se paar Schritt gange, hann se gleich geschwezt wie die Bäre.

Bonner Mundart: Drückche (Gertraudchen) lurt om Schlösselsloch on sog, dat saig Möhn (Muhme) än Döppche en dä Hand hatt on sich domet schmäre däht. „Tütte ma Tüt,“ säät se, „zum Schorresteen herüt, üvver all Hecken on Strüch,“ on flut'sch! do wor se am Kamin orus.

Kölner Mundart: Nom ahle Köll'n aam lehve Rhing, drängk sunder Rass mien Hätz, mie Lottchen, och! dat wood beging, dat määt meer dehfe Schmätz. Ich nom getruhss dä Pilgerstaav, zo finge Rass und Rau, un seente mich nom hel'ge Graav, we'n Blohm nom Ovendsdau.

Im Clevischen wird die Geschichte der Johanna Sebus also erzählt:

In't jor neege stond et iss geweldig hoog têgen den Dick bei Brienen aan de Rhinn, en't was dropp of draan, of't wor derdöör gegon; marr de bure ssmeete noch en stöck of wat steen dertêgen, en du ging et weer. Evvel's nachs ging't iss an't drieve, en een stöck dick no't andre ging fleute, dor was gen halden aan. De hüüs wirden ömgessmeete, de wintersot dreef op't water, en menssen an beeste verdronken der enen heelen hoop.

Elberfelder Mundart: A Pastor genk över ä Feild, wo en Bur am bouen war. „Her Pastor,“ rep de Bur, „wat hev i am Sondag vör en gode Predigt gehaulen?“ — „Wovon hev ick dann gepredigt?“ seit de Pastor. — „Ja, He Pastor, wenn eck dat wössten, so möt eck hie de Plog nit haulen.“

find. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Anstrengens, und unwillkürlich wird man an die Senner und Aelpler der Schweiz erinnert, welche ihre Milch kaum weiter herabholen, als diese Winzer der Mosel ihren Traubensaft. Mit welchen Mühen ist nicht der Weinbau in dieser Gegend verbunden! Erde und Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, müssen vom Flusse aus hoch in die Felsenbrüche geschafft werden und jene Bergesspitzen, die nur zum Nestbau des Adlers noch tauglich erscheinen, müssen noch das süße, goldne Blut der Traube erzeugen. Mit welcher Kühnheit tritt hier der Weingärtner allen Hindernissen entgegen, wie weiß er sie durch Fleiß und Ausdauer zu beseitigen. Schon bei Bremm glaubten wir die höchsten Weingebirge gesehen zu haben, so daß wir sie mit dem Namen „Weinalpen" belegten, aber bei Willingen entdeckten wir noch weit höhere, und an manchen Stellen der unteren Mosel schienen sie sich so weit hinaufzuwenden, daß sich kaum bestimmen ließ, welche die höchsten seien. Eine Terrasse (hier Chor genannt) hebt sich über der anderen, alle mit Reben besetzt, und ihre Zahl ist so beträchtlich, daß ich einmal nicht weniger als dreißig zählte, von denen sich die äußersten in den Wolken zu verlieren schienen. Alle diese Chöre sind auf die mannichfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, so daß der Weinbaukenner schon aus weiter Ferne beim Anblick der Chöre, sowie aus der Stellung der Rebstöcke, mit Bestimmtheit Vieles über die Eigenthümlichkeit der Cultur jeder Abtheilung zu sagen vermag. Mannichfaltige Anstalten aller Art, ja selbst großartige Bauten mußten unternommen werden, um Raum für die Rebstöcke zu gewinnen. Da giebt es große, von hoch emporragenden Pfeilern getragene Gewölbe, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet ward. Wie der frische Brunnquell auf riesigen Wasserleitungen oft in die fernen Weltstädte geführt ward, so wird auch hier an hundert Stellen der Weinstock an den steilsten Stellen herumgeführt, damit er das an ihren Wänden zurückprallende warme Sonnenlicht einsauge. Die vielfach bewunderten hängenden Gärten der Semiramis können nicht mit jenen Wunderwerken verglichen werden, welche der Weinbauer im Moselthale im Laufe der Zeit geschaffen hat. Bei engem, beschränktem Raume muß er sich unter den verschiedensten Umständen zu helfen suchen, sobald die Lage eines Bergvorsprunges eine günstige ist. Ein Gewölbe erhebt sich oft über dem anderen, und Verbindungswege auf hohen Brückenbogen springen über die unter ihnen grünenden Weingärten hinweg. Ja nicht selten half man dem Berge selbst nach, da wo Risse und Spalten eines Felsens den Einsturz drohten. Gleich einem riesigen Spitzenklöppelwerke aus Stein breitet sich so ein Moselweinbergsgelände oft eine Stunde lang und eben so hoch aus, und nicht selten steckt in ihm mehr Arbeit und Mauerwerk, als in einem gothischen Dome.

Bei Betrachtung derartiger Arbeiten erkennt man mit Staunen, welch unsägliche Mühe dies edle Getränk dem Menschen macht, ehe nur die fruchttragende Rebe den Boden gewonnen hat, auf welchem sie zu gedeihen vermag. Und wie viel Arbeit erfordert sie zu ihrem ferneren Gedeihen. Daß der in die Erde gelegte Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß diese Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen den Weinkenner entzückenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der Kunst und der Veredelung. — Gehe während des Winters hinaus an die Gebirgsgelände der Mosel und sieh, wie der fleißige Winzer schiefert, d. h. die Schiefersteine aus dem Felsen hervorkratzt, zerhackt und in den Weinbergen umherstreut. Sie halten den Boden feucht, und sind sie verwittert, dann düngen sie ihn. So bekommt der Berg

immer eine neue jugendliche Kraft, die er dem Weinstocke mittheilt. Doch dies ist nicht die einzige Winterarbeit. Gestattet es die Witterung, dann werden auch die Mauern in den Weinbergen ausgebessert, hangende, dem Einsturz drohende Felsen untermauert und gestützt. So bricht allmählich der Frühling an. Die Stöcke werden in ihm aufgestellt, der Boden gelockert, gedüngt und umgraben. Aber welche unsägliche Mühe erfordert nicht die Düngung. Da muß beinahe jede Gabel voll Dünger auf dem Rücken der Leute stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden, und wie oft muß der Winzer es erleben, daß ein heftiger Platzregen all' seine Arbeit zerstört und in wenig Minuten den Boden herabschwemmt, den er unter großer Anstrengung in vielen Tagen und Wochen mühsam hinaufschleppte. Nie darf er seine Stecklinge außer Acht lassen, und von der diesjährigen bis zur nächsten Ernte geht ohne Unterbrechung eine Kette von Arbeit. Gleich nach dem Aufstellen der Stöcke und nach dem Umgraben im Frühjahr muß das alte Holz ausgehauen werden und wie es zum Gedeihen des menschlichen Körpers wesentlich nothwendig ist, daß die Poren der Haut stets geöffnet bleiben, so muß auch der Boden im Weinberge allezeit locker erhalten werden, damit Licht, Wärme und Wasser in ihn einzudringen vermögen. Keine Gras=, keine Unkrautsnarbe darf sich bilden, mehr als einmal muß er im Sommer umgraben oder gerührt werden. Trieb der Stock zu üppig frische Zweige, so müssen diese sofort entfernt werden, damit in ihrer Ausbildung nicht seine Kraft vergeudet werde. Doch dies sind nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten; kleinere Mühen und Sorgen gehen beständig neben ihnen her, Wind und Regen richten bald dieses, bald jenes Unheil an. Da sind Zweige losgerissen, sie müssen angebunden, üppig wucherndes Unkraut muß ausgejätet werden, bis endlich die unter Arbeit und Sorgen gereifte Frucht eingeerntet werden kann. Wer möchte es dem Winzer verargen, wenn er nun in Frohsinn und Heiterkeit die letzte Hand an die schöne gereifte Frucht legt. Aus allen Dörfern ziehen ganze Gesellschaften von Winzern, Männern, Weibern und Kindern — denn bei der Weinlese kann jede Kraft nützlich verwendet werden — hinaus in die Berge. Den Korb auf dem Rücken, das Winzermesser in der Hand, so eilen sie die Fußpfade hinan, und es entwickelt sich mit dem wachsenden Tage allmählich eine äußerst unterhaltende Thätigkeit längs den Ufern des Flusses. Da sieht man oft zwischen den Winzern ein Ochsen= oder Pferdegespann, das auf dem knarrenden Wagen die Kufe, in der die Trauben getreten werden, dahinschleppt. Ist auch nicht jede der in die Kufen fallenden Beeren so gut wie ein Groschen im Beutel, so tritt doch nun die Aussicht auf Gewinn ganz nahe heran. Dabei ist die Weinlese im Gegensatz zu allen übrigen Arbeiten des Jahres die leichteste, und während bisher, sowohl im Winter, als Frühling und Sommer, der Winzer einsam auf seinem Berge beschäftigt war, so ist jetzt die ganze Familie um ihn versammelt, ja selbst von fernher sind Freunde und Verwandte gekommen, um die Freuden der Weinlese mit ihm zu theilen. So kärglich diese auch nicht selten ausfallen mag, so ist es dennoch alte hergebrachte Sitte, dabei zu jubeln und zu schießen, sich zu necken, lustig zu sein und die Freunde zu traktiren. Reist man dann längs der Ufer des Flusses oder auf diesem selbst, so erblickt man überall im Thale die Wagen mit ihren Kufen und ihrem Ochsengespann, während die in den Felsen und Klüften vertheilten Leute das edle Bergnaß herabholen und den gewonnenen Reichthum in den Bottichen am Uferwege wie zur Parade aufstellen. Und wie die Wege, so belebt sich auch der Fluß, denn nicht selten hat der Moselbewohner seinen Weinberg auf der einen Seite des Flusses,

während Dorf, Acker und Wiesen auf der entgegengesetzten liegen. So hat fast jede größere Wirthschaft oder mehrere kleine zusammen, ihren Moselnachen, und es entsteht eine Thätigkeit auf dem Wasser, wie man sie auf dem Rheine oder anderen Flüssen, welche den Besitz der Uferbewohner mehr als die Mosel aus einander halten, nicht kennt.

Der Weinbau ist der zahlreichen Bevölkerung der Moselufer Alles, ihre einzige Erwerbsquelle. Kornfelder giebt es fast gar nicht; die Wiesen, ja das Vieh haben sie nur des Weinbaues wegen. Freilich ist dieser in guten Jahren auch außerordentlich beträchtlich, und es giebt einzelne Dörfer, die in denselben oft **1000** bis **2000** Fuder Wein (das Fuder zu sechs Ohm) erzeugen. Die ganze Weinernte des Moselthales von Trier bis Coblenz wird in besonders guten Jahren zu **100,000**, in mittelmäßigen zu **50** bis **80,000** Fuder veranschlagt, während die Gesammtbevölkerung des etwa **13** Quadratmeilen großen Weinlandes gegen **130,000** Köpfe betragen mag.

Nach Kohl.

87. Die Donau zwischen Linz und Wien*).

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Theil des ganzen großen Flusses, denn es haben sich hier Natur und menschliche Cultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen, **400** Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Die Donau fließt bei Linz, von Bergen eingeengt, in einem ungetheilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt sie bald an, sich ausbreitend, viele große und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten, von denen indeß gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht so fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewässer vereinigt in demselben Canale zehn Meilen weit fortpulsiren, bis sie bei der Stadt Krems sich durch die Gebirge und Engpässe durchgearbeitet haben, ebneres Land betreten und ihre Insel- und Armbildung wieder beginnen, was sie dann bis über Wien hinaus fortsetzen.

An vielen Stellen heben sich aus dem Flusse Sandbänke so hoch, daß sie aus dem Wasser hervorragen. Sind dieselben bewachsen, so nennt man sie Auen. Diese mit Espen, Ellern, Linden, Pappeln, Ahornen, Weiden und Gebüschen aller Art bestandenen Auen bieten große Weideplätze für eine unzählige Menge von Wild, worunter auch Hirsche, dar, sowie die kleinen Arme, Einbuchten und Seen zwischen den Sandbänken und Inseln gewöhnlich mit zahllosem Wassergeflügel bedeckt sind, mit wilden Enten und Gänsen, mit

---

*) Oesterreichische Mundart:

's Haimátg'sang.

1. Haimátland, Haimátland! han di so gern, wia rá Kinderl sein Muedár, á Hünderl sein'n Herrn. 2. Duris Thal bin i gláffen, áfn Höchel bin i g'lögn, und dein Sonn had mi trickert, wann mi g'nötzt had dein Rögn. 3. Dein Hitz is nöt z' grimmi, nöt z'graoss is dein Frost, ünsá Traubben haisst: Hopfen, ünsán Wein nennt má: Most. 4. Und zun Bier und zun Most schmäkt á kröftige Kost, und dö wächst olli Jahr, mit dá Naoth hads kain Gfahr! 5. Deine Bám, deine Staudná sánd graoss worn mit mir, und sö blüehn schen und tragn und sagn: Machs ázwie mir! 6. An schenere machts Bácherl, láft ollweil thala, awás Herzerl, wos auárinnt, 's Herzerl lásst's da. 7. Und i und dö Bachquell sán Vödern und Maihm: treibts mi wodáwöll hi, dö Gödánká zaign haim. 8. Dáhaim is dáhaim, wannst nöt furt muesst, so bleib; denn d'Haimat is ehntá dá zweit Muedáleib!

Reihern, Kranichen, Kiebitzen und Krähen, und vor allen Dingen mit Möven. Außerdem erhöhen den Genuß der schönen Bildergalerie zwischen Linz und Wien noch herrlich gelegene Dörfer und Schlösser, welche an der Donau und auf deren Inseln und Auen aus den Gebüschen, wie aus einem Versteck, hervorsehen; die Raubritter, denen einige der letzteren ihr Dasein verdanken, haben die Lage ganz ausgezeichnet gut zum Raube auf dem Flusse gewählt. Der Rhein entbehrt in seiner schönen und so oft mit diesem Donaustücke verglichenen Partie von Mainz bis Bonn ganz jener wilden Insel- und Auenansichten. Viele setzen ihn darum um so höher; aber ich muß sagen, mir schien die Donau in diesen wilden Scenen nur noch einen Reiz mehr zu haben. Diese Schlösser, im Schilfe versteckt, diese Inseln, nur hier und da von einem einsamen Fischer bewohnt, diese vielgespaltenen Flußadern, die sich ganz in Wildniß verlieren und zu verirren scheinen, und doch nach einiger Zeit wieder aus den Wäldern klar und unversehrt hervorkommen, um sich mit dem großen Strome zu verbinden — bilden einen Reiz, dessen der Rhein entbehrt, wo man Alles mehr an den Ufern, im Flusse weniger suchen darf. Am Rhein ist die Cultur mächtiger, fast zu mächtig; an der Donau ist die Natur wilder, fast zu wild.

Das erste Stück, welches sich uns darstellte, war Mauthausen, der Mündung der Ens gegenüber. Dies Gemälde ist den Rheinbildern ähnlich. Der Ort ist uralt, liegt dicht am Ufer des Flusses, ein verfallenes, thurmähnliches Schloß in der Nähe. Sonst läßt sich hier im Ganzen wenig erblicken, denn die Ens strömt auf einem niedrigen, flachen Vorlande, welches sie sich selbst geschaffen hat, in die Donau ein. Dann aber erscheinen wieder viele Auen und Inseln mitten zwischen großartigen Berglandschaften. Fischer sind am niedrigen Ufer mit der Herrichtung eines Netzes beschäftigt. Eine Wassermühle ist in der Mitte des großen Stromes, flache Inseln, mit schwankenden Weiden und Pappeln bewachsen, in der Nähe; ein Müller sitzt auf der Spitze eines ins Wasser hinausragenden Balkens und scheint mit einer Reparatur beschäftigt. Einige Schiffer laden Holz in ein kleines Fahrzeug, um es nach Wien hinabzuführen. Sonst rund umher nichts wie Wasserfläche und waldreiche Aueinsamkeit. Auch die Biber haben hier in den Bruchstätten der Donau ihre versteckten Wohnungen und machen Ausflüge in die Auen des Flusses, in denen sie, wie die Holzhacker, die Bäume fällen.

Sechs Meilen unterhalb Linz, von Wallsee an, hängen die schönsten Gemälde an der Donau. Für uns war es, als wir bei Wallsee anlangten, noch Morgen, und dies schöne Schloß am rechten Donauufer war noch in seiner schönsten Beleuchtung aus Osten oder Südosten zu sehen. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich dies prachtvolle Rittergebäude. Auf der andern Seite sieht es sich von schönen, üppigen Gefilden, wie von friedliebenden, arbeitsamen Unterthanen umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Bergriesen, die Häupter von dunkeln Waldungen umschattet. Die anderen herrlichen Anschauungen, die sich von Wallsee aus entfalten, müssen Jeden zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißen. Ruinen, Schlösser, Paläste, Klöster, friedliche Dörfer, kleine Städte, Einsiedeleien, ferne Berge, nahe Thürme, dunkle Schluchten, offene Thäler, schroffe Abhänge, lachende Auen, das Alles war prächtig durcheinander gemischt.

Hunderterlei hübsche Täuschungen führt der vielverwundene Lauf des Stromes herbei; hunderterlei Erwartungen, kleine Hoffnungen und Befürchtungen macht er rege. Zuweilen zieht er sich langgestreckt vor den Blicken hin, wie

eine große Chaussee, und stellt in nebliger Ferne viel Schönes in Aussicht. Zuweilen wieder ist er wie in Stücke zerhackt, Berge schließen ihn von allen Seiten ein, und wir fahren wie in dem engen Kreise eines einsamen Bergsees. Wir drehen uns, und wieder schießen wir in eine solche abgeschlossene Wassermasse hinein; es scheint, als reihe eine Kette von Seen sich aneinander, an deren schroffen, felsigen Ufern wir zu scheitern fürchten. Und welche geschichtlichen Erinnerungen tauchen hier in uns auf! Da liegt der Nibelungenhort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen; die Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donauthale wieder. Karl der Große dringt siegreich herab und kehrt triumphirend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der Römer in zahllosen Schaaren, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. — Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Bayern und Schwaben, singend den Fluß herunter. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das Alles herein, und, durch die Donauschluchten brechend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Fluth über die entferntesten Völker. Doch zwischen alle dem welch' neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge? Hunderttausend und aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Thränen und Blut zu netzen!

Jetzt gelangen wir an den Donaustrudel bei Grein. So wie ein Held, wenn er zum Tode geht, seinen schönsten Schmuck anlegt und dann auch noch mitten im Kampfe sich mild und edel erweist, so geht die Donau in den düsteren, von schwarzen Waldungen beschatteten Schlund nicht ein, ohne noch zuvor in einem höchst romantisch gestalteten Landschaftsgemälde kurz vor dem Strudel Schönes und Liebliches zusammenzudrängen. Freundlich grüßend spiegelt der Strom die Angesichter des hübschen Schlosses Greinsburg und des Städtchens Grein zurück, bevor er, melancholisch von den Fichtenwaldungen gefärbt, seine Wellen auf die Folterbank des Strudels wirft. Dies geschieht denn endlich bei dem Inselchen Wörth, das wie ein verfallener Brückenpfeiler mitten im Thorwege des Strudels daliegt. Von diesem Pfeiler aus ziehen sich zu beiden Seiten noch niedrige Steintrümmer quer durch den Fluß und schließen sich an die hohen, eckig hervorspringenden Felsen des Ufers an. — Zwischen diese Felsen hindurch ließ Kaiser Joseph mittelst dreizehnjähriger Arbeit durch Hinwegschaffung der die Schifffahrt am meisten hemmenden und gefährdenden Felsen eine Durchfahrt bahnen.

Der Felsen der Insel Wörth ist höchst malerisch; er hat verschiedene Absätze, und am Fuße, ganz auf der Spitze der Insel, liegt eine alte Warte. Auf der Krone des Felsens prangt neben mehreren Heiligenbildern ein großes Kreuz. Dicht vor dem Eingange zum Strudel kommen in der Regel kleine Boote zu den großen Schiffen herangerudert und bieten den frommen Matrosen Heiligenbilder als Amulette zum Verkauf. Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe und malerisch gestaltete Riffe tief im Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirn die Ruine des alten Schlosses Werfenstein empor. Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Theil sind, und die sich nur in dunkler Enge, etwa auf die Länge einer halben Stunde, einander gegenüberstehen. Mitten in dieser Schlucht, die man sich indeß immerhin nicht allzuschmal denken darf, schießt der Strom, mit unaufhaltsamer Gewalt

sich fortwälzend, brausend dahin; schon in weiter Entfernung hört man dieses Getöse als ein dumpfes Rauschen. Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer empfangen in der Schlucht eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf einen großen Felsen zuströmt. Sie prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel, in einer Entfernung von 1000 Schritten, der berühmte Wirbel. Ueber den Strudel hin schoß und schnellte unser Schiff, obgleich die Dampfmaschine hier etwas gedämpft wurde, mit einer ungeheuren Geschwindigkeit. Aber wie ein walzendes Paar, das in der Eile des Tanzes auf seine Vordermänner stößt, etwas leise für einige Augenblicke den Krebsgang geht und dann mit neuem Ansatz seinen Weg wirbelnd fortsetzt, so drehten wir uns im Wirbel eine Zeit lang herum, gingen schief und rückwärts, faßten dann aber wieder mit erneuter Schaufelkraft die Wellen, wandten das Ruder und schossen auf der geraden Linie weiter vor, als wäre nichts passirt.

Wir kamen darauf noch bei mehreren Städten, Burgen und festen Schlössern vorüber, sowie auch bei vielen großen Wassermühlen, die überall bis dicht an das Fahrwasser der Schiffe reichen und fast mitten im Strome liegen, auch bei Maria-Taferl, dem berühmten Wallfahrtsorte, wo jährlich an einem bestimmten Tage viele Tausend Menschen zusammenströmen, und wo sie auf der Höhe des Berges auf einer steinernen Tafel vor der Kirche nach dem Gottesdienste ihre Speisen aufstellen. Noch manch altes Donauschloß ging durch die Lüfte, wenn auch nicht aufgesprengt von Pulverdampf, so doch hoch über uns fort- und vorübergerissen vom Wasserdampf. Auf einmal hieß es: „Da ist Mölk! Mölk! die schönste Abtei des ganzen heiligen römisch-deutschen Reichs.“ Alles stürzte die Kajütentreppe hinauf, um sich Mölk anzusehen. Wir führten schon Einiges an, was in unserem Auge die prachtvolle Gemäldegalerie der Donau zwischen Linz und Wien von der des Rheins zwischen Mainz und Bonn charakteristisch unterscheide. Ich glaube, daß auf solche Unterschiede auch diese Erwägung noch führen könne, daß es am Rhein auf der einen Seite Ruinen, auf der anderen neue elegante Landhäuser in überwiegender Anzahl giebt, an der Donau dagegen nicht so zahlreiche Trümmer, weniger Villen, Vorwerke oder Weinbergschlößchen, aber häufiger große Schlösser im alten Style mit neuer Bekleidung. Die schöne Abtei Mölk, oder, um uns besser und richtiger auszudrücken, die prachtvollen Paläste und Kathedralen dieses unvergleichlichen Prälatensitzes liegen, oder besser, stolziren und thronen auf einem Granitrücken, der das äußerste Vorgebirge eines von den Alpen auslaufenden Gebirgsarmes ist und mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügels zieht sich ein Fluß heran und schüttet sein Wasser in die Donau, und ihre Thäler legen sich wiesen- und äckerreich der sie beherrschenden Abtei zu Füßen.

Die Donau ist hier im Erzherzogthume Oesterreich mehr als sonst in irgend einem Theile ihres Laufes die Hauptlebensader des umliegenden Landes, von dem alle Nebenadern ausgingen, das Hauptrückgrat, an dem sich das ganze Gerippe des Landes ansetzte. Hier liegen die reichsten Stifter, welche die Thäler hinaufwärts bebauten und beherrschten, — hier liegen auch die ersten deutschen Colonien, welcher die Seitenthäler dann weiter besamten, — hier liegen die Hauptschlösser, die der Feind zuerst erstürmen mußte, wenn er das Uebrige bewältigen wollte, — hier liegen die kleinen Handelshäfen, welche die Bergbewohner des Innern von jeher mit der Welt in Berührung setzten. Hier liegen aber auch die festen Burgen, von denen aus die Tataren, Hunnen,

Ungarn und Türken, sich seitwärts verbreitend, das Land verwüsteten, oder in denen viele Raubritter hausten, die Plager und Zwingherren der Bauern und Kaufleute weit und breit. Da liegt die Teufelsmauer unweit Mölk, welche, der Volkssage nach, der Böse baute, um damit den Fluß zu sperren, und in ihrer Nähe sieht man die Schlösser Schönbühel und Aggstein, bei denen, der Geschichte nach, den Raubrittern das wirklich gelang, was der Teufel selber nur vergebens versuchte. Der Ritter Schreckenwald zog hier in dieser wilden Gegend eine Kette über die Donau und plünderte und brandschatzte die vorübergehenden Schiffe. Auf diesem Schlosse hatte der genannte Ritter sein Rosengärtlein, wie er einen tiefen Abgrund nannte, in welches er durch eine eiserne Thür die gefangenen Reisenden über Felsen hinabstürzte. Endlich liegen hier auch unterhalb Mölk die Ruinen Dürrensteins, des berühmtesten und besungensten Donauschlosses. Die Donau macht kurz vor diesem Punkte eine Krümmung und kurz nachher wieder eine, und das Schloß zeigt sich daher, auf grausigen Felszacken thronend, ziemlich plötzlich, und da es im Rücken wieder von Felszacken und Bergmauern umschlossen wird, so erscheint es sehr isolirt und wie in einer felsigen Einöde liegend. König Richard Löwenherz von England, als er in diesem Gefängnisse saß, mag daher wirklich nicht wenig gelitten haben.

Hinter Dürrenstein nun, wenn man um die Ecke nach Mautern zu herumkommt, steht das letzte schöne Bild in der herrlichen Gemäldegalerie, die wir durchliefen, und in der es so unerschöpflich viel Schönes zu sehen giebt, daß man ein Argus mit 100 Augen sein müßte, wenn man Alles darin entdecken wollte. Zur Rechten und Linken der Donau liegen die kleinen, freundlichen Städte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede bereits besungene Orte. Von einem Orte zum andern zieht sich über die Donau hin eine Schiffsbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her die erste: beides, die Brücke und die Städtchen, interessante Erscheinungen hier an der Scheide des Donaugebirgslandes und der Donauebenen. Vorn, aus dem Fenster eines Hauses, das weit in die Donau hinausgreift, blicken gemüthlich ein paar Mönche auf das unruhige Treiben auf dem vorüberrauschenden Dampfschiffe hin. Eine über den Fluß hinausgehende Terrasse des Hauses ist mit Blumen besetzt. Im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen Donaustiftes Gottweih auf einem 700 Fuß hohen Berge hervorragen. Weingärten bekränzen überall die Hügel, welche sich zu den Seiten der kleinen Städte erheben. Im Vordergrunde und in der Mitte auf dem sich krümmenden Flusse bewegen sich Schiffe hin und her. Ein reizendes Bild!

Endlich gelangten wir nach Nußdorf. Dieses Nußdorf ist der Donauhafen für Wien. Hier landen die meisten für Wien bestimmten Donaufahrzeuge; es ist hier daher ein beständiges Gewimmel von Fahrzeugen, Menschen und Wagen, für das man sich mit Langmuth und Aufmerksamkeit rüsten muß, um inmitten dieses Strudels nicht in Wirbel zu gerathen. J. G. Kohl.

88. Die Besteigung des Ortles*).

Der Ortles, eine ungeheure Urkalkmasse, der höchste Punkt der österreichischen Monarchie und Deutschlands, hat nach den neueren Untersuchungen

---

*) Tyroler Mundarten. — Im Zillerthale: Znagst hat mich a mahl oar aufm Kirchtag genacht (genarrt), und hat gsoat ear wollt mar zalln, mier kaman aft dö längiste Pois (Zeit) nimar zsamm, weil dar Lottar (Schelm) focht (fort) war gen Alm.

eine Höhe von 12,060 Fuß und ist nicht völlig 100 F. höher als der Groß-Glockner. Er erhebt sich auf Tyroler Gebiete, unfern der Grenze des Veltlin, in einer öden Gegend, die man das Ende der Welt nennt, in Gestalt einer dreiseitigen, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide, aus den Drofui-, Sulden-, Fubra- und Martelthälern, und wurde im J. 1804 am 27. Sept. von einem Tyroler Gemsenjäger, Namens Joseph Pichler, zuerst erstiegen, der aber, der heftigen Kälte wegen, nur einige Minuten oben aushalten konnte, und fast ganz erstarrt, mit erfrornen Fingern und Zehen, zurückkehrte. Im Laufe des Jahres 1805 bestieg der Doctor Gebhard denselben dreimal, errichtete oben eine Pyramide, zündete eine große Signalstange an und pflanzte auch eine Fahne auf. Nach 21 Jahren, während welcher zwar mehrere erfolglos gebliebene Versuche gemacht wurden, wurde der Ortles 1826 von Neuem erstiegen. Aus der Erzählung des Unternehmers dieser Besteigung heben wir Folgendes, zum Theil mit den eigenen Worten des muthvollen Wanderers, heraus. — Zu Drofui, einem kleinen Dörfchen von 10 Häusern, traf ich meine 3 Führer, welchen sich auch Joseph Pichler, ein Mann von mehr als 60 Jahren angeschlossen hatte, dessen Führung die ganze Unternehmung vorzüglich überlassen worden war. Am 20. August um 11½ Uhr Mittags brachen wir auf und schlugen am Ende der Krummholzregion unser Nachtlager auf. Des folgenden Morgens um 4½ Uhr brachen wir von da auf. Eine Viertelstunde gingen wir auf Gräsern und Moosen fort, indem wir stets bergan stiegen; da kamen wir zu einem Felsenkamme, den sogenannten Riffeln, der nur ohngefähr einige Klafter sich über den Boden erhebt, auf dem wir standen. Längs desselben führte der Weg über das Gerölle (lockeres Gestein) fort; hier ist die erste Gelegenheit, wo man seine Schwindelfestigkeit erproben kann. Das Thal liegt etwa hier 4000 F. über dem Meere, der Kamm erhebt sich 6 bis 7000 F. und von ihm bis ins Thal hinunter geht eine schief geneigte Fläche. Jeder Tritt erweckt in dem Wanderer den Gedanken des Hinunterstürzens, der Fuß findet keinen festen Halt, das Gerölle, über das man fortgeht, weicht den eingreifenden Steigeisen, und mit den Händen sich am Kamme anklammernd, erreicht man endlich, nach vollen anderthalb Stunden, den Ferner. Bei jedem Schritte, den man auf ihm weiter gelangt, entwickelt er neue Schönheiten, jedoch auch neue Gefahren. Eine Zeitlang zogen wir längs der Wände eines kleinen Gletscherbaches oder in ihm fort, da wurden die Massen gewaltiger; bergauf, bergab führte uns Joseph, mit seltenem Scharfblick, jede gefährliche Stelle, die einzubrechen drohte, vermeidend, über Bogen von Eis, oft kaum so breit, daß der Fuß haften konnte, zwischen Klüften durch, 3 Stunden lang. Der Monte Cristallo, nicht umsonst so genannt, denn seine rund geformte Koppe scheint im Sonnenlichte mit Silber überzogen zu sein, lag fast gerade vor uns, und ich war der Meinung, daß über ihn der Weg führen müsse, da rechts und links himmelanstrebende Wände, deren Erklimmung mir unmöglich schien, den Gletscher einfaßten. — Auf meine Frage, in welcher Richtung wir weiter ziehen würden, vertrösteten sie mich zur Geduld, und bald darauf sagte Joseph: „Jetzt werden wir Ihnen den Strick umlegen." Mein Erstaunen und meine Neugierde wuchs; ein mehrere Klafter langer Strick ward mir unter den Armen befestigt und meine Begleiter wendeten sich zu der links stehenden Wand, der sogenannten Schneerinne. Wer nie etwas Aehnliches gesehen hat, ist nicht im Stande, sich einen

---

Im Unterinnthale: Wenn der Mun so schien blickt, iss fü's Dianal a Dlück (Glück) und fün Bauan a Schad, der a schiens Dianal had.

Begriff davon zu machen, denn selbst mir, der ich doch so manchen Berg bestiegen hatte, war dieser Anblick neu. Man denke sich eine Wand, die fast senkrecht herabgeht, deren Kamm aus spitzen Nadeln besteht, und zu deren Uebersteigung volle 4 Stunden erfordert werden. Für den Ersteiger bleibt kein Anhaltepunkt, als die kleinen, oft nicht einmal zollbreiten Vorsprünge und kleine Auswaschungen. Die einzelnen Absätze sind 20—30 Klafter von einander entfernt, und selbst sie gewähren dem Ermatteten kaum so viel Raum, daß er mit beiden Füßen ruhig stehen kann. Joseph stieg hier voran, so hoch als der Strick reichte, dann klimmte mit Hilfe des Strickes der zweite nach, empfing denselben von ihm, während Joseph sich oberhalb ihm mit ausgespreizten Füßen zu erhalten suchte und ihn beim Genick oder der linken Hand hielt. Nun wurde mir zugerufen nachzuklimmen, und ich wand mich mit Händen und Knieen aufwärts. Die beiden anderen Führer blieben zurück, um mich, wo es die Wand erlaubte, mit ihren Händen oder Achseln, auf die ich meine Füße setzte, zu unterstützen. War ich nun beim Zweiten angelangt, so blieb nichts übrig, als mich entweder auf seine Füße zu stellen, oder bei kleineren Entfernungen mich durch ihn halten zu lassen und in der Gefahr zu schweben, jede Minute mit ihm in den immer tiefer gähnenden Abgrund zu stürzen. Nachdem ich so ohngefähr 2 Stunden hinaufgezogen worden war, wobei ich einigemal bei ganz glatten Stellen frei in der Luft schwebte, ruhten wir auf einem der früher erwähnten Absätze aus, nachdem wir bereits den ersten Kamm überstiegen hatten. Nach kurzer Zeit kamen wir zu den Wandeln, welche wir der Breite nach passiren mußten. Wie die Lauwine die Schneemassen, so rollt die Wandel das zerbröckelte Gestein in dem sich selbst gegrabenen Bette bei jeder Veränderung der Temperatur von der Höhe herab. Plötzlich in der Mitte dieser Rinne blieb bei dem Ausrufe: „Die Steine kommen!" der vor mir gehende Führer stehen, lud mich, ohne ein Wort zu sagen, auf seinen Rücken und machte 10—12 Schritte mit einer Hast, die mir die Haare zu Berge trieb und mein Blut zu Eis erstarrte. Er stellte mich dann hinter einen kleinen Vorsprung und rief mir zu, mich ruhig zu verhalten. Mechanisch legte ich die Hände gekreuzt über meinen Kopf, und kaum war dies alles geschehen, als krachend die Steine neben uns hinunterrollten. Erst jetzt übersah ich die ganze Größe der Gefahr, in der ich geschwebt hatte; auch gestehe ich aufrichtig, daß dies der schrecklichste Augenblick bei der ganzen Ersteigung für mich war. Bald darauf gelangten wir zu einer zweiten solchen Stelle, die uns jedoch ungestört vorbeiziehen ließ. Wir begannen nun wieder längs der Wände über mehrere Absätze, Gurgeln genannt, zu klimmen, und erreichten nach langen vier Stunden endlich das Schneefeld. Wir hatten die Ortlesspitze umgangen und befanden uns auf dem zur Spitze sich hinziehenden Kamme. Eine Rast von einer Viertelstunde erquickte uns hinreichend, um uns zur Fortsetzung des weiteren Zuges zu stärken. Ein ungeheures Schneefeld, seit 21 Jahren von keines Menschen Fuß betreten, bot sich meinen Blicken dar, die Spitze stand rein und klar vor mir, und schon wollte ich ihr zueilen, als Joseph meine Schritte hemmte, mich auf die bereits in Nebel eingehüllte Bergkette, welche sich vom Bernina bis Finstermünz zieht, aufmerksam machte, mir die Gefahren vorstellte, denen wir auf diesem unabsehbaren Schneemeere ausgesetzt wären, und alle seine auf Erfahrung gestützte Beredtsamkeit anwandte, um mich zu bewegen, den Rückzug anzutreten. Ich konnte mich jedoch nicht entschließen, nach aller ausgestandenen Mühe zwei Stunden vom Ziele umzukehren, und bewegte Alle zu dem Entschlusse, uns der Spitze zu nähern. Wir zogen also weiter; aber jetzt begann die feinere

Luft uns das Athmen zu erschweren, und wir mußten fast alle 5 Minuten einige Augenblicke stehen bleiben, um das Blut zu beruhigen. Hier hatten uns auch die Bewohner von Mals (ein Marktflecken, von wo aus der Reisende die Vorkehrungen zu seiner Besteigung des Ortles getroffen hatte) zuerst mit ihren Fernröhren erblickt. Doch die so nahe geglaubte Spitze entfernte sich immer mehr, und volle $1^1/_2$ Stunden hatten wir bergauf, bergab, in unergründlich tiefem Schnee watend, nöthig, um den Kamm zu erreichen, auf welchem der Gipfel sich erhebt. Meine Augen hatte ich mittelst eines durchsichtigen schwarzen Flors gegen das strahlende Schneelicht geschützt. Wir gingen längs des Kammes fort, übersetzten eine kleine Schneekluft und standen nach einer halben Stunde endlich um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags auf der Spitze. Meine Führer hieben in den Schnee eine viereckige Vertiefung, da die dreiseitige, fast rings von Abgründen umgebene Schneespitze wenig Raum gewährt. Meine Instrumente wurden an einem Stocke befestigt, und ich begann meine Augen in dem herrlichen Panorama herumschweifen zu lassen. Aber es war mir nicht vergönnt, hier zu bleiben. Der Ortles rächte sich für die Kühnheit, die wir gehabt hatten, uns seinem Scheitel zu nähern; denn kaum hatte ich meinen Blick in die Gegend von Mals geworfen, um den Weg zu verfolgen, welchen wir zurückgelegt hatten, als uns plötzlich ein feindseliger Nebel mit solcher Dichte umgab, daß wir nicht 5 Schritte um uns sehen konnten und in der nächsten Minute von einem Schneegestöber eingehüllt wurden. Die Kälte wurde durch den schneidenden Nordwestwind unausstehlich, zähneklappernd suchte ich in der halben Stunde, die wir trotz allen Unbilden der Natur auszuhalten vermochten, meine Beobachtungen fortzusetzen. Von der von Gebhard errichteten Pyramide steht noch die Grundfeste, jedoch hat sich der Gipfel seitdem um wenigstens 2 bis 3 Klafter erhöhet und sie befindet sich daher jetzt unter ihm. Mit blutendem Herzen schied ich um 4 Uhr vom Ortles, da schwerlich mir je wieder die Gelegenheit werden dürfte, auf seinem Schneehaupte zu sitzen.“ — Unter vielen Gefahren und Mühseligkeiten gelangten die kühnen Bergbesteiger am darauf folgenden Tage (den 22. August) um 10 Uhr Morgens in Drofui wieder an.

Nach Groß.

89. Aussicht vom Groß-Glockner über die Ostalpen.

Während meine unternehmenden Gefährten den letzten Gipfel des Glockner bestiegen, der sicher nicht mehr als sechs Klafter über dem kleinen Glockner erhaben ist, saß ich an dem Kreuze des letzteren, versunken in die Pracht des Panorama's, in das mein Auge sich verlor. Der Vischer-Tauern stand wie ein jüngerer Bruder dem Glockner im Norden zur Seite: hinter ihm, etwas gegen Westen, erhob sich das schlanke Wiesbachhorn stolz in die Lüfte, als wollt' es mit diesem Riesen sich an den Sternen messen. Das Teufelshorn und der zweigipfelige Watzmann am Königssee ragten, kaum deutlich bemerkbar, aus dem Meere von Schneealpengipfeln hervor, das wie getrieben vom wüthenden Nordsturme, vom Norden herab sich an dem südlichen Glockner in wolkenberührenden Wogen dämmte. Im Norden verloren sich die Berge des Böhmerwaldes in dem Grau der Luft. Feierlich stand an dieser Gletscherkette im Nordwesten der Hallstädter Schneeberg; ferner als der Watzmann, wohl um 12 Meilen, schien er auf 20 Meilen weit nicht niedriger als derselbe. Versammelt um diese Riesenalpe lagen die Schneeberge alle, die Steyermark von Oesterreich trennen, in fernem Blau des Horizontes, und Gipfel zog an Gipfel hin gegen Osten. Mein Auge suchte den Oetscher zu erkennen unter

den tausend und abertausend Schneekoppen; gesehen haben mag es ihn vielleicht und seinen Bruder, den Schneeberg, aber erkannt hat es ihn nicht. Zu Füßen lag mir der Rauriser Tauern, die Goldzeche, die Zirknitz und die Malnitz und die Tauern alle und Alpen, die die eisige Mauer zwischen Steyermark und Kärnthen bilden. Sie zogen hinauf in Osten zu ihren nördlichen Brüdern und verschwanden mit dem Horizonte und mit ihnen. Der Terglou, die Zierde Krains, stieg in Südosten empor über die schroffen Caravancas aus einem Meere von weißen Alpengipfeln. Weithin über diese Greisen der Erde und über die Hügel, die sich an Adriens Ufer senken, irrte mein Auge. Es suchte den Spiegel des Meeres jenseit des Karstes: im Glanze der Sonne, die über das Meer hin stand, schwanden die Berge und Meere vor ihm, es lenkte sich unwillkürlich hin gegen Südwest. Da sah ich über Tyrol hin und über seine Ferner alle und seine Thäler. Unter ihnen stand der Brenner, wie ein breitschultriger Atlas, und der Ortles. Sie lehnten sich an Helvetiens Alpen und an jene des Bündtner Landes, an des Gotthards Nachbarn und den Bau der Rosa. Ueber die schmälere Alpenreihe des Zillerthales verlor sich das Auge in Bayerns Ebenen. Es entdeckte noch weiter hinaus über dem Lech die Hügel des Iller, vielleicht noch die der Nab und der Tauber. O der vernichtenden Aussicht! Ich saß am Kreuze, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme, und zitterte, als ich den halben Erdball unter mir sah; mir schien das Kreuz zu wanken und der ganze nadelförmige Gipfel, auf dem ich saß; ich glaubte zu fühlen, wie die Erde sich drehte.

Im hintersten Azur, in dem dunkelsten Schwarzblau, das das Blau von Schwarz noch scheidet, sah ich hier den Himmel die Erde umfassen in der feierlichsten Stille. Die Erde lag im feinsten Aetherlichte unter ihm. Ich sah den strahlenden Silbergürtel von Schnee und Eis an Europens Jungfrau.

Ich sah die ersten Stellen, die nach der Schöpfung das Meer verließ: sie tragen jetzt noch Wasser in Eisgestalt auf ihren Höhen; ich sah die tausend und abertausend Thäler alle unter mir, durch welche die Meere hineilten in ihre unermeßlichen Tiefen; ich sah die Berge alle, die sich dämmten; ich sah der Flüsse Lauf herab vom Aether; ich sah wie durch ein Fernrohr ein Planetenstück und sah die Wesen nicht, die es bewohnen. Als ob ich glücklicher gewesen wäre, als ein Sterblicher es verdiente, hüllte die Erde unter mir sich jetzt in einen Nebelschleier.

Tief aus den schwarzblauen Thälern allen, die, wie dunkle Flecken in das Mondesbild verstreut, in den Strahlen der Eisgebirge unter mir lagen, hoben sich in tausendfältigen Gestalten die Nebel. Sie stiegen empor in die Regionen des ewigen Schnees den Winden zum Spiele. Die ballten sie zusammen über den Gletschern und fesselten sie in Eis. Aber aus allen Thälern stiegen die Nebel herauf wie Rauchwolken, wenn der Aetna und Hekla in Flammen steht. Die Erde schien zu brennen unter mir — in wenigen Minuten verschwand sie in Nebelrauch. Ich schwamm im Oceane des Nebels auf meinem Gipfel, sah nur den Brudergipfel noch und meine Freunde. Sie standen schweigend dort am großen Kreuz, sich fest anklammernd, wie ich am kleinen; kaum vier Personen hatten an der Spitze des Gipfels Raum. Vergebens wäre ich jetzt noch durch die Schlucht die sechs Klafter hinangestiegen, um eitler Ehre willen nur, daß auch ich den Abgrund gezwungen habe, mich zu tragen, vergebens nicht blos, sondern auch gefährlich. Jede Minute Weile hätte gefährlich werden können, bei dem sich immer mehr verdichtenden Nebel. Es war nahe an 10 Uhr und man brauchte fast eine Stunde, um wieder zurückzukehren durch die Schlucht und die Wände hinan und hinab zu klimmen. —

Es ward noch einmal Barometer- und Thermometerhöhe gemessen und dann herzlicher Abschied von unserem Glockner genommen.

Schultes Reise auf den Groß-Glockner.

90. Karlsbad*).

Vom östlichen Gehänge des Böhmerwaldes windet sich der Teplbach durch eine tiefe Furche des Granitgebirges zum Thal der Eger. Im Sommer wasserarm, wie alle Gebirgsbäche, schwillt er im Frühjahr, wenn die geschmolzenen Schneemassen in tausend Rinnsalen sein Bett suchen, oder die Gewitter ihre Fluthen von dem Gebirge wälzen, zu einem reißenden Strome an, der nicht selten Verheerungen anrichtet und das ganze Egerthal unter Wasser setzt. — Nahe bei seiner Einmündung in die Eger, wo das Flüßchen zwischen hohen Ufern und steilen Felswänden in einem weiten Bogen um ein Vorgebirge rauscht, liegt der berühmteste der deutschen Kurorte, — Karlsbad, die Sehnsucht und das Ziel der Leidenden, der Ort, wo jährlich Tausende Genesung sich holen, oder Linderung ihres Wehes, oder ein letztes, stilles Ruheplätzchen der Erlösung finden.

Karlsbad ist halb ländlichen, halb städtischen Ansehens. Dies geht aus seiner eigenthümlichen Lage hervor. An vielen Stellen ist die Thalwand, an welche sich die Häuser der Hauptstraße lehnen, so steil, daß die Giebel die Felsen berühren, und die Breite des Thalbodens verschmälert sich an manchen Stellen bis zu 180 Fuß. Am engsten ist der Grund bei der „obern Wiese", wo das Flüßchen sich zwischen thurmhohen Felsen und den Steinwänden der „neuen Wiese" durchdrängt. Außerhalb der Hauptstraße sind die Wohnungen einzeln oder in Gruppen auf den Absätzen und Terrassen der beiden Thalwände hingestreut und mit freundlichen Gärten und Anlagen umgeben. Das Gesammte gewährt mit seinen waldbekränzten Höhen immer einen wohlthuenden Anblick, von welcher Seite man es auch betrachten mag.

Nicht weniger als siebenzehn von unterirdischem Feuer erwärmte Heilquellen entspringen auf dem kleinen, von der Stadt bedeckten Raume. Sie treten aus Granitspalten hervor, deren Wände Kalksinter bekleiden. Dieser Sinter, marmorartig und buntfarbig, ist ein Erzeugniß der Quellen selber und wird von den industriösen Karlsbadern zu allerhand hübschen Sachen verarbeitet, da er sich leicht schleifen und poliren läßt. Er bricht massenhaft beim „Sprudel." Daher der Name „Sprudelstein."

Der Sprudel ist von allen Quellen die berühmteste, wirksamste und ergiebigste. Seine Temperatur ist auch die höchste: 60° R. Das Wasser tritt dampfend, mit großem Geräusch, stoßweise und sprudelnd zu Tage und entleert sich unter einer zum Abziehen der Dämpfe in der Mitte offenen, von Säulen getragenen Kuppel in ein rundes Becken, aus dem den Gästen die Becher gefüllt werden. 200 Schritt vom Sprudel entfernt ist der Schloßbrunnen. Die Temperatur desselben ist 40° R. Er wird erst seit einem halben Jahrhundert zur Kur benutzt. Etwas wärmer sind der Mühl-, der Neu- und der Theresienbrunnen (45—50° R.). Sie sind seit etwa hundert Jahren in Gebrauch. — Dem Sprudel an Temperatur sehr nahe steht der Bernhardsbrunnen; doch wird er, sowie der Spitalbrunnen und die Hygieiaquelle, weit weniger benutzt. Andere Quellen sind noch gar nicht gefaßt, und da sie in dem Teplbette selbst entspringen, so werden sie nur durch die

*) Mundart in dem Böhmerwalde: Spielleut, spielts lustö af, schenk eng söx Patzn draf, tröfts ma no's rächtö Liad, weats ma nöd müad.

Dampfwolken kenntlich, welche von ihnen aufsteigen. An jeder der gefaßten und zur Kur benutzten Quellen sind für die Gäste bequeme Einrichtungen angebracht: — bedeckte Säulenhallen für Spaziergänger an Regentagen und gebahnte Wege ins Freie, die sich durch tiefe, schattige Waldgründe und an den Thalwänden mit ihren romantischen Felspartien hinziehen und sich stundenweit fortsetzen.

Alle Thermen Karlsbads sind — dies ist durch die neuesten Untersuchungen erwiesen — die verschiedenen Mündungen eines heißen Wasserstromes, dessen Kessel in jenen tiefen Räumen liegt, wo die Erdrinde sich noch im glühenden Zustande befindet. Je höher die Quellen zu Tage ausgehen, desto geringer ist ihre Temperatur. Die heißeste — der Sprudel — ist unter dem Teplbette gefaßt. Die Bestandtheile*) aller Quellen sind gleich und auch fast in gleicher Menge enthalten; nur die höhere Temperatur kräftigt die Wirksamkeit der heißesten. Ungeheuer groß ist das Volumen des heißen Wassers, das allen Quellen entfließt; man schätzt es jährlich auf 600 Millionen Kubikfuß, ein Quantum, das einen 5 Fuß tiefen See von 1½ Stunden Umfang füllen würde. Die Sprudelquellen allein stoßen in 24 Stunden 112,000 Eimer aus. Natur, wie verschwenderisch und überschwenglich bist du selbst in deinen kostbarsten Gaben!

Die Heilkräfte der Karlsbader Wasser sind bekannt seit Jahrhunderten, ihr Ruf umkreist die ganze Erde und führt jedes Frühjahr die Leidenden aus allen Welttheilen und aus allen Zonen in großen Schaaren in das stille Thal. Und in der That sind ihre Wirkungen in vielen der hartnäckigsten chronischen Uebel wunderbar. In den meisten Unterleibskrankheiten übertrifft das Karlsbader Wasser an Heilkraft jedes andere Mittel. Nicht weniger wirksam zeigt es sich bei hartnäckigen Gichtleiden. Oft hebt es die ganze Krankheit; fast immer aber schafft es Linderung, schwächt die zerstörenden Kräfte des Uebels oder bewirkt, daß die Zufälle Jahre lang schweigen. Merkwürdig ist auch die große Wirksamkeit der Quellen auf die tropischen Krankheiten. Jedes Jahr kommen Unglückliche aus Ost- und Westindien u. s. w., die mit den fürchterlichsten Leber- und Milzkrankheiten behaftet sind, um hier das letzte Rettungsmittel zu versuchen, und Viele kehren geheilt zurück.

Bei der Kur wird gewöhnlich mit den kühleren, gelinder wirkenden Quellen: dem Mühl-, Schloß- und Theresienbrunnen, begonnen. Das auffallender wirkende Sprudelwasser fordert Vorsicht und sollte nur auf den ausdrücklichen Rath des Arztes getrunken werden. Die gewöhnliche Dosis einer Morgenkur ist für Erwachsene 10—15 Becher. Bäder dienen zur Unterstützung. Die Kurdauer ist gemeinlich 5 — 6 Wochen (im Juni und Juli). Als Nachkur gebrauchen viele Kranke Teplitz, Franzensbad, seltener Marienbad, auf 14 Tage.

Es ist ein ungezwungenes, großstädtisches Leben im Karlsbade, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Gegend, die Gemüthlichkeit und theilnehmende Freundlichkeit der Bewohner, die in jedem Kurgaste einen Pflegebefohlenen erkennen, wirken beruhigend, aufheiternd und versöhnend auf die Leidenden und tragen dazu bei, die Kur zu befördern. Schon das schmetternde „Willkommen" der Trompeten, welches jeden Neuankommenden von dem Thurme empfängt (ein uralter Gebrauch), hat etwas Gastliches, Festliches und macht einen frohen Eindruck. Am nächsten Abend grüßt gemeinlich das städtische

*) Schwefelsaures, salzsaures und kohlensaures Natron, kohlensaurer Kalk, etwas Kieselerde und Eisenoxyd.

Musikchor durch ein Ständchen unter seinen Fenstern, und von den Hausleuten auf das Zuvorkommendste und mit Herzlichkeit bedient, mischt sich der Badegast ungenirt und unbeachtet unter das bunte Gewühl am Brunnen, der eine Welt im Kleinen, alle Rassen, alle Sprachen, alle Sitten, Religionen und Trachten, alle Stände, alle Völker um sich versammelt. Leicht fühlt man sich hier wie zu Hause, obschon Keiner zu Hause ist, und das Bedürfniß der Geselligkeit läßt die interessantesten Bekanntschaften knüpfen und giebt dem Scherz und Frohsinn Flügel. In den Nachmittagsstunden spielen Musikbanden auf verschiedenen Punkten der Promenade; Concerte, Theater, Bälle, Gesellschaften füllen die Abende aus. Aber am Anziehendsten ist die Natur in den herrlichen Spaziergängen, welche den Kurort stundenweit umgeben, und wenn das Wetter weitere Ausflüge nicht begünstigt, so bleiben doch der Posthof und das Dorf Hammer, Karlsbads Prater, immer zugänglich, auf dessen breiter Straße die eleganten Equipagen in langer Reihe hinrollen, während die Fußgänger auf schattigen Sandpfaden wandeln. In Hammer sammelt sich jeden Nachmittag eine zahlreiche Gesellschaft, die unter dicht belaubten Bäumen oder schützenden Zelten ihren Kaffee, oder Forellen, Butterbrot und Flaschenbier verzehren. An heiteren Abenden eilt Alles auf die Wiese, lauscht da der herrlichen Concertmusik und sucht Bekannte auf.

Ein Plätzchen besuchen wir noch, ehe wir Karlsbad verlassen — den Friedhof. Auch da ist eine Welt versammelt, die Pilgerschaaren der Erde von allen Völkern, allen Farben, allen Ständen. Hier legten sie ihren Wanderstab für immer nieder. Diese kleinen Hügel kalter Erde, mit grauen und bemoosten, mit blinkenden und glänzenden Grabsteinen, und den Inschriften aller Zungen: welche reichen Lebensblüthen schließen sie ein, die hier, fern von der Heimath und von allen Lieben, am letzten Abend welkten. Wie viele Geister rufen diese Namen ins Gedächtniß, die ehrwürdig in den Zeiten stehen! Jeder deutsche Stamm findet da irgend einen bekannten Namen, den er liebt und ehrt und zu den besten rechnet, und jedes Volk findet hier den Aschenkrug eines edlen Landsmannes, der an den heilenden Quellen, statt der gesuchten Milderung seiner Qualen, ihr Ende fand im Schooße des ewigen Friedens. Um manchen Grabstein, der mit fremden, unverständlichen Schriftzügen den Betrachtenden anredet, siehst du Gruppen stehen; denn jeder herpilgernde Fremdling sucht die Gräber Derjenigen auf, die lieb seiner Seele oder theuer seinem Herzen, und die Hand der Verehrung schmückt die Denkmäler jedes Jahr mit neuen Kränzen oder pflanzt frische Blumen zu ihren Füßen.

J. Meyer.

91. Der Steyermärker.

Südlich vom Oesterreicher wohnt der Steyermärker, jener von Gesundheit des Leibes und der Seele strotzende Mensch. Sieh die Muskelkraft seiner Glieder, beobachte sein scharfes Gesicht und daneben seinen offenen Sinn, sein treues Gemüth, das noch den Handschlag heilig hält. Frisch und keck steht er in seiner malerischen Tracht da, die Auer- oder Birkhahnsfeder, oder wohl auch den Gemsbart am breitrandigen, spitzen, meist grünen Hute, das schwarze Flortuch lässig um den gebräunten Hals geschlungen, angethan mit dem bald grauen, bald grünen oder braunen Rock mit dem niederen Kragen, oder dem an beiden Seiten zugeknöpften Wettermantel. Messer und Gabel dürfen der Seitentasche der meist schwarzledernen kurzen Hosen, sowie der Stutzen am Arm nicht fehlen. Lustig schaut er hoch von der Alpe herab auf seine wunderherrliche Heimath und jauchzt vor Freuden hoch auf, wenn er an seinen lieben „Hansel,“

seinen fürstlichen Landsmann und Wohlthäter, den Erzherzog Johann, denkt. Wie oft stieg er in seinem Geleite, und zwar beide in der einen Landestracht, von Alpe zu Alpe, wie oft ward er von ihm in seiner Hütte besucht, wie oft begrüßt er ihn als Zeugen und Theilnehmer an seinen volksthümlichen Festen und Freuden. Wanderst du im Lande Steyermark, dann trittst du wohl auch in jene bescheidenen, doch freundlichen Wohnungen seiner Bewohner. Auf steinernem Unterbau erhebt sich das hölzerne Haus, bedacht von Stroh und Schindeln. In ihm waltet die frischwangige, blauäugige Steyermärkerin mit dem großen breitrandigen, bald grauen, bald weißen, rothgefütterten Hute, ein reinliches, fleißiges, schaffendes, häusliches, frommes Geschöpf.

Unzertrennlich vom Wesen des Steyermärkers ist der Frohsinn. Jede seiner Arbeiten begleitet er mit Gesang, und zu seinem höchst sinnigen Tanze ist er selbst nach jeder Ermüdung bereit. Erklingt das Hackbretl oder Cimbal, fehlen selbst die zwei Violinen und das Violon nicht, dann ertönen die schönsten Volksmelodieen, und der steyrische Tanz vereint zum frohen Feste die heitere Schaar. Nun giebt's ein Drehen und Wenden, Verschlingen, Loslassen und Entfernen, ein Wiederfinden und stilles Dahinwiegen, wie kein zweiter Tanz Aehnliches aufzuweisen hat. Alles bewegt sich in der edelsten Einfachheit, in herzlicher, gutmüthiger Fröhlichkeit. Nicht nur eine Geberdensprache zeugt von der dem Tanze zu Grunde liegenden Idee, noch oft mischen sich auch einzelne Liederstrophen ein, die, meist von Händeklatschen begleitet, das höchste Entzücken verkünden. In den Liedern des Obersteyermärkers (denn nur von diesem, als dem Manne deutscher Abkunft, ist hier die Rede, während der Untersteyermärker mit dem Wenden verwandt ist) lebt Herz, Sinn und Sitte.

Bei seinem Frohsinn ist der Steyermärker fromm bis zur Bigotterie und zum Aberglauben. Beharrlich hängt er am Alten; vertrauensvoll tritt er Jedem entgegen und schlägt nur dann ins Gegentheil über, wenn sein Vertrauen gemißbraucht wird. Stolz auf seinen Stand, steht er vor dem Vornehmeren weder demüthig noch unterwürfig, wie er gegen den Armen mitleidig und wohlthätig ist. Außer Gesang und Tanz hängt der Steyermärker mit wahrer Leidenschaftlichkeit am Scheibenschießen und der Jagd. Streift er im Walde und auf den Bergen umher, so kann er es nicht lassen, dem sich zeigenden Wilde gegenüber den Stutzen zu probiren. Solche Wilddieberei scheint ihm kein Frevel, ja je gefährlicher sie ist, um so mehr ist sie nach seinem Sinn. In seiner herzhaften Lust am Pulverknall begrüßt er den ersten Ostertag mit Böllerschüssen, noch ehe die Sonne hinter den Bergen aufsteigt. Am zweiten Ostertage aber ist die Volksfreude auf allen Wiesen im vollen Gange, denn an ihm giebt's Baumklettern, Sacklaufen, Hahnenschlagen, Stangenreiten und Wettlaufen. Gleich festlich wird auch der Johannistag begangen. Schon an seinem Vorabende flammen die Johannisfeuer auf den Bergen, während am nächsten Morgen zur Alpe aufgestiegen wird.

Hier auf den Alpen liegen die schönsten Weiden, und unmöglich können wir vor ihnen vorübergehen, ohne der Alpenwirthschaft hier mit einigen Worten zu gedenken. Je höher die Alpe, desto schöner und kräftiger ist in der Regel das Gras. Freilich wird das am höchsten wachsende meist nur den Ziegen zu Theil, die selbst die gefährlichsten Felsen zu erklettern vermögen, während die Alpenkühe, wiewohl viel geschickter als das Vieh der Ebene, nicht so steile Höhen zu ersteigen vermögen. Dabei ist es eigenthümlich, daß jene Rindviehheerden lange nicht so scheu und wild wie die der Ebenen sind. Ohne Furcht kann der Fremde sich dem Alpenrinde nähern, streichelt er es

aber, dann hört es auf zu fressen und blickt sich langsam mit einem entschieden sanften Ausdrucke nach dem Fremdlinge um. Die Gesangliebe der Sennerinnen ist nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf ihr Vieh geblieben, denn dieses horcht nicht allein gern dem Gesange zu, sondern steht auch während des Melkens ganz ruhig. Kommt der Frühling, dann sehnt sich das Vieh nach den Alpen, und sieht es endlich, wie die Sennerin ihre Geräthschaften zur Alpenauffahrt ordnet und die wohlklingenden Herdenglocken hervorsucht, so giebt es seine Ungeduld schon mehrere Tage vor der wirklichen Abreise kund. Kommt aber diese selbst, dann schreitet ruhigen, schwerfälligen Ganges der gewaltige Stier voraus, einen schuhbreiten Gurt um den Hals, an welchem eine mächtige Glocke von Eisenblech hängt. Kühe und Jungvieh, Schafe und Ziegen folgen im bunten Durcheinander hinterdrein, bis endlich die Sennerin mit dem Graser oder Ziegenhirten den Zug schließt. Dieser geht nur langsam von statten, und bei der Entfernung der Alpenhütte kommt die Heerde meist in den späteren Nachmittags=, wenn nicht in den Abendstunden, auf der Alpenweide an. Das Innere der Alpenhütte ist nach Bauart und Einrichtung höchst einfach. Sie ist meist aus Balken zusammengefügt und nur an der Stelle des Heerdes nothdürftig mit Kalk beworfen. Eine Balkenwand scheidet die Stallung von der Wohnstube, und dieses sind die beiden einzigen Räumlichkeiten. Hier in der Wohnstube findet sich auch das einfache Lager der Sennerinnen, welches aus frischem Heu bereitet und mit einem Leintuche überdeckt ist. Hoch auf dem Alpenabhange verweilt nun die Herde während des Sommers, steigt in den heißesten Monaten immer höher hinauf und kehrt erst im August von den Hoch= auf die Niederalpen zurück. Bricht der Herbst endlich herein, so schicken sich die Sennerinnen, und zwar von den verschiedenen Weiden oder Almen, oft 8 bis 10 gleichzeitig wieder zur Heim= oder Abfahrt an. Dann sind oft 200 und mehr Kühe beisammen, alle mit Kränzen geschmückt, welche am Tage vorher die Mädchen in lustiger Gesellschaft wanden. Voran und am prächtigsten geschmückt schreitet die älteste Almenkuh und der älteste Almenstier. Die Hörner sind ihnen vergoldet und mit seidenen Bändern geziert, außerdem mit dichten, schweren Kränzen aus den seltensten Alpenkräutern umwunden. Selbst die Kälber, bis auf die kleinsten herab, werden bekränzt; außerdem werden alle Geräthschaften der Sennerei, sowie die nöthigen Kleider auf die Thiere oder besondere Pferde verpackt, um dadurch die Alpenhütte gänzlich zu räumen. Da der Tag der Abfahrt im Thale bekannt ist, so kommen ihnen von hier aus die Burschen mit Musik entgegen und holen sie heim. Freilich wird nicht jede Sennerin so empfangen. Hatte sie Unglück oben auf der Alm, stürzte ihr ein täppisches Kälbchen oder ein wilder Ochse vom steilen Felsen herab, dann darf sie keine feierliche Abfahrt in geschmücktem Zuge von ihrer Alpe halten. Sie darf sich weder selbst, noch ihr Vieh mit Blumen schmücken, und statt der Kränze windet sie letzterem die Stallkette um die Hörner. Solcher Schande sucht die Sennerin zu entgehen. Darum hat sie ihr Vieh sorgfältig im Auge. Schöne fette Weiden umgiebt sie, sobald sie nur abschüssig sind, mit einem schützenden Zaune, um dadurch das Abstürzen des Viehes zu vermeiden. Ist aber das Wetter naß und neblig, dann läßt sie ihr Vieh nur auf gefahrlose Trift. Es wäre ihr die größte Schande, müßte sie bei der Abfahrt von der Alm unbemerkt, traurig und still in das Thal hinabziehen und ihr Vieh selbst zur Stallthür des Bauern treiben, die ihr dort Niemand dienstfertig öffnet.

Doch nicht Landwirthschaft und Sennerei ist des Steyermärkers einzige Beschäftigung, so verbreitet diese auch immer im ganzen Lande sein mögen.

Durchwandert man das Land, dann begegnet man nicht selten dem Holzknechte, der, die Säge auf dem Rücken, das Beil mit den Keilen über der Schulter, dem dunklen Walde zugeht. Dieser ist seine Heimath und umfaßt sein ganzes Leben und Sein. Aus unbehauenen Stämmen errichtet er in ihm seine Hütte. Der Waldquell liefert ihm den gesunden, erfrischenden Trunk, der ihn eben so heiter stimmt, als den Rheinländer der Wein und den Bayer das Bier. Die Stille und das Dunkel des Waldes sind ihm eben so poetisch wie dem Senner die lichte Alpenhöhe. Nur bisweilen steigt er ins Thal hinab, um bei Gesang und frohem Zechgelage der lauten Freude nachzugehen. Der Winter ist dem Holzknechte die langweiligste Zeit, kaum aber bricht der Frühling die weiße Schneedecke, so ergreift auch der rüstige Mann sein Werkzeug und zieht unter der Leitung eines Meisterknechtes nach jener Stelle, wo die riesigen Bäume den Streichen der Axt erliegen sollen. Und wie schnell fallen diese unter den Streichen! Nachdem sie abgeästet und die Wipfel von ihnen getrennt sind, werden die großen Klötze, hier Brocken genannt, zersägt, und diese in Scheite gehauen und aufgeklaftert. Hat die scharfe Bergluft das Holz ausgetrocknet, so beginnt der beschwerlichste Theil der Arbeit des Holzknechtes, das „Bringen der Scheiten," wie man das Herabschaffen des Holzes auf den Riesen- und Schleifbahnen bis hin an die Holzstätte oder den Flößbach benennt. Dies geschieht oft auch im Winter, wo der rüstige Holzknecht die Sohlen mit den Steigeisen oder Schneereifen bewaffnet, das Holz bis an die Riesen führt. So beschwerlich die Arbeit, so gering ist auch ihr Lohn. — Gleichwohl sind es gerade die kräftigsten Burschen, welche das Loos des Holzknechtes sich erwählen.

Nur noch einen Erwerbszweig wollen wir hier ausführlich erwähnen, es ist die Eisenfabrikation in Obersteyermark. Durchwandert man die Thäler der Flüsse, besonders der Ens und Murr und ihre Seitenthäler, dann stößt man auf zahlreiche Werkstätten. In ihnen werden besonders die in der ganzen Welt berühmten steyrischen Sensen verfertigt, von denen jeder Landmann weiß, daß sie die besten schwedischen und englischen noch übertreffen. Die steyrische Sense ist so elastisch, daß sie sich bis auf den letzten Messerrückenstreifen abnutzen läßt. Diese Vorzüge verdankt sie theils der Güte des Eisens, theils aber auch der Schmelzung und Behandlung des Erzes durch Holzkohle. Der Sensenschmied ist gewöhnlich ein bemittelter, wenn nicht reicher Mann, und wie man in manchen Gegenden Deutschlands von reichen Bäckern, Brauern oder Gerbern spricht, so spricht man hier überall vom reichen Sensenschmied. Gleichwohl sind diese nicht etwa vornehme Fabrikherren, sondern einfache Bauers- und Bürgersleute, in deren oft großen Werken viele Knechte Arbeit und Unterhalt finden. Tritt man in eine solche Sensenfabrik, dann verleidet Einem der grausenhafteste Lärm den längeren Aufenthalt. Nicht allein das Hämmern, sondern ganz besonders das Schleifen der Sensen verursacht den erschütterndsten Ton. Daher sind auch die meisten Arbeiter, welche hier ihr ganzes Leben zubringen, entweder taub oder doch harthörig.

Unter die eigenthümlichen Gebräuche des Steyermärkers zählen wir noch schließlich die Gemeindeberainung. Um nämlich zu wissen, ob die Grenzen der Gemeinde noch unverrückt dieselben sind, unternimmt nach Verlauf von zwei oder mehr Jahren der Gemeindevorstand in Begleitung der Aeltesten der Gemeinde und des jungen Volkes an einem Frühlingstage einen Zug nach dem Markzeichen. Von einem Grenzzeichen geht es zum anderen. Die Aeltesten erklären, ob das Markzeichen noch unverrückt ist, die Jüngsten aber bekommen vom Vorstande eine Ohrfeige, damit sie sich die Grenze ordentlich

einprägen. — Zwar wäre noch mancherlei von den eigenthümlichen Sitten des Steyermärkers bei Hochzeit, Taufe und Begräbniß zu erzählen, doch sei hier nur noch der unwiderstehlichen Rauflust gedacht, welche sowohl den steyrischen, als den kärnthner Burschen eigenthümlich ist. Alljährlich kommen in dem obersteyrischen Grenzorte **Jungbrun** am Pfingstsonntage die Kärnthner und Steyermärker zusammen, um sich im gegenseitigen Kampfe zu messen. — Jeder trägt einige Federn am Hute, jedoch der, welcher schon mehrere Jahre vorher sich siegreich bewies, einen auszeichnenden Federbusch. Nachdem man tüchtig gezecht hat, beginnt in Gegenwart einer großen Volksmenge zwischen den Anführern beider Parteien der Kampf, und es währt derselbe so lange, bis der Eine dem Anderen unterlegen ist. Der Sieg des Einzelnen gilt als Sieg des Volkes, welches er im Kampfe vertrat.

Nach Duller und Kohl.

92. Reise durch das Karstgebirge.

Die Gegend um Görz war fruchtbar und lachend, wie das gelobte Land und wie die Ebene von Lima. So weit das Auge reichte, grünte und blühte Alles ringsum, und die Straße schlängelte sich durch einen fortwährenden Weingarten. An den Ufern des Isonzo und der Wippach, die durch die Ebenen hinströmen, lagen die Edelsitze und die friedlichen Dorfschaften, und in der Ferne glänzten die schneeweißen Spitzen der karnischen Alpen, die über die grünen Hügel ins schöne Thal hineinschauen. In den wogenden Saatfeldern standen die weißen Blüthenbäume und das Schlehdorngehege duftete an der Straße; die Rebe entfaltete die zarten Blätter und schlang sich von einem Baume zum andern, die Felder mit grünen Guirlanden einfassend. Der heitere Morgen hatte seine Jubelchöre auf alle Fluren und in alle Gebüsche vertheilt, die Lerche sang hoch oben in der blauen Luft und die Nachtigallen und Grasmücken schlugen versteckt in dem Schatten des Gesträuches.

Aber bald erhebt sich die Straße und man steht vor dem Karstgebirge, das sich von Osten gegen Westen längs der Erdzunge von Istrien hinzieht und diese Halbinsel gleichsam von der übrigen Welt abschneidet. Mühsam klettert die Straße an dem Gebirge hinan, dessen kahle und graue Scheitel ostwärts fortlaufen, und nur ein schmaler Arm des Thales zieht sich noch links unter der Straße zwischen eine Fuge des Gebirges hinein. Sichtbar ändert sich die Scene mit jedem Schritte; immer trauriger und öder wird die Gegend, und mit jedem Schritte scheint ein Baum, ein Strauch oder eine Blume zu sterben. Einzelne kahle Felspartien, an denen kein Grün mehr zu haften vermag und an deren Wänden nur karge Flecken von dürrem Moose hangen, ragen zuerst aus dem niederen Gesträuche empor. Immer seltener und kleiner werden die Bäume und nur niedriges Gestrüppe wuchert auf der dünnen Erdlage, die den kahlen Fels in seinen Furchen und Wasserrinnen bedeckt. Aber die mühsame Industrie des Menschen, der auf diesen Steingefilden in einem beständigen Kampfe mit dem Hungertode lebt, reicht selbst in diese kahlen Gegenden hinauf; und noch fährt man manchmal neben einem zimmergroßen Acker vorbei, der mit einer Mauer von aufgeschichteten Steinen umgeben, auf diese Art mühsam vor dem herabfallenden Steingerölle geschützt ist. Aber bald verlieren sich auch diese letzten Spuren einer schaffenden Naturkraft und man steht auf den kahlen, dürren Feldern des Todes, wo die Natur, in kraftlose Mattigkeit versunken, kein Zeichen eines Lebens mehr von sich giebt. Kein das Auge erfreuender Gegenstand begegnet einem auf diesem Gebiete der Verwüstung. Kein lebendes Geschöpf hauset hier, als die schnelle Eidechse

und der Bettler, der von den untenliegenden, halb verfallenen Hütten heraufschleicht und sich an der Straße lagert, um in dieser für sein eigenes Elend so angemessenen Umgebung die Barmherzigkeit des Vorüberreisenden desto wirksamer anzusprechen. Aber auch nicht in ihrer großen furchtbaren Gestalt zeigt sich hier die Natur; hier giebt es keine hoch emporragenden Felsenmassen, die gleichsam bei der Urschaffung der Erde von plötzlicher Erstarrung ergriffen, noch heute wie Trümmer eines Weltkörpers sich aufthürmen. Hier gähnt kein schwarzer Abgrund, droht kein herüberhangender Fels, tost kein wilder Bergstrom, sondern wie eine ungeheure Steppe voll kleiner halbverwitterter Felstrümmer liegt es vor dem Auge da, die vom furchtbaren Hauche der Bora (ein Nordoststurm im adriatischen Meere und den Küstengegenden) verwittert, und von gewaltigen Regengüssen ausgewaschen, gleich unabsehbaren Lagen von gebleichten Todtenknochen sich aufthürmen.

So zieht sich die Straße durch zwei Stunden fort, immer aufwärts steigend, dann sich wieder ein wenig senkend, sowie man über die verschiedenen Schneiden des Gebirges hinüberfährt. Räthselhaft erscheinen einem diese ungeheuren Berge von kleinen Felstrümmern und die verwitterte Gestalt des ganzen Gebirges, und nur die Kalksteinart desselben und die Bora, welche hier in ihrer ganzen furchtbaren Kraft hauset, und die häufigen Regengüsse in denen die ursprünglichen Felsenmassen immer mehr verwitterten und zerbröckelten, scheinen die Schlüssel für dieses sonderbare Räthsel zu sein. Sehnsüchtig blickt das Auge in diesen Steingefilden nach einem Zeichen des Lebens, nach irgend einem kraftvollen Baume oder einem lebenden Geschöpfe, — aber da sieht es nichts, als höchstens abgedorrte Grasbüschel oder kahles Moos, oder, wo Regen und Wind eine Hand voll Staub zusammenführten, ein ärmliches verkrüppeltes Gesträuche. Selbst die wenigen Sterblichen, die sich hier aufhalten und die wahrhaftig das Gepräge ihrer Umgebung tragen, sieht man nicht ohne Schaudern. Gelbe, ausgehungerte, mit Lumpen bedeckte Gestalten, kranke, verkrüppelte Figuren, denen man Geistlosigkeit und faules Elend beim ersten Blicke ansieht, lagern sich an der Straße und laufen dem langsamen Wagen große Strecken hindurch mit einem barbarischen unverständlichen Geschrei nach.

Aber mit einem Male ändert sich der Anblick, und wie eine Centnerlast fällt es von der Brust des Reisenden, wenn er ungefähr eine halbe Meile vor Monfalcone über die letzte Schneide des Gebirges hinüber ist und auf einmal das heilige Meer sich vor ihm ausstreckt. Nirgends fühlt man den ungeheuren Eindruck dieses großen Gegenstandes inniger und tiefer, als nach einer solchen Wanderung durch das Gebiet der Verwüstung und der öden Unfruchtbarkeit. Ein freudiger Schauer durchbebt die von den Bildern des Jammers und des Elends zusammengedrückte Brust, und unersättlich bleibt das Auge auf die unabsehbare Fläche geheftet. Der frische Morgenwind jagte die weißen Segel von einem Gestade zum andern und unter den Gesichtskreis hinab, und die Küste von Istrien bog sich gegen Südosten weit einwärts und sank am äußersten Horizonte in das Meer unter; rechts ragte der Thurm von Aquileja wie eine schwarze Säule in die Luft empor, und die Spitze von Grado zog sich tief hinein in die See.

Jos. Kreil.

93. Eine Frühlingsreise durch Galizien.

Krakau, die alte polnische Königsstadt, lag zwar hinter uns, doch blickten wir noch manchmal zurück, um ihr Bild dem Gedächtnisse unverlöschlich

einzuprägen. Hoch auf dem Felsen das alte Königsschloß und die Kathedrale, rund herum die Stadt mit den zahlreichen Thürmen, deren Spitzen im Lichte der Frühlingssonne glänzten. Dort der grüne Kosciuszkohügel mit Kreuz und Kapelle. Die Erde zu seiner Erhöhung ward aus allen Ländern von den verschiedenen Schlachtfeldern herbeigebracht, auf denen der Held so männlich gekämpft hatte; wahrlich ein poetisch gedachtes unvergängliches Denkmal, an dem nicht blos die Hände von Männern, sondern auch die von Frauen gearbeitet haben. Ihm gegenüber erheben sich bedeutungsvoll der Wanda- und Krakushügel, so daß in allen drei die Geschichte der Stadt und des polnischen Volkes sinnvoll dargestellt ist. Unsere Wanderung ging zuerst nach Süden, nach jenen erhabenen bewaldeten Bergen, in deren Hintergrunde die blauen Gipfel der Karpathen sich erheben. Freundliche Ortschaften liegen bald zur Rechten, bald zur Linken, vor uns aber, in der Mitte eines grünen, waldigen Thales in reizender Lage, das durch seine Salinen und Soolbäder weltberühmte Wielizka. Hier machten wir Halt, die Salinen in Augenschein zu nehmen und in die Tiefe der Erde hinabzusteigen. — Mit einem Erlaubnißscheine versehen und einem weißen Leinwandskittel, zum Schutz gegen Salzstaub und Tropfwasser, angethan, gelangten wir in Begleitung eines Führers auf bequemen Treppen in die Tiefe, da wir Bedenken trugen, uns an einem mit Schleifen versehenen Seile in dieselbe hinabzulassen. Die Treppen waren gut und sicher und bestanden aus zum Theil in Steinsalz gehauenen Stufen. Das ganze Bergwerk war höchst reinlich, nirgends sah man Schmutz und Koth, und die Wände der Gewölbe glänzten gleich Spiegelglas. Die Luft war trocken und gesund, so daß Menschen und Pferde sich nicht nur wohlbefinden, sondern selbst ein hohes Alter erreichen können. Durch alle Gänge streicht ein ziemlicher Wind, der, merkwürdig genug, an einigen Ecken aus unbekannten Ursachen zum völligen Sturme wird. Im Innern des Bergwerks angelangt, wanderten wir von Kammer zu Kammer, gewaltigen Räumen von solcher Größe nach Länge, Breite und Höhe, daß man mit Leichtigkeit gar manche Kirche sammt ihrem Thurme hineinzusetzen vermöchte. Man nannte diese Räume Kammern und unterschied dabei Arbeits- und Vorrathskammern von einander. In mehreren der von uns betretenen Arbeitskammern waren die Arbeiter beschäftigt, das Steinsalz von den Wänden loszuschlagen. Aus einigen dieser Salzhöhlen hat man sogar Kapellen und Kirchen gemacht, von denen die größte dem heiligen Antonius gewidmet ist. Alles ist in ihr in Steinsalz gehauen, der Altar, wie das Gewölbe, die Eingangsthüren, das davor stehende Crucifix, die Nischen der Kapelle, sowie die in ihnen stehenden oder am Altare knieenden Bildsäulen von Aposteln und Heiligen. Hält man ein Licht hinter diese Säulen, so sieht man dasselbe durchschimmern, wie überhaupt bei glänzender Beleuchtung sowohl die Kapelle, wie auch andere Räume gleich einem Feenschlosse im Wiederscheine von vielen tausend Brillanten strahlen. Fünf Stockwerke solcher Kammern sind über einander, so daß ein ganzes Labyrinth von Kammern, Gewölben, Treppen, Gängen, Schächten und Stockwerken in diesem menschlichen Riesenbau es giebt, die so mannichfaltig und verwickelt unter einander sind, daß es jetzt keinen Beamten in Wieliczka giebt, der in allen Theilen desselben vollkommen bewandert wäre. Jeder kennt nur einzelne Theile des Ganzen; will er ihm unbekannte Gegenden besuchen, so bedarf er, um sich nicht zu verirren, gleich den Fremden eines Führers. Die Größe der Kammern, Stollen und Gegenden ist so beträchtlich, daß sie, alle hinter einander gelegt, eine Länge von $7^1/_2$ deutschen Meilen enthalten würden. Dabei giebt es noch mehr als 20 unterirdische Seen und Teiche, welche oft eine

Tiefe von 18 bis 24 Fuß haben, mehrere 100 Fuß lang sind und mit Kähnen befahren werden. Neben ihnen bestehen in den verschiedensten Richtungen auch Straßen, auf denen von Pferden die Salzmassen aus den Arbeitskammern nach den Niederlagen gebracht werden, während andere Pferde zum Treiben der Wasserräder und Maschinen dienen. Das Lösen der Salzmassen vom Berge geschieht auf verschiedene Weisen. Sind sie unrein, so werden sie durch Pulver losgesprengt, während reines Steinsalz in langen, viereckigen Blöcken durch Meisel von den Wänden abgelöst wird. Vierhundert Kubikklafter geben 100,000 Centner Salz, und da die geringste jährliche Ausbeute 700,000 Ctr. beträgt, so erweitern sich die Räume dieser Werke in jedem Jahre um 2800 Kubikklaftern oder um eine Kammer von 80 Fuß Höhe, Länge und Breite.

Nur ungern trennten wir uns von dem höchst merkwürdigen Steinsalzwerke und gelangten zunächst nach Bochnia, einer lieblichen Stadt, die sich mit hellen Häusern und Kirchen am Fuße einer Bergreihe erhebt und in der ein munteres Sonntagsleben herrschte. Nach der Fahrt durch eine warme, mondhelle Nacht frühstückten wir in Sczrutiscro, gegenüber einem anlockenden, herrlichen Parke und Schlosse der Fürstin Lubomirska. Später kamen wir an Potozki'schen großen Besitzungen vorüber und konnten uns auch hier im Vorbeieilen in die dunkeln Schatten des Parkes sehnen, aus deren Grün die weißen, eleganten Villen mit ihren Verandas, ihren nahen Rasenplätzen und Springbrunnen, Baum- und Blumengruppen hervorleuchteten. Eine Allee alter, schattiger Kastanienbäume verbindet beide wohl eine Meile von einander gelegenen Güter. Auf beiden Seiten dieser schönen Straße ziehen sich niedere, tannenbewachsene Berge hin. Mit der Pracht dieser Villen und Gärten contrastirten die benachbarten Judenstädtchen, und manch trauriges und armes Dorf mit niedrigen, stallartigen Hütten, ohne Grün und Blumen. Alles, was zum Dorfleben gehört, ist grau; grau die Kleidung der Bauern, grau ihre Hütten, grau selbst die Ochsen und Kühe, die zahlreich auf den Fluren weiden. Nur eine glänzend grüne Erde umschließt, ein tiefblauer Himmel überwölbt diese düsteren Eindrücke. Wie mit liebenden Armen umfaßt die Natur in ewiger Schönheit ihre ärmsten Kinder und drückt sie an ihr reiches, reines Herz.

Wir ziehen weiter und weiter, Alles bleibt schön, überall lacht der Mai, alle Lüfte sind voll Vögelgesang, groß ist die Fruchtbarkeit des Landes; einsam aber ist die Straße, auch die Dörfer liegen weit von einander und sind öde; keine kleinen Gärten mit Blumen und Bienenkörben, kein altes Kirchlein unter dunkeln Linden, kein Dorfplatz mit spielenden Kindern und schwatzenden Alten, keine bunte Bauerntracht; Alles staubig, schweigsam; langsam schleichen einige in Grau und schmutziges Weiß gekleidete Gestalten dahin, halbnackte, zerlumpte Kinder liegen im Sande am Wege; wohlgenährt und zufrieden sehen allein die Kühe und Ochsen aus, die über die Wiesen zerstreut sind. Poetisch aber bleiben dabei doch die Eindrücke z. B. der kleinen Judenstädte, in denen man mit etwas Phantasie zahlreiche Bilder aus dem alten Testamente sich zaubern kann. Dort auf einem Steine am Wege sitzt der blinde Tobias und wendet nachdenklicher das greise Haupt in die Ferne, als könnte er noch sehen; auch der junge Tobias kommt auf der Straße, die Geldtasche umgeschnallt, den Wanderstab in der Hand, er hat dunkle, kluge Augen; man kann sich wohl den Engel unsichtbar neben ihm denken. Hier an der Thür des niedern Häuschens sitzt Abraham im langen, schwarzen Kaftan, mit Silberhaar und weißem Bart, der bis an den Gürtel reicht; ein kleiner Isaak, ernst wie alle Judenkinder, schmiegt sich an seine Kniee; auch manchen kleinen Ismael kann

man an der Straße liegen sehen, in Lumpen, bettelnd, das magere Händchen ausgestreckt. Manche Sarah im bunten Kleide und goldenem Halsbande steht an der Thür und schilt eine arme Hagar, die sich umsonst vertheidigt. Dort kommt der bräunliche Hirtenknabe David und treibt seine Zicklein voran, die zur landschaftlichen Ausschmückung jeder Judenstadt gehören, und da am steinernen Ziehbrunnen, der in der Mitte des öden Platzes steht, weilt eine schlanke Rebekka, ein rothes Tuch um das kohlschwarze Haar geschlungen und einen Krug aus dem Wasser hebend, dessen Form denen gleicht, die wir in altbiblischen Bildern sehen. — Nach diesen asiatischen Eindrücken erscheinen als Erinnerung an das reiche, elegante Leben der europäischen Gesellschaft von Zeit zu Zeit immer weiße, freundliche Landhäuser jenseits der Straße, umgeben von grünen, blühenden Gärten; ein Theetisch unter dem Dache des Balkons, Herren und Damen in eleganter Kleidung, Luxus-Hunde auf der Treppe ausgestreckt, allerliebste Kinder, die im Vordergrunde auf dem Rasenplatze Reifen spielen, eine junge Amazone, die, von Kavalieren und einem Reitknechte gefolgt, auf hohem Rosse in einer der Seitenalleen dahersprengt, so daß Alterthum und moderne Zeit vereint, das prächtige Gemälde bilden.

Nach Osten! nach Osten! Immer weiter und weiter hätte ich in die blaue Ferne ziehen mögen, bleibend auf dem Wege zu den Paradiesesländern. . . . . Am Abend erschienen Berge vor uns, grüne Wellen, bedeckt mit herrlichen Wäldern, deren Duft uns erfrischte. Am Fuße des Gebirges, das sich vor uns erhob, liegt das alte Przemysel mit grauen Thürmen und Häusern, das Schloß, in der Mitte aus dunkelm Grün emporragend. Vorn rauscht der San über Felsgestein, eine steinerne Brücke wölbt sich, rechts hinter der Stadt erhebt sich auf dem dunkeln Waldberge eine Burgruine; eine zweite steht im Hintergrunde auf einem höheren Gipfel. Wir standen lange am Brückengeländer und freuten uns an dem schönen Bilde und an dem Monde, der das Bild sanft beschien und sich im Flusse zu unseren Füßen spiegelte. Ich glaubte mich am Rhein, am Neckar; diese Romantik hatte ich nicht in Galizien erwartet.

Freilich — bei jedem Anhalten an den Stationen mitten in der Nacht, dann auch wieder an unserem Wagen bleiche Bettlergestalten, deren auch am Tage zahllose am Wege lagerten. Die weißen und grauen Leinentücher, in die sie gehüllt waren, die mageren Knochenhände, die sie heraus und zu uns in den Wagen streckten, die blassen Gesichter mit hohlen Augen, — Alles stach aus der Dunkelheit hervor, ihr Klagen und Seufzen tönte grausig durch die nächtliche Stille. — Nach diesen unglücklichen Bettlern belagerten uns in frühesten Morgenstunden schon Schaaren zudringlicher Juden, die auf den Wagentritt stiegen und die Hälfte der schmutzigsten Gestalten zu uns hineindrängten, uns mit ihren struppigen Bärten fast berührten, sich an unseren Kleidern und Händen festhielten und mit schrillender, unerschöpflicher Rede ihre Ketten, ihre Ringe, ihre Marienbilder uns aufzwingen wollten. . . . . Marienbilder und Crucifixe von Israeliten verkauft!

Auf grüner Höhe liegt Lemberg. Helle Gebäude, Kirchen und Klöster, schimmernde Thurmspitzen, grüne Gärten, ein heiteres Bild. Wir fuhren durch die breiten, schönen Straßen, über große Plätze, an freundlichen Promenaden vorüber, sahen nur neue elegante Häuser mit Balkonen, Jalousieen, viele große Hotels, geschmückte Kaufläden, viel Militair. Alles ist hier belebt und großstädtisch, und wären nicht wieder die vielen Nachkommen der Patriarchen, so würde ich mich in die Wiener Leopoldstadt versetzt glauben. Wir bringen den heißen Tag ausruhend im Hotel zu. Gegen Abend besteigen wir den

Sandberg, eine Höhe hinter der Stadt, auf der man Spaziergänge angelegt und die man mit Bosquets, Baumgruppen und Bänken geschmückt hat. Hier sehen wir die Sonne ihren letzten, goldenen Glanz auf das freundliche, große Lemberg und die Höhen und Fluren der reichbebauten Gegend gießen. Wir durften leider nicht bleiben. Die Reise drängte. Nach einem kurzen Gewitterregen ist der Abend voll Duft und Frische. Der Weg geht zwischen waldigen Bergen hin, die sich zur Rechten öffnen und in ein weites Thal blicken lassen, voll lieblicher, kleiner Wälder, schöner Baumgruppen und heller Bäche, die sich durch die Wiesen winden. Hier zwischen Bäumen und Gärten liegt ein großes Dorf, Winicki, mit schönen, reinlichen Häusern und Meiereien, von Schwaben bewohnt, wegen seiner trefflichen Milch und Butter bekannt und viel besucht. Die Deutschen werden im Lande, obgleich es Deutsche beherrschen, als Fremde betrachtet. Außer den Angestellten und dem Militair ist Alles polnisch; man hört nur die polnische Sprache, findet in den Hotels polnische Küche und trinkt Thee und Kaffee nach slawischer Sitte aus Gläsern. Mit einbrechender Nacht wenden wir uns links um die Gebirgsecke und fahren nun nicht mehr nach Osten, sondern in südlicher Richtung. Wilde Schluchten, dunkle Wälder, vorbeieilende Wagen mit bärtigen, orientalischen Gesichtern, Alles ist fremdartig und traumhaft im blassen Mondlicht. Um Mitternacht kommen wir nach Olg..., einem Gute des Grafen O. Wir wollen so spät die Familie nicht stören, da uns der Posthalter ein Nachtlager verspricht. Man führt uns durch das Dunkel zu einer kleinen Hütte jenseits der Straße in den verrauchtesten, schmutzigsten, schrecklichsten Raum, den man sich denken kann. Der Anblick einiger zerbrochener Möbel und Gefäße, der Fenster ohne Scheiben, dazu die Empfindung der Nähe von Mäusen und Ratten, und wer weiß nicht was sonst, versetzten mich in einen nicht eben behaglichen Zustand. Marienka, das Dienstmädchen des Postmeisters, machte Betten zurecht, welche Betten! Bis zur Nasenspitze angezogen und eingewickelt, streckte man sich auf ihnen. Beim Morgengrauen aber eilten wir aus diesem schönen Hotel und tranken aus Sonnenschein und Morgenluft Vergessen der nächtlichen Eindrücke. Eine herrliche Landschaft lag vor uns ausgebreitet. Eine Reihe wellenförmiger Berge, mit Wald bedeckt, grüne Vorhöhen, auf denen Klostergebäude und Kapellen schimmerten, am Fuße zwischen Feldern und Wiesen kleine Dörfer verstreut; Alles rief die Gegend von Teplitz zurück. — Die in der Nacht entbehrte Ruhe finden wir nun im gastlichen Herrenhause. Es ist, wie die meisten Wohnungen der polnischen Gutsbesitzer, ein einfaches, kleines, weißes Landhaus, das man sich kaum als Mittelpunkt weitläufiger Besitzungen denken kann. Ein großer Garten voll alter Bäume, Rasenplätze, Wasser, Vögelgesang, Kukukruf — da wurde uns wohl. . . .

Aber das Ziel war noch nicht erreicht. Wir müssen uns trennen. In der Morgendämmerung halten wir in Zloczow; wir können reinliche Straßen und weiße Häuser erkennen und hören die Nachtigallen in allen Gärten musiciren. Der Himmel röthet sich, als wir hinausfahren; ein ganz neues Land scheint vor uns zu liegen; langgestreckte, durcheinander geworfene bewaldete Bergzüge, die, alle nach einer Seite geneigt, wie vom Winde getrieben scheinen, sowie man es in Darstellungen palästinensischer Scenerie sieht; schwarze Nadelwälder im Vordergrunde, an ihrem Rande weidende Heerden und bärtige Hirten, in braune oder graue Decken gehüllt. Wir verlieren den Blick ins Weite und fahren in die grüne Enge ein. Wie herrlich die Wälder zu beiden Seiten! Mächtige alte Eichen, riesige Tannen, Alles wild durcheinander gewachsen, von niederem Gesträuch, blühenden Büschen umdrängt, von Schling-

pflanzen umwunden. Was sind unsere Waldungen dagegen, wo die Bäume in gleicher Höhe und Linie auf kahlem Boden steif und starr wie Grenadiere aus dem siebenjährigen Kriege stehen! Hier ist die majestätische, freie, lebendige Natur! Inmitten der Wildniß liegen Waldwiesen mit schwarzen Köhlerhütten, einzelnen Gruppen gigantischer Bäume und zerstreutem Vieh. Wir kommen an Sassow vorüber. Eine reizende große Villa mit Säulenhallen und grünumschlungenen Verandas leuchtet zwischen dunkeln hohen Bäumen hervor; entzückende Anlagen umgeben sie; liebliche Ruheplätze, Blumen- und Baumgruppen, Springbrunnen, Quellen und Statuen sind überall im Waldgrün ausgestreut; durch die dunkeln Schatten findet man hier und da einen Durchblick auf ferne blaue Berge; im flüchtigen Schauen denkt man sich das heitere Leben in diesem Hause und diesem reizenden Parke, in den man den wilden Wald verwandelte, und im Vorüberfliehen meint man ein Gedicht voll wechselnder lieblicher Gedanken zu lesen. Weiter hin liegt hoch über dem Wege auf bewaldetem Berge Latstia, eine kleine Kapelle von dunkeln Tannen umgeben, von einem Vater, der im Zorne seinen einzigen Sohn erschlug, zu dessen Andenken und zur Sühne seiner Schuld erbaut. — Immer höher werden die waldigen Berge jenseits der Straße, von der sie tiefe grüne Schluchten trennen; sie rufen uns die großartigen Gebirgsgegenden Deutschlands ins Gedächtniß, ja, führen unsere Phantasie in die Urwälder Amerika's. Hier, noch in der alten Welt, sehen wir die Waldriesen, die dort ihr weites Reich haben; wie wachsen und drängen sie sich durcheinander, wie scheinen sie mit wetteifernder Heftigkeit empor zur höchsten Höhe zu streben! Wie tragen die ungeheuren Stämme so stolz ihre Laubkronen, wie strecken sie weit hin ihre mächtigen Aeste, wie scheint jeder zu ringen, die größte Fülle der Kraft, die glänzendste Frische des Laubes zu entfalten!

O wie schwer ist's, flüchtig vorbeizuziehen, hier, wo die große, reiche Natur mit tausend Armen nach uns langt, wo sie mit tausend süßen Waldesstimmen uns zum Bleiben ruft und ihren frischesten Hauch aus der Tiefe der Berge entsendet, der wie ein Gruß aus dem Morgenlande der ersten Jugend bis zum Grunde der Seele dringt und uns lockt, zu ihr zu kommen und an ihr Herz zu sinken und zu ruhen, zu vergessen und wieder jung zu werden!

Unter solchen Empfindungen gelangten wir nach Brody.

94. Die große ungarische Tiefebene und ihre Hirtenbevölkerung.

Wir sind bei Pesth in die große ungarische Tiefebene eingetreten. In einer Länge von 50 geographischen Meilen zieht sie sich von hier aus bis Weißkirchen, und in einer Breite von 60 Meilen vom Fuße der Karpathen nördlich der oberen Theiß bis an die Donau herab. Soweit das Auge reicht, überall ruht ein graublauer Himmel auf der Erde und begrenzt den Gesichtskreis in gleicher Ferne. Der größte Theil dieser so ausgedehnten Ebene ist unübersehbare baumlose Grasflur, besonders um Keczkemet, Debreczin und Zambor, wo verwilderte Hirten große Herden von Pferden und Rindern weiden, während noch weiter östlich die Ebene sogar in ausgedehnte, steinige Wüste übergeht. Zwei Hauptströme des Landes, Donau und Theiß, durchfließen diese Ebene in südlicher Richtung, und nicht selten überfluthen sie die weiten, an ihren Ufern sich hinziehenden, schilf- und morastreichen Niederungen in weitester Ausdehnung, so daß das ganze Blachfeld einem gewaltigen Binnenmeere gleicht, während zu anderer Zeit, besonders im Sommer, die heißen Strahlen der Sonne den Boden ausdörren und in ihren Gluthen aller Pflanzenwuchs erstirbt, das Land zur afrikanischen Wüste wird und

weithin keinen grünen Halm mehr zeigt. Nur in den Niederungsstufen der Donau, da, wo deutscher Fleiß das Land bebaute und deutsche Ansiedler sich niederließen, sieht man die schönsten Fruchtfelder, auf denen in heiterer Ueppigkeit nicht allein Roggen, Weizen, Hafer, Gerste und Mais, sondern im südlichsten Theile selbst der Reis gedeiht. Hier ist eine der Kornkammern Oesterreichs, und obwohl bereits mehr als 100 Quadratmeilen mit dem reichsten Halmensegen sich alljährlich bedecken, so könnten durch eine größere, betriebsamere Bevölkerung die Fruchtflächen noch um Vieles nach allen Seiten erweitert und Ungarn zur reichen Fruchtkammer Deutschlands, ja Europa's gemacht werden. Allein wohin auch das Auge blickt, nur selten entdeckt es einen größeren menschlichen Wohnplatz, denn Dörfer, Städte, Weiler und Marktplätze sind oft Tagereisen weit von einander entfernt, und die Zahl der freilich alsdann oft von 6000—12000 Menschen bewohnten Dörfer ist nicht gering, welche inmitten einer ihnen zugehörigen Flur von 8—12 Quadratm. liegen, einer Fläche, welche fast der Größe eines kleinen deutschen Fürstenthums gleichkommt. Nur ein Theil dieser ungeheuren Flächen wird zum Getreide- und Obstbau benutzt, weit größere Strecken dienen als Weideland. Auf ihnen finden sich einzelne Gebäude zerstreut, welche meist an den Straßen erbaut, theils den Landleuten und Hirten als Sommeraufenthalt, theils aber auch als Wirthshäuser (die berüchtigten Haideschenken) dienen. Da das Vieh Tag und Nacht auf der Weide verbleibt, bedarf es auch an Ort und Stelle Wasser zum Trinken. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses hat man in den verschiedensten Gegenden Brunnen gegraben, die mit ihrem emporragenden Schwengel oft den einzigen Höhepunkt in der einsamen Haide abgeben und von den Hirten während des Tages zu gewissen Zeiten besucht, die Kreuzpunkte des Verkehrs abgeben. — Ist das Jahr nicht zu trocken, so fehlt es nicht an schöner Weide, und man muß die gewaltigen, zahlreichen Herden Ungarns sehen, um sich einen Begriff von seinem Reichthum an Rindvieh, Pferden, Schafen und Schweinen zu machen. Ist dagegen der Sommer heiß und trocken, dann ist weit und breit kein grünes Hälmchen zu sehen, und vieles Vieh geht zu Grunde; denn bei dieser ungeregelten Nomadenwirthschaft denkt Keiner an Aufspeicherung von Vorräthen für Zeiten der Noth. Um die Herde zu retten, treibt man sie in entferntere Gegenden, wo noch etwas zu haben ist; sind auch diese abgeweidet, dann steht es um den Bestand der Herde schlimm aus. Gleiche und noch größere Verluste verursacht aber auch große Nässe. In den Zeiten großer Ueberschwemmungen gleichen die Weiden alsdann einem See, und das Vieh muß auf einen kleinen Raum zusammengedrängt werden. In den moorigen Sümpfen entwickeln sich jene für das Vieh gefährlichen Krankheiten und Seuchen, die sich nicht selten, namentlich unter dem Rindvieh, bis nach Deutschland verbreiten und die strengste Viehabsperrung Ungarns von Deutschland gebieterisch fordern. Denselben Ursachen erliegen auch alljährlich viele Menschen, besonders neue, an die Natur Ungarns noch nicht gewöhnte deutsche Ansiedler.

Die merkwürdigste Bevölkerung dieser weiten Ebenen oder Pußten sind die Hirten. Diese echten Natursöhne, Muster einer unverfälschten Menschenrasse, sind die eigentliche Grundform des ungarischen Volkes. Ein schöner, kräftiger Menschenschlag, scheinen sie fast gegen jede Krankheit gesichert; die ihnen innewohnende Urkraft trotzt dem sengenden Strahle der Gluthsonne, wie den eisigen Herbstnebeln der Pußte. Der Winter mit seiner oft furchtbaren Strenge, die außerordentlichen, über die Ebene dahinsausenden Schneestürme und die gräßlichen Orkane scheinen ihnen eben so wenig zu schaden,

als die Sandstürme des Sommers und die aus den Sümpfen nach Ueberschwemmungen aufsteigenden giftigen Dünste. Hat der Hirt den Winter in den Dörfern verbracht, dann zieht er hinaus auf die Pußte und verweilt auf ihr bis zum nächsten Spätherbst. Nur Schnee und Eis vertreiben ihn von der unwirthlich gewordenen Ebene in die Wohnorte der Menschen. Das Morgenroth lacht ihm am frühesten, der Glanz von Mond und Sternen am längsten. Einfach, wie sein Kleid, ist auch seine Nahrung. Jenes besteht in einer Hose und einem grobleinenen Hemde, worüber die Bunda geworfen wird, die Nahrung aber aus Speck und Brot. Diese Hirten kennen nichts in der Welt, als die ihnen anvertrauten Thiere: Pferde, Schafe, Schweine und Rinder. Was unserem Kinde ein Spielzeug oder Bilderbuch, das ist dem siebenjährigen Hirtenbuben ein junges Schaf oder Fohlen.

Unter diesen Hirten unterscheidet man Tschikosen (Csikos) oder Pferdehirten, Gulyaschen (Rinderhirten), Juhassen (Schafhirten) und Gonassen (Schweinehirten).

Willst du den Tschikosen in seinem ganzen Treiben und Wesen sehen, so begleite mich auf die Steppe, in welcher die Pferde fast Jahr aus, Jahr ein weiden, denn nur bei außerordentlicher Kälte treibt man sie in leichtgebaute Ställe. Dort ist das Reich dieser kühnen, berittenen Steppensöhne, denn nur reitend kann er der flüchtigen Herde Meister werden, und nicht selten setzt der verwegene Bursche für ein Lobwort seines Herrn sein Leben ein, um diesen oder jenen Ausreißer wieder zur Herde zurückzubringen oder ein Roß einzufangen, das eben verkauft werden soll. Mit einer Gewandtheit, die man nicht genug bewundern kann, erhascht er das flüchtige Thier, schwingt sich darauf, und wie es auch bäume, ausschlage und sich geberde, Mann und Roß sind Eins, der Centaur der Alten steht im Tschikos der Steppen Ungarns verwirklicht vor unseren Blicken, wie im Fluge saust er dahin. Unbändig rast die zahlreiche Herde über die Steppe, ein Thier soll eingefangen werden, um es zur Arbeit zu nöthigen. Der Tschikos eilt ihm nach, in seiner Hand die kugelbeschwerte lederne Schlinge haltend. Das Thier merkt es und jagt mit Windeseile davon; doch sein Bemühen ist vergeblich. Schon naht sich ihm der verwegene Hirte, folgt ihm links und rechts, die Kugel saust, die Schlinge schwirrt dem Thiere um den Hals, zieht diesen zusammen und augenblicklich steht es still, sich ruhig in sein Schicksal ergebend. Wird aber die Herde von einem Orte nach dem andern getrieben, dann halten die auf allen Seiten reitenden Tschikosen die Thiere zusammen und umjagen sie im lustigen Wettrennen. Was der Araber in der Wüste, das ist der Tschikos in der Steppe. Er lebt, ißt, trinkt, schläft, ja stirbt selbst manchmal auf seinem Pferde, und wie der Seemann mit Geringschätzung auf die Landratte herabsieht, so der Tschikos auf den bescheiden einhergehenden Fußgänger. Dabei ist es fast unglaublich, mit welcher Gewandtheit sie sich des Pferdes zu bemächtigen wissen. Sie laufen dem dahinrennenden Pferde nach, ereilen es und schwingen sich im Sprunge auf seinen Rücken. Der Tschikos liebt die zwangloseste Tracht. Außer einer blauen Weste trägt er nur ein Hemd und weite Hosen. Auf dem Kopfe sitzt der runde, breitkrempige, mit einer baumwollenartigen Staude (dem Waisenmädchen) als Federbusch verzierte Hut. — Ungarns weltberühmte Husaren, jene auf den Schlachtfeldern in den wagehalsigsten Thaten sich zu allen Zeiten auszeichnenden Menschen, rekrutirten sich meist aus den kühnen Tschikosen.

Der Gulyasche oder Rinderhirte ist in der Regel weniger gewandt, doch ist er ein stämmiger, starker Bursche. Er kleidet sich in die Pelzbunda oder

in einen groben Mantel von Kuhhaaren. In der linken Hand trägt er einen langen, starken, mit scharfer eiserner Spitze versehenen Stab, womit er den widerspenstigen Bullen zu meistern versteht; in der rechten dagegen die oft 9 Ellen lange, dicke Peitsche. Sein langes, schwarzes Haar flattert um das gebräunte, wetterharsche Gesicht, und der Ton seiner Stimme erinnert nur zu sehr an die Thiere, die seiner Obacht anvertraut sind. Die ungarischen Rinder sind lebhaft und behende, und geschieht es, daß in heißen Sommern Schwärme von Stechmücken die Herde auf's Aeußerste quälen, dann rennt sie oft wie wahnsinnig bald nach allen Himmelsgegenden, bald in geschlossenen Haufen davon, so daß sie nur durch Hilfe der Pferdehirten wieder zurückzubringen ist.

Sieht man auf einer Hochzeit oder in der Haideschenke einen recht ausgelassenen Burschen, der wie toll den Dudelsack bearbeitet oder auf einer Flöte bläst und dazu mit dem Bundschuh taktirt, den Kopf mit seinen in lange Zöpfe geflochtenen Haaren wild herumwirft, so kann man wetten, daß dies ein Juhasse oder Schafhirt ist. Auf einem Esel zur Schenke reitend, verließ er am Morgen seine Herde, welche er indeß seinem großen zottigen Freunde, seinem Hunde, anvertraute, dessen Glieder so stark sind, daß er selbst ein Schrecken für die Wölfe ist. Außerdem bleibt der Schafhirt stets bei seiner Herde. Auf seine Handaxt gestützt, mustert er sie stundenlang, lehnt an seinem Esel, strickt Strümpfe und schnitzt Holzlöffel. Saure Schafmilch ist während des Sommers fast seine einzige Nahrung. Ungarn besitzt über 17 Millionen Schafe. Im Ganzen ist der Schafhirt ein gutmüthiger Gesell und nicht zu vergleichen dem Gonassen oder Schweinehirten. Unzugänglich und ungesellig ist dieser weniger in der Ebene, als in den Buchen- und Eichenwäldern inmitten seiner grunzenden Schaar anzutreffen. Er ist der vollendete Sohn der Wildniß. Sumpf und Morast stehen bei ihm in gleichem Werthe mit Flüssen und Seen. Musik ist seine Sache nicht. Statt des Dudelsacks handhabt er die Balta oder Handart. Sie ist sein Wurfgeschoß, und mit furchtbarer Geschicklichkeit weiß er aus ziemlicher Entfernung sein Ziel zu treffen. Gleich einem Spazierstocke läßt er die Balta durch die Finger laufen, wirft sie hoch in die Luft und fängt sie im Gehen wieder auf. Triffst du ihn in dem Bakonyerwalde, so kann es wohl geschehen, daß er dich anfangs um eine Hand voll Tabak bittet. Erfüllst du sein Gesuch oder nicht, und wendest dich von ihm, so bist du nicht sicher, daß er dir die nur zu gut treffende Handwaffe nachsendet. Darum in Ungarn das Sprichwort: „Der Gonaß ist wohl vor Jedem sicher, nicht aber Jeder vor ihm.“ An den zahlreichen Galgen Ungarns endete schon mancher Gonaß.

95. Das Leben in einer Contumaz in der Militairgrenze.

Ich stand im Begriffe, das türkische Gebiet zu verlassen. Ein großes Gebäude erhebt sich gerade auf der Grenze und steht halb auf österreichischem, halb auf walachischem Boden. Zu beiden Seiten ziehen sich Pfahlzäune hin, an welchen ein paar tausend Kühe, Ochsen und Pferde entweder angebunden standen, oder von ihren Treibern hin- und hergetrieben wurden. Ich ritt durch ein großes Thor. Das Innere des Raumes theilte eine lange Tafel. Es war gerade Markttag; auf der einen Seite standen die Walachen, größtentheils als Verkäufer; auf der anderen ungarische und siebenbürgische Handelsleute, meistens Juden. Nach geschlossenem Handel ward das Geld auf den Tisch gezählt, das aus der Walachei kommende in Essig gelegt, das Vieh aber durch einen Teich getrieben und nach dieser Vorsichtsmaßregel von den Käufern nach Hause geführt. Auf gleiche Weise geschieht auf der ganzen

türkisch=österreichischen Grenze der Verkehr zwischen den Landbewohnern, ohne daß Berührung oder Gefahr der Pestansteckung stattfindet.

Das Thal aufsteigend, näherten wir uns einer Contumazanstalt. Eine Schanze mit einer Batterie von einigen Kanonen bildet den ersten befestigten Punkt gegen die Walachei hin.

Diese Station, in einer Gebirgsgegend, von deren Höhen der Blick in das unabsehbare ungarische Flachland, welches die Theiß und die Donau wie zwei strömende Meere durchziehen, fällt, ist ein Glied des Sanitätscordons über Meer und Land, welchen Europa um das türkische Reich gezogen hat, um sich vor der Geißel der orientalischen Pest zu schützen. Das von Bären und Wölfen bewohnte Gebirge, welches den österreichischen Kaiserstaat, von der Donau bis zur russischen Grenze, von türkischem Gebiete scheidet, bildet eine natürliche, durch Militaircordons gesicherte Barriere, durch welche vier fahrbare Straßen führen. Die Quarantäne=Anstalten an denselben sind sich einander ziemlich gleich. Sie bestehen, außer den eigentlichen Contumaz=häusern, aus einer Kapelle, einem Wirthshause, einem Hospitale, einer Waarenniederlage, einer Kaserne und den Wohnungen der Officianten, unter denen sich immer auch ein Arzt, ein Apotheker und ein Wundarzt befinden.

Die Contumaz ist eine Haft besonderer Art und ihr ist Jeder, der, aus der Türkei kommend, österreichisches Gebiet betritt, ohne Rangunterschied unterworfen. Der Reisende wird zu einem der Contumazhäuser gewiesen, — hölzernen, mit Kalk getünchten, schlechten Baracken, welche von einander abgesondert stehen und deren jede mit einem hohen Pallisadenzaune umgeben ist. Innerhalb der Verpfählung angelangt, nähern sich ihm mehrere Personen bis auf eine gewisse Entfernung. Ein Mann mit einem dicken Bund Schlüssel giebt ein Zeichen, ins Haus zu treten, und kaum ist der Fremde über die Schwelle, so wird die Thüre hinter ihm verschlossen. — Er hat dann Muße, sein Gefängniß zu untersuchen. Eine Stube von 10 bis 12 Fuß ins Gevierte, mit ein paar vergitterten Fenstern, die nie gesäubert worden, schmutzige Wände, eine schwarz beräucherte Decke, die mit Spinnweben verziert ist, sind Dinge, welche eben kein Uebermaß von Annehmlichkeit versprechen. Ein plumper Tisch, dahinter eine Pritsche, machen das Mobiliar aus. Ein Walache trägt Bagage und Mantelsack herein, begleitet von dem Manne mit dem Schlüsselbunde, der wie ein Kerkermeister aussieht. Vorsichtig bleibt dieser an der Thüre stehen, dem walachischen Diener seine Verrichtungen anweisend. Den Reisenden bedeutet er, daß er sich Niemandem nähern, Niemanden berühren dürfe. Der Aufwärter geht und kommt wieder mit einem Arme voll Betten, die er auf der Pritsche ausbreitet. Mit ihm erscheint der Arzt, meistens ein unwissender Mensch, der das elende Leben auf der Contumazanstalt dem Verhungern vorzieht. Auch er hält sich vorsichtig an der Thüre, thut in gebrochenem Latein einige Fragen und entfernt sich wieder; der Kerkermeister schließt die Thüre ab und der Reisende ist allein. Wohl mag er sich nun einbilden, er sei ein Verpesteter.

Der Abend kömmt, die Schlüssel rasseln, die Thüre öffnet sich, herein tritt ein alter Schnurrbart, die Pfeife im Munde und einen ekelhaften sauren Essiggeruch von sich hauchend. Er hält eine Matratze im Arme, die er neben das Lager des Fremden hinwirft, sagend, er erscheine auf des Directors Befehl, um ihn zu bewachen. Zwei Schreiber folgen mit Papier und Schreibzeug, pflanzen sich an der Tafel hin und verlangen genaue Angabe des Kleiderverzeichnisses, protokolliren solches und gehen weg mit der Warnung, daß bei schwerer Verantwortlichkeit während der Quarantainezeit Nichts davon

entfernt, auch Nichts gewaschen werden dürfe. Der Wächter fragt, ob der Reisende essen und trinken wolle. Bejaht er es, so bringt jener eine Flasche sauren Wein, ein großes Glas voll Raki (Zwetschenbranntwein) und irgend ein roh und schlecht zubereitetes Gericht, das er, ohne Tuch, auf den schmutzigen Tisch stellt. Selten wird der Reisende den sauren Wein trinken, wenn er gutes frisches Quellwasser haben kann; aber dies ist gemeinlich nicht zu erlangen.

Alles vereinigt sich, um den Aufenthalt in der Contumaz unerträglich und wahrhaft kerkermäßig zu machen — schlechte Nahrung, Mangel aller Bewegung und aller gewohnten Bequemlichkeit; kein Wunder daher, daß es selten an Kranken fehlt. Selbst zum Gottesdienste dürfen in der ersten Woche der Contumazzeit die Eingesperrten nicht zusammen kommen. Nachdem die ersten 8 Tage überstanden sind, läßt zwar die strenge Behandlung etwas nach; aber jede Berührung eines Anderen, sei es auch nur eines Mitgefangenen, wird bis auf den letzten Augenblick streng abgewehrt.

Es ist begreiflich, daß das überall mächtige Gold auch an diesen Orten der Verwünschung sich manches verschaffen kann, was der ärmere Reisende entbehren muß. Selbst Bücher leiht der Kerkermeister gegen schweres Geld, um die unerträgliche Langeweile zu tödten; sie werden in einer am Ende einer Stange befestigten Büchse überbracht und bei der Zurücknahme dem Essigbade unterworfen. Im letzten Stadium der Contumaz ist wohl auch etwas mehr Freiheit und ein Spaziergang in einem erweiterten Bezirke erlaubt. Für die Grenzbewohner ist natürlich ohnehin die Contumaz einfacher und kürzer. Gewöhnlich wird Alles, was den Tag über von Bauern die Grenze einpassirt, in einen großen Schuppen zusammengesperrt und nach 3 oder 5 schlimmen Tagen, während welcher sich jeder beköstigen und betten mag, so gut er kann, läßt man den Haufen, nachdem er summarisch geräuchert und mit Essig besprengt worden, weiter ziehen. Dringt aber die Pest nahe an die Grenzen vor, dann hört alle Verbindung unter den Bewohnern auf.

Endlich gehen die drei langen Marterwochen zu Ende. Am letzten Morgen erscheinen Doctor und Apotheker mit Gehilfen, die sprühende Kohlenpfannen tragen; jene werfen Salpeter handvollweis darauf, und die Kerls marschiren um den auf Erlösung Harrenden herum, wie Zauberer, ihn in ihrem höllischen Dampfe fast erstickend. Der Inspector kömmt und zählt die vorher mit Pestessig besprengten Kleider und Wäsche, während ein Schreiber das Verzeichniß derselben laut abliest. Trifft Alles richtig zu, so werden sie in „grausiger Ordnung" wieder in Koffer und Mantelsack gepackt. Der Inspector wechselt mit dem Arzte ein paar Fragen, tritt dann zu dem Reisenden und erklärt ihm in höflichem Tone, er sei rein. Er vernimmt es, wie ein Verurtheilter das „Gnade!" Aber nun erscheinen eine Anzahl Personen, zum Theil mit schmählichen Rechnungen, zum Theil mit trotzender, bittender Miene, Trinkgelder für geleistete und nicht geleistete Dienste erwartend; — für Alles muß bezahlt werden, und das Nachtlager auf der harten Pritsche kostet mehr, als das Eiderdaunenbett eines Hotels in Paris.

J. Meyer.

96. Konstantinopel.

Stambul, das Konstantinopel des Türken, ist einer großen Blume vergleichbar; auf drei Seiten von einem rauhen, unscheinbaren Kelchblatt umgeben, mit welchem es an den Felsgestaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen, glänzenden Spiegeln, die zwei Meere

vor ihm ausbreiten, das schöne, glühende Antlitz zuwendet. — Das kleine, leichte Boot trägt uns spielend aus dem Hafen nach dem gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien; auf einem anderen Welttheile muß man sich niederlassen, um das großartige Bild, das sich hier vor den erstaunten Augen entfaltet, mit seiner ganzen Schönheit ins Herz aufzunehmen.

Wie Rom ist Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden ein unregelmäßiges Dreieck; aber nur die eine Spitze desselben ist uns sichtbar: das sogenannte neue Serail, mit seinen buntverzierten Gebäuden, Palästen und Kiosks. Zwischen denselben sieht man Wälder von Orangen, große Platanen und schlanke Cypressen, welche die farbigsten Schatten über diese ungeheure Wohnung der Sultane werfen. Hinter dem neuen Serail erblickt man bunte Häusermassen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen und anderen Bäumen über sie hinaus; hier unterbricht ein einsam stehendes, halb verfallenes Mauerwerk die fast nur durch ihre Färbung verschiedenen Dächer der Häuserreihen. — Was aber der Stadt einen so wunderbaren, ja feenartigen Reiz verleiht und uns den lauten Freuderuf entlockt, sind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die allenthalben emporragen. Man kann sie kaum zählen, und während das Auge gesättigt über der Mehrzahl derselben hinschweift, bleibt es bewundernd an einigen hangen, die durch Größe und schöne Bauart hervorglänzen, und deren Namen in empfänglichen Herzen tausend Bilder und Gedanken wecken.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer schönen Kuppel und den vier Minarets beinahe im Mittelpunkte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prunkliebenden Justinian, der in ihr ein Werk hinstellen wollte, welches den Glanz des Salomonischen Tempels verdunkeln sollte. Es gelang ihm. Doch als der stolze Bau vollendet war und der Kaiser mit den Worten: „Salomon, ich besiegte dich!" an den Altar eilte, ahnte er wohl nicht, daß einst der Herrscher der Ungläubigen auf seinem Streitrosse in diese Hallen ziehen, mit eigener Hand die heiligen Zeichen des christlichen Glaubens zerschlagen und sprechen werde: „Es ist kein Gott als Allah, und Muhamed ist sein Prophet!" — Das Kreuz verschwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt sich dort ein colossaler, funfzig Ellen im Durchmesser haltender Halbmond, der dem Wanderer schon von Weitem über die Höhen entgegenglänzt.

Auf dem dritten der sieben Hügel liegt die Moschee des großen Suleiman; neben ihr sieht man die Moschee Bajazet des Zweiten, mit zwei Thürmen; weiter rechts die von Muhamed dem Zweiten, auf dem Platze, wo das christliche Byzanz einen seiner schönsten Tempel, die Kirche der heiligen Apostel, erbaut hatte. Links von der Aja Sophia zeigt sich die Moschee des Sultan Achmet; sie ist eines der prächtigsten Gebäude Stambuls und hat sechs Minarets. Ueber sie alle hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers.

So liegt Konstantinopel links vor uns und seine Häuserreihen steigen bis zu den Ufern des großen Hafens, des goldenen Horns, hinab, das wir mit allen seinen Schönheiten gerade vor uns haben. Man verfolgt seinen Lauf von der breiten Einmündung ins Meer von Marmora bis Ejub, wo es sich allmählich zwischen den Wiesen zu verlieren scheint. Auf seinem Wasser von der schönsten grünen Farbe ruhen die Schiffe aller Nationen neben einander. Das alte, sonderbar gebaute Fahrzeug der syrischen Küstenfahrer, dessen hoher, spitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erin-

nert, liegt mit seinem schmutzigen Anstrich neben der zierlich ausgerüsteten Yacht des Briten. Da ankert schwerfällig ein türkisches Kriegsschiff, ein zerschossener Invalide, neben einer leichten, französischen Brigg, die auf und unter dem Verdeck blank und sauber geputzt ist, mit den hohen Masten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren scheint. Langsam bewegt sich dort eines jener plump zusammengezimmerten Gerüste, die einem Flosse gleich auf schweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, besonders die Landungsplätze, für die kleineren Böte vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm stellt soeben ein Dampfschiff seinen munteren Lauf·ein, hißt eine Flagge auf, und der Wasserdampf, der laut schreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerksamkeit der Osmanlis auf sich, die, faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zusehen. Zwischen diesen größeren Fahrzeugen schießen die Kaiks pfeilgeschwind auf dem Wasser des Hafens hin und her, ja sie wagen sich über den Bosporus nach dem asiatischen Ufer. Diese Böte sind gewöhnlich 18 — 20 Fuß lang, aber kaum 3 Fuß breit, und, da sie wie alle Seefahrzeuge auf dem Kiel gebaut sind, sehr zum Umschlagen geneigt, wozu die äußerst dünnen Wände das Ihrige beitragen.

Das reizende Bild des Hafens, der sich zwischen Konstantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorstädten wie ein klarer Strom hinzieht, wird durch die Menge dieser kleinen Fahrzeuge sehr belebt. Einen äußerst komischen Anblick gewährt ein solcher Kaik mit einer Menschenladung, von der man nur die Köpfe über den Bord emporragen sieht. Hin und wieder arbeitet sich auch die Schaluppe eines Kriegsschiffes unbehilflicher, doch nicht minder anziehend, zwischen den Kaiks hindurch.

Der prächtige Hafen ist ungefähr in der Mitte seiner Länge durch die neue, schöne Brücke gesperrt, welche Achmet im Jahre 1835 bauen ließ. Sie ist 637 Schritt lang, 25 breit, wird durch einen Wald der schönsten und längsten Mastbäume, die aufrecht stehend eingesenkt sind, getragen, und führt von Konstantinopel nach dem anderen Ufer des Hafens, wo sich die Vorstädte Pera, Galata und Top=Chana erheben. — Ganz zur Rechten ist das Bild begrenzt von der alten Veste Rumili Hissari, deren Wälle und Thürme keck am Gestade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfassung des glänzenden Panoramas bilden. Links ist der Rahmen zerfließender und großartiger; fast zu den Füßen des neuen Serails beginnt dort das Meer von Marmora, dessen blaue Fluthen in der Ferne mit der Bläue des Himmels verschwimmen.

Doch nachdem wir das Aeußere Konstantinopels betrachtet haben, ist es Zeit, die Stadt selbst zu betreten. — Fast alle Gassen Stambuls — Straßen darf man sie kaum nennen — sind sehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häusern eingefaßt; die meisten eigentlich nur mit Mauern, da nach türkischer Sitte das Wohnhaus die Straße mit der Kehrseite berührt, die nur hier und da ein melancholisch vergittertes Fenster zeigt. Obgleich die meisten dieser Gassen ehemals mit Steinen gepflastert waren, so sind dieselben durch den starken Verkehr in der Mitte ganz zusammengetreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der sich fast durch die ganze Stadt zieht. — Die meisten Straßen Konstantinopels werden sehr oft nach den darin hausenden Handwerkern benannt. Da giebt es eine Gasse der Schuster, der Kammmacher, der Steinschneider, der Matten= sowie der Schachtelmacher, der Pastetenbäcker, der Unterkleidermacher u. s. w. Andere Gassen führen ihre Namen von Palästen, eigenthümlichen Gebäuden, Thoren und Thürmen. Wir stoßen darin auf eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des

süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar auf eine des verschlossenen Backofens, ferner auf die Gasse Ali Pascha, die des Doctorsohns. Ja in Pera hieß eine die Halsabschneidergasse; neben ihr lag die Welteroberergasse, und in Top-Chana ist die Straße: „Frag' nicht, geh' hinein!“ Das regere Leben in den unzähligen Buden macht diese Straßen freilich zu den kothigsten. Uebrigens führten alle diese Bazars vom Hafen aus die Hügel hinan, auf deren Höhe dann die gewölbten Markthallen, die Besestans, lagen.

Hier oben herrschte eine gewisse Reinlichkeit und Ruhe, und das Auge konnte behaglich und langsam forschend die großen Gewölbe durchmustern, die mit den kostbarsten Stoffen und Geräthen angefüllt waren. Jeder der Besestans bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln versehen, was dem Ganzen einen eigenthümlichen Anblick giebt. Da sind ganze Gänge voll Waffen, Shawls, edler Steine, Tücher, sowie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern. Und dennoch ist die ungeheure Pracht, welche sonst hier glänzte, sehr geschwunden, so großartig und blendend auch noch immer das Schauspiel dem Europäer erscheinen muß. In früherer Zeit lagen hier ausgebreitet: damascenische Säbel, tatarische Bogen, arabische Lanzen, persische Dolche, Türkise aus Nischabur und Rubinen aus Bedaschan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shawls von Angora, aus Persien und Kaschemir, indische Musseline und Kalikos, englische und französische Tücher, deutsche Leinwand und schwedisches Eisen, geschnittener Sammet aus Brussa, Beduinenmäntel aus der Berberei; kurz alle Herrlichkeit, so die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang schaut, fanden sich hier zu Kauf und Verkauf ausgestellt.

Doch wir verlassen die stille Pracht und suchen die belebten Bazars wieder auf. Willig folgen wir dem drängenden Strome und weiden das Auge an dem farbigen Gewühle der Nationen und Trachten, das hier in stetem Wechsel auf und nieder wogt. Noch immer begegnet man dem vormals allgemein üblichen Turban, doch wird er nur von dem gemeinen Volke und den alten Türken getragen. Die große Masse der Soldaten, Polizeileute (Cawassen), der jungen Stutzer und Beamten kleidet sich in den vom Sultan eingeführten fränkischen Pantalun und Fes. Der alte Türke schreitet dagegen mit langem Barte, weiten Faltenhosen und dem Kaftan vorüber. In seiner Hand hängt der Bernsteinperlenkranz. Die meisten Türken niederen Standes, denen wir begegnen, tragen bis ans Knie reichende Hosen, aus denen die nackten Unterschenkel hervorgucken, während der Fuß selbst mit gelben oder rothen Schnabelschuhen bedeckt ist. Außer einem Jäckchen (Tschekmen) tragen die meisten noch einen vielfach um den Leib gewundenen Gürtel von rothem Tuche. Am Turban konnte man sogleich den Muselmann vom Giaur (Dschaur, Ungläubigen) unterscheiden, da nur jener um den rothen Fes einen weißfarbigen Bund wickeln darf. Schwarzer Turban nebst weißen oder rothen Pabuschen verkünden allezeit den Raja oder christlichen Unterthanen des Großherrn, wie die gelbe Farbe der Fußbekleidung den Anhänger des Propheten. Doch noch andere Trachten begegnen uns auf dem Völkermarkte zu Konstantinopel. In dunkler, oft goldgestickter Tuchjacke, mit weiten unten zugebundenen Beinkleidern, feinen, weißen Strümpfen und Hemden, und dem seitwärts herabhängenden, mit bauschiger Quaste versehenen Fes schreitet der griechische Kaufmann an uns vorüber, während der Bulgare an der niederen Pelzkappe, einem kurzen Mantel und breitem wollenem Gürtel zu erkennen ist. In den Bazars bietet er Hanf- und Wollengewebe, sowie mit seltener Meisterschaft von ihm gefertigte Kupfergeschirre feil. Jene kleinen stämmigen Männer mit

den grauen Pelzkappen, die sich dort vor den Buden bewegen, um gegen Pelzwerk blanke Waffen einzutauschen, sind Tscherkessen, meist graubärtige Männer, da die jüngeren zur Vertheidigung des Herdes daheim bleiben müssen. Auch der kräftige, markige, braune Araber in türkischer Tracht fehlt nicht, da er in Konstantinopel meist als Nachenführer und Lastträger dient, während die reicheren, meist Pferdehändler, im langen, engen, rothseidenen Gewande einherstolziren. Ihnen zunächst steht der meist dunkelfarbige Perser, an der spitzig zulaufenden Schafpelzmütze und dem weiten flatternden Kaftan kenntlich. Er brachte die kostbarsten Producte seines Landes, die feinsten Seiden- und Wollenstoffe hierher zu Markte. In diesem Völkergemisch fehlt auch der Jude nicht. Er ist bald Handelsmann, bald Dolmetscher, und oft nur an der dunkeln fesartigen Kopfbedeckung und dem carrirten Kattunkaftan zu erkennen. Neben ihm erscheint, durch scharfgeschnittene Gesichtsbildung und vorspringende Adlernase kenntlich, der schlaue, betrügerische Armenier. Er ist geborner Spekulant, mehr als jeder andere. Die reicheren sind die Schatzmeister der Pascha's, die ärmeren suchen ihren Erwerb als Arbeiter und Künstler, besonders als Gold- und Silberschmiede. Am grellsten sticht der stolze Albanese hervor. Sein Auge ist klein, die Nase scharfgeschnitten, der Hals lang, die Brust gewölbt, der Körper, wiewohl mager, doch kräftig. — Seine Kleidung ist die prächtigste. Der bis an die Kniee reichende Rock schimmert von vergoldeten Knöpfen und bunten Stickereien, die aufgeschlitzten Aermel flattern gleich Flügeln hinter den Schultern, dazu das rothe Fes und der Handschar mit mit Silber oder Perlmutter ausgelegtem Griffe. Und nun die türkischen Frauen, meist in so weite Gewänder vermummt, daß man nur die dunkeln Augen und die gebogene Nase zu erkennen vermag. Gewöhnlich gehen sie zu Zweien, fast immer von einer schwarzen Sklavin oder männlichen Dienern begleitet. Nur die Weiber der niederen Volksclassen gehen allein, alle aber blicken mit neidischem Auge auf die Europäerinnen, die sich in ungehinderter Freiheit bewegen können. — Das Leben auf den Straßen Stambuls ist von dem unseren so abweichend, daß das Auge oft den sonderbarsten Scenen begegnet. Da sitzt in einem Straßenwinkel mit untergeschlagenen Beinen eine Schaar von Buben, indem sie, den quakenden Fröschen nicht unähnlich, wie aus einer Kehle die erste Sura (Capitel) des Korans lesen, während ein alter, graubärtiger Moslem in ihrer Mitte sein langes Pfeifenrohr auf den Köpfen der falschlesenden ABC-Schützen herumtanzen läßt. Gleich daneben ist eine Barbierstube, nach der Straßenseite offen, so daß man sehen kann, wie den alten Moslemin das Haupthaar bis auf einen Büschel abgeschoren wird. An ihm wird einst der Erzengel die Rechtgläubigen nach dem Tode über die schmale Brücke zum Berge der Seligkeit leiten. Gleich an der nächsten Straßenkreuzung sitzt unter dem Dache einer Tabaksbude ein türkischer Notar, die Papierrolle in der Hand und die metallene Federbüchse mit dem als Deckel dienenden Tintenfaß im Gürtel. Hier harrt er seiner Kunden, die zu Contracten, Briefen u. s. w. seine Hilfe in Anspruch nehmen. Jetzt raucht er indeß gemächlich sein Pfeifchen. Selbst die Derwische oder türkische Mönche, die in allen morgenländischen Märchen und Erzählungen eine große Rolle spielen, und deren Secten sich durch die Farbe ihrer Kleidung unterscheiden, erscheinen im Straßengewühl. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüfte und sind bald hellbraun, bald weiß, und bei dem Orden, der für den ehrwürdigsten gilt, grün. Auf dem Kopfe haben sie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch und in Form eines abgekürzten Kegels. — Der Anzug des niedrigsten Volkes, der Wasser- und

Lastträger, der Tagelöhner und Obsthändler läßt sich nicht beschreiben, da Jeder anzieht, was ihm geschenkt ward oder was er wohlfeil kaufte. Hier vereinigen sich alle Trachten zu dem sonderbarsten Bilde. Einige tragen Kaftans, die meisten kurz abgeschnittene, runde Jacken, die bei den Wasserträgern von Leder sind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie sehr weit, umschließen eng die Wade bis zum Fuß. Fast Alle tragen den Turban von beliebiger Farbe, Viele von grünem Zeug, was diese als Nachkommen des Propheten bezeichnet: eine Ehre, die ihnen weiter nichts als den Titel „Emir", d. i. Herr oder Fürst, verschafft. Es ist trübselig, daß man die meisten dieser Fürsten gerade unter den Tagelöhnern und Bettlern findet. — —

So sah Konstantinopel bei unserem Besuche aus. Wird es in 50 Jahren auch so aussehen und der Halbmond noch auf Moscheen und Minarets im Lichte der Sonne erglänzen, nachdem in der Gegenwart der Einfluß der Hauptmächte Europa's so gebieterisch und maßgebend in dem vormals so stolzen Reiche der Osmanen geworden, oder ist jene alte türkische Sage vom nur 400jährigen Bestande ihrer Herrschaft in Europa mehr als Sage, Ahnung ihres Geschicks? Die nicht ferne Zukunft muß hierauf Antwort geben.

Nach W. Hackländer.

97. Aussicht vom Faulhorn ins Berner Oberland.

Früh um 4 Uhr verließen wir das Dorf Grindelwald, um das 8261 Fuß hohe Faulhorn zu besteigen, das, nicht weit davon entfernt, zur Linken oder nördlich liegt. Der Ritt bergan war auf eine kurze Strecke beschwerlich und der Weg ging durch Wälder von Fichten und Buchen, unter welchen auch Eichen und Tannen vorkamen. Zuweilen öffneten sich zwischen den Bäumen reiche Aussichten ins Thal und auf die Gletscher in der Tiefe. Wir konnten nach unserem frühen Aufbruche eine ansehnliche Strecke zurücklegen, ehe die Sonne heiße Strahlen warf, und in etwa 2 Stunden waren wir über die letzte Sennhütte hinaus. Die Landschaft glich hier sehr einem haidigen Berge. Eine allmählich ansteigende Höhe folgte der anderen, und die Gegend war eher wild und öde, als erhaben. Gleich unter der Sennhütte stürzte ein Wasserfall über einen dunkeln Felsen, und durch sein Geräusch und seinen Anblick wurde die finstere Einsamkeit belebt. Langsam zogen wir über ein baumloses Moorland, das zu mehreren Anhöhen von gleicher Art führte, und kamen endlich zu einer anmuthigen Stelle im Schooße des Gebirges. Es war ein kleiner und klarer See, der selbst in dieser Höhe von Viehherden umgeben war, und den noch weit entfernten Schneegipfel des Faulhorns abspiegelte. — Hier ließen wir unsere Pferde, da noch ein Dritttheil der Höhe zu Fuße zu ersteigen war. Jener kleine See und seine Ufer lagen gerade den hohen Berggipfeln Wetterhorn und Schreckhorn gegenüber. Aus dem tieferen Thale kann man ihre so auffallenden Gestalten nicht deutlich unterscheiden, da die höheren Bergrücken gänzlich verdeckt sind. Jetzt lagen sie aber in aller Erhabenheit vor unseren Blicken. Das Aufsteigen war ziemlich ermüdend, wenn auch nicht gefährlich; wir mußten über Schneefelder gehen, ehe wir den äußersten, sehr schmalen Gipfel erreichten.

Die Aussicht vom Faulhorn ist die herrlichste in der Schweiz oder vielleicht in der Welt, und selbst die Aussicht vom Rigi, wenn man sie später sieht, verliert unendlich, sobald man sich jenes unvergleichlichen Anblicks erinnert. Ihre Haupteigenheit besteht darin, daß man alle großen Berge dicht umher in der Gestalt einer prachtvollen Ringbühne sieht; sie schienen ihren Zauberkreis um uns zu ziehen, und der Gipfel des Faulhorns ist der Punkt, wo

wir, wie in einem Rundgemälde, ihre kleinsten Schönheiten deutlich unterscheiden konnten. Der Tag war schwül und nichts am Himmel warf einen Schatten auf die Gestalten dieser ewigen Berge. Nur eine weiße, flockige, dunstige Wolke verweilte einige Augenblicke auf ihren Gipfeln oder Abhängen, wie ein silberner Streif, und schmolz dann.

Die Jungfrau zur Rechten bot den großartigsten Anblick dar. Sie hat in ihrer Gestalt einige Aehnlichkeit mit dem Montblanc, steht aber nicht allein, wie dieser, da sie auf allen Seiten von vielen anderen Bergen umgeben ist, die ihr nur an Schönheit nachstehen. Sie ist 12827 Fuß hoch und wurde lange für unersteiglich gehalten. Gleich Fußschemeln liegen das felsige, abgerissene Schneehorn und das blendend blanke Silberhorn der majestätischen im Firneis erglänzenden Jungfrau zur Rechten. Mit dem noch weiter rechts von der Jungfrau liegenden Breithorn (11649 Fuß) und dem Tschingelhorn (11022 Fuß) schließt die näherliegende Reihe des Hauptalpenkammes. Der vor ihm lagernde erste Hochwall mit dem Lauterbrunner Eiger, dem Gspaltenhorn (10565 Fuß), der Blümelisalp oder Frau (11298 Fuß) und dem Doldenhorn (11228 Fuß) unterbricht die eigentliche Hauptkette, während in weiter Ferne die Berner Alpen sich in dem Oldenhorn und den Diablerets noch weiter fortsetzen.

Links von der Jungfrau erheben sich zwei sehr ähnliche Bruderberge, der herrliche Eiger und der Mönch (12240 und 12666 Fuß), deren auffallend scharfe Ecken kaum eine Gemse erklettern zu können scheint, so furchtbar ist ihr Absturz. Die Grindelwalder Viescherhörner (12500 und 12268 Fuß) füllen den Raum zwischen Eiger und Mönch und dem furchtbaren Schreckhorn (12568 Fuß), ein Name, der sowohl wegen der Gestalt des Berges, als wegen der Stürme, die um seinen Gipfel heulen, bedeutsam ist. Dieser Gipfel ist in zwei Spitzen getheilt, und die steilen Rücken, von welchen sie sich erheben, bestehen aus gezackten Felsen. Aus weiter Ferne sieht man den furchtbaren und seltsam gestalteten Gipfel des Schreckhorns wie ein warnendes Zeichen. Alle Versuche, den Berg zu ersteigen, waren vergeblich, und fast ungestört wohnen die Gemsen zahlreich in seinen gefährlichen Einöden. Das erhabene Wetterhorn mit seiner 11412 Fuß hohen Stirne, das links vom Schreckhorn emporragt, weicht schwerlich einem anderen Berge an Großartigkeit, und ist ein beliebter Aufenthalt der Gemse. Seine Vorderseite ist eine breite, senkrecht aufsteigende Wand, über welche, aber ein wenig zurücktretend, der stolze Gipfel sich erhebt. Unter allen Bergen zog unsere erfreuten Blicke keiner durch seine überaus schöne und schlanke Gestalt mehr an, als das Finsteraarhorn, das wie eine Nadel alle anderen Höhen überragend, emporsteigt und seinen Gipfel in die Wolken hebt. Kein rauher oder dunkler Fleck ist auf seinen glatten, in Schnee gehüllten Seiten sichtbar, und ein solcher Obelisk, der nicht in gleicher Linie mit den übrigen Bergen, sondern hinter ihnen zu der ungeheuren Höhe von 13150 Fuß emporsteigt, macht die sonderbarste und schönste Wirkung, die man sich denken kann. Er gleicht einem himmlischen Gefährten oder Wächter der umliegenden mächtigeren und ausgedehnteren Gebirgsstöcke, so geisterhaft und schreckend ist sein Anblick. — Die Sonne warf aus unbewölktem Himmel einen Blick auf dieses glänzende Schauspiel. Die Gletscher und Gipfel der Jungfrau und der übrigen Berge und die Nadel des Finsteraarhorns schimmerten in blendendweißem Glanze. Das Finsteraarhorn, obgleich dem Anscheine nach ganz unersteiglich, ist dennoch von einigen der Männer, welche den Gipfel der Jungfrau erklimmten, erstiegen worden.

Zur Rechten und zur Linken dieses Gebirgsringes erhoben sich viele ansehnliche und bekannte Berge, die nur denjenigen nachstanden, die gleichsam wie Herrscher im Mittelfelde der Landschaft thronten. Mit innigem und unerschöpftem Vergnügen blickten wir von dem schmalen Gipfel des Faulhorns lange auf die Landschaft, die auch ihre freundlichen Ruhepunkte darbot; denn gerade unter uns, auf der anderen Seite des Berges, nach Norden hin, sahen wir den stillen Brienzer-See, das Thal von Interlacken, den Lauf der Aar, die der unvergleichliche, zum Theil von schroffen Gebirgswänden umgebene Thuner-See aufnimmt. Ein wildes wüstes Ansehen hatten die niedrigen und nackten Berge rings am Gestade des Brienzer-Sees, und die weiter sich ausdehnende Gegend. Sie glichen einem Lande, aus anderen Stoffen gebildet, als die herrlichen, in die Wolken steigenden Berge, mit ihren Einöden von makellosem Schnee, die nie des Menschen Fuß betrat und selbst des Adlers Fittig kaum zu erfliegen wagt. So zahlreich sie auch waren, sie zeigten doch in Gestalt und Eigenheit jene entschiedene Mannichfaltigkeit, die immer die schweizerischen Landschaften auszeichnet.

Gern wären wir wochenlang in dem Wirthshause auf dem Faulhorn geblieben. Ein Alpenglühen, ein feuriger Sonnenuntergang, eine klare Vollmondnacht mit dem Myriadenheere des nördlichen Sternenhimmels, und endlich ein (freilich seltener) ganz nebelfreier Sonnenaufgang sind hier oben Momente, die sich wohl erleben, nicht aber beschreiben lassen. Nur mit Mühe konnten wir uns von einem Anblicke trennen, der von der Art war, daß wir nicht hoffen durften, je ein ähnliches Schauspiel zu sehen.

Nach Carne.

98. Der Kanton Appenzell und eine Landsgemeinde zu Trogen.

Willst du eine Schweiz im Kleinen, auf nur einige Quadratmeilen zusammengedrängt sehen, so folge mir in das „Appenzeller Ländli.“ Es ist ein Schmuckkästchen der Alpenwelt und des Alpenlebens. Wie in wenig anderen Gegenden der Schweiz hast du hier Gelegenheit, den Charakter und die Schönheiten einer Gebirgslandschaft in all' ihrer Mannichfaltigkeit kennen zu lernen. Da betrittst du auf nur stundenlangen Strecken die Regionen jenes ewigen Schnees, der im Berner Oberlande und im wilden Wallis gleich einem erstarrten Meere Tagereisen weit die Flächen bedeckt, da findest du wie in einem Spiegel alle jene wundervollen Reize der Felsenthäler und Gebirgsseen, die bläulichen Fernsichten und den wildromantischen Einblick in die Geheimnisse der Firnwelt, welche auf dem Faulhorn, der Wangeralp und dem Rigi-Kulm zur stummen Anbetung das Herz und zum Nimmersatt-Sehen das Auge fesseln. Da giebt der schöne Bodensee mit seinen grünen Ufern und zahlreichen Ortschaften einen Vorgeschmack von den Freuden des Genfersees; die starren eisbedeckten Zinken der Felsenhörner Tyrols und Rhätiens erzählen mit beredtem Munde von der Pracht des Montblancs, und die grünen Wiesenteppiche mit ihrer Unzahl kleiner silbergrauer Häuschen rufen uns zu: „Das ist Schweizerboden!“ Und alle diese Einzelnheiten, in denen die Grundzüge der schweizerischen Natur so treu sich abgespiegelt finden, liegen auf einem Flächenraume von nur wenigen Quadratmeilen. Ja, und wie die Natur, so auch die Menschen. Appenzell ist einer der originellsten Kantone der ganzen Eidgenossenschaft. Das Gepräge des Altschweizerthums hat sich in ihm am treuesten erhalten, die interessantesten Gegensätze im Volk und seinem Wesen sind in ihm vollständig und scharf abgeprägt erhalten. Die confessionelle Verschiedenheit trennt den Kanton in das protestantische Außer-

Rhoden und in das katholische Inner=Rhoden; jenes ist ein reiches Fabrik=, dieses ein armes Hirtenland. Dort herrscht fast in allen Räumen des Hauses das gewerblichste, emsigste Treiben, hier weidet der Senner in stiller Beschaulichkeit sein Vieh am grünen Alpenhang. Der protestantische Außer=Rhoder ist freisinnig, rasch, reinlich, dem Handel und Manufacturwesen obliegend, der katholische Inner=Rhoder dagegen am Alten festhaltend, bequem und minder begütert, fast ausschließlich Hirt, doch ein Mann voll Mark. Beide aber sind lebenslustig, sangesfroh, witzig, neugierig und unter allen Bewohnern der deutschen Schweiz das munterste Völklein. Geh' auf die schweizerischen Freischießen, der Kernwitz des Appenzellers schlägt durch und trifft das Rechte, wie seine mit sicherer Hand und festem Auge abgeschossene Kugel das Schwarze der Scheibe; besuche die großen schweizerischen Gesangfeste, Appenzells Sänger tragen bei den Wettgesängen stets einen Preis davon. Nicht nur der Hirte jodelt, wie überall, wo Matten grünen und Alpenvieh weidet, sondern auch vierstimmige Chöre kann man in einer Reinheit und Schönheit in den Dörfern Außer=Rhodens, wie fast nirgends weiter in der Welt auf ländlichen Orten hören. Im Kanton Appenzell giebt es keine Kirchenorgeln, überall werden die Gemeinden durch kräftiges Vorsingen und richtiges Gehör geleitet, die Kinder aber schon in den Schulen Außer=Rhodens in Einübung von Schweizerliedern und Kirchengesängen gründlich unterwiesen.

Nicht leicht giebt es einen lohnenderen Ausflug, als eine Fußpartie durch Appenzell. In drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das ganze Ländchen durchkreuzen, und so eine wahre Vorschule für eine Schweizerreise machen. Da werden im katholischen Inner=Rhoden einige Klöster, sowie die weltberühmten Bäder und Molkentrinkanstalten Gonten, Weißbad und Gais besucht, in denen wir Gäste aus allen Ländern Europa's finden, auf den Bergwanderungen aber wird in den Sennhütten eingekehrt. Die Hütte ist roh aus Balken und Steinen gleich der steyrischen zusammengesetzt, ihre Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen giebt es außer dem einbeinigen Melkstühlchen nicht; findet sich kein Holzklotz, so müssen wir auf dem Boden Platz nehmen. Vom Mai bis in den September bleibt der Senner auf seinen Bergeshöhen und kommt während dieser Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in das Dorf herab. Nur wenn die von ihm gemachten Käse abgeholt werden, oder wenn eins seiner Angehörigen ihm Brot oder Werkzeuge bringt, wird er besucht. Seine Nahrung besteht meist in Milch und magerem Käse; wochenlang behilft er sich oft ohne Brot. Zeigt aber der Reisende, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, dann sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt ihn nach den den Gaumen reizenden, lang entbehrten Nahrungsmitteln. Gern giebt er Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Antheil hin.

Das ganze Ländchen ist reich an schönen Fernsichten und reizenden Bergformen; doch die weiteste Aussicht haben wir von dem 7700 F. hohen Säntis. In 6 Stunden können wir ihn erreichen. Gegen Abend brechen wir unter der Leitung eines kundigen Führers auf, steigen 4 Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Geschlafen wird wenig, das knisternde Feuer mit dürrem Tannenholze wohl unterhalten, und mit dem ersten Tagesgrauen die Reise weiter fortgesetzt, um den Gipfel noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und

Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch in nächtliches Grau gehüllt sind. Jetzt gelangen wir auf den Gipfel, und es ist hohe Zeit, denn eben taucht das glänzende Taggestirn über die östlichen Berge und sein Licht überfluthet ihre Häupter, so daß die Firsten silberhell erglänzen, das Dunkel der Tiefe verschwindet und eine unermeßlich weite Welt nun vor unseren erstaunten Blicken ausgebreitet daliegt. Das Alpengebirge in einer Strecke von mehr als hundert Stunden liegt in seiner Großartigkeit vor uns. Von den steyerschen, salzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtner und glarner, die Alpen von Uri bis zu den Riesen des berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau. Ein Schauer überkommt uns beim Anblicke dieser zertrümmerten Welt. Doch wir wenden uns und blicken nach Norden und Osten. Im Vordergrunde liegen die tiefgeschnittenen Thäler des Rheins und der Ill, sowie der Bodensee, aber weiter hinaus die schwäbische Hochebene von Bayern und Würtemberg, und die Berge des Schwarzwaldes; im Westen endlich die Jurakette mit ihren Gipfeln. Welch reiche Aussicht! Wie klein erscheinen von solcher Warte die Städte und Dörfer; welche Mühe kostet es, sie nur mit dem Fernrohre aufzufinden.

Ueberreich belohnt verlassen wir den Säntis und Inner-Rhoden und wandern nach Außer-Rhoden, wo die in zahllosen Häusern dicht beisammenwohnende Bevölkerung so beträchtlich ist, daß wohl **10000** Seelen auf die Quadratmeile kommen. Wie gesäet liegen die Häuser an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, alle, selbst die kleinsten, zierlich gebaut und mit ihren vielen Fenstern im Strahle der Sonne erglänzend. Das Dach ist nie hoch, die Thüre groß, mit messingener Klinke und mit Oelfarbe sauber gestrichen. Gleich einem Schuppenpanzer wird das ganze Haus von einem hölzernen, mattgrün angestrichenen Schindelschirme bedeckt und dadurch die Bewohner gegen scharfen Wind und Nässe, gegen Schnee und kalten Regen geschützt. Fast vor jedem Hause ist ein rinnender Brunnen von klarem, kühlem Bergwasser, denn das ganze Ländchen ist außerordentlich quellenreich. Doch wir treten in das Innere des Hauses. Die Stuben sind ausgetäfelt, die Geschirre blank und überall waltet eine musterhafte Reinlichkeit. In allen Häusern webt man Mousseline in platten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern und verziert sie mit mannichfaltigen Stickereien aus weißer oder gefärbter Baumwolle. Das ganze Ländchen ist Fabrikgebiet; von den **40000** Einwohnern beschäftigen sich **21000** mit der Fabrikation, darunter allein **10000** mit der Mousselinweberei. Die Arbeiten der Appenzeller gehen durch die ganze Welt. Welches Geld dadurch ins Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßigen Jahre auf **1,100000** fl. berechnet wird.

Doch wir hätten von Appenzell das Wichtigste und Eigenthümlichste vergessen, wollten wir nicht noch die Landsgemeinde besuchen, wie diese alljährlich am letzten Sonntage im April in Hundwyl oder Trogen für Außer-Rhoden, in Appenzell dagegen für Inner-Rhoden abgehalten wird. Von allen Orten des Ländchens Außer-Rhoden zieht man einem der ersten beiden Orte, in diesem Jahr Trogen, schon den Sonnabend gegen Abend zu und quartiert sich bei Freunden in den benachbarten Orten ein. Während die frohe Jugend manchen tüchtigen Jodler erschallen, manchen Frosch sprühen läßt, sitzen die ernsten Männer beim Glase Wein beisammen, besprechen Dies und Jenes: die Fabrikation, den Verkehr, den Verdienst, besonders aber die Landsgemeinde. Jeder besitzt seit **4** Wochen die gedruckten Gesetzesvorschläge, welche

auf der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen. Endlich wird es Sonntag Mittag. Von allen Seiten ziehen jauchzende Schaaren heran, jeder mit einem Seitengewehr, oft von der wunderlichsten Art, versehen. Ist das Wetter schön, dann legt man die Waffe über die Schulter und hängt Rock oder Jacke daran. Alle sind auf dem großen schönen Platze vor Trogen versammelt, wohl 8—10000 Männer, vom 18jährigen Jünglinge bis zum Greise. Im Vordergrunde steht die Bühne, auf ihr der Landammann im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite. Neben ihm stehen der Landschreiber und der Landwaibel, dieser im schwarzweißen Wappenrocke, kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. (Schwarz und Weiß sind Kantonalfarben; die bei der Landsgemeinde mit anwesenden Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite schwarz, auf der anderen weiß ist.) Auf einer anderen Bühne haben die übrigen Landesobrigkeiten Platz genommen. Mit einer kurzen Rede, in welcher die Landsgemeinde stets mit dem Titel: „Hochgeachtete Herren, gitreui, liebi Landslüt“ angeredet werden muß, eröffnet der Landammann die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue Landammann gewählt, wobei der Vorsitz vom Landschreiber eingenommen wird. Dieser fragt die Versammlung, wen sie „fürs hürig Johr zu ihrem Landammann namse“, worauf das Volk, wenn die Persönlichkeit des Abtretenden beliebt gewesen und dieser nicht über zwei Jahr regiert hat, ihn oft einstimmig wieder einsetzt. Ist ersteres nicht der Fall, werden verschiedene Namen genannt, so werden diese vom Landschreiber aufgezeichnet und dann „ins Mehr“ genommen. Hierbei wird bei jedem Namen gefragt: „Wem wohlgefällt und gut gedünkt, daß N. N. of 'das hürig Johr üser regierender Statthalter sy, der heb syn Hand uf.“ Ist die Wahl festgestellt, so betritt der neue Landammann unter Begleitung von Pfeifern und zwei Hellebardieren die Bühne und schreitet sofort zur Wahl der Landräthe, die auf gleiche Weise vollzogen wird. Auch sie werden von Pfeifern und Hellebardieren auf die Bühne geleitet. Die Wahlen sind vorbei und die Gesetze kommen an die Reihe. Bei jedem Paragraphen ruft der Landwaibel im Namen des Landammanns: „Wem's wohlgefällt, daß — — (der Paragraph wird eingeschaltet) — der heb syn Hand uf.“ Sofort fliegen die meisten Hände in die Höhe, und wie es scheint fast alle. Doch es ist kaum eine Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nit so gefällt, sondern wem's besser gefällt, daß — —, de heb syn Hand uf, und sofort fliegen noch mehrere Hände empor, und der erste Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern „ins Mehr“ genommen, was oft lange dauert und damit endigt, daß alle verworfen werden. Ist die Summe des „Mehr“ zweifelhaft, dann ruft der Landammann noch zwei Landräthe auf die Bühne; wagen auch diese nicht zu entscheiden, alsdann noch mehr, und ist's noch immer ungewiß, dann muß die ganze Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten, und Mann für Mann wird abgezählt. Zuletzt werden auch noch die übrigen Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt und am Ende allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen. Alle heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen des Landes zu halten. Mit diesem Acte geht die Versammlung aus einander. Die angenommenen Gesetze bilden von nun an einen Theil des Landbuches, und noch lange Zeit ist die Landsgemeinde ein Gegenstand des Gesprächs der Männer.

Zum Theil nach Bumüller.

99. Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsameren Ort, als Bruck, und es giebt auch keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, Alles um sich her zu scheuern und zu putzen und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst untereinander wenig Umgang: Jeder lebt für sich, selten läßt sich Jemand auf der Straße blicken.

Sowie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchstem Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Frau verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, auf die sie mit ihren zierlichen, seidenen Schuhen getreten hatte, sowie sie den Fuß weitersetzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbkreise um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Canäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurchfahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herumgeführt; ja, wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten, über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen und bläulichen, glasirten Ziegelsteinen: man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster geordnet, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet; Alles ist, wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rupft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Hause liegt ein Gärtchen; dadurch stehen sie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander gehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren: eine im Hintergrunde für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfronte des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet: nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen, einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; sowie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthür, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk höchst überladen geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen: Alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht

mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen; die Stämme werden zur größeren Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle möglichen und unmöglichen Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung: etwa ein buntgemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer oder ein Türke, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Händen und Füßen schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige Haus, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachlässigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuche eine Spur seines Trittes zurückließe, dürfte wohl schwerlich weiterzugehen Erlaubniß erhalten.

Daß die echt holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth erschien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldenen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und an die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne, kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen, jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihres Anzuges fertig.

Johanna Schopenhauer.

100. Der Holländer.

Wer aus anderen deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Canäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen, ruhiger betrachtet und genauer nach Allem sich erkundigt hat, und vollends die Geschichte dieser Menschen näher erforscht, so steht er still, lobt und bewundert. Denn Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Theil den W o g e n d e s M e e r e s abgewonnen. Am meisten aber hat Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten, und wirst dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen steifen Holländer? Aber bei alledem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien längst ausgestorben und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und der Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möwen und Rohrdommeln ihre heisere Stimme ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand sein „es werde!“ gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohl geordnet sein Haar, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden wochenlang spazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat; wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen sonnigen Lage ins Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem M e e r e schaltet und waltet. Seine Hände und Füße regen sich geschwinder, sobald er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in Vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder

Holländer ist doch ein voller Mensch für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht blos mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger, als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem solchen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns anderen Deutschen oft peinlich wird; Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft. Ebenso die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Haiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Canäle einzelne Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt, hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt, hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub Alles in Schmutz verkommen lassen würde, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte, hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

E. M. Arndt.

101. Bergen und die Nordlandsflotte.

Bergen führt seinen Namen recht in der That, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Felsen, die es von allen Seiten einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Gneiß steigen wohl zweitausend Fuß hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsigen Landzungen in die Stadt schickt und den schönen, sicheren Hafen bildet. Aber rund umher liegt ein dichtgrünes Thal von Wiesen und Gärten, aus denen in Nähe und Ferne die schönen Landhäuser der reichen Kaufleute aufsteigen, und mitten darin ruht die Stadt, welche westlich mit ihren Straßen an dem Flöifield emporzieht, das ganz dicht sich anschmiegt. Steigt man hinauf bis zu den letzten Gärten auf den Absätzen des Gebirges, so ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von überraschender Schönheit. Das breite Wasserbecken des Fjord, die mannichfache Belebung der Ufer, der Hafen mit seinem Mastenwalde, die Festungswerke, die hohen, alten Geschützthürme daran, die Basteien Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem glänzend weißen Gemäuer von den Höhen herniederschauen auf die weiße, geschäftige Stadt, deren helle, große Fenster und leuchtend rothe Dächer im Feuer der sinkenden Sonne glühen: — das Alles ist gar schön und lieblich und so traulich dabei, daß man gern hier lange verweilen, ja für immer hier wohnen möchte.

Bergen ist, wie die anderen norwegischen Städte, aus Holz gebaut, aber es sieht neuer und zierlicher aus. Die Balkenwände sind von außen mit Oelfarbe überstrichen, was ein Ansehen von Nettigkeit und Wohnlichkeit giebt, welches man sonst nicht wieder findet. Viele Häuser haben Vortreppen von Steinstufen, Bänke stehen an den Thüren zur abendlichen Zusammenkunft der Nachbarn, und aus den großen Glasscheiben in den Fenstern schaut die Sauberkeit und der Wohlstand den deutschen Fremdling lockend an, daß er bald sich heimisch fühlt. Wenige Gebäude sind von Stein, immer jedoch die Eckhäuser, um bei Feuersnoth der Flamme den Sprung über die Straße zu wehren.

Und doch, so leicht und einladend diese Stadt sich vor dem Wanderer ausbreitet, ist Bergen fast das ganze Jahr wie mit einem trüben Flor verhängt. Der schönen, sonnigen Tage hat es nur sehr wenige. Es regnet an diesem Theile der Küste oft wochenlang, und man erzählt sich häufig die Anekdote von einem Holländer, der sieben Jahre hinter einander nach Bergen fuhr und während seines Aufenthaltes immer Regenwetter fand. Dieser glaubte zuletzt ganz bestimmt, das Unwetter höre dort nie auf, und war so betroffen, als er im achten Jahre eine Stadt im Sonnenschein vor sich liegen sah, daß er fest überzeugt war, sich verirrt zu haben. Man hat in Bergen in manchem Jahre allerdings 200 Regentage und mehr schon gezählt; doch giebt es auch günstigere Jahre.

Die Sonne neigte sich, als ich eben aus einem Concertsaale trat. Die schönen Bergenserinnen zogen, noch entzückt von den Klängen der Geige, an mir vorüber. Es waren schlanke und kräftige Gestalten mit frischen, lebhaften Zügen, die den Ruf der Schönheit wohl verdienten. Wie ich nun aber im niedersinkenden Abende mit einem geselligen Freunde die Spaziergänge der Umgegend durchstrich, auf denen überall geputzte Menschen sich ergingen, heimkehrend und still wandelnd; wie auf den Armen des Fjords leise die Nachen hinzogen, von denen die bunten Kleider und die flatternden Bänder schimmernd wehten und fröhliche Lieder in einzelnen Klängen herüberschallten; und wie über dem Allen eine träumerische, sonntägliche Ruhe lag und eine glückliche Selbstzufriedenheit: da kam es mir fast vor, wie das Leben in einer alten, deutschen Reichsstadt, so eng begrenzt, die Menschen so ernst und schüchtern, mit dem Abendroth alle bedacht, das Haus zu erreichen und in dessen Frieden auszuruhen. In den Straßen der Stadt aber war es lebendig bis zur Nacht. Seeleute aller Nationen in ihren Glanzhüten und braunen oder blauen ankerknöpfigen Jacken strichen in Haufen umher. Stämmige Holländer, trotzige Briten, schwarzbärtige Spanier aus Cadix und Männer mit dunkelrollenden Augen, am Cap Vincent geboren — sie alle drängten sich hier im bunten Wechsel durch die Gassen der nordischen Stadt. Sie alle waren hierher gesteuert, Fische zu holen, welche jenseit des Polarkreises gefangen werden. Und mit diesen Gästen anderer Zonen, mit diesen heißblickenden Söhnen des Südens, die von Stiergefechten erzählen können und von den goldenen Aepfeln im dunkeln Laube des Orangenhaines — mit ihnen geht hier der Seemann von den Inseln und Felsenküsten des Polarmeeres, dessen Hütte unter den Gletschern am Oxfjord steht oder auf einer Klippe mitten in den ewigen Brandungen. Wie seltsam ist das, wie wunderbar verbindet der Handel und das Meerschiff die ganze, große Menschenfamilie!

Wenn die Nordlandsflotte endlich — im Laufe des Juli — mit der Beute des Polarmeeres belastet, in der Bucht von Bergen erscheint, geräth die Stadt in Bewegung. Dann ankern hunderte jener seltsamen Schiffe an der deutschen Brücke (Tydsk Bro), den Häusern der Kaufleute gegenüber, wo sie als alte, vielgetreue Freunde mit Jubel empfangen werden. Und alsbald beginnt der Verkehr, indem zuerst die Mäkler den Preis der verschiedenen Fischsorten bestimmen. Dieser richtet sich nach der Größe des Fanges und der Menge der Nachfragen. Sind viele Bestellungen eingelaufen, ankern viele Spanier und Italiener im Hafen, so steigen die Preise, und die Forderungen der Nordländer, welche mit den Mäklern immer befreundet sind, erhöhen sich beträchtlich. Endlich wird festgesetzt, was für Rundfisch und gerissenen Fisch, nach der Zolllänge ihrer Größe, gezahlt werden soll, und dieser Preis gilt dann für Alle gleichmäßig. Kein Kaufmann giebt mehr oder weniger. Nun

vertheilen sich die Ladungen. Die Fische werden ausgeladen und gewogen; der Verkauf geschieht nach Vaagen. Ein Vaag Fisch ist gleich 48 Pfund. Der Kaufmann schafft den Fisch nun entweder in sein Magazin, oder er befrachtet sogleich die wartenden Schiffe damit, welche den frischen Stockfisch in die südlichen Länder führen. Zugleich beginnt man die Nordlandsyachten mit den bestellten Waaren zu beladen; denn der Handel mit den Nordländern ist meist reiner Tauschhandel. Die Yachten, welche hochgethürmt mit getrocknetem Dorsch gekommen, werden zur Rückfahrt mit allen möglichen Gegenständen befrachtet; in der Regel sind es Lebensmittel für die Fischerhütten der Eisküsten: Korn, Mehl, Hülsenfrüchte, wozu dann noch tausend nothwendige Kleinigkeiten kommen, die aber alle in dem ungeheuren Bauche des Fahrzeugs leicht geborgen werden.

Die Nordlandsyacht ist ein plumpes, aber interessantes Fahrzeug, das uns in seiner Seltsamkeit an die graue Heldenzeit Norwegens gemahnt. Man kann sich vorstellen, daß die alten Wickinger einst in ganz ähnlichen Schiffen vor vielen hundert Jahren die Meere durchstrichen, und daß nichts an ihnen geändert wurde bis zur selbigen Stunde. Ein hoher Mast erhebt sich, nur mit wenigen Wandten befestigt, in der Mitte und trägt ein ungeheures, viereckiges Segel, mit dessen Hilfe das Schiff sehr gut und schnell vorwärts kommt, so lange es nur irgend günstigen Wind hat. Bei jedem Gegenwinde muß es still liegen. Da aber die Fahrt mit diesen Yachten stets eine Küstenfahrt bleibt und durch die zahllosen Windungen schmaler Meeresstraßen, Sunde und Fjorde geht, die bald durch steile Felswände geschützt sind, bald ruhige Strömung haben und im Nothfall immer einen Ankerplatz gewähren, so ist dies kein großer Uebelstand. Das einzige Segel macht die Bedienung leicht, und selbst die größten Yachten brauchen nur sechs bis acht Seeleute.

Wenn in der Blüthezeit des Fischhandels mehrere Hundert dieser Yachten in Bergen liegen, alle vollgepackt mit Stockfisch, dann kann man sich den eigenen Anblick und den lebhaften Verkehr kaum denken. Das Geschrei und der Gesang der arbeitenden Matrosen, die Böte, welche den Hafen durchkreuzen, die Wagen und Karren, welche auf- und abfahren, die drängenden Menschen in verschiedenster Geschäftigkeit, — und auf Allem der Fischdunst, der wie eine unsichtbare Wolke über der Stadt schwebt und ihre Nähe eher riechen, als sie selbst sehen läßt. Die Haufen der todten Meerfische, welche aus den Schiffen geladen werden, thürmen sich zu Bergen empor, was in der That seltsam genug aussieht. Da liegen nun die schnellen, goldschimmernden Bewohner des Meeres hart und verkrümmt wie Baumäste; das flinke, lebendige Wesen ist in eine Art Holz verwandelt, und man tritt darüber hin, wie auf einem Knütteldamm.

Was aber den Anblick der Nordlandsflotte noch interessanter macht, ist der Gegensatz, den sie zu den Seeschiffen der fremden Kaufherren bildet, welche ihr gegenüber ankern. Die hohen, schlanken Masten, der zierliche und stolze Bau, das Gitterwerk der Wandten und die zahllosen Taue, welche wie tausend leichte, luftige Linien zwischen Meer und Himmel schweben, gehören einer Anzahl Briggs, Schooner, Barken, Galeassen und Dreimastern, welche mit ihren flatternden, weißen Segeln, ihrer bunten Bemalung und den wehenden, farbigen Flaggen ein reiches, lebensvolles Hafenbild gewähren. Auch hier wird gearbeitet, auch von hier aus zieht Matrosengesang, Commandoruf, Geschrei und Lärm über die Wellen. Es wird aus- und eingeladen, Böte umringen die Schiffe, und in zehn verschiedenen Sprachen lassen sich die Stimmen hören.

Nach Th. Mügge.

102. Eine Scene aus Lappland.

Hundegebell von unten verrieth uns die Nähe einer Herde und die Hütte einer Lappenfamilie. Wir eilten ihr zu, denn der aufsteigende Südweststurm und Regen riethen uns ernstlich, für die Nacht eine Bedeckung zu suchen. — Wir fanden die Hütte oder, wie sie dort genannt wird, Gamme, sehr bald am Fuße des Berges und am Rande eines großen Morastes. Man nahm uns auf, aber nicht freundlich: Lappen sind keine Araber. Wo Tannen und Fichten, ja selbst Birken nicht mehr gedeihen, da entwickelt sich auch im Menschen nicht mehr eine schöne Natur; er geht unter im Kampfe mit Bedürfniß und Klima. Die feineren Gefühle der Lappen entwickelt der Branntwein, und wie im Orient das Geschenk den Besuch ankündigt, so besänftigt hier nur das Glas die feindlichen Gemüther. Dann freilich wird dem Fremden der erste Platz eingeräumt, im Hintergrunde des Zeltes, der schmalen Thüre gegenüber. Man liegt im Hintergrunde des nur höchstens 8 Fuß im Durchmesser haltenden Raumes; das Feuer oder der Rauch auf dem Herde in der Mitte verhindert den Zug von der Thüre, und deswegen ist dieser hintere Raum der Sitz des Herrn oder der Frau vom Hause. Die Kinder sitzen ihnen zunächst, die Diener am nächsten bei der Thüre. Verlangt ein Fremder den Eingang, so befiehlt ihm die lappische Höflichkeit, sich noch innerhalb oder sogar noch vor der halbgeöffneten Thüre auf die Hacken zu setzen. Der Hausherr fragt ihn dann nach der Ursache seines Kommens, auch wohl nach Begebenheiten des Landes, und ist die Erzählung gefällig, so bittet er endlich den Fremden, näher zu treten. Dann ist er Glied der Familie; man räumt ihm nun einen Familienplatz ein und bewirthet ihn mit Rennthiermilch und Fleisch. Der Araber ladet in seine Hütte und fragt nicht.

Wohl that es uns, diese Nacht unter einem Dache zu sein, denn der Sturm raste fürchterlich, und der Regen schlug wie Sand gegen die Bedeckung der Gamme. Wunderbar genug, daß die schwache Hütte solcher Wuth widerstand. Sie ist aus Stöcken gebaut, die wie ein Kegel in der Mitte zusammenlaufen; einige andere Querstöcke halten sie in den unteren Theilen aus einander. Ueber diesen Rahmen ist nichts als eine Leinwand ausgebreitet, gewöhnlich Segeltuch, doch so, daß oben eine viereckige Oeffnung unbedeckt bleibt zum Abzug des Rauches. Ein großer Theil dieser Bedeckung liegt noch frei auf dem Boden; er dient dazu, außerhalb die Vorräthe, Milch und andere Geräthschaften gegen Wind und Wetter zu schützen, und dann bilden zugleich diese Geräthschaften und die Decke darüber eine Art von Wall, welcher das Eindringen und den Zug der äußeren Luft von unten in die Gamme verhindert. Ein anderes großes und freies Stück Segeltuch wird um die äußere Bekleidung herum gegen die Seite gezogen, von welcher der Wind kömmt; diese Seite ist daher stets mit einer doppelten Bedeckung verwahrt. Die inneren Sitze bestehen aus weichen Rennthierfellen und aus weißen, wollenen Decken. Die Güte der Felle und Decken bestimmt auch hier den Rang des Platzes und dessen, der ihn einnehmen soll. Eine leichte Wohnung! und fast ist es unbegreiflich, wie eine ganze, oft zahlreiche Familie in solch enger Umgebung für viele Monate lang Raum findet. Aber alle Glieder der Familie sind darinnen auch nur selten zu gleicher Zeit versammelt; die Rennthierherde verlangt ihre Gegenwart und ihre Aufsicht, selbst während der Nacht, selbst in so stürmischen und gräßlichen Nächten, als wir hier in Nuppibye aushielten. Männer und Kinder, Frauen und Mädchen, keines ausgenommen, wechseln zwei- oder dreimal des Tages in diesem Geschäfte, und

ein jedes zieht mit mehreren Hunden aus, die ihm eigenthümlich gehören und die nur seinen Worten allein folgen. Die vorigen Wächter kommen dann mit den hungrigen Hunden zurück. Daher ist es nicht selten, daß acht, zehn oder zwölf Hunde zugleich in der Gamme über die Köpfe der Ruhenden wegsteigen, für sich selbst bequeme Ruhestellen zu suchen. Sie bedürfen freilich der Ruhe; denn so lange sie draußen mit dem Herrn die Herde bewachen, sind sie in fortdauernder Bewegung. Auf ihnen beruht das Heil und die Sicherheit der Herde. Nur durch sie wird dieselbe auf bestimmten Plätzen zusammengehalten oder, wenn es nöthig ist, nach anderen geführt; nur durch sie treibt man die Wölfe, die fürchterlichsten Feinde der Lappen, von den Rennthieren zurück. Das furchtsame Rennthier läuft erschrocken in der Wildniß umher, wenn sich der Wolf nähert; die Hunde dagegen bellen und klaffen die Herde in die Enge zusammen und so wagt der Wolf nicht leicht einen Angriff. Wenn daher für den Lappen das Rennthier das ist, was für den Bauer der Acker, so ist, was für diesen der Pflug, für den Lappen der Hund. Kömmt er aber nun ermüdet in die Gamme zurück, so wird er auch immer willig sein Rennthierfleisch und seine Suppe mit dem Hunde theilen, aber schwerlich mit Vater oder Bruder.

Es ist ein neuer und schöner Anblick, wenn des Abends die Herde sich des Melkens wegen um die Gamme versammelt. Auf allen Hügeln bis fernhin ist plötzlich Alles voll Leben und Bewegung. Die geschäftigen Hunde klaffen überall und bringen die Masse näher und näher, und die Rennthiere springen und laufen, stehen, springen aufs Neue in unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das fressende Thier durch den Hund erschreckt den Kopf hebt und das große, stolze Geweih nun hoch in die Luft steht, wie schön und herrlich! Und wenn die Gestalt nun über den Boden hinläuft, wie schwebend und leicht! Man hört nie den Fuß auf dem Boden, sondern nur das ewige Knistern in den Kniekehlen, wie von überschlagenden electrischen Funken — ein sonderbares und weit hörbares Geräusch von so vielen Rennthieren zugleich. Und wenn dann alle drei oder vier Hundert endlich die Gamme erreicht haben, sie nun stehen oder ruhen oder vertraulich von einem zum andern hinlaufen, die Geweihe gegen einander versuchen oder in Gruppen ein Moosfeld umgeben; wenn dann die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Thier zu Thier eilen, der Bruder oder der Diener dann bastene Schlingen um die Geweihe des von jenen bezeichneten Thieres wirft und es zu ihnen heranzieht; das Thier sich sträubt und der Schlinge nicht folgen will, das Mädchen lacht und sich der großen Mühe des Bruders freut und muthwillig das Thier wieder entschlüpfen läßt, damit der Bruder es ihr noch einmal fange, während Vater und Mutter die ihrigen unterdessen ruhiger zu sich gezogen und schon manche Gefäße gefüllt haben, und nun den Muthwillen schelten, der die ganze Herde zusammenschreckt: — wer möchte dann nicht an Laban, an Lea, Rahel und Jacob denken! — Hat die Herde sich endlich rings um die Gamme gelagert, so viele Hunderte zugleich, so glaubt man ein ganzes Lager zu sehen und in der Mitte den ordnenden und beschützenden Geist über das Ganze.

Wir verließen Nuppibye des Morgens und erreichten schon gegen Mittag den Rand des langen und schmalen Zjolwijaure-Sees und die Gamme am Rande des Sees. Sie war nur eine Meile von der Gamme unter Nuppivara entfernt. Die Herde gehörte meinem Führer, Matthes Sara; er sollte die müden Rennthiere hier mit frischen vertauschen. Die Herde war aber jetzt weit entfernt und konnte nicht eher als gegen Abend erwartet werden. Da

traten wir in die Gamme hinein. Der erwachsene Sohn war darinnen; allein er erhob sich nicht, er bewillkommnete uns nicht, und daß er den Vater in vielen Tagen nicht gesehen hatte, hätte wohl Niemand geahnet. Mißtrauen hatte seine Augen verblendet. Gegen Abend ging er zur Herde mit dem jüngeren Bruder und die Töchter kamen zurück. Warum kam die Herde nicht auch? warum sollte sie nicht bei der Gamme gemolken werden wie gewöhnlich? Die Weiber meinten, sie sei zu weit entfernt, und sie bis zur Gamme zu treiben, sei zu beschwerlich für heute. Der Sohn hatte die gebrauchten Rennthiere mit sich genommen, aber er sandte die neuen nicht. Die Nacht verging; auch am Morgen waren noch keine Rennthiere gekommen. „So werde ich sie selbst suchen," sagte Matthes Sara. Die Weiber bestimmen ihm den Ort, wo die Herde jetzt weide. Er läuft den ganzen Tag und kömmt athemlos und ermüdet am Abend zurück, ohne nur ein einziges Rennthier gesehen zu haben. Frau und Kinder hatten ihn nach der falschen Seite gewiesen und während seines Suchens die Herde weit nach der entgegengesetzten Seite getrieben. Sie blieb auch diesen Abend weg, wie den vorigen, und zeigte sich nicht in der Nähe der Gamme. Noch weniger erschienen die bestellten Rennthiere am folgenden Morgen. Matthes' Wille war nicht der Wille seiner Familie. Sie achteten den Fremden nicht genug, um ihm Rennthiere zur Fortsetzung seiner Reise zu bewilligen, und der Contract mit dem Hausherrn hatte für sie keine Kraft. Eben so kraftlos waren Matthes' Ermahnungen, sein Schelten. Das war keine patriarchalische Herrschaft des Vaters über die Kinder, gewiß keine unterwürfige Achtung, die sich erlaubt, den Vater mit Vorsatz auf den öden Gebirgen in die Wildniß und in die Irre zu schicken. Was aber alle Vorsätze der Lappen bricht, führte endlich auch uns die so sehnlich erwarteten Rennthiere entgegen. Die Mutter widerstand dem Eindrucke des Branntweins nicht. Ein Gefühl von Dankbarkeit bewegte sie, spät am Abend der eben wiedergekommenen Tochter ein Wort ins Ohr zu reden, und nach wenigen Minuten verkündet das wohlbekannte Knistern der Thiere und das Bellen der Hunde die so heiß gewünschte Ankunft der Herde.

Nach Leop. v. Buch.

103. Ein Gottesdienst in einer griechisch-katholischen Kirche Rußlands.

Unser Weg führt uns am Sonntag an eine russische Kirche. Dieselbe ist eine neuere und unterscheidet sich von den älteren Kirchen Rußlands, dergleichen es jedoch nur noch wenige giebt. Da nur eine geringe Zahl in den Zeiten der Bekehrung Rußlands von Stein, alle übrigen dagegen von Holz erbaut wurden, so sind diese im Laufe der Jahrhunderte theils der Fäulniß, theils dem Feuer verfallen, so daß man alte Kirchen hauptsächlich nur in Kiew oder Moskau zu sehen bekommt. Diese sind nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, doch klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Das Dach erhebt sich in fünf Kuppeln, von denen die vier kleineren die mittlere große umgeben. Auf jeder Kuppel befindet sich ein hohes vergoldetes und durch Ketten mit der Kuppel verbundenes, auf einem Halbmond stehendes Kreuz. Aeußerlich sind diese Kuppeln mit den grellsten Farben, schreiend roth oder grasgrün angestrichen, ja wohl gar über und über vergoldet und versilbert. Betritt man aber das Innere einer solchen Kirche, so erblickt man Decke und Wände mit Figuren von Heiligen- und Christusbildern bemalt, während das Bild Gott Vaters in Gestalt eines alten Mannes in das Innere der Hauptkuppel gemalt ist.

Alle diese alten Kirchenbilder gehören einer früheren Zeit an und sind daher meist ohne alle Kunst, oft recht häßlich ausgeführt. Dagegen ziert die äußere Bauart der Kirche jeden russischen Ort, so daß man oft, von der Kirche aus geschlossen, einen recht ansehnlichen Ort zu betreten glaubt, während derselbe mit seinen ärmlichen Holz- und Lehmhäusern kaum für einen Flecken gelten kann. Abweichend von diesen alten Kirchen ist die neue russische Kirche. Sie ist groß und weit, gleichfalls von fünf hohen Kuppeln überwölbt, die meist mit Kupfer- oder Eisenblech bedeckt und grün angestrichen sind. Die Wände sind außen wie innen weiß und ohne Heiligenbilder. An Säulen in reicher korinthischer Ordnung ist kein Mangel, denn nicht nur, daß selbst bei mancher unbedeutenden Dorfkirche eine Säulenreihe um jede Kuppel läuft, so befindet sich auch noch eine Säulenhalle vor dem Haupteingange, wenn nicht gar ein Säulengang um die ganze Kirche herumführt. Diese Kuppeln tragen meist ein großes, vergoldetes Kreuz, jedoch ohne Halbmond und Kettenschmuck. Sie dienen der Kirche zur Verzierung; einen anderen Zweck haben sie nicht Die nicht blos deutsche, sondern auch französische, englische, spanische und italienische Sitte, auf den Kirchthürmen Uhr und Glocke anzubringen, ist in Rußland gänzlich unbekannt. Hier hängen die Glocken der Dorfkirche, wenn nicht in den Aesten einer in der Nähe der Kirche stehenden gewaltigen Eiche, so doch wenigstens zwischen hoch aufgerichteten Fichtenstämmen. Die Kirche, vor welcher wir uns eben befinden, besitzt einen in einiger Entfernung gebauten und von ihr gänzlich abgesonderten Glockenthurm, welcher, gleichwie der Palmbaum voll Cocosnüsse, über und über voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender und brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken hängt. Eben werden diese Glocken geläutet. Es ist ein unausstehlicher Lärm, der nur russischen Ohren zu behagen scheint, denn der ganze Glockenthurm oder Kolokolnik ist von Menschen im Sonntagsschmuck dicht besetzt.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen ganz besonderen Anblick. Die Glocke wird von ihm nicht bewegt, auch hat sie, wie die unsrige, keinen Klöppel. Dagegen ist an jeder Glocke ein **Hammer** befestigt, welcher durch einen Strick bewegt wird. Werden nun blos einige Glocken geläutet, dann sitzt der Küster ruhig auf einem Stuhle zwischen beiden und zieht abwechselnd bald an dem einen, bald an dem anderen Stricke. Sind dagegen viele Glocken zu läuten, so hat er fast an jedem Finger, an den Aermen, an den Füßen Stricke befestigt und macht nun die wunderlichsten Bewegungen, um die Hämmer seiner Glocken zum Anschlagen zu bringen.

Wir verlassen den wunderlichen Mann und treten in die geöffnete Kirche, um sie etwas genauer zu betrachten. Wäre sie ein altes Gebäude, so würde ihr Inneres in zwei Stockwerke zerfallen, von denen das eine die Sommer- und das andere die Winterkirche enthielte. Jene befindet sich im zweiten Stockwerke und besteht aus einem hohen, hellen, luftigen Raume, während diese unter ihr zu ebener Erde ist. Die neueren Kirchen dagegen erfüllen das ganze Gebäude und sind für den Winter mit Oefen versehen. Ihr Inneres besteht aus zwei Abtheilungen, dem eigentlichen Schiffe für die Gemeinde und dem Allerheiligsten, in welchem sich der Altar befindet. Beide werden durch eine Art spanischer Wand, das **Ikonostas** oder Bildergerüst, von einander geschieden. Wir schauen in das Allerheiligste und erblicken den mit Teppichen und heiligen Geräthschaften geschmückten Altar. Auf ihm liegt ein großes, mit Gold und Edelstein bedecktes Evangelium und ein silbernes Kreuz. — Stehende Kreuze, an welchen die Figur des Erlösers hängt, wie in evangelischen und römisch-katholischen Kirchen, duldet die griechische Kirche nicht.

Höchstens gestattet man, das Kreuz mit eingeritzten Engelsköpfen zu verzieren. Zwischen Kreuz und Evangelium befindet sich die Hostie und zwar nicht, wie bei den Katholiken, in der Monstranz, sondern bald in einem besonderen Schränkchen, bald in einem aus Metall gegossenen Berge, in dessen Höhlung ein kleiner silberner Sarg mit derselben steht. Dieses Hostienbehältniß, bald Schränkchen, bald Berg, ist der Mittelpunkt oder das Heiligste im Allerheiligsten. Sehr häufig findet man die ganze Vorrichtung aus massivem Silber, ja in der Hauptkirche Moskau's sogar aus reinem Dukatengolde, drei Fuß hoch mit allen seinen Figuren, Höhen und Gipfeln. Außerdem erblicken wir noch einen Becher und silbernen Teller auf dem Altare, beide mit schön gestickten, bunten Tüchern bedeckt, ein Werk der Frömmigkeit und frommer Gelübde russischer Frauen.

Unser Blick wendet sich von dem Allerheiligsten auf die dasselbe von dem Platze der Gemeinde trennende Scheidewand oder das Ikonostas. Sie ist mit Heiligenbildern reich bemalt, hier aus Tannenholz gezimmert, während es andere russische, besonders heilige Kirchen giebt, in denen das Ikonostas aus massivem Silber besteht. Drei Thüren führen durch dasselbe in das Allerheiligste, von denen die mittlere die königliche oder czarische Pforte heißt. Sie wird nur vom Oberpriester und zwar von diesem nur bei den feierlichsten Handlungen des Gottesdienstes, und vom Kaiser beim Genusse des heiligen Abendmahls betreten. Sie ist daher für gewöhnlich verschlossen, wird während des Gottesdienstes nur in den feierlichsten Augenblicken geöffnet, steht aber in der Osterwoche sieben Tage und sieben Nächte lang offen. Die beiden Seitenthüren sind dagegen immer geöffnet, Priester gehen durch sie aus und ein, ja selbst uns, obwohl nicht der griechischen Kirche angehörend, gestattete man durch sie den Eintritt in das Allerheiligste, während Frauen, mit alleiniger Ausnahme der Nonnen, dies streng untersagt war. Die Heiligenbilder am Ikonostas sind Oelgemälde, und in vielen Kirchen, wie auch in der von uns betretenen, nur im Gesicht und Händen unbedeckt, während alles Andere von einem Silberblechpanzer bedeckt wird. Die Gläubigen treten an diese Bilder heran und küssen durch die gelassenen Oeffnungen Stirn, Füße und Hände.

Vor dem durch mehrere Stufen erhöhten Heiligen mit dem Ikonostas befindet sich eine kleine Vorbühne, welche zugleich für das Sängerchor bestimmt ist. Die Orgel fehlt der griechischen Kirche, in welcher außerdem auch keine Blas- und Streichinstrumente gebraucht werden dürfen. — Rund um uns herum füllt sich die Kirche mit Andächtigen, nirgends giebt es Bänke oder Sitze, ja selbst besondere Abtheilungen für Vornehme sind nicht vorhanden. Alles drängt sich durch einander, Männer und Frauen, Hohe und Niedere, Junge wie Alte. Selbst der Kaiser und die Glieder des kaiserlichen Hauses würden hier inmitten der übrigen Gläubigen sich aufhalten und unter diesen nur einen um wenige Stufen erhöhten, mit Sammet überzogenen und mit einem Baldachin überdeckten Platz einnehmen. Jede russische Kirche besitzt einen solchen. Kommt der Kaiser oder ein Glied seines Hauses auf Reisen in dieselbe, dann begeben sie sich auf diesen Platz.

Doch der Gottesdienst beginnt, und zwar in seinem Haupttheile, der Messe. Die Gemeinde ist vor der Galerie des Allerheiligsten versammelt, da tritt ein Diakon aus einer der Seitenthüren hervor und stellt sich, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, vor die königliche Pforte des Ikonostas. Ein breites, goldgesticktes Band hängt über seine Schultern. Er ergreift es an dem einen Ende und ruft mit erschütterndem Tone: „Der Gottesdienst beginnt

im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," und fügt in gleichem Tone und unter Beibehaltung derselben Stellung hinzu: „Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers, Nikolaus Paulowitsch! Im Namen unserer Kaiserin, Alexandra Feodorowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staates, des Militairs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!" In derselben Zeit gießt der Priester hinter der Bilderwand den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller. — Hierauf wird das Evangelium hervorgetragen, oft keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen ungemein groß und schwer sind. Kraftvolle Diakonen setzen daher ihren Ruhm darein, solch eine Bibel allein tragen zu können, während man uns erzählte, daß es auf dem Kreml in Moskau Bibeln gäbe, welche dergestalt mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck versehen seien, daß zwei Priester nicht hinreichten, sie fortzutragen. Nachdem die Bibel vom Diakon und einigen Dienern emporgehoben, mit der Stirn berührt und geküßt worden ist, wird sie auf das vor der königlichen Thür befindliche Lesepult niedergelegt. Nun begann der Geistliche aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt so rasch vorzulesen, daß kein Mensch ein Wort davon verstehen konnte. „Warum liest man so schnell?" frug ich einen in meiner Nähe befindlichen Priester. — „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müssen wohl eilen, es ist viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden."

Während dieser Zeit sah man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thür den Oberpriester vor dem Altare mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, welche sich auf die Verwandlung beziehen. Die Vorlesung war beendigt, ein Psalmen wurde gesungen und eben öffnet sich die königliche Thüre und gestattet dem Volke, einen Blick in das Allerheiligste zu thun. Aus den Seitenthüren schreiten Priester heraus, an ihrer Spitze der Oberpriester, mit dem silbernen Becher in der Hand, sowie ein anderer, den silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe. Unter Gebeten für den Kaiser und sein Haus tritt man nun durch die königliche Thür an den Altar und bringt Wein und Brot an diese Stätte, an welcher die Verwandlung vor sich gehen soll. Während Gebete die feierliche Handlung einleiten, tritt der früher erwähnte Diakon vor die königliche Pforte und ruft mit gewaltiger Stimme: „Gehet hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche verweile. Wir gläubigen Gesichter wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten." Diese Ceremonie mag ihren Ursprung in jenen ältesten Zeiten des Christenthums haben, als in den Städten Griechenlands Christen und Heiden noch neben einander wohnten. Juden und Muhamedaner, welche bisher in der Kirche verweilt hatten, mußten sich nun entfernen, der Priester aber begann ein Gebet, in welchem eine Anzahl einzelner Bitten, ähnlich denen des „Kyrie Eleison" enthalten waren. An dieses schloß sich ein Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat, welches mit folgenden Worten begann: „Für Se. kaiserliche Großheit, unsern großen Herrn, Herrn Nikolai, Paul's Sohn, Selbstherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Alexandra, Friedrich's Tochter, Herr, wir bitten dich!" In gleicher Weise folgen alle, besonders namhaft gemachten Glieder des kaiserlichen Hauses.

Unter dem einfallenden Gesange des Chores tritt nun der Diakon an den Oberpriester heran, zeigt auf den Kelch mit dem Weine und spricht die Worte: „Segne, Wladika, (Meister, Herr) diesen Becher." Ist dies geschehen, so

fordert er dasselbe auch für das Brot, und nachdem das Brot zu dem Weine in den Becher geschüttet, schließt er mit den Worten: „Segne beides!" Dies ist der Augenblick der Verwandlung. Die Priester am Altare fallen platt zur Erde nieder, die Gemeinde bekreuzt sich und küßt den Erdboden, und die sämmtlichen Glocken der Kirchen beginnen zu läuten, um auch den außerhalb der Kirche Befindlichen anzuzeigen, den heiligen Augenblick durch Gebete zu weihen. Die Pforte des Ikonostas öffnete sich von Neuem, der Schlußakt, die Spendung des heiligen Abendmahls, begann.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und mit Glauben!" rief der Oberpriester allen Denen zu, welche das heilige Abendmahl empfangen wollten. Alle Communikanten, einer nach dem andern, traten hinzu, fielen dreimal auf die Knie und empfingen, indem sie die Hände kreuzweis auf die Brust legten, das heilige Abendmahl. Man reichte es ihnen, Brot mit Wein vermischt, in einem kleinen, silbernen Löffel. Hierauf küßten sie den Becher, fielen noch einmal auf die Knie und traten einer nach dem andern ab. Gebete und Vorlesungen aus der Bibel endigten den Gottesdienst, an dessen Schlusse der Oberpriester noch den Segen Gottes über die Gemeinde erflehte: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)!"

Die königlichen Pforten schlossen sich, der Gesang des Chores ertönte und kreuzschlagend entfernte sich die Gemeinde. Das einzige, was sie während des ganzen dreistündigen Gottesdienstes that, war ein häufig wiederholtes Kreuzigen, Niederfallen und Berühren des Bodens mit der Stirn. Niemand, und wäre es die vornehmste Dame, würde dies unterlassen. Kein Glied der Gemeinde hatte ein Buch in der Hand, weder zum Lesen, noch zum Mitsingen. Die Messe ist der Haupttheil des Gottesdienstes, während die Predigt einem Nebentheile desselben zugewiesen ist. Sie wird vom Geistlichen nicht frei gehalten, sondern aus einem besonders vorgeschriebenen Buche verlesen. Was uns in Erstaunen versetzte, war die tiefe Andacht, in welcher die Gemeinde den doch so leeren Ceremonien der Messe beiwohnte.

Nach Kohl.

104. Die Leibeigenen Rußlands.

Wir drangen immer tiefer in das Innere Großrußlands. Bei Nischnei-Nowgorod hatten wir zum ersten Male Gelegenheit, der Empfangnahme eines großen russischen Grundbesitzers von Seiten seiner Leibeigenen beizuwohnen. Eine Anzahl derselben kam ihm zur Begrüßung entgegen, darunter drei kräftige Bauern in Schafpelzen, welche die besonderen Abgeordneten bildeten und der gestrengen Gutsherrschaft nicht allein ihre Freude über deren Ankunft bezeugten, sondern auch dem Herkommen gemäß ein großes schwarzes Laib Brot und Salz als fröhlichen Willkommen überreichten. Nicht nur Herr und Herrin, sondern selbst die jüngsten Glieder der Familie wurden ganz vertraulich mit Batuschka und Matuschka (Väterchen und Mütterchen) angeredet, und dabei überhaupt neben den unterwürfigsten Demuthsbezeigungen eine so hingebende Zutraulichkeit offenbart, daß der Herr endlich selbst das Gespräch abbrechen mußte, indem er mit den Worten „Bog staboi" (Gott sei mit dir) die Hand zum Kusse reichte, worauf sich die Leibeigenen entfernten. Noch oft hatten wir auf weiteren Reisen Gelegenheit, ähnlichen Empfangnahmen beizuwohnen, sowie die Orte und Verhältnisse dieser außerordentlich zahlreichen

Menschenclasse näher kennen zu lernen. Da kamen wir oft in jene meist ärmlichen Orte, die eine einzige Straße bildeten und aus zwei Häuserreihen zur Rechten und Linken bestanden. Nicht selten waren die Häuser der einen Seite unter einem gemeinschaftlichen, höchst nachlässig mit Stroh gedeckten Dache, so daß eine Feuersbrunst leicht die ganze Dorfseite verzehrte. Hinter den Wohnhäusern standen, ein Quadrat mit diesen bildend, die Wirthschaftsgebäude, und hinter diesen lagen endlich die allgemein üblichen Kohl- und Hanfgärten. Wir betraten ein solches Wohnhaus und knüpften mit einem alten Mütterchen, welche in Abwesenheit aller übrigen Bewohner das Haus hütete, ein Gespräch an. Das Dorf gehörte, wie wir sehr bald erfuhren, zu den Besitzungen der Scheremetjeff's, und die Matuschka sprach mit großer Vorliebe von ihrem Herrn, dem Fürsten Iwan Davidowitsch. Sie kannte alle seine Verhältnisse, rühmte seine Güte und klagte nur über die Härte seiner Verwalter. Wir bekamen durch die Reden der geschwätzigen Alten ein Bild von dem Wesen der russischen Leibeigenschaft. Ohne eigenen, festen Grundbesitz, nie der Früchte seiner Arbeit gewiß, auf der anderen Seite dagegen des Beistandes seines Herrn in der äußersten Noth sicher, ist der leibeigene Bauer ohne alle Neigung, durch leibliche und geistige Anstrengung seine Lage zu verbessern. Vor dem Jahre 1601 war der Bauer freier Pächter, welchem das Recht zustand, alljährlich am Georgstage die Pachtung aufzugeben und weiter zu ziehen. In diesem Jahre erließ der Czar Boris Gudunow einen Ukas, durch welchen alle Bauern von nun an an die Scholle gebunden wurden. Noch immer blieb er Pächter; der von ihm bebaute Boden war seines Gutsherrn Eigenthum, wofür dieser vom Bauer einen jährlichen Zins erhielt. Nur als der Gutsherr seinen Grund und Boden selbst bewirthschaftete, mußte der Bauer ihm Frohndienste leisten und erhielt dafür außer einem kleinen, doch dem Herrn noch immer gehörigen Grundbesitze die Vergünstigung, unter dem besonderen Schutze des Gutsherrn zu stehen und von diesem in den Tagen des Mangels und der Noth erhalten zu werden. Dies Verhältniß ist der ländlichen Bevölkerung gegenüber noch heute dasselbe. — Noch immer muß der Bauer seinem Herrn Frohndienste leisten, seinen Anordnungen willig gehorchen und gehört ihm, seinem Leibe nach, zu eigen. Durch Militairdienste kann er ein freier Mann werden; denn hat er einmal dem Kaiser geschworen, so kehrt er und seine Familie nicht wieder in das dienstliche Verhältniß zurück. Ein zweiter Weg zum Heraustreten aus der Leibeigenschaft ist der Loskauf, der freilich oft nur mit bedeutenden Summen bewerkstelligt werden kann. Schon seit den Tagen Peters des Großen bildeten sich neben den bäuerlichen *gewerbliche* Leibeigene. Damals wurden Fabriken angelegt und mit Erlaubniß ihres Grundherrn, nicht selten von diesem geradezu dem Fabrikherrn übergeben, trat der bisher leibeigene junge Bauer als Arbeiter in des Fabrikanten Geschäft. Er war anstellig, geschickt, thätig, und erwarb sich bei Sparsamkeit ein hübsches Sümmchen. Noch immer blieb er seinem Grundherrn leibeigen, Kinder und Kindeskinder waren es nicht weniger. Da er aber nicht mehr im Felde arbeiten konnte, so mußte er dem Grundherrn eine jährliche Abgabe, den Obrok, als Entschädigung für den Frohndienst entrichten. Viele dieser Leibeigenen sind durch Glück und Thätigkeit außerordentlich reich, viel reicher als ihre Grundherren, geworden. — Man zeigte uns in Petersburg und Moskau reiche Kaufleute, ja Millionäre, welche, leibeigene Bauern von Geburt, noch immer verpflichtet sind, drei Tage in der Woche auf den Gütern ihres Herrn Frohnarbeiten zu verrichten, sobald es dieser verlangt. Wir lernten auch vormalige Leibeigene

kennen, denen es gelungen war, mit Summen von mehr als **30,000** Rubeln sich die Freiheit zu erkaufen, während andere vergeblich für gleichen Zweck noch höhere Loskaufungssummen angeboten hatten. Ihr Grundherr wollte nicht, sondern fand seinen Stolz darin geschmeichelt, so reiche Leibeigene zu besitzen, obwohl ihm diese nur einen geringen Obrok zu zahlen hatten. Dabei ist es eine tägliche Erscheinung, daß Grundherren ihren Leibeigenen Handwerke und Künste geflissentlich erlernen lassen, sie bei ihren Unternehmungen unterstützen, um hierdurch einen höheren Obrok von ihnen zu erzielen. Gleichwie der ländliche Grundbesitzer durch Verbesserung seiner Aecker und Wiesen, wie der Handwerker durch verbesserte Einrichtung seines Geschäfts ein höheres Einkommen zu erzielen sucht, so bemüht sich auch der russische Große, durch eine bessere Bildung seiner Leibeigenen seine Einkünfte zu vermehren.

Der Leibeigene ist überall vom Willen seines Herrn abhängig; nirgends kann er sich niederlassen, ohne den Erlaubnißschein oder den Paß desselben. Jedes Jahr, oft schon nach sechs Monaten, muß dieser erneuert werden; geschieht es nicht, so muß der leibeigene Dienstmann in das heimathliche Dorf zurückkehren. Jede Polizeibehörde, jeder Arbeitsgeber muß dafür sorgen, ja dafür einstehen, daß dieser allgemeinen Ordnung überall streng nachgekommen werde. So haben die bereits obengenannten Scheremetjeff's höchst reiche Leibeigene unter dem Handels-, Handwerks- und Fabrikstande Petersburgs. Sollte es ihnen einfallen, theils um ihre Einnahme zu erhöhen, oder aus bloßer Laune von ihrem grundherrlichen Rechte Gebrauch zu machen und ihren reichen Leibeigenen in der Hauptstadt die Pässe verweigern, so sind diese gezwungen, ihre schönen Häuser in der Stadt zu verlassen, die luxuriöse Lebensweise aufzugeben und ihre ganze Vergangenheit mit den elenden Hütten und der mühsamen Feldarbeit auf dem Lande zu vertauschen. Welchen furchtbaren Spielraum haben unter solchen Verhältnissen nicht der Geiz und die Tyrannei!

Doch nicht nur der in den Handels- oder Gewerbestand übergegangene Leibeigene, sondern selbst der bäuerliche ist mancherlei Gefahren und Willkürlichkeiten ausgesetzt. So lange er noch unverheirathet ist, kann er verkauft werden; ist er aber verheirathet, so kann dies nur gleichzeitig mit dem gutsherrlichen Grundbesitz geschehen, denn nun haftet er an der Scholle. — Allein dessenungeachtet giebt es für ihn noch manche große Gefährde. Die Hütte, in welcher er wohnt und die er sich von dem Holze aus seines Grundherrn Waldungen erbaute, sowie das kleine Ackerstück, welches er für sich in den frohnfreien Tagen bewirthschaftet, sind gesetzlich nicht sein Eigenthum, obwohl er und seine Väter schon seit mehreren Generationen das Ganze besessen haben mögen. Kein Gesetz kann seinen Grundherrn hindern, ihn davon zu vertreiben, sobald dessen eigene Felder in Folge der schlechten Bewirthschaftung ausgesogen, während die des Leibeigenen von demselben in besserem Stande erhalten worden sind. Er wird diesem neue Aecker noch unbebauten Landes in ferner Gegend anweisen, während er den von ihm bisher besessenen angebauten Boden seinen Aeckern zuschlägt. Und thut es der Herr nicht, welche Jammerscenen können nicht durch die unbarmherzige Hand eines Gutsverwalters hervorgerufen werden!

Freilich giebt es viele treffliche Grundherren, die in patriarchalischer Weise für das Wohl ihrer Leibeigenen sorgen und deren Kräfte in ihrem eigenen Vortheil schonen. Darum hängt der russische leibeigene Bauer oft mit großer Liebe an der alten angeerbten Familie, betrachtet sich gleichsam als Glied derselben und nennt seinen Herrn „Väterchen.“ Muß dieser ihn und andere

verkaufen, so sind sie oft tief betrübt, ja sie bringen nicht selten von ihren Ersparnissen bedeutende Summen auf, die sie ihm darleihen, um diese äußerste Nothwendigkeit zu beseitigen. Sprich mit dem Leibeigenen und du wirst bald finden, daß er den Druck, unter welchem er leidet, mit liebenswürdiger Geschäftigkeit dem Gutsverwalter und anderen Beamten in Rechnung stellt. — Bei der geistigen Beschränktheit des Leibeigenen kommt es sogar manchmal vor, daß er das Streben seines Gutsherrn, seine Lage zu verbessern, bessere landwirthschaftliche Verfahrungsarten und eine cultivirtere Lebensweise einzuführen, geradezu verkennt und zu hintertreiben sucht. Da werden bessere Wohnungen von Stein erbaut, allein der Leibeigene mag nicht hineinziehen, seine zwar dunstige, enge, doch warme Holzhütte dünkt ihm besser, als das luftreine, doch kühlere Steinhaus. Man gründete Schulen für die Kinder der Leibeigenen, ja die Gutsfrau trat wohl selbst als Lehrerin ein, fand aber den hartnäckigsten Widerstand. Da die Schüler sich nicht in das Herrenhaus wagten, so wählte man zu dem ersten Versuche eine Hütte und brachte vielleicht auch einige Mädchen als Schülerinnen zusammen. Doch alles Bemühen war vergeblich; bald stand die Thüre auf und Schweine und Gänse machten durch ihren Eintritt der Schulstunde ein Ende, oder die Schülerinnen entfernten sich unter jedem Vorwande heimlich, Lernen war nicht ihre Sache.

Die Zahl der Leibeigenen ist noch immer sehr groß, und wenn die der männlichen Köpfe 1834 über 10,000,000 betrug, so mag dieselbe zwar in neuerer Zeit sich vermindert haben, gleichwohl macht diese Bevölkerung über noch immer einen sehr bedeutenden Theil der Bewohner des großen russischen Reiches aus. Alle diese sind unter die Edelleute höchst ungleich vertheilt; denn während es solche giebt, welche viele Tausende von Leibeigenen besitzen, giebt es wieder andere, denen nur wenige, drei bis zehn, angehören. In neuerer Zeit hat sich ein freier Bauernstand, der sogenannte Kronbauer, so bedeutend gemehrt, daß er dem leibeigenen an Zahl bereits gleichsteht, an Kraft und Thätigkeit aber weit überragt. Auf ihm ruht zum guten Theil die Hoffnung Rußlands.

IV. Bilder aus Amerika.

105. Eine Reise über den atlantischen Ocean nach Amerika.

Die Eisenbahn führte mich mit Windeseile durch die Ebenen Norddeutschlands nach Bremen. Hier traf ich schon manchen Gefährten, welcher gleich mir im Begriff stand, die Reise in die neue Welt anzutreten. Die letzten vorbereitenden Einkäufe für die Reise wurden mit der nöthigen Vorsicht gemacht, da es nur zu gewöhnlich ist, daß der Auswanderer bei ihrer Besorgung tüchtig geprellt wird. Gleichwohl ist's in Bremen noch besser, als in Hamburg, oder gar in den französischen und niederländischen Häfen. Das Dampfschiff brachte mich nach Bremerhafen, wo das Auswandererschiff mich und die Reisegefährten erwartete, von denen jedoch viele die Reise in überfüllten, engen Flußschiffen auf Kosten des Rheders zurückgelegt hatten. Das große, trefflich eingerichtete Emigrantenhaus zu Bremerhafen nahm uns bis zur Einschiffung gastlich auf. Die letzten Vorbereitungen zur großen Reise wurden hier getroffen. Bilder des buntesten Hafenlebens umgeben uns. Hier füllen Matrosen vermittelst langer Schläuche die Wasserfässer der großen Fahrzeuge, welche mit ihren schwarzen Rümpfen, ihren Masten und Raaen, ihrem Tau- und Segelwerk, umgeben von ameisenhaft wimmelnder Bewegung, ruhig an den Quais liegen. Dort bringen Auswanderer ihre Siebensachen, ihre unförmigen, bunten Truhen, ihre Betten und Geräthe an Bord. Da werden durch von der Behörde besonders beauftragte Personen die vom Rheder für die Passagiere gelieferten Lebensmittel genau untersucht, um sich zu überzeugen, daß nicht Verdorbenes und Ungenießbares geliefert und den Anforderungen des Gesetzes überall genau nachgekommen ward. Dort tummelt man sich in den Schenkwirthschaften des Städtchens umher, um im Kreise von Freunden und Bekannten Europa Lebewohl zu sagen, während andere thätige Familienväter die für die Meerfahrt gekauften Strohsäcke und Decken nach dem Schiffe schaffen und ihre Frauen die nöthigen blechernen Speisenäpfe, Waschbecken, Trinknäpfe, dickbäuchigen Wasserflaschen und das unentbehrliche Rumfäßchen als Reisezurüstung besorgen. Unter den Vielen, welche den Hafen auf- und ablaufen, fehlt endlich auch die Polizei nicht; ihr wachsames Auge betrachtet mit scharfem Blicke alle Jene, welche Deutschland eben verlassen wollen. — Schon mancher Dieb, mancher Betrüger ward in den letzten Augenblicken von ihr ergriffen und der wohlverdienten Strafe übergeben. Lassen wir sie. Die Matrosen haben den Anker aufgewunden, Capitain und Lootse sind an Bord, schon öffnet sich das Hafenthor. Wollen wir die Reise mitmachen, dann ist's hohe Zeit, sich gleichfalls auf's Schiff zu verfügen. — So — ein flotter Sprung und wir sind auf dem Rücken des alten, mit seiner Menschen- und Güterladung sanft dahingleitenden Meerungeheuers, dessen Bauch nun auf lange Wochen die Wohnung so Vieler sein wird.

Keiner meiner früheren Bekannten befand sich mit auf dem Schiffe, als dieses die gelbgraue Weser hinabfuhr, nur neue Bekannte von vorgestern und

gestern waren meine Begleiter. Die Segel werden aufgehißt, blähen sich und schwellen, und raschen Laufes durchschneidet der Kiel die trübe Fluth. Die letzten Häuser Bremerhafens verschwinden, das flacher und flacher werdende Ufer mit seinen Wiesen, seinen Rinderherden und seinen schlanken Kirchthürmen verläuft in nebliger Ferne, der Lootse verläßt uns, der Capitain übernimmt das Commando, wir sind in der Nordsee. Helgolands rother Felsen bleibt zur Seite liegen, und schon nach 48 Stunden läuft das Schiff in den klippenreichen, gefahrvollen Canal ein, welcher Englands Kreideküsten von Frankreichs zerklüftetem Gestade trennt. Die Fahrt geht gut, Wind und Wetter sind günstig, noch weitere 48 Stunden und wir schwimmen im atlantischen Ocean, oder, wie ihn die Matrosen hier nennen, der „spanischen See."

Jetzt wird es an der Zeit sein, unser Schiff ein wenig genauer kennen zu lernen. Es ist ein Auswandererschiff und zerfällt, seinem Rumpfe nach betrachtet, in drei Abtheilungen, welche durch Treppen mit einander verbunden und Deck, Zwischendeck und Schiffsraum genannt werden. Auf dem Deck befindet sich hinter dem Bugspriet, an welchem das Namensbild („Gallion") des Fahrzeugs prangt, zuvörderst die Wohnung der Matrosen, das Matrosenlogis. Gleich hinter diesem stößt man auf die mächtige Winde, mit welcher die auf beiden Seiten des Vordertheils herabhängenden Anker gelichtet werden. Neben derselben erhebt sich mit seinen Raaen, Segeln, Tauen und Strickleitern der Fockmast, und hinter diesem die mit eisernen Kesseln versehene Küche. An dieselbe, doch durch Schwein= und Geflügelställe getrennt, stößt die zweite Kajüte, und an diese der große oder Hauptmast, in dessen Nähe sich auch die großen Pumpen befinden, durch welche das in den unteren Schiffsraum sickernde Seewasser entfernt wird. Noch weiter, in der zweiten Hälfte des Schiffes, ist die andere große Winde oder der Gangspill angebracht, und unter ihr Räume für die erste und zweite Kajüte, zwischen welchen der dritte oder Besahnmast hoch emporragt. Die erste Kajüte ist gemeinlich mit eleganten Möbeln, Divans und Mahagonitischen ausgestattet, und erhält ihr Licht von oben. Vor ihr befindet sich das kleine Häuschen, von wo aus der Steuermann, den Blick auf den Compaß gerichtet, durch ein Rad den Lauf des Kiels leitet. Dies die oberste Etage eines Auswandererschiffes. Eine Treppe neben dem Haupt= oder großen Mast führt uns in das Zwischendeck, welches eine große Menge kleiner Abtheilungen enthält. Schon beim Hinabsteigen macht sich ein höchst widerlicher Dunst bemerkbar, welcher selbst durch Luftsegel und Abzugsröhren sich nicht gänzlich beseitigen läßt. Hier im Zwischendeck hält sich die große Menge von Passagieren auf, welche für einen mäßigen Preis die Reise nach Amerika zurückzulegen genöthigt ist. Ein Gewirr von Stimmen aller Art läßt sich vernehmen, wogegen das Halbdunkel nur weniges zu sehen erlaubt. Doch gemach, dein Auge wird sich daran gewöhnen und bald erkennst du den 60 bis 80 Fuß langen, 20 bis 25 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Raum, welcher an seinen beiden Enden durch Breterverschläge von den Vorrathskammern des Schiffes geschieden wird. An seinen beiden Seiten, rechts und links, befinden sich in zwei Abtheilungen über einander die Kojen oder Schlafstätten der Passagiere, in denen diese je vier und vier, gleich Heringen, neben einander verpackt liegen. Diese Kojen, nicht unähnlich den Schubfächern einer ungeheuren Commode, sind Schlafkammer, Ankleide=, Wohn= und Studierzimmer, kurz Alles in Einem. Gefäße mit allerlei Inhalt befinden sich in traulichem Nebeneinander. Nur die Enge des Schiffsraums läßt die hier herrschende schreckliche Unordnung entschuldigen. Will man der Unordnung, dem Durcheinander der verschieden=

artigsten Stimmen, dem Brodem und allen sich hier entwickelnden Gerüchen entgehen, so begiebt man sich an nicht zu stürmischen Tagen auf das Deck. Schrecklich aber ist der Zustand eines solchen Auswandererschiffes, wenn in Folge der kaum zu beseitigenden Unreinlichkeit ansteckende Krankheiten ausbrechen und nicht blos in dichtester Nähe bei einander gefährlich Erkrankte schwer darniederliegen, sondern auch der Tod bald in der, bald in jener Koje seine Opfer fordert. Eine derartige Schreckenszeit war für das Bremer Schiff „Johann Hermann" die Zeit vom 1. November 1853 bis 17. Januar 1854, in welcher während der Ueberfahrt nach New-York allein 41 Menschen starben. — Der unterste Schiffsraum, gleichsam der Keller, ist mit Gepäck, Waaren, Vorräthen und Ballast gefüllt.

Dies das Schiff und nun die Reise. Ein frischer, mehrere Tage anhaltender Wind führte uns mit außerordentlicher Schnelligkeit weiter. Jede Stunde wurden $2^1/_2$ deutsche Meilen zurückgelegt, aber durch das Schaukeln des Schiffes hatte sich schon nach den ersten Tagen die Seekrankheit eingestellt und mit ihr Schmutz und übler Geruch im Zwischendeck. Die Krankheit mehrte sich von Tag zu Tag und kaum 8 Personen auf dem Schiffe blieben von ihr verschont. Zum Glück war das Wetter schön, so daß ein ziemlicher Theil der Passagiere, mit alleiniger Ausnahme der Schwererkrankten, sich auf dem Verdeck aufhalten konnte. Da drehte sich der Wind nach Süden, und theils um ihn zu benutzen, theils um dem Golfstrome auszuweichen, richtete der Steuermann den Lauf des Schiffes nach Norden. Es war ein ganz vortrefflicher Segler. Alle Schiffe, die er traf — und ihrer waren nicht wenige, ja an einem einzigen Tage zählte ich sechzehn — ließ er hinter sich. So ging es vier bis fünf Tage in gleicher Richtung. Doch endlich ward die Luft so schneidend kalt, daß wir eines Morgens das prächtigste Glatteis auf dem Verdeck fanden. Wir waren auf den Bänken von Neufundland angekommen, jener zum Stockfischfang vorzüglich geeigneten Gegend des atlantischen Oceans. Die Meerestiefe ist hier, wie man uns sagte, eine so geringe, daß der Straßburger Münster über die Oberfläche des Meeres herausragen würde. Die Luft wurde immer kälter, Regen und Schnee fielen vom Himmel, ja der Capitain fürchtete sogar schwimmende Eismassen und ließ beständig die Meeresfläche scharf beobachten. Schon am Abend vom 15. auf den 16. April fing die See an, hoch zu gehen, und das Schiff schaukelte ärger als gewöhnlich hin und her. Von Stunde zu Stunde nahm dies zu, und das Schwanken ward endlich so heftig, daß auf einmal alle Kisten und Kasten eine Rutschpartie begannen. Ein Heidenlärm erhob sich im Zwischendeck, alles Blechgeschirr fiel wie mit einem Ruck von den Nägeln an den Betten herab und trieb sich mit den großen, 20 Maß haltenden, weidenumflochtenen Wasserflaschen, den Kisten und Kasten, den Kartoffel- und Zwiebelsäcken, unter Krachen und Rumpeln im Zwischendeck umher. Dazu das Heulen und Kreischen der Weiber, das Jammern der Kinder, das Wimmern der Verzagten, die da meinten, ihre letzte Stunde sei gekommen, sowie das Schreien und Fluchen derer, die beim ersten Schreck aus dem Bette gesprungen und von den herumfahrenden Koffern und Kasten gequetscht worden waren. Hierzu gesellte sich das Getrappel der hin- und herlaufenden Matrosen, das Seufzen und Stöhnen der Masten und Segelstangen, das pfeifende Sausen in den Tauen, das Commando des Capitains durch das Sprachrohr, sowie das Schreien der Mannschaft. Als wir Licht angezündet hatten, erblickten wir die wunderlichsten Scenen: Alles lag bunt durch einander, und die, welche sich auf ihre Koffer gesetzt hatten, ritten auf ihnen im Schiffsraume herum. —

Die Nacht war schauerlich. Das Pfeifen des Sturmes, das Knarren der Segel, das Brausen der Wogen nahm eher zu als ab und ward gegen Morgen so arg, daß die Betten zu krachen anfingen und ihre Inhaber wehklagend herauskrochen. Als der Tag begann, wollte ich auf das Verdeck gehen; doch nur erst nach dem dritten Ansatze gelang die Ausführung meines Vorsatzes. Nur mit großer Mühe und unter Beschädigung des Schienbeines kam ich, auf dem Verdeck dahinrutschend, bis in die Nähe der Kajüte. Hier hielt ich mich an einer Winde an und gab mich ganz dem großartigen Anblicke des Sturmes hin. Wer nie einen Sturm auf dem Meere erlebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Jedes, und sei es das vollendetste Bild, wird von der Wirklichkeit zehn= und hundertfach übertroffen. Nicht regelmäßig einander treibende Wogen sind es, die sich über der Oberfläche des Meeres erheben, sondern eine ungeheure Wassermasse, die sich plötzlich hebt und eben so plötzlich wieder versenkt. Dabei kommt es ganz darauf an, von welcher Seite das Schiff von den Wogen gepackt wird. Nur mit Grausen konnte man das Treiben der wetterharschen Matrosen mit ansehen, wie diese Kerls in den Tauen und Segeln hängend, von dem Sturme hin= und hergejagt wurden. Wir verloren drei Segel, sowie das Bugspriet, welches wie ein Schwefelholz abknickte. Vier Stunden brachte ich auf dem Verdeck im Anschauen des herrlichen Naturschauspiels zu, bis ich endlich, durch und durch naß und von Kälte erstarrt, in den Schiffsraum zurückkehrte. Schon am Abende legte sich der Sturm, und in der Nacht ward es ganz ruhig, nur daß die aufgeregte See noch etwas hohl ging. Ein außerordentlicher Hunger stellte sich bei den Passagieren ein, und alle erzählten von den Erlebnissen aus der Sturmperiode.

Das Wetter war wieder prächtig geworden, die Zahl der Seekranken hatte immer mehr abgenommen, und Alle kamen in der buntesten Verhüllung auf das Verdeck. Hier gab's Spiel und Tanz. Matrosen und Passagiere unterhielten sich durch allerlei drollige Einfälle. Das Wetter ward drückend heiß, so daß ich die Nacht gar nicht mehr schlafen konnte. Anstatt mich wachend bald auf die, bald auf jene Seite zu legen, stand ich lieber auf und begab mich auf das Verdeck. Das Leuchten des Meeres gewährte einen höchst zauberischen Anblick. Zu beiden Seiten des Schiffes erglüht das Wasser und leuchtet, so weit es durch das Reiben der Schiffsplanken aufgeregt wird, während eine noch weithin leuchtende Feuerstraße, bald von stärkerem, bald von schwächerem Lichte bezeichnet, den eingeschlagenen Weg angiebt. Noch mancher Andere gesellte sich zu mir auf's Verdeck, so daß in traulichen Gesprächen die schönen Stunden der Nacht dahinglitten. — Nun trat völlige Windstille ein. Die See lag glatt wie ein Spiegel, die Segel hingen schlaff an den Masten herunter. Ganze Herden von Schweinfischen schwammen gegen Abend paarweise und in zahlreichen Rudeln um uns herum, während die Luft sich mit Schwärmen kleiner Seevögel erfüllte. Die Nähe des Landes ward immer bemerkbarer. Schwärme von Landvögeln umflatterten das Schiff und ließen ermüdet auf das Tauwerk sich nieder. Alle Räume des Schiffes wurden ausgefegt, auf die, in großer Menge vorhandenen, ebenso widerlichen als schädlichen Ratten zur Ertödtung der Langeweile eine Jagd angestellt, und das Schiff durch Chlor von den überall verbreiteten Dünsten gereinigt. Das Land war nahe, doch ein in der Nacht gefallener, dichter Nebel entzog uns jetzt noch seinen Anblick. Der Capitain ließ die Segel kreuzen, so daß wir selbst bei vollem Winde still liegen bleiben konnten, und erwartete unter solchen Vorbereitungen den Morgen. Er brach an. Ein frischer Morgenwind

zerstreute die Nebel und Amerika's Küste lag vor Aller Augen. Ein schönes Vorgebirge, mit einem Fort gekrönt, lag in unserer Nähe. Mehr als 80 Schiffe und eine Unzahl Boote durchfurchten die spiegelglatte Fläche des Meeres. Mit unglaublicher Schnelligkeit schossen zwei Boote, welche die Lootsen uns zuführten, auf das Schiff zu. Dem zuerst ankommenden Lootsen ward ein Tau hinuntergeworfen, an welchem er wie eine Katze heraufkletterte. Nur langsam konnten wir bei ziemlich starkem Gegenwinde vorwärts kommen, und erst am andern Tage Morgens 10 Uhr bugsirte uns ein Dampfschiff in den Hafen von New-York. Alles kleidete sich im Schiffe festlich und gedachte nicht mehr der ausgestandenen Noth. Je mehr wir uns dem Festlande näherten, um so schöner ward die Gegend. Ueberall Städte, Schiffe und Menschen in größter Rührigkeit. Keiner durfte das Schiff verlassen, bevor nicht ein herbeigekommener Arzt den Gesundheitszustand desselben geprüft hatte. Er war vortrefflich, nirgends gab es einen Kranken. So brauchten wir keine Quarantaine zu halten und konnten in New-York landen, das auf einer schmalen, spitz auslaufenden Landzunge gelegen ist. Hafen und Bai entfalteten die überraschendste Pracht.

106. Aus Capitain John Roß' zweiter Entdeckungsreise in den Ländern des Nordpols.

Unser Lauf war ein beständiges Kämpfen mit dem Eise. Oft waren wir ganz von krystallenen Bergen umschlossen, die das Schiff auf beiden Seiten quetschten; zuweilen fanden wir einen schmalen Durchweg, dann aber war die Fahrt wieder ganz gehemmt, und wir wurden bei sehr veränderlichem Winde von dem hin- und herwogenden Treiben der Eismassen bald nach Süden, bald nach Norden geschoben. Unter solchen Umständen blieb uns keine Wahl, als in der Nähe der Küste an dem größten Eisfelde, das sich finden ließ, Schutz zu suchen und anzulegen, und der sanften Bewegung desselben zu folgen. Nichtsdestoweniger hatten wir von dem Eise zu leiden, das in größeren und kleineren Massen gegen dies Feld trieb. Einmal wurde der Krusenstern fast ganz aus dem Wasser gehoben, während unser Schiff seitwärts herumgedreht wurde. Am 21. August trat eine plötzliche Veränderung der drohenden Witterung ein. Es war wieder ein heiterer, stiller Sommertag. In Folge davon löste sich viel von dem uns noch immer einschließenden Eise auf, die See erschien offener und das Land konnten wir trefflich überschauen. Die Küste behielt die flache Gestalt und bildete einen Halbmond von wohl 4 deutschen Meilen mit vielen kleinen Inseln. Gegen Abend sank der Krusenstern, welcher auf dem Eise gestanden hatte, ins Wasser, und durch den Wiederschein vom Lande zeigte sich ein freier Wasserweg nach Südosten. Früh am andern Morgen besuchte uns ein großer Wallfisch, deren wir in dieser Zeit viele sahen, und nach dem Frühstück ein Bär, der durch eine Kugel verwundet wurde, aber auf einer Eisscholle entkam und dann ins Wasser sprang. Am Tage schossen wir mehrere Seehunde, welche aber alle ins Wasser stürzten, so daß wir keinen erhielten. Diese Thiere steckten, wenn die Schaufelräder unserer Maschine in Bewegung gesetzt wurden, ihre Köpfe allzumal neugierig aus dem Wasser. Am 24. August gelang es uns, bei einem hart an der Küste festsitzenden Eisberge zu ankern. Bald nachdem wir uns hier geborgen hatten, trieb die ganze von uns verlassene Eismasse mit großer Schnelligkeit nach Norden zu und zeigte uns, was unser Geschick gewesen wäre, wenn wir dort länger verharrten. Die Strömung ging nach

Norden und am Lande war nun offenes Wasser; doch fehlte uns günstiger Wind, so daß wir nur wenig vorwärts kamen. — —

Am 9. September war es so warm, wie an einem Sommertage in England. Am Tage nachher kam ein gelinder Wind aus Nordwest. Wir wagten uns daher aus unserem Hafen wieder hervor und fuhren in dem schwimmenden Eise mit vollen Segeln dahin. Für die Nacht suchten wir Zuflucht in einem Kanal, wo das Schiff in einer engen Bucht zwischen einem Eisberge und einem Felsen ankerte. Die durch den Kanal gehende rasche Strömung brachte viele dicht zusammengedrängte Eismassen, und so saßen wir fest bis zum 12. September. Bei Tagesanbruch war der Wind nach Westen umgesprungen; es kam eine Menge neues Eis, wodurch der Druck noch höher stieg. Auf einmal setzte sich die ganze Masse mit reißender Schnelligkeit in Bewegung und führte unser hülfloses Schiff unter einem wahrhaft schrecklichen Toben und Krachen der an den Felsen zerschellenden Schollen mit sich fort. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob wir nicht gegen einen der Felsen getrieben werden würden, die uns auf allen Seiten theils über, theils unter dem Wasser umgaben. Doch unser glücklicher Stern waltete vor: der Strom leitete uns in einen weiten Meeresarm; das Eis ging bald nachher aus einander und erlaubte uns, das Schiff während der Nacht, freilich mit außerordentlichen Anstrengungen, abermals an einen festsitzenden Eisberg anzulegen. Das Schiff wurde während dieser Arbeit mehrmals gehoben und auf die Seite gelegt, der Krusenstern aber einmal ganz oben auf's Eis gesetzt. Doch litten beide keinen Schaden. In dieser Art setzten wir unsere Fahrt an der Küste fort und erreichten am 14. September einen Hafen in der Nähe der Mary-Jones-Bai, den wir Johanna nannten.

Unser Staunen und unser Gefühl des Dankes war gleich groß, daß wir allen diesen Gefahren ohne wesentlichen Nachtheil entgangen waren. Wer keinen nördlichen Ocean im Winter oder vielmehr im Wintersturm gesehen hat, der erinnert sich bei den Kämpfen der Schiffer in den Nordpolgegenden etwa an die treibenden Schollen eines Landsees oder Canals. Jedoch er mag sich vorstellen, daß Eis, wenn es fest sitzt, ein Steinblock sei, eine Klippe am Strande, ein Felsen im Strome, ein Vorgebirge, eine Insel, ein Land von Granit. Dann mag er sich weiter denken, daß Hunderte solcher Vorgebirge, Inseln und Landmassen, Tausende solcher Steinblöcke, Klippen und Felsen sich urplötzlich in wildem Wirrwarr durcheinander bewegen und in schneller Flucht durch enge Straßen gejagt werden, so daß die größeren Massen sich in Berge auflösen, die mit Donnergetöse zusammentreffen, ihre Zacken, Hörner und Vorsprünge zersprengen und zermalmen, oder sich gegenseitig in große Stücken zertrümmern, bis sie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und sich kopfüber stürzen, daß die Meereswogen rings umher brausen, schäumen und wirbeln, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen diese Trümmer oder gegen die Felsen treiben und aus der Brandung emporsteigen, bis sie über einander rückwärts fallen und durch ihr Bersten und Krachen den betäubenden Aufruhr vermehren. Wenn man nun mit seinem Schiffe mitten in einem solchen Wirrwarr steckt, so ist das eine seltsame und peinliche Lage. Man weiß und fühlt seine gänzliche Hülfslosigkeit; die Furcht aber hat nicht Raum zu ihrer Entwickelung, so unerwartet kommt jedes Ereigniß, so schnell sind die Uebergänge. — Wenn das Toben, die Bewegung, der wirbelnde, schnelle Wechsel aller Dinge die Aufmerksamkeit in solchem Wirrwarr zerstreut, so muß man doch immer vor Augen haben, daß es gilt, den nächsten günstigen Augenblick zur Hülfe oder Rettung zu benutzen. Allein bei allem

Saus und Braus der Gefahr, wo der Tod in immer neuen Gestalten droht, kann der Seemann doch meistentheils nichts thun, als geduldig harren, wie wenn ihn das weiter gar nicht kümmerte: er muß, so gut er kann, auf das Schicksal bauen; mag es kommen, wie es will, er kann es nicht ändern und vermeiden. — —

In der Nacht zum 6. October wurde es kälter, und da wir endlich ganz eingefroren waren, so wurde die Möglichkeit, noch weiter zu kommen, mit jeder Stunde schwächer und schwächer. Das Schiff wurde zwischen der kleinen Insel und dem festen Lande in eine solche Lage gebracht, daß es gegen die Ost- und Weststürme vollkommen geschützt war. Die Boote wurden ans Land gebracht, die Verdecke von Tauen und Raaen geleert und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, das Schiff zum Winter für unsere kleine, vereint angesiedelte Familie wohnlich einzurichten. Am 8. October wurde diese Ansicht zur vollen Ueberzeugung. Nirgends sah man einen Tropfen freies Wasser mehr; ein dunkler Flecken von einer Felsspitze hier und da abgerechnet, zeigte sich nichts, als eine blendende, einförmige, ermüdende Schneefläche am ganzen Horizonte herum. Es war wirklich ein trauriger Anblick. Der Geist erlahmt unter seinem Einflusse; denn hier ist nur das Bild des Einerlei, des Schweigens, des Todes. — —

Der Monat October verging unter den Arbeiten zur zweckmäßigen Einrichtung unseres Winterquartiers, während das Wetter bald heiter, bald wolkig war, und dann wieder große Schneemassen fielen. Die Maschine wurde zerlegt und nebst den Kanonen auf's Eis geschafft. Auf der nahen Insel wurde eine Stelle für das Pulvermagazin ausgesucht. Eine genaue Untersuchung der Feuerung und der Lebensmittel ergab, daß sie auf 2 Jahre und 10 Monate ausreichten. Brachte man nun den Zuwachs vom Bären- und Seehundsfange in Anschlag, so konnten wir uns leicht 3 Jahre halten. — Der Genuß des schmaler zugemessenen Branntweins wurde eingestellt, zumal derselbe in diesen kalten Gegenden nur schädlich wirkt, namentlich den Skorbut befördert. Zum besseren Schutze gegen die Kälte wurde das Oberdeck mit einer $2^1/_2$ Fuß dicken Lage von Schnee belegt und dieser so lange mit Wasser begossen, bis er eine feste Masse von Eis bildete, worüber man nun Sand streute, so daß er das Ansehen eines glatten Kiesweges bekam. Ueber denselben wurde ein Dach aufgeführt, von welchem die Segel so weit herabhingen, daß sie das Schiff auf beiden Seiten bedeckten. Endlich wurde noch rings um das Schiff eine dichte Wand von Schnee und Eis aufgeführt. — Um das Ansammeln der Feuchtigkeit, vor der man sich hier ganz besonders hüten muß, zu verhindern, gingen kupferne Röhren durch den Wohnraum im unteren Verdeck, und ebenso wurde eine Röhre vom Oberdeck aus nach dem Feuer dieses Raumes geführt. Endlich wurde der Boden an jedem Morgen mit heißem Sande bestreut. Auf diese Weise hatte der Aufenthaltsort der Mannschaft immer eine trockene, behagliche Wärme. Behufs geregelter Beschäftigung der Mannschaft theilte man sie in 5 Wachen, um die Aufsicht über das Verdeck zu führen, nach dem Feuer zu sehen, auf wilde Thiere und die Eingebornen zu achten, sowie Ebbe und Fluth, Wind, Wolken und Himmelserscheinungen zu beobachten. Wer Muße hatte, mußte einige Stunden auf dem Verdeck hin- und hergehen. Um 8 Uhr wurde gefrühstückt, wobei es Cacao oder Thee gab, um 12 Uhr aßen wir zu Mittag, um 5 Uhr gab es wieder Thee; dann wurde von 6 bis 9 Uhr Abendschule gehalten. Nachts schliefen die Leute in Hängematten. Des Sonntags gestatteten wir keine Arbeit. Die Mannschaft wurde dann gemustert, worauf Gebet und Predigt

folgte. Um 6 Uhr wurde Sonntagsschule gehalten; man las in der heiligen Schrift und endigte mit Psalmen und Gebeten. Die Früchte dieser religiösen und geistigen Uebungen waren nicht zu verkennen. Die Leute bewiesen sich, wie Glieder einer Familie, alle gefällig gegen einander, und zeigten in ihrem Verhalten eine musterhafte Ordnung und Ruhe. — —

Am 25. November beobachteten wir ein glänzendes Nordlicht, das bis Mitternacht hin immer prächtiger wurde und bis zum andern Morgen anhielt. Es bildete einen im Schein des Vollmondes leuchtenden Bogen, dessen Enden, wie bei einer Brücke, auf zwei einander entgegengesetzten Bergen zu ruhen schienen. Wir hatten im Laufe des Winters äußerst häufig Gelegenheit, diese Naturerscheinung in den mannichfaltigsten Abwechselungen zu beobachten. — Die hauptsächlichsten Vorgänge dabei waren folgende: Tief am nördlichen Horizonte schwärzt sich der vorher heitere Himmel, und es bildet sich eine dicke Nebelwand, die allmählich zur Wölbung eines dunkeln Kreisabschnittes in einer Höhe von 8 bis 10 Graden aufsteigt. Sterne sind sichtbar in diesem finsteren Höhenrauch, dessen dunkle Farbe nach und nach ins Braune oder Violette übergeht. Die Grenze der Wölbung ist ein breiter, hellleuchtender Luftbogen, erst weiß, dann gelb. Die Erscheinung gleicht jetzt einer mächtig großen, im Aufgehen begriffenen dunklen Sonnenscheibe, deren Rand mit einem glänzenden, breiten Saum eingefaßt ist. Ueber der brückenartigen Wölbung schweben und tanzen die Lichter in beständiger, auf und nieder wallender Schwingung, und indem sie bald hier, bald dort lebhafter aufflimmern und bis zum Scheitelpunkte des Firmamentes aufsteigen, erhöht sich das Violette und Bläulichweiße zum Gelben und Saphirblauen, zum Roth des Purpurs, zum Grün des Smaragdes, und alle diese Farben wechseln und spielen unaufhörlich in einander. So steht der leuchtende Himmelsbogen bisweilen Stunden lang, ehe die ganze herrliche Erscheinung ihre Vollendung erreicht, was selten und nur bei der stärksten Entwickelung vorkommt. Die Lichtsäulen steigen, gemengt mit schwarzen rauchähnlichen Streifen, in schlängelnder oder gerader Richtung bald einzeln aus der Wölbung empor, bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen entgegengesetzten Punkten des Horizontes und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, aus dem schnell hinter einander Strahlenbüschel und helle Blitze hervorschießen. Doch das zuckende Flammenmeer fließt im Nu wieder aus einander, bis sich zuletzt alle Feuersäulen, Strahlen und Lichter nach dem Mittelpunkte zusammenschieben, und hier bildet sich nun in dem eigentlichen Brennpunkte der ganzen Erscheinung die sogenannte Krone des Nordlichtes um die Kuppel eines aus Licht gewobenen Tempelzeltes. Im milden Glanze, ohne Wogen und Wallen des ausströmenden Lichtes, zeigt sich die sternförmige Krone. Mit dem Aufblühen derselben hat die ganze Erscheinung ein Ansehen der Ruhe und Stetigkeit gewonnen. Es ist der Anfang der Auflösung. Die Strahlungen werden seltener, kürzer und farbenloser. Die Krone und alle Lichtbogen fallen aus einander. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite, blasse, fast aschgrau scheinende, unbewegliche Flecken. Auch sie verschwinden. Tief am Horizonte steht jetzt noch, wie ein ausgebranntes Gemäuer, jene schwarzgraue Nebelwand, von der die Lichtentwickelung ausging, wie von der Wetterwolke der Blitz. Zuletzt bleibt von dem prächtigen Schauspiel oft nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert oder in kleine rundliche Häufchen mit gleichen Abständen getheilt. Diese sogenannten Schäfchen bilden die Grundlage des Nordlichtes und zeigen die Wirkung desselben auf den Dunstkreis an. Nach starken magnetischen Entladungen hat man noch

am folgenden Tage in dem strahlenförmig aus einander laufenden, leichten Gewölk die ganze Gestalt des verschwundenen Nordlichtes wieder erkannt: da, wo in der Nacht eine Feuersäule stand, zeigte sich ein weißlichter Wolkenstreif.

In den letzten Tagen des November war es trübe und düster. Am 30. November hatten wir jedoch den ruhigsten und hellsten Tag des ganzen Winters, wo wir um Mittag von dem höheren Theile der Insel aus sahen, wie die kaum noch über dem Horizonte stehende Polarsonne eine darunter befindliche Wolke röthete. Wir hatten jetzt noch drei Wochen bis zum kürzesten Tage. — Vom 20. bis 22. December war der Himmel um Mittag so helle, daß wir in der Kajüte vollkommen gut sehen konnten, und außerhalb des Schiffes ließ sich der kleinste Druck deutlich lesen. Die Sonne stand unter dem Horizonte. Er selbst zeigte die herrlichsten Farbenspiele, besonders nach Süden hin, wo der Morgenstern im vollen goldenen Lichte glänzte. Sterne erster Größe konnte man auch des Mittags sehen. Die erste Frühe der Weihnachtstage wurde durch eins der schönsten Nordlichter verherrlicht.

Das neue Jahr begann mit heiterem Wetter. Der Mittagshimmel zeigte die schönen Farben eines Sommerabends; die Berge am fernen Horizont waren fast ganz dunkelscharlachroth gefärbt, aber ein glänzender Purpur erhob sich über ihnen und ging allmählich in einen schwarzdunkeln Schatten über. Die Mannschaft ergötzte sich an diesem Tage durch ein Concert, welches ganz ihren Bällen entsprach. — Am 7. Januar bot der Himmel um 10 Uhr Morgens einen ganz neuen Anblick. Der Raum oberhalb des untergehenden Mondes prangte in reicher goldener Farbe, und in der Nähe der jetzt noch nicht aufgehenden, sondern den ganzen Tag unter dem Horizonte befindlichen Sonne enthüllte sich ein helles Silberlicht; es fand hier also gerade das Gegentheil von dem statt, was sonst Regel ist. — —

Als wir am 9. Januar früh an die Küste gingen, berichtete mir einer der Matrosen, daß man von der Höhe aus Fremde gesehen habe. Ich ging demnach in der angedeuteten Richtung vorwärts und erblickte bald 4 Eskimos in der Nähe eines kleinen Eisberges, nicht weit vom Lande und etwa eine englische Meile vom Schiffe. Sie versteckten sich hinter dem Berge, sobald sie mich bemerkten; allein als ich näher kam, trat die ganze Menge hervor und bildete eine Schaar von 10 Mann in der Fronte und 3 in der Tiefe. Ein Mann war, wie es schien, in einem Schlitten sitzend auf der Landseite abgesondert. Da ich wußte, daß das Begrüßungswort bei den einander begegnenden Stämmen Tima tima sei, so rief ich sie in ihrer eigenen Sprache an und bekam einen allgemeinen Ruf derselben Art als Antwort. Der abgesondert sitzende Mann wurde jetzt gerufen und stellte sich vor ihrer Linie auf. Meine übrigen Begleiter waren inzwischen auch herbei gekommen, und so schritten wir bis auf sechzig Schritte zu ihnen vor, wo wir mit dem Ausrufe: aja Tima! die Flinten wegwarfen. Es war dies die gewöhnliche Art, wie wir erfahren hatten, ein freundschaftliches Verhältniß zu eröffnen. Auch sie warfen hierauf ihre Messer und Speere nach allen Richtungen in die Luft und erwiderten den Ruf aja, indem sie die Arme ausstreckten, zum Zeichen, daß sie ebenfalls ohne Waffen seien. Allein da sie ihre Stelle nicht veränderten, gingen wir weiter und umarmten endlich der Reihe nach Alle in der Fronte, indem wir ihre Kleidung von oben nach unten streichelten, worauf von ihnen dieser allgemein herrschende Freundschaftsbrauch erwidert wurde. Es schien dies große Freude zu erregen, die sich bei Allen durch Lachen, Schreien und wunderliche Geberden kund that; und unmittelbar darauf sahen wir uns im Besitz ihres unbedenklichen Zutrauens.

Die bei seiner früheren Reise gemachte Erfahrung des Commandeur Roß war uns hier sehr nützlich, und als sie gehört hatten, daß wir Kablunae (Europäer) wären, antworteten sie, daß sie Innuit (Männer) seien. Ihre Anzahl belief sich auf 31; der älteste, Namens Illicta, war 65 Jahre, 6 andere standen zwischen 40 und 50, und 20 von ihnen zwischen 40 und 20, die übrigen waren 4 Knaben. Zwei gingen lahm und wurden nebst dem Alten von den Anderen auf Schlitten gezogen. Der Eine hatte, wie wir zu verstehen glaubten, durch einen Bär ein Bein verloren, und der Andere einen Schenkel gebrochen. Alle erschienen wohlgekleidet, besonders in trefflichen Rennthierhäuten; die Oberkleider waren gefüttert und lagen an dem Körper an, und zwar vorn vom Kinn bis auf die Mitte des Schenkels, hinten mit einer Kappe, die über den Kopf gezogen werden konnte, während der Besatz bis auf die Wade herabfiel und ungefähr wie die Spitze eines ehemaligen Soldatenrocks aussah. Die Aermel hüllten auch die Hände ein, und von den beiden Häuten, aus welchen Alles gefertigt war, hatte die innere die Haare zunächst auf dem Körper, die Haare der anderen standen nach außen hin. Sie trugen 2 Paar Stiefel, die Haare von beiden nach einwärts und darüber Beinkleider von Rennthierhaut, welche weit am Fuße hinabreichten; einige hatten auch über den Stiefeln noch Schuhe und statt der Rennthierhäute Seehundsfelle zu den Beinkleidern. Unter den ungeheuren, über einander gehäuften Kleidungsstücken schienen sie viel dicker zu sein, als sie wirklich waren. Alle führten Wurfspieße, welche einem Spazierstocke nicht unähnlich sahen, und an dem einen Ende eine hözerne oder bleierne Kugel, am andern Ende eine Spitze von Horn hatten. Als wir den Schaft untersuchten, sahen wir, daß er aus kleinen Stücken Holz oder Thierknochen bestand, die sehr sauber zusammengefügt waren. Die Messer, welche wir zuerst bemerkten, waren aus den Knochen oder Hörnern eines Rennthiers gefertigt und ohne Spitze oder Schneide, mithin eine sehr harmlose Waffe. Bald aber entdeckten wir, daß Jeder von ihnen ein viel wirksameres Messer, mit Eisen gespitzt oder auch mit einer Schneide daran versehen, auf dem Rücken hängen hatte. Eins davon ergab sich als Klinge eines englischen Taschenmessers; sie trug noch das Fabrikzeichen des Verfertigers und war so befestigt, daß sie als Dolch dienen konnte. — Der Commandeur Roß konnte ausmitteln, daß sie von Süden herkamen und Tags zuvor das Schiff gesehen hatten, daß ihre Hütten in einiger Entfernung nach Norden hin lägen und sie dieselben nur erst heute früh verlassen hätten. Für heute schieden wir unter Begrüßungen von ihnen.

Am folgenden Tage fanden wir die Eingebornen an dem bestimmten Orte, und bei der Annäherung trat einer, welcher der Häuptling der Horde zu sein schien, ein paar hundert Schritte vor, indem er die Arme emporhielt, zum Zeichen, daß er keine Waffen habe. Auch wir warfen unsere Flinten weg, worauf alle die übrigen hinten stehenden ebenfalls ihre kriegsähnlichen Werkzeuge in die Luft schleuderten, wie sie Tags zuvor gethan hatten, und mit dem gewöhnlichen Ausrufe unsere Ankunft erwarteten. Die Menge hatte sich um etwa zwanzig Kinder gemehrt, und wir machten die bekannte Art des Begrüßens durch. — Bald kam das Dorf zum Vorschein; es bestand aus zwölf Schneehütten, die, etwa drittehalb Meilen vom Schiffe entfernt, an der Küste auf der Spitze einer kleinen Bucht errichtet waren. Sie glichen umgekehrten Kesseln und standen ohne Ordnung umher. Jede Hütte hatte ein langes, gekrümmtes Anhängsel, in welchem sich der Eingang befand, und gleich vorn in demselben waren die Frauen, die Mädchen und die Kinder. Wir hatten uns für sie mit Glasperlen und Nähnadeln versehen, deren

Vertheilung schnell die Furchtsamkeit verscheuchte, welche sie bei unserem ersten Eintritte gezeigt hatten. Der Gang, der sich in ziemlicher Länge, meist gekrümmt, hinzog und in der Mitte ein Vorgemach des Hundewinkels enthielt, führte zum Hauptgemach. Dies war auf der Morgenseite von einem eirunden Stücke durchsichtigen Eises erhellt und zeigte sich als ein zirkelförmiges Gewölbe von 10 Fuß Durchmesser, wenn es für eine Familie berechnet war; wohnten aber zwei Familien darin, so bildete es ein Oval von 12 bis 15 F. Der Thüre gegenüber war eine breite Schneebank, die fast ein Drittel der Grundfläche einnahm und etwa drittehalb Fuß hoch, oben aber eben und mit mancherlei Fellen bedeckt war. Diese breite Schneebank bildete die gemeinschaftliche Schlafstätte für Alle. An einer Ecke derselben saß die Herrin des Hauses der Lampe gegenüber, welche der in diesen Gegenden allgemeinen Sitte nach aus Moos und Thran bestand und eine hinreichende Flamme gab, um Licht und Wärme zu schaffen, so daß der Aufenthalt vollkommen wohnlich war. Ueber der Lampe hing der Kessel von Stein und enthielt das Fleisch von Rennthieren und Seehunden mit Thran; denn an diesen Lebensmitteln schien kein Mangel zu sein. Uebrigens lag alles Andere: Kleider, Geräthe, Lebensmittel, in unbeschreiblichem Wirrwarr umher und zeigte mindestens, daß Ordnung hier nicht in die Reihe der Tugenden gehöre. Ungleich anziehender war für uns die Entdeckung, daß mitten in dieser Unordnung einige frische Lachse lagen. Auf unsere Frage erfuhren wir, daß dergleichen in dieser Gegend überflüssig vorhanden wären, und so hatten wir die Aussicht auf ein neues Mittel des Lebensunterhaltes. Von den Frauen schienen alle, welche über 13 Jahre alt waren, verheirathet zu sein. Ihr Körperbau war klein und die Kleidung, sowie die Reinlichkeit geringer, als bei den Männern; besonders waren die Haare verwirrt und unordentlich. Ihre Züge zeigten viel Milde und die Wangen viel Röthe, wie bei den Männern. Das Gesicht eines Mädchens von 13 Jahren konnte selbst für hübsch gehalten werden. Ihr Benehmen war durchaus wohlgesittet. Alle waren mehr oder weniger tätowirt, besonders an der Stirn, sowie zu beiden Seiten des Mundes und Kinnes; doch bestand dieser Schmuck hier nur aus Linien, ohne besondere Figuren zu bilden, wie Reisende das auch bei den Eskimos des nordwestlichen Amerika bemerkt haben.

107. Eine Dampfschifffahrt auf dem St. Lorenzstrom.

Der St. Lorenzstrom ist gewiß einer der schönsten auf der ganzen Erde. Er unterscheidet sich zu seinem Vortheile von seinen nordamerikanischen Brüdern, denn er hat klares, frisches Wasser, große, langgezogene Wellen, und sehr häufig malerische Ufer. Das Gewirr von treibenden oder im Flußbette festgehaltenen Baumstämmen, die kurzen, hochfluthigen Wellen, die Menge von rothbuschigen Inseln, die vielen gelben Schlammbänke und Untiefen, diese Eigenheiten der amerikanischen Flüsse fehlen dem St. Lorenz. Er strömt immer ruhig, stolz und unhemmbar, seine Gestade verlieren niemals den wilden Reiz, aber er selbst verliert nie das Helle und Majestätische. Als wir vom Ontariosee in den St. Lorenz hineinfuhren, war mir deshalb dieser Strom eine freudige Ueberraschung. Eine lange Strecke freilich umgab ihn nur niedriges Felsenufer, von Menschen und ihrem Anbau war nichts zu erblicken, wir fuhren wie in öder Wildniß. Selten einmal zeigte sich eine arme halb verfallene Blockhütte, und wo ein Städtchen sich blicken ließ, stand es auf nacktem, steinigem Boden, eingeschlossen von spärlich bebuschten Felshängen und ansteigender Waldung. Bedeutender nehmen sich aus Ogdensburg auf

der amerikanischen und gegenüber Prescott auf der canadischen Seite, da hat der Strom ein belebtes Ansehen. Auch ein Engländer kann nicht verkennen, wie viel freundlicher die amerikanische Stadt aussieht, als die gegenüber liegende canadische. Bei Prescott beginnen bereits die Stromschnellen, doch sind die Dampfschiffe jetzt so fest und zugleich so leicht gebaut, daß sie darüber weggehen. Man merkt aber an dem Ernst und Eifer, den Capitain und Schiffsleute annehmen, sobald es in die Stromschnellen geht, daß die Fahrt hindurch noch nicht ohne alle Gefahr ist.

Nun kam der See der tausend Inseln. Ob es gerade so viele sind, weiß ich nicht, gewiß hat sie Keiner gezählt, denn das wäre eine mühsame Arbeit. Ein paar Meilen weit ergießt sich der Strom zwischen einer Unzahl von kleinen und großen Inselbrocken, rings umher sieht man nichts als diese waldbewachsenen Felsbänke; die eine sieht der andern ähnlich, und es gehört ein scharfes Auge dazu, eine hinter ihnen verborgene Flotille aufzufinden. Die tiefe Einöde, welche sie umgiebt, der Wechsel von starrenden, rothen und braunen Felsufern, das Waldgewoge von allerlei Bäumen, einige Felsen, wie von einander gerissen und mit tiefen Klüften, in welche das Wasser hineinschäumt, andere nur mit Moos und Binsen überwachsen, wieder andere wie bloße Waldbüschel oder wie riesenhafte Sträuße und Tafelaufsätze emporragend, das stolz fluthende Wasser, hier ein Kormoran, unbeweglich von einem Aste ins Wasser schauend, dort ein fischender einsamer Reiher oder ein Flug wilder Enten aufrauschend, dergleichen fort und fort sich wiederholend, machte einen eben so melancholischen als großartigen Eindruck. Immer wieder kamen neue Inseln und neue Felsengestalten. Endlich wurden sie seltener, und nun fanden sich zu beiden Seiten hübsch bebaute Uferlehnen, abwechselnd mit nackten Haiden und Mooren.

Unsere Schiffsgesellschaft bot ein seltsames Gemisch. Das Oberdeck war ganz nach europäischer Art. Im Unterdeck aber machten sich vorzüglich die englischen Soldaten in ihren rothen Uniformen geltend, sie ließen sich die Zeit bei Trinken, Karten und Würfeln nicht lang werden. Dann kamen die französischen Kanadier aus der niederen Volksclasse, feste, gelbe Gesichter; diese Leute sehen meist trübe aus, wenn man sie aber anspricht, werden sie lebhaft und zeigen gefällige Manieren. Es war mir wieder etwas Neues, auf eine solche Menge von artigen und doch ungebildeten Leuten zu treffen, nachdem ich längere Zeit unter den Amerikanern gewesen. Französische Kanadier aus den höheren Ständen waren ebenfalls da und schienen lieber unten mit ihren Landsleuten, als oben in der Kajüte unter den Engländern zu verkehren; sie erschienen halbmodisch gekleidet, hatten aber bei aller äußeren Feinheit doch etwas Freches und Ungestümes in ihrem Betragen, und einige tranken mehr Branntwein als die Soldaten. Interessant waren mir besonders die französisch-kanadischen Bootsleute. Sie sind seit alter Zeit als das beste Schiffsvolk bekannt, der wilde Strom ist ihr Leben; es sind kurz gebaute, aber hartsehnige Leute. Die kurzen Thonpfeifen legen sie nur auf Augenblicke ab; wie im Harze heißt es bei ihnen: „noch so und so viel Pfeifen Arbeit.“ Sie trugen meist ein Lederwams, rothe Mützen, auch wohl einen rothen Shawl um den Leib, und wenn sie ihre braunen Mäntel anhatten mit der Kapuze über dem Kopf, sahen sie aus wie Mönche oder wie Banditen. Am meisten aber hatten sie mit Indianern Aehnlichkeit; ihre Gesichtsfarbe ist fast ebenso schwärzlich, ihr immer schwarzes Haar hat denselben eigenthümlichen Bleiglanz und ihre Mienen sind so düster wie bei den Wilden. Früher waren sie durch ganz Nordamerika zerstreut, ebenso gleichgiltig gegen Klima und

Gefahren, wie Fluß- und Waldthiere. In neuerer Zeit ist ihnen fast nur die Jagd auf Pelzthiere und Büffel geblieben, und in größerer Menge finden sich ihre Ortschaften nur noch bei den Gewässern des Obern-Sees. — In neuen Ländern schafft die Natur solche Spielarten der Völker und verwischt sie wieder. Dann waren ferner auf dem Schiffe Yankees, kurze, gewandte Leute, welche ihre Augen überall hatten, breite, unbehilfliche Schotten, Irländer mir unverwüstlichem Schmutz und Humor, ruhige, grobgehauene Engländer. Die deutsche Sprache war durch mehrere Soldaten und durch Juden vertreten. Man kann immer darauf rechnen, Deutsche in fremden Ländern unter den Soldaten zu finden, der Deutsche bleibt ja der ewige Landsknecht; nach ihnen kommen die deutschen Juden, darauf deutsche Aerzte und Kaufleute, später Handwerker und zuletzt deutsche Ackerbauer. Auf unserem Schiffe fehlten natürlich auch die Indianer nicht, sie halten sich in Unterkanada noch ziemlich zusammen und sind besonders gegen die französischen Kanadier zuthunlich; diese wissen auch am besten mit ihnen umzugehen. Der Indianer in Kanada ist fröhlicher und arbeitsamer, als der in den Vereinigten Staaten, erst nach und nach überschleicht ihn das traurige Gefühl des Verkümmerns und Aussterbens. Die Indianer auf dem Schiffe trugen sich fast eben so wie die ärmeren Kanadier, aber sie waren gleich kennbar an ihren glitzernden, unstäten Blicken, stolzen Bewegungen und dem Verziehen der Gesichtsmuskeln beim Sprechen. Unter den indianischen Frauen fiel mir ein besonders niedliches Gesichtchen auf, im schwarzen Sammetkleid und eine Decke von glänzendem schwarzem Tuch über dem Kopfe. Ihre Hände und Füße waren von äußerst feinen Formen, doch war ersichtlich, daß auch sie schon in Kälte und Sonnenbrand hatte arbeiten müssen. Diese Völkermischung auf dem Schiffe, die Geräthschaften und Waaren aller Art, die Kohlenfeuer, bei denen man sich wärmte, der dunkle Abend auf dem Strome, die finsteren, öden Wälder am Ufer, alles das hatte etwas Abenteuerliches. Schon bald nach 3 Uhr wurde die Luft dunkel, wie bei uns im Winter, wenn die Dämmerung anfängt. Es war mir immer, als wären wir auf einer Expedition hoch im Norden begriffen, und die Phantasie malte mir Bilder vor von treibenden Eisfeldern, von Kämpfen der Matrosen mit Wallfischen und weißen Bären, von tiefverschneiten Hütten auf unwirthbaren Gestaden.

Am andern Vormittage kamen wir in die Stromschnellen. Rings sah man wieder Inseln, und die Ufer schimmerten über die weite Wasserfläche oft nur eben herüber. Es war wie eine See, die hohl geht nach dem Sturme. Segelschiffe können die Stromschnellen nicht hinunter, aber das Dampfschiff durchschnitt sie majestätisch. Auf dem Strome zeigten sich mehrere unabsehbare Flöße, mit Breterhütten und Flaggenstöcken besetzt, an denen Wimpel lustig im Winde flatterten, was ungemein zur Belebung der Landschaft beitrug. — Gegen $^1/_2$4 Uhr landeten wir auf der Insel von Montreal. Am Quai lagen Seeschiffe in Menge; über 100 Meilen von der See können Schiffe mit 15 Fuß Tiefgang hier dicht am Ufer anlegen, löschen und einladen. — Die kleinen Flußboote, welche die Erzeugnisse der ganzen Umgegend hierher bringen und Fabrikwaaren mitnehmen, waren unzählig. Montreal hat den Haupthandel für beide Kanada's und eine höchst betriebsame Bevölkerung, aber auch einen Pöbel, so roh, ruchlos und leidenschaftlich, wie man ihn nicht schlimmer in Marseille oder Rouen findet. Vorzüglich der Holzhandel beschäftigt eine große Anzahl dieser Leute auf den weiten Holzhöfen mit Fahren und Zurichten des Holzes. Nachmittags sah ich sie haufenweise vor den Schenken lärmen und zechen. Es giebt viele Tausende von Holzfällern, welche

Monate lang tief in den Wäldern ein rauhes, aber lustiges Leben führen. Flinte, Messer und Brandyflasche sind ihnen ebenso ständig zur Hand, als die Axt. Bei Streitigkeiten liefern sie sich Schlachten, von denen die Wälder wiederhallen, und bei Gelagen sind sie so wild und verschwenderisch, daß sie an einem Sonntage den Verdienst eines Vierteljahres verjubeln. Es sind die Matrosen der Urwälder. Sie durchziehen ganz Britisch-Nordamerika und beleben die Wälder bereits bis zu den Gewässern des oberen Mississippi. — Mich interessirte besonders auch der Pelzhandel, der in Montreal einen Hauptsitz hat, und ich besuchte zwei Pelzläden, in welchen die kostbarsten Waaren in Fülle aufgehäuft lagen. Es war auch manches Pelzwerk dazwischen, welches von der Leipziger Messe herübergekommen. Eine der hier ansässigen Pelzhändlergesellschaften hat an 3000 Waldläufer (Coureurs de bois) im Solde, französische Kanadier, welche, um Pelzthiere zu erlegen und Häute von den Indianern einzuhandeln, unglaubliche Reisen und Gefahren bestehen.

Montreal liegt am Abhange eines Berges, der mit seinen stattlichen Massen in die Straßen hinabschaut. Ich dachte ihn geraden Weges zu ersteigen, kam aber übel an. Es traten mir so viele Felsbänke, Sümpfe, Schlingkraut und dichtverworrenes Gebüsch in den Weg, daß ich erst nach mehrstündiger Arbeit, zerrissen und blutend an Händen und Gesicht, auf seinem Gipfel anlangte. Hier oben war es eisig kalt, aber eine unendliche Aussicht. Man sieht in die Straßen von Montreal hinein, auf seine bleichen Zinkdächer, Plätze, Spaziergänge, Kutschen, auf die Schiffe am Ufer, die Boote auf dem Strome und das Arsenal auf der Insel mitten im Wasser. Jenseits des Stromes erstreckt sich eine schimmernde Ebene, „der Garten von Kanada", bis an die blauen Bergmassen, welche den Horizont umsäumen. Wendet man sich nach der entgegengesetzten Seite, so verschwinden die kleinen Häuser am Flusse in den endlosen Waldungen und Sandsteppen. Was aber diese unermeßliche Aussicht vor Allem herrlich macht, das sind die Ströme und Seen des St. Lorenz, welche von allen Seiten hell aufglänzen. Ich hätte mein Reiseglück gesegnet, wenn es mir hier oben einen halben Tag milden Sonnenschein gegönnt hätte; so aber mußte ich mich freuen, daß ich dort ein Haus fand, in welchem ich mich wieder erwärmen und erquicken konnte.

Nach Löher.

108. Der Indianer am oberen Mississippi.

Wir trafen eine große Anzahl der Dakota-Indianer in St. Paul, die sich wegen Abtretung eines bedeutenden Districts seit mehreren Wochen in der Umgebung der Hauptstadt Minesota's herumtrieben. Sie tragen zwar im Ganzen dieselben hervorstechenden Merkmale, welche alle Glieder der amerikanischen Urfamilie auszeichnen, erscheinen uns aber weit weniger gebildet, weit roher und grausamer, als die Chippewas, mit denen wir im Westen Kanada's und während unserer Fahrt über den Huron und Obern-See zu verkehren Gelegenheit fanden.

Wir erblicken hier den Indianer noch in seiner ganzen Urthümlichkeit. Cultur und Christenthum haben an ihm noch wenig zu verbessern vermocht. Die langen, schwarzen, glanzlosen Haare fallen an beiden Seiten in schmal geflochtenen Zöpfen über die Achseln herab oder sind bis auf ein Schöpfchen über der Stirn kurz abgeschnitten; das kupferbraune Gesicht ist mit bizarren, unerklärbaren Figuren von rother, gelber, schwarzer oder grüner Farbe beklext. Bei ihren rohen Begriffen von Schönheit scheinen sie gerade die gesichtsentstellendste Malerei für die gelungenste zu halten. Manche bemalen sich aus

Geschmack- oder Farbenmangel oft nur eine Seite des Gesichts, anderen scheint immer noch zu wenig Farbe auf ihrem Aeußeren, und sie beschmieren sich sogar Ohren und Haare. Weder der Wahl der Farbe, noch der Art der Bemalung liegt irgend ein besonderes System zu Grunde; es ist eine Sitte, wie sie fast allen wilden Volksstämmen eigen ist, und von den Briten, Teutonen und Skandinaviern mit nicht weniger Vorliebe geübt wurde. Die Wilden glauben durch diese Anstriche dem Freunde anziehender, dem Feinde schrecklicher zu erscheinen.

Als Schminkstoff verwenden sie Ocker, Thon, Indigo oder irgend ein anderes Mineral des Landes. Doch scheinen die Sioux-Indianer für die rothe Farbe, sowie für wagerechte und senkrechte Streifen über das Gesicht eine besondere Vorliebe zu haben: wenigstens sahen wir unter vielen hundert Dakota-Indianern die meisten in ähnlicher Weise bemalt. Hingegen bemerkten wir nicht einen einzigen, der sich auf sein kahles Gesicht einen Schnurrbart oder Backenbart hingemalt hätte. Es scheint nicht, daß die europäische Bartmanie unter den wilden Bewohnern des amerikanischen Hinterwaldes Nachahmer findet, und daß man selbst das dünnhaarigste Spitzbärtchen in die Acht erklären könnte, ohne ihren Nationalstolz zu kränken oder ihre Eitelkeit zu verletzen. — Viele haben sogar die weißen Wolldecken, in die sie ihren halbnackten Körper hüllen, mit rother und grüner Farbe bemalt. Hier, wo ihrer Phantasie mehr Spielraum eingeräumt war, als auf den eckigen Knochenformen ihres fleischlosen Gesichtes, suchen sie die ganze Launenhaftigkeit ihres Geschmackes zu entwickeln, und malen eine rothe oder schwarze Hand, eine Sonne oder andere zackige Figuren auf den wolligen Grund. Die rothe Hand bedeutet, daß der Träger von seinem Feinde verwundet worden ist, eine schwarze Hand, daß derselbe seinen Feind erschlagen hat.

Der Indianer beschränkt indeß seine Malerkunst nicht blos auf die Ausschmückung seines Gesichtes oder seiner Toilettestücke; wo immer der Armuth seiner Sprache ein Ausdruck mangelt, sucht er seine Gedanken bildlich zu versinnlichen. Diese Malerei spielt daher im wilden Leben der Indianer keine unbedeutende Rolle. Eltern malen die Gesichter ihrer Kinder zur Strafe schwarz; Feiglinge glauben sich durch eine Gesichtsverpinselung dem Teufel unkennbar zu machen und betrachten sie als einen Schutz (Medicin) gegen böse Geister.

Wenn eine Kriegstruppe gegen den Feind in Kampf zieht, malt sie im Walde auf dem Grunde entrindeter Eichenstämme mit rother Farbe mehrere Canoes nebst der Anzahl der Kampfziehenden und dabei ein Thier, einen Hirsch, einen Fuchs u. s. w. als Erkennungszeichen der Bande, gegen welche die Expedition gerichtet ist. Wenn diese Krieger vom Kampfe heimkehren, halten sie am selben Orte wieder an, senden Nachricht für einen entsprechenden Empfang nach Hause, und erzählen am nämlichen oder an einem benachbarten Baume durch farbige Figuren ihre Abenteuer. Die Canoes sind jetzt mit dem vorderen Theile gegen die Heimath gerichtet; die Anzahl der Getödteten wird durch schwarz gemalte Scalps, die Zahl der Gefangenen durch eben so viele Weidenruthen, die jedoch dem Henkel eines Topfes weit ähnlicher sehen, dargestellt. Und diese bemalten Eichenstämme bilden die einzigen Geschichtsbücher dieser wilden Völkerschaften!

Die Tracht der Sioux-Indianer besteht in der Regel aus eng anliegenden Hosen von rothem Tuche, in einer leichten Fußbekleidung aus zusammengenähtem Hirschleder (mocassins), und aus einer weißen oder rothen Wolldecke, die sie nach Art eines spanischen Mantels über die Achsel geworfen tragen.

In ihren Händen führen sie abwechselnd Bogen, Pfeile, Skalpmesser, Kriegskeule, Schießwaffe oder Friedenspfeife bei sich, wie sie gerade das Eine oder das Andere sich zu verschaffen wußten.

Der Stein zur Friedenspfeife wird nur in einem einzigen Steinbruche Minesota's (100 Meilen westlich von St. Paul) im sogenannten rothen Pfeifensteinthale gefunden. Dieses Thal erstreckt sich von Nordnordwest nach Südsüdost in Form einer Ellipse und mißt ungefähr 3 Meilen in der Länge und 1/2 Meile in der Breite. Die Schicht, in der sich dieser heilig gehaltene Stein von blutrother Farbe und schieferartigem Ansehen vorfindet, ist einen halben Schuh breit. Die Indianer verstehen aus diesem Pfeifensteine sehr schöne Pfeifen zu bohren und zu schnitzen, und schätzen denselben schon deshalb so hoch, weil er ihre Lieblingsfarbe trägt und sehr geschmeidig in der Bearbeitung ist.

Wenn die Sioux-Indianer einen Feind getödtet und skalpirt, d. h. die Kopfhaut abgezogen haben, tragen sie entweder einen Büschel von dessen Kopfhaaren am Hemde, oder eine Adlerfeder mit rothen Flecken, nach Frauenart durch's schwarze Haar gesteckt. Ist die Feder am oberen Ende gespaltet und sind die Enden derselben roth bemalt, so bezeichnet dies, daß dem Feinde die Gurgel durchgeschnitten wurde; schmale Schnitte in der Feder bedeuten, daß der Träger die dritte Person gewesen, welche den Körper des Getödteten berührte.

Trotzdem, daß viele junge Dakota-Indianer in ihren bartlosen Gesichtern und durch ihre eigenthümliche Tracht und Haarfrisur ein mehr weibisches Aussehen haben, so gilt es bei ihnen doch als die größte Beschämung, für eine Frauensperson gehalten zu werden. So sahen wir einen jungen Indianer tief darüber erröthen, daß wir ihn, durch seine sanften Züge und das Geflechte seiner langen Haare betrogen, für ein Mädchen ansahen.

Wenn die Dakotas mit Weißen in Berührung kommen, sind sie stets mißtrauisch und ängstlich; sie lassen niemals die Summe ihres Geldvorrathes wissen, den sie sorgfältig in ihren Haaren eingeflochten tragen, und wahrlich, ihr Mißtrauen ist durch die vielen betrügerischen Absichten der Weißen nur zu sehr begründet.

In einem Verkaufsladen in St. Paul sahen wir mehrere Indianerkleider als Kuriositäten zum Verkauf aushängen, die vermuthlich ein indianisches Oberhaupt in einer Anwandlung von Geldnoth mit allen ihren Ruhmeszierden dem Meistbietenden preisgab. Es war eine mit blutrothen Glasperlen reichgestickte Hose aus Hirschhaut, an den Fersen mit schmucken Perlenquasten verziert. Daneben hing ein Rock, ebenfalls von Hirschfell, in der Form eines Hemdes, mit Stickereien und Glasperlen von schwarzer, weißer und blauer Farbe, die theils die Form von Quadraten hatten, theils als schmale Streifen neben einander liefen. — Aber den Hauptschmuck des Hemdes bildeten die Skalps von sieben Chippewa-Indianern, deren fliegende Haarbüschel grauenerregend über dem Brusttheile des Kleides herabhingen. Der Kaufmann verlangte für dieses Häuptlingswams nur 20 Dollars, ein Spottpreis für die vielen Todesseufzer, aus denen dieses indianische Prunkgewand zusammengestickt ist! —

Unter der dürftigen Ausstattung einer Indianerhütte ist der Medicin-Sack von der größten Bedeutung. Der Indianer schreibt demselben übernatürliche Kräfte zu und betrachtet ihn als seinen Schutz und Leiter durch's Leben. — Oft wird dieser Sack sogar angebetet, Feste werden seinetwillen gefeiert, Hunde und Pferde ihm zu Ehren geopfert, und wenn man denselben beleidigt glaubt,

werden Tage und Wochen in Reue und Fasten zugebracht, um ihn wieder zu versöhnen.

Dieser Sack besteht aus der Haut irgend eines nach besonderer Vorschrift gewonnenen Thieres; gemeiniglich dienen Moschusratte, Biber, Otter, Wolf, Maus, Kröte, Sperling oder Schlange zu dessen Anfertigung. — Sobald der Knabe 14 Jahre alt ist, wandert er nach einem einsamen Orte im Walde, wo er sich auf den Boden wirft und, in dieser Lage den großen Geist anbetend, 2, 3 und oft sogar 4 Tage, ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, verbleibt. Gestattet sich derselbe endlich zu schlafen, so glaubt er, daß das erste Thier, von dem er träumt, dasjenige sei, welches ihm ein großer Geist für den erwähnten Zweck bezeichnet. Der Knabe geht jetzt zurück zu seines Vaters Hütte, nimmt Nahrung zu sich, und wandert hierauf wieder hinaus in die dunklen Wälder, um sich das erträumte Thier zu erjagen. Sobald ihm dies gelungen, zieht er dem Thiere die Haut ab, bereitet und verziert diese nach seiner Phantasie, und führt diese Haut dann in der Form eines Sackes mit sich durch's Leben, als seine Stärke in der Schlacht, als seinen Trost und seinen Schutzgeist im Tode, der ihn hinführen soll nach den ewigen Jagdgründen. Der Indianer schätzt diesen vermeintlichen Talisman über Alles; er kann niemals verleitet werden, denselben zu verkaufen, und hat er das Unglück, ihn in einem Gefecht zu verlieren, so kann er denselben nur durch den Medicinsack seines Freundes ersetzen, den er mit eigener Hand todtschlägt. —

Was die religiösen Vorstellungen der Indianer betrifft, so kann man gerade nicht sagen, daß die amerikanischen Urbewohner keine Religion haben, denn sie glauben an einen guten und einen bösen Geist, sie können sich weder einen Wasserfall, noch einen Berg, noch einen Stein vorstellen, dem nicht irgend ein Geist innewohnte. Im Blitz und Donner machen sie sich eine Vorstellung von dessen Gewalt, im Wachsthum der Lebensmittel erblicken sie das Zeugniß seiner Güte. Dabei besitzen die Indianer viele Wundersagen und mystische Gebräuche und sind unendlich abergläubisch, und das allein beweist schon, daß sie eine Religion haben. Aber ihr Begriff von einem künftigen Leben beschränkt sich darauf, daß die Bösen zum ewigen Tragen von eisernen Ketten verurtheilt sein werden, während die Braven in ein Land gelangen, wo die Bäume beständig grün, die Jagdgründe immer thierreich, die Wasser immer fischgefüllt sind; wo die Sonne niemals untergeht und das ganze Dasein einem nie endenden Feste der Freude und des Tanzes gleicht.

Nach Scherzer.

109. Der deutsche Auswanderer im fernen Westen.

Unser Landsmann hat mit seiner Familie den Boden der „Vereinigten Staaten von Nordamerika“ betreten und ist ohne längeren Aufenthalt in den größeren Städten seiner neuen Heimath zugewandert. Eisenbahnen und Dampfschiffe bringen ihn auf oft wunderlichen Umwegen derselben näher, bis er sich endlich anschickt, den letzten und schwierigsten Theil seiner Reise mit einem einfachen, von ein bis zwei Pferden gezogenen Karren zurückzulegen. Gasthäuser giebt es in den neueren, im Westen gelegenen Staaten noch sehr wenige. Unsere Reisenden kehren meist bei den an den Verbindungsstraßen wohnenden Farmers ein und bezahlen hier für Nachtlager und Kost gewöhnlich $1/2$ Dollar, für die Fütterung des Pferdes nach dem Preise des Mais. Die Straßen sind nur höchst einfach; die hindernden Bäume werden niedergehauen, die sumpfigsten Stellen und tiefsten Löcher ausgefüllt. — Endlich

ist eine passende Stelle zur Niederlassung aufgefunden, das Land zur Urbarmachung von der Regierung für niedrigen Preis gekauft worden, da der neue Colonist es nicht vorzog, die erste Cultur dem Amerikaner zu überlassen und diesem die Farm abzukaufen, ein Verfahren, das von Vielen mit Vortheil angewandt wird, da der Yankee oder eingeborne Amerikaner europäischer Abkunft sich zur ersten Cultur des Bodens am vorzüglichsten eignet.

Wir beobachten unseren deutschen Landsmann bei der Gründung seiner Niederlassung. Sein erstes Geschäft ist die Errichtung eines Blockhauses, wobei ihm seine nächsten Nachbarn bereitwillig beizustehen pflegen. Schwache Bäume von festem Holze werden gefällt und in gleich lange Stücke gehauen. Vier starke Stämme mit über einander stehenden Enden werden im Viereck auf einander gelegt und dadurch zusammengefügt, daß in die oberen eine Kerbe, in die unteren ein sogenannter Sattel gehauen wird, so daß beide in einander greifen. Dies die erste Grundlage des Hauses, auf welcher sich nun in gleicher Weise eine Lage nach der anderen erhebt. Doch das dadurch hergestellte Viereck ist unzugänglich, darum muß erst mit der Axt eine Oeffnung für die Thüre und eine zweite für das aus Lehm aufzuführende Kamin gehauen werden. Fenster fehlen in diesem ersten Blockhause ganz, dessen Dach übrigens aus rohgespaltenen Bretern besteht, welche nach Schweizer Art mit Steinen oder Stangen beschwert werden, damit der Wind sie nicht wegführt. Nun wird das Haus, wie später auch die Felder, eingefenzt. Man fällt hierzu das beste Nutzholz, zerschneidet es in 10 bis 11 Fuß lange Klötze und spaltet diese wieder in 4 bis 5 Zoll starke Stangen. Diese werden im Zickzack um den einzufenzenden Ort so hoch über einander gelegt, daß weder Kühe noch Pferde sie überspringen können. Mit allen diesen Geschäften begann bereits die Urbarmachung des Waldes, denn alles erforderliche Holz ward diesem entnommen. Sie ist eine höchst beschwerliche Arbeit, schreitet nur langsam vorwärts und wird Jahre lang, meist im Herbst, fortgesetzt. Die jungen Bäume werden etwa 1 Fuß über der Erde abgehauen, die stärkeren aber dadurch getödtet, daß man mit der Axt einen Ring durch die Rinde des Stammes schlägt, wodurch dieser in kurzer Zeit abstirbt. Nun werden mit einer schweren, recht eigenthümlich von der unsrigen abweichenden Hacke die Wurzeln der Büsche und Stauden ausgerodet und diese, sowie alles andere nicht weiter nutzbare Holz auf Haufen gebracht und verbrannt. Das eingefenzte Land wird nun mit dem Pflugschar bearbeitet, ein wegen der unzähligen Wurzeln und vielen Baumstümpfe höchst beschwerliches Geschäft, da letztere erst nach 6 bis 10 Jahren verfaulen, während die Frühlings- und Herbststürme die durch Umringung abgestorbenen Bäume umstürzen und dadurch den Ackerboden vorbereiten. Der Pflug des Amerikaners ist ohne Räder, um ihn über die Baumstämme und Wurzeln desto leichter heben zu können.

Doch wir treten in das Blockhaus. Hier findet sich nur der nothdürftigste Hausrath: ein paar Bettstellen, eine Bank und ein Tisch, einige „Gums" (d. h. Stücke eines hohlen Baumes, einige Fuß lang, die unten mit Breterstücken vernagelt, zur Aufbewahrung von Mehl, Salz und drgl. dienen), sowie die nöthigsten Teller, etwas Wäsche, Büchse und Pulverhorn, am Herde einiges Kochgeschirr und im Rauchfang etliche Hirschschinken. Dies sind die ganzen Habseligkeiten einer Familie, und zwar nur erst dann, nachdem sie sich eingerichtet hat. Noch andere Gebäude werden errichtet, um die Mais- und Weizenernte aufzunehmen, ja später wird sogar ein zweites noch wohnlicheres Blockhaus neben dem ersteren erbaut. Ist keine Mühle in der Nähe, so richtet man auch eine Roß- oder wenigstens eine Stahlmühle ein, welch letztere

mit der Hand in Bewegung gesetzt wird. Das Gewinnen der Körner aus den Aehren geschieht meist dadurch, daß man mit Pferden die aufgebundenen und auf einer harten Tenne ausgebreiteten Garben so lange überreitet, bis die Körner ausgefallen sind. Gleich einfach ist auch die Reinigung des Weizens, indem derselbe durch ein möglichst hoch gehaltenes Sieb langsam geschüttet wird, während zwei andere mit einer wollenen, an den vier Zipfeln gehaltenen Decke so viel Wind machen, daß Spreu und Staub davon fliegen, während die freilich nur unvollkommen gereinigten Körner gerade herunterfallen. Ueberhaupt ist der Hinterwäldler (backwoodsman), wie man den Ansiedler der westlichen Wälder zu nennen pflegt, fast in Allem auf sich selbst verwiesen; er ist Gerber, Schuhmacher, Schneider, Tischler, Zimmermann, Fleischer u. s. w. Hat er auf der Jagd Wild erlegt, so gerbt er die Felle auf indianische Weise, indem er sie nach Einweichung in Wasser in einer durch zerkochtes Hirschhirn zubereiteten Brühe so lange knetet, bis sie von dieser Masse ganz durchdrungen sind. Darauf reibt und zieht man sie auf einem scharfen Brete, bis sie trocken, schneeweiß und sammetweich werden. Um sie in dieser Weichheit und Geschmeidigkeit zu erhalten, räuchert man sie sogar, wobei je zwei Felle zu einem unten offenen Sacke zusammengenäht und über ein schwaches Feuer gehängt werden, von dem ein durch faules Holz unterhaltener dicker Qualm aufsteigt. Dadurch bekommen die Felle eine braungelbe Farbe und einen eigenthümlichen Geruch, sowie die Eigenthümlichkeit, daß weder Wasser noch Sonne ihnen ferner etwas anhaben können. Aus diesem Leder verfertigt sich Jeder seine Mokassins (Schuhe) und Leggins (Strümpfe), sowie ein Jagdwams. Außerordentlich ist es, einen wie vielfachen Gebrauch sie von der Art zu machen wissen, und mit welcher Geschicklichkeit sie dieselbe führen. Auch beim Schlachten der Schweine, mit deren Fett man sich sehr reichlich versieht, hat die Noth die, welchen die dazu erforderlichen Geräthschaften fehlen, erfinderisch gemacht. Die Schweine werden, oft zu 10 bis 16 Stück, in eine Fenz getrieben und in derselben geschossen. Hat man keinen großen Kessel zum Abbrühen derselben, so wird ein Faß ohne Deckel etwas schräg halb in die Erde gegraben und mit Wasser gefüllt, dieses dann durch im Feuer glühend gemachte Steine erhitzt und darauf ein Schwein nach dem andern hineingetaucht und durch viele Hände rasch von den Borsten befreit. Zuvor sind aus Baumstämmen ein halbes Dutzend und mehr Tröge ausgehöhlt worden. In diesen werden die zerlegten Schweine eingesalzen und in dem Rauchhause aufgestellt. Einer derselben dient zur Aufbewahrung des ausgelassenen Fettes. Dabei pflegen die Nachbarn einander hilfreich an die Hand zu gehen, und den Tag beschließt eine festliche Mahlzeit, bei der der Whiskeyflasche oft nur zu fleißig zugesprochen wird. — Ueberhaupt nimmt der oft 2 und mehr Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt lebende Hinterwäldler gern die Gelegenheit zur Geselligkeit und zu Festen, frolicks, wahr.

Besonders festlich wird in Arkansas, wie in der ganzen Union, der 4. Juli, der Tag der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung, begangen. — Hören wir hierüber unsern Gewährsmann Gerstäcker: „Als ich den gegen 4 Meilen entfernten Versammlungsort erreichte, war die ganze Umgegend versammelt, und die rauhen „backwoodsmen“ wogten in bunten Gruppen durch einander; manche in Jagdhemden, andere in wollenen, von ihren Frauen gewebten Röcken, noch andere, um sich's bequem zu machen, in Hemdärmeln. Im Freien dampften über Feuern mächtige Braten, und an einem schattigen Plätzchen waren mehrere Frauen beschäftigt, einen gewaltigen, langen Kaffee zu

kochen. Aus dem einen Flügel des Doppelhauses erschallten die schrillen Töne einer einzigen Violine, nach denen das junge Volk seine vaterländischen, seltsam beweglichen Tänze eifrigst tanzte. Ich zog es vor, die Ankommenden zu beobachten, die aus allen Ecken und Enden der Grafschaft hergeschneit zu sein schienen. Zahlreiche junge Mädchen kamen leicht und anmuthig, mit vom schnellen Ritt gerötheten Wangen, daher galoppirt. Eine Jede hatte zu meiner Verwunderung ein Bündel am Sattelknopf hängen. Der Mittag kam herbei. Eine lange Tafel wurde vor dem Hause gedeckt, Bänke und Stühle herbeigeschafft, auf denen wegen mangelnden Platzes meist nur die Damen ein Unterkommen fanden. Rinder- und Schweinebraten, süße und andere Kartoffeln, Maisbrot, Kuchen, Milch und Kaffee bildeten die Mahlzeit. — Darauf wurde eine kurze Anrede zu Ehren des 4. Juli an die Versammelten gehalten, und dann begann von Neuem der Tanz, während die Anderen in den verschiedensten Gruppen malerisch sich um das Haus herum vertheilten. Hier hatte sich eine Anzahl kräftiger, sonnenverbrannter Gestalten im Grase gelagert und erzählten sich ihre Jagdabenteuer; dort saßen zwei reitend auf einem umgestürzten Baumstamm und spielten Karte. An jener Seite führten einige, durch schwere Steine, die sie in den Händen hielten, ihre Schwungkraft erhöhend, erstaunenswerthe Sprünge aus, und an dieser lag eine Reihe langer Burschen, die gemüthlich ihre Nachmittagsruhe hielten und sich nur bewegten, um dem weichenden Schatten nachzurücken. In dem engen, erstickend heißen Tanzsaale sah man manches anmuthige Mädchen, das mit seinen kleinen Füßchen den Takt zu den schrillen jigs, reels, hornpipes, und wie die Tänze alle heißen mochten, schlug. — Zu meiner Verwunderung trugen mehrere Tänzerinnen jetzt weiße Kleider, die ich vorher in dunkeln gesehen hatte. Ein Amerikaner erklärte mir, daß die meisten jungen Mädchen schon zum dritten Male die Kleider gewechselt hätten. Von Einigen geschah es bis zum Morgen 5 Mal. Da sie so selten Gelegenheit haben, ihre Kleider zu zeigen, so gehört das wiederholte Wechseln derselben zum guten Tone. Ländlich, sittlich! — Bald nach 12 Uhr legte ich mich ermüdet vor dem Hause unter einen Baum und schlief, trotz der schrillen Töne der gepeinigten Violine, bis zum Morgen. Schon warf die Sonne ihre Strahlen in die kleine Lichtung; um mich lagen in mannichfaltigen Gruppen noch Viele in tiefer Ruhe, und drinnen wurde noch immer getanzt. Doch bald wurden nun ernste Anstalten zum Aufbruch gemacht, die Pferde, welche die Nacht an Büschen oder der Fenz angebunden gestanden hatten, gesattelt, und hier und da verschwand ein Trupp von Männern und Frauen in dem dichten Walde. Auch ich machte mich auf, und noch weit hin schallten die Töne der unermüdlichen Geige mir nach."

Das Schulwesen in den Ansiedelungen steht dem unsrigen auch noch ziemlich unähnlich. Das Schulhaus ist, wie alle Blockhäuser, meist ohne Fenster und ohne Breterboden. Nur an einer Stelle ist die Oeffnung zwischen den Stämmen nicht mit Moos verstopft, und daran ist ein langes Bret befestigt, welches der Schuljugend als Schreibtisch dient. Sonst fällt das Licht nur durch die Thüre ein, die stets geöffnet bleibt. Wenn im Winter die Kinder der Frost schüttelt, so treten sie auf eine Weile um das wärmende Kamin. Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Rechnen sind meist die einzigen Unterrichtsgegenstände, und darin besteht auch häufig die ganze Weisheit der Lehrer. Die Schüler, die sich mit diesen Anfangsgründen des Wissens beschäftigen, sind meist schon erwachsene junge Leute, selbst von 18 und 20 Jahren. — Manche haben 3 oder 4 Meilen zur Schule und kommen zu Pferde, und

diese grasen draußen, während ihre Reiter drinnen buchstabiren. Zwischen dem Unterricht ist eine Erholungsstunde, wo sie ihr mitgebrachtes Mittagsbrot verzehren und dann sich mit dem Lehrer durch Ballschlagen oder ein anderes Spiel vergnügen.

In den entfernten westlichen Staaten kommt nicht selten ein Gerichtsverfahren in Anwendung, das zwar durch und durch ungesetzlich und gar manchmal ungerecht, dennoch aber in so ungeregelten Gegenden zur Nothwendigkeit werden kann. Wir meinen das nach einem gewissen Lynch benannte Verfahren, bei welchem unter Beobachtung äußerlicher Rechtsformen die Volksrache sich oft im Theeren und Federn des zu Bestrafenden, bisweilen aber in der Zerstörung seines Eigenthums, ja selbst im Morde des Verhaßten äußert. Unser Gewährsmann wohnte einem solchen Verfahren bei und mag uns dasselbe mittheilen: „Ich war bei einem gewissen Hozart, um mit ihm einige Tage zu jagen, als am Morgen 5 Reiter am Thore hielten, die uns aufforderten, sie zu einer Handlung der Gerechtigkeit, wie sie es nannten, zu begleiten. Es hatten sich in der Nähe an einem kleinen Flusse, etwa 20 Meilen im Umkreis, eine Anzahl Menschen angesiedelt, die sehr häufig Pferdediebstähle begingen. Namentlich gegen zwei derselben lagen fast unumstößliche Beweise vor, die aber doch noch nicht genügten, sie vor Gericht zu stellen. Man beschloß daher, selbst über sie Gericht zu halten. Ich folgte der Aufforderung, ohne selbst daran thätig Theil zu nehmen. Bald wurden die Beiden gebunden zwischen zwei Pferden nach einem Platze geführt, wo eine zahlreiche Versammlung von 40 bis 50 Personen ihrer wartete. Geschworene wurden erwählt, Zeugen vorgerufen, Alles nach Art des gewöhnlichen Gerichtsverfahrens. Curli, der eine der Angeschuldigten, war sehr niedergeschlagen, der andere, Brogan, sah wild und bösartig darein; beide leugneten beharrlich. Da wurde der erstere an einen Baum gebunden und sein entblößter Rücken mit Ruthen bearbeitet. Bald gestand er, daß er den Hehler gemacht und Brogan den letzten Diebstahl ausgeführt habe; auch führte er 26 Namen von solchen an, die sich bei Pferdediebstählen betheiligt hatten. Brogan, der noch beharrlich leugnete, wurde nun ebenfalls an einen Baum gebunden und von zwei Männern schrecklich zerhauen. Anfangs fluchte und schimpfte er, dann wurde er ganz ruhig und ertrug mit bewunderungswürdiger Gelassenheit die schweren Mißhandlungen; endlich rief er stöhnend aus: „Mein armes Weib und meine Kinder!“ Indessen kamen 2 Neger mit Schaufeln und Spaten und begannen ein Grab zu graben, während ein Weißer mit der kaltblütigsten Miene ein Seil mit Talg bestrich, an dem der Unglückliche aufgehängt werden sollte. Das ging zu weit, und mehrere von uns machten den milder Gesinnten begreiflich, daß, wenn sie ihn tödten wollten, sie ihn nicht erst so greulich hätten mißhandeln dürfen. Unsere Ansicht ging durch, und das Leben wurde ihm geschenkt unter der Bedingung, daß er binnen 4 Wochen die Grafschaft für immer verlasse. Er versprach nichts, sondern sank, als man ihn losband, ohnmächtig zur Erde.“ — Solche Scenen lassen einen tiefen Blick in die Nachtseite des amerikanischen Lebens thun, in dem der allmächtige Volkswille oft zur unverantwortlichen Willkürherrschaft wird.

Nach Gerstäcker.

110. Ein Besuch auf den Zuckerplantagen der Louisiana.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in New-Orleans erhielten wir von einem dortigen Banquier ein Empfehlungsschreiben an mehrere der bedeutendsten Zuckerpflanzer der Louisiana. Wir brachen dahin auf. Unter der Reise-

gesellschaft befanden sich viele Creolen, d. h. Abkömmlinge eingewanderter Franzosen. Die wenigsten unter ihnen waren der englischen Sprache mächtig, aber alle hatten die zahllosen kleinen Unarten der Amerikaner des Südens mit staunenswerther Vollkommenheit erlernt. Sie kauten, fluchten, tranken Whiskey, spielten Ucker, bissen sich die Nägel und streckten, mit dem Körper sich in einem Armstuhl balancirend, ihre langen Spindelbeine über das Schiffsgeländer hinaus in die Luft. Obschon wir nur ungefähr 50 Meilen den Mississippi aufwärts fuhren, so nahm diese Fahrt doch einen ganzen langen Tag in Anspruch, indem wir fast an jeder einzelnen Plantage anhielten, um Waaren abzuladen oder Passagiere aufzunehmen. Endlich gegen 8 Uhr Abends landeten wir auf einer der großartigsten Plantagen im Pfarrbezirk St. Jaques. Da man von unserer Ankunft bereits brieflich unterrichtet war, so befanden sich schon ein paar rabenschwarze Neger auf dem Landungsplatze, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen und uns nach der Wohnung zu begleiten. — Unser Besuch fiel gerade in die Erntezeit, deshalb hatten alle Hände vollauf zu thun, und wir trafen selbst den Besitzer in größter Thätigkeit im Fabrikgebäude, wo er persönlich Tag und Nacht den Erzeugungsproceß leitete. — Schon am nächsten Morgen begaben wir uns auf die Plantage und sahen hier männliche und weibliche Negersklaven thätig, mit einem schneidigen, sichelartigen Instrumente das Rohr seiner reichen Blätterwucht zu entblößen und dann mit einem scharfen Hiebe knapp am Boden abzuschneiden, während andere sich unaufhörlich bückten, um das geschnittene Rohr in Packete zu sammeln und mit seinen Naturblättern gebunden auf einen Karren zu werfen, der es nach dem Preßapparate beförderte.

Ein Feld reifen, hochstämmigen Zuckerrohrs mit seinen schmalen, langen, goldgelben Blättern wäre ein gar prächtiger Anblick, wenn man dabei nicht immer an Negerschweiß und Sklavenseufzer erinnert würde. Die Pflanze wird hier 8—10, in Westindien sogar bis 20 Fuß hoch, und erreicht 1½ Zoll im Durchmesser. Der Stamm ist dicht und zähe, aber leicht brechbar, und von grüner Farbe, die sich zur Zeit der Reife in ein lichtes Gelb verwandelt. Die Blätter sind 3—4 Fuß lang und 1—2 Zoll breit, und gilben sich ebenfalls bis zur Ernte. Obwohl das Zuckerrohr in der Louisiana genugsam reift, um zur Fabrikation verwendet werden zu können, so kommt es doch daselbst niemals in den Zustand der Blüthe; kein einziger Pflanzer der Louisiana, den wir besuchten, hatte jemals die Blüthe der Pflanze gesehen, die ihm doch so goldene Früchte bringt! Das Zuckerrohr beginnt gewöhnlich erst im 11. oder 12. Monat nach seiner Pflanzung zu blühen; seine Blüthen sind zahlreich, ohne Blumenblätter, von weißlicher Farbe mit 3 Staubfäden. Das Zuckerrohr wird zeitig im Jahre, wenn eine ernste Frostgefahr nicht leicht mehr zu befürchten steht, meist schon im Februar, gebaut, wo das zur Pflanzung bestimmte Rohr ungefähr 2 Fuß tief horizontal in den Grund gelegt und sodann wieder mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen eines Ackers, welche einen Werth von 100 Dollars vorstellen, sind hinreichend, um 5 Acker damit zu bebauen, da aus jedem in die Bodenfurche gelegten Rohre wieder zahlreiche Pflanzen ersprießen. — Man baut 3 verschiedene Gattungen Zuckerrohr: das Creolenrohr aus Cuba, das in Westindien bis zu einer Höhe von 3000 F. noch gedeiht; das Otaheitirohr, welches in der Heimath sogar bis zu einer Höhe von 5000 Fuß fortkommen soll, und das gestreifte Rohr, welches erst im Jahre 1826 aus Java eingeführt wurde. Am ergiebigsten und beliebtesten ist das letztere, weil es am besten dem Einflusse des Witterungswechsels, der Kälte und den Winden, der Nässe und der Trockenheit widersteht.

Jeder Neger hat jährlich die Cultur von 7 Arpent*) Zuckerpflanzung und 3 Arpents Mais zu besorgen. Während der Erntezeit, wo die junge schwarze Bevölkerung vom ersten Sonnengruß bis zum letzten Lichtstrahl auf dem Felde ist, kann ein guter Arbeiter täglich einen halben Arpent ernten, Weiber und ältere Neger hingegen nicht mehr als 1/4 Arpent. Jeder Arpent giebt 18 bis 20 Karren voll (charrets) Rohr, und liefert durchschnittlich 1000 Pfd. Zucker und 500 Pfd. Zuckersatz (molasses). In günstigen Jahren hat sich das Erträgniß eines Arpent schon bis auf 1500 Pfd. gesteigert. Die Arbeitskosten eines Arpent betragen jährlich circa 21 Dollars oder ungefähr ein Drittel des Ertrags.

Wenn man sich mit der Ernte verspätet hat und selbst der angestrengteste Menschen- und Maschinenfleiß nicht im Stande ist, das rohe Zuckerrohr vor dem muthmaßlichen Eintritt des so sehr gefürchteten ersten Frostes aufzuarbeiten, so wird das geschnittene Rohr auf dem Felde in Packete gelegt und mit dichten Blättern wohl bedeckt. Dieses Verfahren reicht vollkommen hin, um das Rohr vor dem Frostverderben zu schützen. — Nach 5 oder 6 Jahren des Ertrages läßt man eine Pflanzung gewöhnlich 1 oder 2 Jahre ruhen, und darum besteht eine jede Plantage meistentheils aus zwei bis drei Mal so viel Grundstücken, als sich in Zuckercultur befinden. Auf den ertragsunfähig gewordenen Feldern baut man zumeist Bohnen, weil die Pflanzung dieser Gemüseart bisher als die dem Boden zuträglichste erkannt wurde. Ja manche Plantagenbesitzer sind in dieser Beziehung derart ängstlich und fürchten so sehr, dem Boden die benöthigte Nahrung zu entziehen, daß sie sogar von der gereiften Bohnenfrucht keinen Gebrauch machen, sondern dieselbe überackern und dem Boden als Düngervermehrung belassen. Ein anderes Düngungsmittel sind die Rohrabfälle, die einige Pflanzer, wenn sie aus der Presse kommen, nach dem Felde zurückführen und dort verfaulen lassen, während andere sie vorher in Asche verwandeln und dadurch eine erhöhte Düngungskraft zu erzielen glauben.

Wenn die geschnittenen Zuckerrohre gleich Garben vom Felde heimgeführt sind, so werden sie mit einer Maschine in Verbindung gebracht, die zwischen 3 Stahlcylindern den Nahrungssaft auspreßt, und sodann das zermalmte Rohr durch eine geschickte Vorrichtung entweder in den Feuerofen oder auf den Düngerhaufen weiter befördert. Der gewonnene Saft aber läuft durch verschiedene Bottiche nach den eisernen Cylindern, in welchen der Kochproceß geschieht. In der Siederei des Herrn A.... sahen wir 4 große Cylinder, wovon jeder einzelne 6000 Pfund aufzunehmen im Stande ist. In denselben kocht der Zuckersaft bei einer Hitze von 56 bis 60° R. 5 bis 6 Stunden lang. Hierauf wird die Flüssigkeit in Holzbehälter zur Krystallisation abgezapft und später in Fässer gefüllt. Der ganze Erzeugungsproceß, vom Moment, wo das frischgeschnittene Zuckerrohr in die Quetschpresse geschleift wird, bis zur vollendeten Krystallisation, dauert nicht länger als 10 Stunden, so daß in einem Etablissement mit 4 Kochapparaten während der Ernte alle Tage ungefähr 20,000 Pfund Zucker erzeugt werden.

Bei allen diesen Verrichtungen sahen wir Negersklaven als Mechaniker, Ingenieurs, Maschinisten und sogar als Leiter des ganzen Erzeugungsprocesses thätig, und jeder der Pflanzer lobte uns die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der sich dieselben ihrer Obliegenheiten entledigen. Wiederholt hörten wir von Sklaven erzählen, die so klug, besonnen und geschäftskundig

*) Ungefähr 230 rhein. Ruthen.

„wie ein Weißer“ sind, und dabei so ehrlich, daß man ihnen die größten Summen anvertrauen könne, ohne eine Veruntreuung befürchten zu müssen. Wie würden sie aber erst in ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung gewinnen, wenn sie lesen, schreiben und beten könnten!

Wie in Deutschland die Winzer Traubengeschenke machen, so schicken die Pflanzer der Louisiana während der Ernte frisch geschnittenes Zuckerrohr an ihre Freunde nach der Stadt, und es sieht gar komisch aus, Weiße und Schwarze ein saftiges, stämmiges Rohr gleich einer Düte an den Mund führen und seiner ganzen Länge nach absaugen zu sehen. — Die Ernte und die Zuckerfabrikation nehmen durchschnittlich 2 Monate des Jahres in Anspruch. Während dieser Zeit arbeiten die Neger gegen 18 Stunden und haben nur 6 Stunden für ihre Rast. Selbst des Sonntags wird zu dieser Zeit auf den meisten Plantagen gearbeitet, um auch nicht einen Augenblick zu verlieren, wodurch man von der Ungunst des Wetters ereilt werden könnte. Die Plantagenbesitzer erzählten uns alle, die Zeit der Ernte sei für die Neger die heiterste und angenehmste des Jahres, die Epoche, in welcher sie am wenigsten von Krankheiten geplagt sein sollen. Wer aber gleich uns beobachtet hat, wie gerade zu jener Zeit die Sklaven jedes Geschlechts und jedes Alters in triefendem Schweiße sich abmühen müssen, um so rasch als nur möglich das heikliche Produkt in Sicherheit zu bringen, und die Tasche des Herrn auf Kosten ihrer Gesundheit selbst vor dem kleinsten Schaden zu schützen, der wird wohl, trotz dieser Betheuerungen eine andere Meinung behalten.

Wenn Ernte und Fabrikation vollendet sind, die Dampfmaschinen und die Pressen wieder bis zum nächsten Herbste ruhen und schon bald die neue Pflanzung beginnt, dann gestatten allerdings die Pflanzer den Sklaven einige Tage der Ruhe und Erholung, wie man ein Zugpferd nach schwerem gewinnbringendem Fuhrwerk einige Tage lang im Stall sich neue Kräfte sammeln und ihm besseres Futter reichen läßt. Während dieser kurzen Frist sollen auf den Plantagen manche Belustigungen stattfinden, und wirklich nur wenige Neger geprügelt werden.

Die Wohnungen der Sklaven (camps) haben fast auf allen Plantagen das gleiche Ansehen, eine Reihe kleiner, unansehnlicher, weißbekalkter Holzhütten, mit hölzernen Balken anstatt der Fenster und meistentheils gepflastertem Boden. Manche Sklaven haben ein kleines Gärtchen vor ihrem Hause, wo sie Gemüse bauen, aber lieber als Blumen züchten sie Geflügel oder Schweine. — Wenn man das Innere dieser Hütten besucht, kann man wohl ziemlich auf den Charakter des Plantagenbesitzers schließen. Bei einem strengen, geizigen Sklavenhalter sehen auch die Wohnhütten der Neger verwahrlost, dürftig und verfallen aus; unter einer wohlwollenden Herrschaft trifft man reinliche, saubere, oft sogar mit Bildern und Vorhängen verzierte Räume. — Die unverheiratheten Neger wohnen getrennt; die Familien, die in der Regel aus 7—8, oft auch aus 10 Gliedern bestehen, wohnen beisammen; wer kann aber in einem Sklavenleben überhaupt sagen, was eine Familie ist? — Nicht der Vater ist das Oberhaupt der Familie, schützt sein Weib und seine Kinder und sorgt durch seiner Hände Arbeit und seiner Stirne Schweiß für deren Besserbefinden. Die Laune des Mannes, dessen Eigenthum er und die Seinen sind, bestimmt allein, unwiderredbar und unverantwortlich, über des Sklaven und der Seinen Geschick. Heute sitzen noch die Neger-Mutter und der Vater, Töchter und Söhne in ihrer armen Sklavenhütte traulich und ahnungslos beisammen, und den nächsten Tag werden sie vielleicht schon getrennt und einzeln Schulden halber verkauft, oder durch Erbschaft vertheilt, oder

aus Spekulation ausgeliehen, oder einem drängenden Gläubiger als Pfand gegeben! —

Einmal übernachteten wir auf einer Pflanzung, wo uns ein junger Halbneger von besonders einnehmendem Aeußeren zur Bedienung zugewiesen wurde. Wir bemerkten bald, daß derselbe der Liebling seines Herrn und der Gespiele von dessen Kindern war. Eine nähere Nachfrage unterrichtete uns, daß sein Vater ein Plantagenbesitzer sei, der durch Schuldendrang alle seine Sklaven, worunter 4 seine eigenen Kinder waren, verkaufen mußte, und daß dieser vielversprechende Junge nebst seiner Mutter für 1500 Dollars ihrem jetzigen Herrn „zugeschlagen" wurde. Die anderen 3 Sprößlinge wanderten in fremde Sklavenstaaten und sehen sich wohl schwerlich oder nur mit Schmerz wieder. Der Seelenpreis hat in der Louisiana durch die Seuche der letzten Jahre eine sehr hohe Ziffer erreicht. Einer der Pflanzer sagte uns, „er möchte gern seinen Nothpfennig, einige 20,000 Dollars, zum Ankauf von Negern verwenden, aber die letzte Cholera habe sie zu sehr vertheuert." — Ein tüchtiger, arbeitskräftiger Neger von 30 Jahren wird bis zu 2000 Dollars bezahlt, besonders wenn er noch Vollblut ist, weder lesen noch schreiben kann, und auch von der Bibel nicht viel Kunde hat; denn je mehr weißes Blut in seine Adern hineinkommt, je aufgeklärter und verständiger ein Neger wird, desto mehr verliert er an Werth. „Er denkt zu viel, die Menschen sind gefährlich." — Eine Negersklavin von kräftigem, gesundem Körperbau ist immer 800—900 Dollars werth, und mit einem Kinde sogar 1200 Dollars. — Einzelne Kinder, die man, um sie verkaufgerecht zu machen, für 10 Jahre ausgab, die aber in der Natur sicher erst 8 Jahre alt waren, sahen wir selbst am Sklavenmarkte im St.-Louis-Hotel in New-Orleans für 500 Dollars verkaufen.

Die allgemeinste Strafe der Sklaven ist die Peitsche, welche auch gegen weibliche Sklaven angewendet wird. 20 Hiebe ist die gewöhnliche Anzahl für kleine Vergehungen; es giebt aber Neger, welche mit 80 und sogar 100 Peitschenhieben auf den nackten Körper gezüchtigt werden. Die zweite Strafe besteht in einer Art Krummschließung mit „seps" oder „stocks," halbrunden Hölzern, welche um die Fußgelenke befestigt werden, und die Sklaven nach der Laune des Herrn auf die peinlichste Weise nicht nur jeder Bewegung, sondern selbst der Circulation des Blutes berauben. Manchmal hinken die Neger noch Wochen lang nach überstandener Strafe.

Die mehr oder minder häufige Anwendung von Strafen hängt weniger vom Betragen der Neger, als von dem Charakter und der Nationalität ihrer Besitzer ab. So z. B. verfahren die Creolen weit strenger und rücksichtsloser mit ihren Sklaven, als die Amerikaner; diejenigen, welche Sklaven ererbt haben, sind weit humaner, als solche, welche sie am Markte zu hohen Summen erstanden. Eben so schwierig ist es, die Veranlassung anzugeben, welche eine Züchtigung herbeiführt. Wo es so völlig in der Laune eines Einzigen liegt, über Hunderte von Menschen mit unumschränkter Gewalt zu gebieten, die auf einen Blick wie Würmer vor ihm auf der Erde kriechen, findet sich so leicht, so bald eine ärgernißgebende Ursache. Der Sklavenbesitzer darf aus Geldmangel in übler Laune sein, oder eine Flasche Wein „zuviel getrunken haben," und die Veranlassung ist gefunden. — „Hast du dem Neger die Peitschenhiebe geben lassen?" frug eines Abends ein Sklavenbesitzer einen uns zum Dampfschiffe begleitenden Sklaven mit derselben besorgten Miene, wie sich ein gewissenhafter Arzt bei einem Wärter erkundigen würde, ob er wohl dem Patienten die heilungversprechende Arznei gereicht habe. — „Ich habe

ihn tüchtig gepeitscht!“ war die schauerliche Antwort des selbst in seinen nebenmenschlichen Gefühlen in die Sklaverei versunkenen Schwarzen. — Und was gab die Veranlassung? — Der zu Peitschenhieben verurtheilte Neger hatte nicht so zeitig, als man wünschte, das Dampfschiff wahrgenommen, das uns auf einer Vergnügungstour nach dem Süden tragen sollte! . . .

Nach K. Scherzer.

111. Im Goldlande Californien.

Dichter Nebel hüllte noch immer die hohen, klippenvollen Ufer der Küste von San Franzisco in sein weißes Gewand, und nur, als wir dem Festlande auf geringe Entfernung uns näherten, gähnte uns jene weltberühmte Einfahrt entgegen, welche mit vollem Rechte den Namen „des goldenen Thores“ führt. Durch sie strömen vom Binnenlande her jene reißenden Flüsse, welche in ihren Fluthen das edelste der Metalle dahin führen und es wie in Nichtachtung in den Sand und Schlamm ihrer Betten und längs der Ufer ablagern. Hier aber zeigt sich zugleich eine der köstlichsten Lagen für den Kreislauf des Welthandels und der Weltreichthümer, ein 15 Meilen langer, von Nord nach Süd sich erstreckender Hafen, der im Nothfall die sämmtlichen Flotten der ganzen Welt aufzunehmen vermöchte. Wir ankerten bei Sancelito und wandten uns von da nach San Franzisco, jener Stadt, die in goldenem Schimmer in den Träumen der Menschen lebt, nach der seit nun acht Jahren die golddurstige Menge von allen Theilen der Erde wandert, die schon Tausende in ihren Strudel verschlungen hat, um zehnmal mehr herbeizulocken, und den meisten unter lächelnden Hoffnungen ein desto sichereres Grab zu bereiten — San Franzisco liegt vor uns, jene Stadt mit 70—80,000 Einwohnern, strahlend in des Goldes und des gewerblichen Reichthums Pracht, in seinem Zauberschooß fabelhafte Schätze verschlossen haltend, und alles Das darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist, als das am meisten Raffinirte und Kostbarste — ebenfalls für Gold — hervorzubringen vermocht haben. Hier liegt sie, groß und weit ausgedehnt, und ladet nach ihren Goldfeldern einen Volksstrom in mächtigen Wogen von Europa, Asien und Australien. Und diese Stadt, diese Reichthümer, diese Pracht, diese Volksbewegung, dieser wunderbare Umsatz aller möglichen Dinge ist eine Schöpfung von zehn Jahren (1846). Sie ist vor unseren Augen emporgewachsen und hat sich mit jedem Pendelschlag entwickelt! Hier stand noch vor sieben Jahren (1849) eine Reihe von Zelten, das Feuer fuhr über die neugebauten Wohnungen, und Asche deckte die noch nicht jährigen Baustätten der Stadt; aber gleich dem Phönix hat sie sich erhoben und in gewaltigem Flügelschlage zu Macht und Größe ausgebreitet. In Wahrheit, wenn irgend wo, so ist hier Veranlassung, stillzustehen und nachzudenken, welche Macht dem schwachen Menschen zu Theil geworden ist, seine Riesenwerke aus Nichts zu schaffen.

San Franzisco breitet sich amphitheatralisch innerhalb zweier mit hohem Buschwerk bewachsenen Höhen, welche in den Hafen als Erdzungen hinausschießen, auf einem sandigen, abschüssigen Erdstreifen aus, welcher weiterhin sich wiederum in ansehnliche Flugsandfelder erweitert. Zwischen diesen dehnt sich die Stadt beinahe in einem Viereck nach den ziemlich nackten Höhen, auf welchen der oberste Theil liegt, hinauf, während der andere auf Pfählen oder Schiffswracken in der See, die noch in alle leeren Räume zwischen die niedrigsten Straßen hineinspült, selbst erbaut ist. Dieser ganze niedrige Theil der Stadt ruht blos auf Schutt, den man in größter Eile zwischen den Pfählen aufgeschüttet hat. In dem Hafen liegt eine aus mehreren tausend Schiffen

und aus einer Menge Dampffahrzeugen bestehende Handelsflotte, darunter Schiffe in allen möglichen Formen, — von dem stattlichen Klipperschiff bis zur kleinen Schaluppe, bald scharf gebaut und schnellsegelnd, bald plump und schwerfällig, bald neu angestrichen und aufgeputzt, bald deutliche Spuren der Wuth des Meeres und der Stürme tragend, — welche sich hier von allen Weltmeeren sammeln und ihre vielfarbigen Flaggen entfalten.

Die eigentlichen Straßen, welche durch die Stadt gehen, sind sehr geräumig und durchschneiden einander in rechten Winkeln. Sie sind entweder mit Bretern quer belegt, wie Brücken, oder auch sandig wie Landstraßen, aber nie mit Steinen gepflastert. Die Häuser dieser Straßen zeigen die größte und sonderbarste Mannichfaltigkeit, die man sich denken kann. Bald ist es eine kleine Breterhütte auf Rollen oder Walzen, roth oder weiß angestrichen, bald sind es geräumige, hölzerne Wohnungen, von einem oder zwei Stockwerken, bald wieder elegante Steingebäude aus rothen Mauersteinen, wie die englischen, die meisten mit flachen Dächern oder mit einem viereckig geformten Dachgiebel, wodurch sie ein eigenes Aussehen bekommen; bald hebt sich dort ein großes Haus von Eisen wie ein gigantischer Bienenkorb. Aber alle diese Gebäude von Holz, Stein, Segeltuch oder Eisen, welche dort in unordentlicher Mischung durch einander stehen, stimmen in Einem Punkte überein, sie sind sämmtlich Läden oder Vorrathshäuser. — Hier duften die herrlichsten Wohlgerüche, dort blinken Metallwaaren, auf's Feinste gearbeitet und auf's Beste geglättet, in erstaunlichen Massen von aller möglichen Art. Hier liegen ausgebreitet maßlose Vorräthe der elegantesten Kleider von allen Moden, von der Wäsche bis zum Oberrock, von den Pantoffeln bis zum Hut. In einem Lande, wo Wäsche so theuer ist, und wo man ganze Schiffsladungen mit schmutziger Leinwand nach China oder den Sandwichsinseln schickt, um sie rein zurück zu erhalten, lohnt es sich nicht, etwas Altes zu flicken. Reißt ein Schuh, zeigt sich ein Loch in einem Rocke oder in einem Paar Beinkleider, ein Fleck auf einem Hemde, und will man nicht — was man doch ungestraft kann — mit etwas von diesem gehen, so wird das Kleidungsstück ohne Bedenken weggeworfen. Man richtet seine Schritte nach einem Kleiderladen dieser Art und geht daraus verwandelt und verschönt wieder hervor, ohne mehr ausgegeben zu haben, als was man sonst gethan haben würde, um das Zerrissene herzustellen, das Schmutzige zu reinigen. Auf einer anderen Stelle sind die Straßen von einem übermäßigen Vorrathe theils von Eßwaaren, theils von Früchten, Eisenarbeiten, chinesischen Waaren aller Art, oder europäischen Gegenständen in allen Formen, die sich weit vor den Häusern ausdehnen, fast verrammelt.

In London und Paris hat doch im Ganzen Alles mehr ein Gepräge von Gleichheit, einen gewissen, sich überall aussprechenden nationalen Zug angenommen. Aber hier sind Leute von allen Zungen und von Völkerschaften aller Art. Hier zeigt sich der Chinese in seiner weiten Kleidertracht, mit seinem Hute, der einem Sonnenschirme gleicht, mit seinem Haarzopfe und seinen dicksohligen Schuhen; der Stutzer aus Europa in seinem modischen, bunten Putz, mit seiner spöttischen Miene; der Goldwäscher vom Oberlande, ziemlich einem Straßenräuber gleichend, mit fliegendem Haar, langem Bart, großen Stiefeln und zerrissenen Kleidern; der feingebürstete und glattpolirte Krämer, gewöhnlich ein Deutscher, mit seinem einschmeichelnden Wesen; endlich der Matrose, der ruhig seinen Tabak im Munde umwendet, mit dem Hute in dem Nacken und das Halstuch nachlässig auf die Brust geknüpft, das ganze Gesicht flammend von eben zu sich genommenen kräftigen Stärkungsmitteln. Mit

Einem Worte: dieses Gemälde von San Franzisco ist das bunteste Allerlei, und ohne diesen Wirrwarr gesehen, und diesen Lärm, diese Unordnung vernommen zu haben, welche sich überall offenbart, kann man kaum durch irgend eine Beschreibung einen vollständigen Begriff davon bekommen.

Gleichwohl ist der Eindruck von San Franzisco ein höchst widerlicher und empörender. Alles trägt Spuren von der Hast des Tages und der Stunde, von den Anstrengungen der Gewinnsucht, von den Kunstgriffen der Betrügerei und Begierde. Hier giebt es keine andere Triebfeder, als das Geld, nichts Anderes, das gewürdigt und nichts Anderes, dem nachgetrachtet wird. Des Goldes Glanz überstrahlt Alles. Es ist wahr, man kann nicht blind sein gegen das Große und Bewunderungswürdige, das sich als Frucht der menschlichen Thätigkeit darstellt. Aber fragt man nach dem Grunde, der es hervorgerufen hat, so begegnet man allezeit diesem Wunderdinge, das Mammon heißt, vor welchem die Menschen anbetend niedergesunken sind, und dessen Dienste sie sich ganz ergeben haben.

San Franzisco's herzlich müde, sehnte ich mich nach jenen weltberühmten Districten, in denen ich die Goldgräberei kennen lernen wollte. Deshalb begab ich mich eines Nachmittags zu einem der Dampfschiffe, welche nach Sacramento abgehen sollten. Bald befand ich mich unter Menschen aller Nationen und steuerte die Bucht hinauf, in deren nordwestlichem Winkel der Sacramentofluß sich ergießt. An ihm liegt Sacramentocity, jene goldreiche Stadt Californiens, welche in wenigen Jahren sich bis zu einer Bevölkerung von 40—50,000 Menschen emporschwang. Früh 3 Uhr langte ich hier an, und während ich umherging und Schilder las und alles Sonderbare anstaunte, das mich umgab, begann die Stadt sich zu regen: die Buden wurden aufgeschlossen, die Fenster geöffnet, die Tagediebe fingen an, sich um die Läden und Wirthshäuser zu versammeln, Kunden fanden sich ein, Karren mit Brot und anderen Eßwaaren fuhren durch die Straßen, das Leben kehrte zurück mit seiner Unruhe und mit seinem Getöse, der Handel ergriff wieder sein Scepter.

Von Sacramentocity begab ich mich nach den eigentlichen Goldgebieten, jenen Stätten, in deren Nähe das Gold zuerst bei Anlegung der Sutter'schen Sägemühlen entdeckt ward. Hier liegt Colonna, eine neuerbaute Stadt, in der Tiefe eines Thales, bei einem über Steine brausenden Flusse, dessen Wasser zwar oben sehr klar, dagegen unten in Folge der vielen Wäschereien eine trübe, röthliche Farbe annehmen. Ueberall ist hier Zerstörung, aber zu gleicher Zeit auch neue Schöpfung, und das so vollständig, so blitzschnell, daß man sich in das Fabelland des Orients versetzt glaubt, wo Wunderwerke durch einen Zauberspruch hervorgerufen wurden. Aber wie wird hier auch gearbeitet! Rings umher sind die Goldgräber in Thätigkeit, überall hört man den Schlag der Spaten, Hacken und „cradles“ oder Wiegen, überall sieht man müde, schweißtriefende Gestalten, man stolpert über aufgeworfene Erdhaufen und Goldgräberhöhlen, und die ganze Gegend gleicht einem Schlachtfelde. Den Tag nach meiner Ankunft hatte man Goldadern bei einem Hause in der Stadt selbst gefunden und das Graben schon begonnen. Zwei Tage darauf wollte man zwei Quadratfuß nicht für 6000 Thaler verkaufen. Man fing an mit einem kleinen Loche in der Erde, und als ich vier Tage darauf von einem kleinen Ausfluge nach Colonna zurückkam, war die ganze Stadt wie mit Laufgräben unterminirt; der Personenwagen mußte einen Umweg hinter ihr machen, und man war schon im Begriff, mehrere Häuser weiterhin nach den Außenseiten zu versetzen.

Ich besuchte während meines hiesigen Aufenthalts drei Schweden, die mit großem Erfolg das Bäckerhandwerk trieben und mit ihrem Aufenthalt in Californien sehr zufrieden waren. Sie hatten auch Ursache dazu. Erst hatten sie in San Franzisco gedient und sich dann mit Goldgräberei an mehreren Stellen beschäftigt; sie zeigten mir einige große Goldklumpen von der feinsten Sorte, wovon der eine wohl einen Fuß lang, eine Hand breit, einen Finger dick und 3000 Thaler werth war. Diesen Klumpen hatte man auf einer Stelle gefunden, wo bereits, aber nicht tief genug, eingegraben worden war. Sie hatten dessenungeachtet das unsichere Graben aufgegeben und jetzt ihre Arbeitskraft auf ein Handwerk verwendet, das ihnen täglich mehr als hundert Thaler reinen Gewinn einbrachte.

Das Gold kommt bald als feine, blättrige Glimmerkörner, mit Sand vermischt, bald in größeren oder kleineren Klumpen, vom Gewicht eines bis zu mehreren tausend Dollars vor, und befindet sich dann gewöhnlich tief in Sand- oder Steinlagern, oder man sieht es auch als Adern oder Eicheln in Felsenspalten sitzen, in welchem Falle es mit dem bloßen Messer abgeschabt werden kann, nachdem man den Fels gesprengt hat; endlich findet es sich auch beinahe unsichtbar mit Quarz vermischt, und man erhält es dann nur durch ein weitläufigeres Verfahren. — Seine Gewinnung ist eine vierfache. Die am meisten lohnende Art, das Flußgraben, soll hier etwas näher beschrieben werden. Da das meiste Gold in dem Flußbette enthalten ist, so leitet man sowohl den Sacramento, wie seine Nebenflüsse durch Canäle ab, eine Arbeit, die eben so schwierig als kostspielig ist. Ist sie jedoch beendet, so beginnt die eigentliche Goldgräberei. Mehrere tiefe und ein paar Ellen weite Löcher werden gegraben, der Sand und die kleinen Steine, „dirt“ oder Schmutz genannt, herausgeholt und in eine Vorrichtung, das sogenannte „tom-long,“ geworfen. Dies ist eine Wasserrinne von Bretern, eine Elle breit und ziemlich schräg. Das niedrigste Ende ist etwas breiter, und hier liegt auf dem Grunde eine Eisenblechplatte, die einem Siebe mit dichten, 3—4 Linien breiten Löchern gleicht. Dieser ganze niedrigste Theil mit der durchlöcherten Platte ruht auf einem größeren Troge, der durch zwei Querhölzer getheilt ist und etwas weiter hinausgeht, als das darüber ruhende Breterende. In das oberste Ende dieses tom-long hat man aus dem oberhalb liegenden Wasserbecken einen Wasserschlauch von Leinwand mit einer 5 Zoll weiten Oeffnung geleitet. Der dirt wird nun von denen, die den Flußgrund aufgraben, in das oberste Ende des tom-long geworfen, das Wasser strömt aus dem Schlauch, spült den dirt ab und führt ihn auf die Löcherplatte nieder. Der Sand und alle die feineren Theilchen fallen hier durch die Löcher in den unten befindlichen Trog, während zwei Männer, dort postirt, ununterbrochen damit beschäftigt sind, die Steine fortzutragen. Das beständig niederströmende Wasser führt aus dem darunter liegenden Troge all' den feineren Sand weg, wodurch dann allmählich vor dem tom-long eine Sandbank gebildet wird, und der Sicherheit wegen erleidet der dirt noch einmal das Reinigungsverfahren des tom-long. Dieses Waschen wird fortgesetzt, bis man alle Sand- und Steinlager durchbrochen hat, ja selbst ein Stück des Felsengrundes, unter welchem das Gold sich niemals findet, auf welchem es aber oft unmittelbar oben aufliegt. — Oft ist der Grund so hart, daß man ihn nicht mit dem Spaten zu durchdringen vermag; man wendet dann den Hammer an, um durchzubrechen, und wo sich große Steine finden, müssen Mehrere ihre Anstrengungen vereinigen. Dieses Aufnehmen des dirt ist somit keine leichte Arbeit, zumal während einer Alles versengenden Sonnenhitze, bei welcher

man bis an die Kniee im Wasser steht. Ist der dirt sehr mit Lehm gemischt, so wird natürlich ein stärkerer Wasserstrom erfordert, um den Lehm von den Steinen zu reinigen. Man verlängert dann den tom-long, indem man mehrere ähnliche Rinnen oder Schleußen in einander fügt. Wenn nun der Abend kommt, ergreift ein Jeder sein „pan,“ ein Blechbecken, eine Elle weit und anderthalb Viertelelle tief, füllt es mit dem dirt, der durch die Löcherplatte gegangen und nun im Troge ist, setzt sich dann am Flußufer nieder und wäscht ihn in einer ununterbrochen kreisförmigen Bewegung unter der Wasserfläche, bis aller Schmutz weggespült ist und dann auf dem Boden sich nur eine Lage von schwarzem Eisensand befindet. Auch diesen wäscht man vorsichtig ab, und das Ganze wird in ein kleines Blechgefäß gelegt, um zu trocknen, worauf der Sand entweder abgeblasen, oder durch einen Magnet, oder durch Quecksilber abgezogen wird, und so hat man dann endlich des Tages goldene Ernte erworben.

Während der Eine oder der Andere der Gesellschaft mit dem hier beschriebenen Reinigungsverfahren beschäftigt ist, ruhen die Anderen ein wenig aus. Sie sitzen oder liegen um diesen Gefährten, die Augen starr auf das tief im pan liegende Gold gerichtet, während das Muskelspiel im Gesicht deutlicher als das Wort das Ergebniß zu erkennen giebt. Ist die Arbeit geglückt, so sieht man auf den harten Zügen gleichsam einen Wiederschein des Goldglanzes, während der Schatz geprüft und bewundert von Hand zu Hand geht. Aber ach, sieht man im pan nichts anderes, als schwarzen Eisensand, war die Arbeit vergeblich, hat man umsonst der Hitze und Nässe getrotzt, so hört man keinen lustigen Einfall, so wiederhallt kein fröhliches Gelächter, es müßte denn ein Hohngelächter wegen getäuschter Hoffnungen, ein Fluch auf den Golddurst sein, vielleicht begleitet von einem Seufzer nach der Heimath, von einer Sehnsucht nach Frieden und Ruhe. — Giebt es etwas zu theilen, so geschieht es entweder jeden Abend oder am Schluß der Woche.

Nach Andersson.

112. Ein Besuch in Havanna auf Cuba.

Am Morgen des 19. December erblickten wir den Leuchtthurm von Havanna, der wichtigsten und merkwürdigsten Stadt in ganz Westindien. Wir erreichten die lange, schmale Einfahrt des Hafens, welche sich zu einem großen Becken erweitert, fähig, an tausend Kriegsschiffe aufzunehmen, und fuhren dicht unter den Kanonen und an den Felsen des Moro-Kastells vorbei. Hoch über den steinernen Wällen und Batterien wehte die goldene und rothe spanische Flagge, und eine Menge lustiger Wimpeln flatterte von nicht weniger als vier Signalstangen, die große Zahl von Schiffen verkündigend, die zu diesem reichen Weltmarktplatz gekommen waren. An der entgegengesetzten Seite vom Eingange des Hafens liegt das Kastell de la Punta (der Landspitze), und indem wir aufwärts fuhren, sahen wir auf beiden Seiten des langen Hafeneinganges eine Batterie über der anderen, hinter denselben aber die Mauern der Stadt selbst. Ueber die Mauern ragten zusammengedrängt die freundlichen Gebäude der Stadt empor: weiße Häuser mit dunkelrothen Dächern, Pfeiler und Zinnen, Terrassen und Balkons, Thürme und Kuppeln, Alles gar lieblich mit Bäumen untermischt. Von den Kirchen hallte gerade bei unserer Ankunft weit hinaus in die Ferne feierliches Glockengeläute. Unmittelbar vor uns ankerten mehr als 200 Kauffahrteischiffe, und zahlreiche Boote, mit bunter Zeltleinwand überzogen und mit den köstlichsten Früchten aller Art belastet, näherten sich uns, als wir unter dem Moro beilegten. Kaum hatten wir den

Kai nächst dem Zollhause betreten, als wir von der lärmendsten Geschäftigkeit umringt wurden. Ueberall sieht man Waaren und Mundvorräthe aufgestapelt. Gruppen von halbnackten Negersklaven sind singend mit Ein- und Ausladen beschäftigt. Schiffseigenthümer und Kaufleute stehen mit ihren breitränderigen Panama-Hüten und in gestreiften linnenen Röcken truppweise beisammen, von Kaffee, Zucker und Mehl schwatzend. Links und rechts dampfen Cigarren. Ein stattlicher Mann erbot sich, uns zu dem spanischen Gouverneur zu begleiten, dem wir unsere Aufwartung machen wollten. Der Weg ging durch eine schmale Gasse, wo unsere Geruchswerkzeuge durch die Ausdünstungen von gedörrtem Rindfleisch und Fischen, den Nahrungsmitteln der Sklaven, ziemlich unangenehm berührt wurden. Dann kamen wir auf den Exercierplatz. — Ringsum standen hohe Gebäude mit Laubengängen (Verandos), an der Fronte und an den flachen Dächern mit Brustwehren, auf welchen Reihen von Blumenvasen prangten. Die Mitte des Platzes enthielt Spaziergänge zwischen blühenden Gesträuchen. Der Palast des Gouverneurs nimmt eine ganze Seite des Platzes ein. Der untere Theil wird von den Kaufleuten als Börse benutzt. — Bald fanden wir den Gouverneur, der uns höflich empfing und nach einer kurzen Unterhaltung eben so artig wieder entließ. — Noch an demselben Tage besuchten wir einen Kaufmann, an den wir Empfehlungsbriefe hatten und der auf dem Lande in der Nähe der Stadt wohnte. Wir ruderten zu dem Ende auf einem Boote quer über den Hafen nach Regla, einem Orte, der auf einem sumpfigen Küstenstriche liegt und wo Seeräuber, Sklavenhändler und Gesindel aller Art hausen. Wir bestiegen daselbst eine Volante und fuhren nach Guanabocoa, dem Sommeraufenthalte der vornehmen Welt von Havanna. Die Volante ist ein in ledernen Riemen hängender Kasten mit ungeheuren Rädern, so hoch wie der Kasten selbst. Unser Kutscher trug auf dem Kopfe einen wohl 3 Fuß hohen Strohhut, auf dem Leibe eine Husarenjacke mit goldenen Schnüren; die Beine staken in ein Paar Kourierstiefeln mit großen silbernen Sporen. Die engen Straßen und Wege in Cuba haben noch ganz ihren natürlichen, ungepflasterten Zustand. An der einen Stelle hatte der Regen große Löcher hineingewühlt, eine andere war mit mächtigen Steinen bedeckt; aber mittelst unserer Räder flogen wir leicht und sicher über alle diese Hindernisse hinweg. Das Land um die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr wie vormals mit Pflanzungen bedeckt, da sich der alte Boden erschöpft hat und man nun Zucker- und Kaffee-Pflanzungen im frischen Erdreiche des Innern angelegt hat. Wir sahen daher zu beiden Seiten der Straße nur hier und da einigen Pflanzenwuchs, zuweilen ein Stückchen Maisfeld oder eine Gruppe von Palmen. — Als wir am Abend durch die engen Straßen Havanna's heimkehrten, begegneten uns mehrere Sklaven, die, der Vorschrift gemäß, Laternen trugen, und einige mit Säbeln und Dolchen bewaffnete Herren, die sich in der Mitte der Straße hielten und uns geschickt auswichen. Obgleich man viel von nächtlichen Mordthaten hört, so bemerkten wir doch weder Polizei noch Nachtwächter.

Am folgenden Tage stand ich zeitig auf und besuchte die Kathedrale. Sie ist aus Quadersteinen aufgeführt. Der Giebel erhebt sich pyramidenförmig; auf der Spitze steht ein Kreuz, zu beiden Seiten Thürme. Das Innere imponirt durch einfache Größe. Die geschmackvolle Malerei ahmt sehr täuschend grauen Marmor nach. Rechts vom Hochaltare steht das marmorne Denkmal des Columbus. Es stellt in einem Medaillon das Bildniß des Helden in halberhabener Arbeit dar; seine Linke hält einen Globus, auf welchem er mit dem Zeigefinger der Rechten Amerika andeutet. Unter dem Medaillon

sieht man einen Anker, Compaß und andere Attribute des Seefahrers. In der Mitte darüber liest man in spanischer Sprache folgende Inschrift:

Reste und Bildniß des großen Columbus!
Tausend Jahrhunderte dauert, bewahrt in der Urne
Und im Gedächtniß unseres Volkes!

Der Leichnam wurde **1506** zu Valadolid in Spanien beigesetzt, **1513** nach Sevilla, **1636** nach St. Domingo gebracht und endlich nach Abtretung der spanischen Besitzungen auf Haiti an die Franzosen **1795** in einem vergoldeten bleiernen Sarge nach Havanna übergeführt. Die Beisetzung geschah mit prachtvoller Feierlichkeit. — Ich hatte Gelegenheit, einer gewöhnlichen Beerdigungs-Feierlichkeit in Havanna beizuwohnen. Sobald eine angesehene Person gestorben ist, wird in dem besten Zimmer des Hauses ein hohes, mit schwarzem Tuch oder Seidenzeuch überzogenes Gerüst aufgebaut. Oben steht der offene Sarg mit der festlich geschmückten Leiche. Rings umher brennen eine Menge Wachslichter. Nachdem die Volanten der Anverwandten und Freunde sich versammelt haben, wird die Bahre mit dem Sarge quer über einen solchen Kasten gesetzt, welcher eben so wie der Kutscher und die Pferde mit schwarzem Tuche bekleidet ist. Hinter der Leiche folgen die Sklaven in langen rothen Röcken, mit aufgekrempten goldbordirten Hüten auf dem Kopfe und spanischen Rohren in der Hand. So zieht Alles in Procession nach dem Begräbnißplatze. Nach Verrichtung der Gebete nimmt man die Leiche aus dem Sarge, legt sie in das seichte Grab und bedeckt sie mit Erde; der Sarg wird für andere Leichen aufbewahrt. Das gelbe Fieber bevölkert die Kirchhöfe besonders mit Fremden, und man kann annehmen, daß vielleicht vier Fünftel der europäischen Ankömmlinge ein Opfer dieser fürchterlichen Krankheit werden. — Die Kirchen stehen den ganzen Tag über offen. Die Altäre glänzen von Gold und Silber, und namentlich die Muttergottesbilder sind mit Seidenstoffen und Juwelen bedeckt, wie in Spanien. — Die Häuser der Reichen haben zwei Stockwerke und bilden ein Viereck mit einem Hofraume in der Mitte, um welchen ringsum Galerien laufen. Die Vorderseite besteht aus flachen Steinen mit weißem, blauem oder gelbem Anstrich. Die übrigen Gebäude haben nur ein Stockwerk, und vor den großen Fenstern sind eiserne Gitter angebracht. In dem jenseitigen Garten sieht man Gebüsch, Weinreben oder einen Marmor-Springbrunnen. Die Häuser in den Vorstädten und am Hafen sind fast alle in den nordamerikanischen Freistaaten gezimmert. Man bestellt sie dort nach beigefügter Zeichnung wie ein Geräth. Die Zahl der Gebäude außerhalb der Ringmauern ist fortwährend im Steigen, und mit Einschluß der Vorstädte mag Havanna nahe an **230,000** Einwohner zählen. Auf die Stadt selbst rechnet man **130,000**, darunter **41,000** Weiße, **55,000** Farbige und Schwarze. Das bunteste Gewühl herrscht auf dem großen Marktplatze, wo sich zahlreiche Volanten und große mit Zuckerkisten beladene Karren, von Ochsen gezogen, die an den Hörnern angeschirrt sind, durch die Menge drängen. Gruppen von Sklaven gehen und stehen umher, die Männer mit großen breitränderigen Hüten von Stroh oder Baumblättern, die Weiber Früchte und Küchengewächse auf den Köpfen tragend, beide Geschlechter aber mit großer Behaglichkeit Cigarren rauchend. Die echten Königs-Cigarren werden hier das Tausend zu **20** Piaster verkauft, sind aber sehr schwer zu erhalten. Die Landleute reiten auf kleinen Pferden und tragen Strohhüte, Hemden und Beinkleider, nebst einem langen Messer im Gürtel. Die Herren gehen in gestreiften Jacken umher, spanische Rohre mit goldenen Knöpfen tragend. Die Damen begeben sich zu Fuß oder reitend

nach der Kirche, indem eine Sklavin mit einem Polster oder Teppich und einem Gebetbuch vorausgeht. Die schöne Welt zeigt sich allabendlich in ihrem Glanze auf der ein paar tausend Schritt von der Stadt entfernten Promenade, wo sich die Damen in ihren reich mit Silber verzierten Volanten im langsamen Zuge vorüberbewegen. Sie sind sämmtlich weiß gekleidet und tragen keinen anderen Hauptschmuck, als einen schön gearbeiteten großen Kamm von Schildkrot, dessen Form sich aber jeden Monat ändert. Das rabenschwarze Haar contrastirt mit der Gesichtsfarbe, die dem parischen Marmor gleicht. — Wenn diese reizenden Gestalten an irgend einer bekannten Person vorüberfahren, so strahlt das dunkle Auge, und mit einem freundlichen Winke des Fächers lispeln sie ihr anmuthiges A dios! (Gott befohlen!) — Marmorne Springbrunnen verbreiten in den Baumgängen eine wohlthuende Kühle, und während die Luft sich mit Wohlgerüchen füllt, ergötzt eine Musikbande das Ohr mit angenehmen Tönen.

Nach den transatlantischen Skizzen von J. E. Alexander.

113. Die Anden.

Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wohl Jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Alpen der Schweiz und Tyrols erkennt. Selbst ohne Eingehen in naturgeschichtliche Einzelnheiten, durch welche die Klarheit der allgemeineren Züge leiden würde, ist es vielleicht nicht unmöglich, kurz die Verschiedenheiten zu schildern. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärlicher Pflanzenwuchs der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände, und eine furchteinflößende Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird: dies sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannichfaltigkeit: ein Pik erhebt sich da über dem andern, und neben dem abgerundeten Dome tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in selteneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Gegensätze den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem Jeden weit großartiger erscheinen als die Alpen; allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europa's strecken breite, grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen ein heiterer Pflanzenwuchs sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allem Diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. — Braune, graue und gelbliche Mittelfarben sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, wagerecht scheinende Ebenen bildet oder die größere Entfernung ihren mildernden, bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halb zerstörten

Jochen, und die engen, dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allen Dem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und geschäftigen Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüßt nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen.

Unfähig, in ihrem Schooße eine Bevölkerung zu erhalten, werden die Anden nie anders als in ihrer starren Regungslosigkeit erscheinen können, und dieser Charakter, den man selbst in den Einzelnheiten verfolgt und so schwer mit Worten schildert, wird derselbe bleiben, bis die langsam, aber sicher wirkende Naturkraft im Laufe der Jahrtausende durch Veränderung des Klima's und die gradweise Zerstörung der Oberfläche auch diese Gebirge fähig macht, Schauplätze menschlichen Fleißes zu werden. — Wenn manche Einzelnheiten der Anden, ihre Felswände, die nur unbemerklich von der senkrechten Richtung abweichen und doch unzerrissen 2000 Fuß sich erheben, ihre Schluchten, die oft über 5000 Fuß tief sind, wenn diese die Aufmerksamkeit fesseln und die Phantasie mit ihrer Schauerlichkeit aufreizen, so tritt später der kalt richtende Verstand in seine Rechte ein und veranlaßt durch ruhigere Erwägung großartiger Thatsachen eine ernste Bewunderung. Diese Anden, die man, innerhalb ihres Schooßes lebend und von ihren riesigen Wänden umgeben, nie richtig beurtheilt, und von deren Größe man nur in bedeutender Entfernung erst eine richtige Idee erhält, erstrecken sich in ununterbrochenen Reihen über 60 Breitengrade und messen selbst im nördlichen Chile, wo sie als eine einzige Kette auftreten, noch mindestens 20 Meilen auf dem Querdurchmesser ihrer Grundfläche. Selbst ohne an die gründliche Lösung der Frage zu gehen, wie groß die Oberfläche sei, die sie bedecken, staunt man über die Resultate einer flüchtigen Berechnung, und staunt noch mehr, wenn man bedenkt, daß ihre mittlere Höhe, vermöge einer Menge von Beobachtungen, in Chile nicht geringer als 12,000 Fuß angenommen werden könne. — Minder genügend sind aber die Resultate der Betrachtung, wenn man die Nützlichkeit dieser riesigen Bergzüge für die Bewohner der benachbarten Länder zu erwägen versucht. Alle höheren Gegenden der chilenischen Anden, welche nördlich vom 36. Grade liegen, sind von wenigem Werth, die meisten sogar zu Wohnplätzen des Menschen ungeschickt. Schon wurde es erwähnt, wie überaus selten kleine Ausdehnungen eines ebeneren, der Kultur fähigen Bodens bemerkt werden, oder eines Landes von hinreichender Fruchtbarkeit zur Erzeugung der nördlichen Halmenfrüchte. Selbst Weiden sind nur sparsam vorhanden, denn eng und schluchtenartig sind die Thäler, deren Boden bald von den wüthend daherstürzenden Gebirgsströmen, bald von herabrollendem Gestein überschüttet wird, indem alle niedrigeren Berge an ihrer Oberfläche in einer unaufhörlichen Auflösung begriffen sind', durch die sogar nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet wird. Selbst dann noch, wenn Chile's Bevölkerung um das Zwanzigfache zugenommen haben wird, werden diese Kordilleren unbewohnt bleiben; denn eher wird der Eingeborne mit dem Schwert in der Hand es versuchen, sich der fruchtbaren Ländereien der südlichen Indianer zu bemächtigen, als er es wagen wird, sich in Gebirgen anzusiedeln, wo ihn mit

ernster Strenge eine Natur zurückweist, welche gleichsam entschlossen scheint, hier wenigstens sich ein Theater vorzubehalten, auf dem der ewig vorwärts dringende Mensch nicht bestimmt ist, eine Rolle zu spielen. Von keinem Gewicht kann es sein, daß das Klima dieser Anden verhältnißmäßig noch ein sehr mildes sei, so lange man Höhen von 7000 Fuß nicht überschreitet.

Ed. Pöppig.

114. Die Pampas-Indier.

Während ich in Bahia Blanca wartete, war der Platz in beständiger Aufregung wegen der Gerüchte von Kriegen und Siegen zwischen den Truppen des Generals Rosas und den wilden Indiern. Eines Tages kam die Nachricht, daß ein kleiner Trupp Spanier, der einen der Posten auf der Linie nach Buenos Ayres bildete, ermordet gefunden worden sei. Am nächsten Tage kamen dreihundert Männer, unter der Anführung des Commandanten Miranda. Ein großer Theil davon waren verbündete Indier. Sie blieben die Nacht hier, und man konnte kaum etwas Wilderes und Ungezähmteres sehen, als die Scene ihres Bivouacs. Einige tranken Branntwein, bis sie berauscht waren; Andere das rauchende Blut des zu ihrem Nachtessen geschlachteten Rindviehs, bald aber gaben sie es, übel von Trunkenheit, wieder von sich und waren über und über mit Schmutz und Blut bedeckt.

Am Morgen brachen sie nach dem Schauplatze des Mordes auf, mit dem Befehle, den „Rastro“ oder die Fährte zu verfolgen, selbst wenn dieselbe sie bis nach Chile führte. Wir hörten später, daß die wilden Indier in die großen Pampas entronnen seien, und aus der einen oder anderen Ursache war ihre Fährte verfehlt. — Ein Blick auf den Rastro erzählt diesem Volke eine ganze Geschichte. Nehmen wir an, daß sie die Spur von tausend Pferden verfolgen, so errathen sie bald die Zahl der Männer, indem sie sehen, wie viele galoppirt haben; nach der Tiefe der Hufeindrücke beurtheilen sie, ob einzelne Pferde beladen waren; nach der Weise, wie die Nahrung gekocht worden, ob der Stamm in Eile reiste; nach dem allgemeinen Ansehen, ob es lange her ist, seitdem er vorbeigekommen. Ein Rastro von zehn oder vierzehn Tagen ist für sie frisch genug, um verfolgt zu werden. Wir hörten auch, daß Miranda von dem westlichen Ende der Sierra Ventaera in einer Linie nach der Insel Cholechel marschirte, die siebenzig Lieues den Rio Negro hinauf liegt. Dieses ist ein Weg von zwei- bis dreihundert Meilen und dazu durch ein völlig unbekanntes Land. Welche anderen Truppen der Welt sind so unabhängig? Die Sonne ist ihr Führer, Stutenfleisch ihre Nahrung, Satteldecken ihre Betten; so lange sie Wasser haben, können diese Menschen bis zum Ende der Erde dringen.

Einige Tage später sah ich einen anderen Trupp dieser banditengleichen Soldaten gegen einen Indierstamm aufbrechen, der von einem gefangenen Kaziken verrathen worden war. Der Spanier, welcher die Befehle für diesen Zug brachte, war ein sehr einsichtiger Mann. Er gab mir einen Bericht von dem letzten Treffen, bei dem er zugegen gewesen war. Einige gefangene Indier gaben Nachricht von einem nördlich vom Colorado lebenden Stamme. Es wurden zweihundert Soldaten abgeschickt, und diese entdeckten die Indier zuerst an der Staubwolke, welche die Füße ihrer Pferde verursachte; denn der Zug war gerade auf der Reise begriffen. — Das Land war wild und gebirgig und lag weit im Innern, denn man erblickte die Kordilleren. Die Indier, Männer, Weiber und Kinder, waren ungefähr hundertundzehn an der Zahl, und beinahe alle wurden gefangen genommen oder getödtet. Jetzt sind

die Indier so in Furcht gejagt, daß sie in Masse keinen Widerstand leisten; jeder flieht und vernachlässigt selbst Weib und Kinder; aber werden sie eingeholt, so fechten sie mit der Wuth wilder Thiere gegen jede Anzahl bis zum letzten Augenblicke. — Ein sterbender Indier hatte den Daumen seines Gegners mit den Zähnen erfaßt und ließ sich lieber das Auge aus dem Kopfe bohren, als daß er losgelassen hätte. Ein anderer, verwundet, stellte sich todt, hielt aber das Messer bereit, um noch eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mein Berichterstatter sagte, daß, als er einen Indier verfolgte, dieser um Gnade rief, aber zu gleicher Zeit heimlich die Schleuder von seinem Gürtel löste, um sie um den Kopf zu wirbeln und seinen Verfolger zu treffen. „Ich aber," fuhr der Spanier fort, „schlug ihn mit dem Säbel zu Boden, stieg dann vom Pferde ab und gab ihm mit dem Messer den Rest." — — Dies ist ein blutiges Gemälde; aber wie viel schrecklicher ist es, daß auch alle Weiber, welche über zwanzig Jahre alt erscheinen, erbarmungslos hingeschlachtet werden! —

In der Schlacht, welche dem verrathenen Stamme geliefert ward, versuchten vier Indianer gemeinschaftlich zu fliehen. Sie wurden verfolgt, einer wurde getödtet, die anderen drei aber gefangen. Sie waren Botschafter einer großen Menge von Indiern, die sich zu gemeinsamer Vertheidigung nahe bei den Kordilleren vereinigt hatten. Der Stamm, an den sie abgesandt waren, stand im Begriff, eine große Berathung zu halten; das Stutenfleisch war fertig und der Tanz vorbereitet; am Morgen hatten die Gesandten nach den Kordilleren zurückgehen sollen. Sie waren ausgezeichnet schöne Männer, sehr hellfarbig, über sechs Fuß hoch und alle unter dreißig Jahr alt. Die drei Ueberlebenden besaßen also sehr werthvolle Nachrichten, und um diese herauszupressen, stellte man sie in eine Linie. Als die beiden ersten gefragt wurden, antworteten sie: „No se" (Ich weiß nicht), und einer nach dem andern wurde erschossen. Auch der dritte sagte „No se" und fügte hinzu: „Feuert, ich bin ein Mann und kann sterben!" — Keine Sylbe wollten sie bekennen, um der Sache ihres Vaterlandes nicht zu schaden! Das Benehmen des Kaziken war sehr verschieden: er rettete sein Leben, indem er den Platz des Krieges und den Vereinigungspunkt in den Anden verrieth. Man glaubte, es seien bereits sechs= bis siebenhundert Indier zusammen, und im Sommer werde ihre Zahl sich verdoppeln.

Unter den in diesem Treffen gefangenen Mädchen waren auch zwei schöne Spanierinnen, die in ihrer Kindheit von den Indiern entführt worden waren und jetzt nur noch die indische Sprache redeten. Ihrer Angabe nach müssen sie von Salta gekommen sein: eine Entfernung in gerader Linie von wenigstens tausend Meilen. Dieses giebt eine großartige Idee von dem ungeheuren Flächenraume, den die Indier durchstreifen; aber so groß auch dieses Land ist, so bezweifle ich doch, ob in einem halben Jahrhundert noch ein wilder Indier gefunden wird. Der Krieg ist zu blutig, um länger zu dauern.

Man erzählte mir noch von einem Gefechte, das einige Wochen früher in Cholechel stattgefunden. Als ein Paß ist dieses eine sehr wichtige Stellung und war deshalb einige Zeit lang das Hauptquartier einer Heeresabtheilung. Als die Truppen dort ankamen, fanden sie einen Indierstamm, von dem sie zwanzig bis dreißig tödteten. Der Kazike entrann auf die erstaunenswertheste Weise. Die Häuptlinge haben immer ein oder zwei ausgesuchte Pferde, die sie für dringende Fälle aufbewahren. Auf eins von diesen, einen alten Schimmel, sprang der Kazike und nahm seinen kleinen Sohn mit sich. Das Pferd hatte weder Sattel noch Zaum. Um die Schüsse zu

vermeiden, ritt der Indier auf die eigenthümliche Weise seines Volkes, nämlich den einen Arm um den Hals des Pferdes und nur ein Bein über dessen Rücken. So auf einer Seite hängend, sah man ihn des Pferdes Kopf streicheln und zu ihm reden. Die Verfolger strengten sich auf's Aeußerste an, der Commandant wechselte drei Mal sein Pferd; aber vergebens. Der alte Indier entkam mit seinem Sohne, und sie waren frei.

Nach Darwin.

115. Der Urwald in Brasilien.

1) Die Pflanzenwelt.

Tritt der Europäer zum ersten Male in die unermeßlichen Urwälder Brasiliens, so findet er ihren Anblick ebenso unerwartet großartig, als entzückend. Wohl mag er früher auf seinen Reisen, als die heimathlichen Bilder noch vor seiner Seele standen, da oder dort gefragt haben, ob dies Urwald sei, jetzt, wo er denselben betreten hat, fragt er nicht mehr, er fühlt, er weiß es, wo er sich befindet. Der feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl, welches Jeden befällt, der zum ersten Male den Urwald betritt, sagt es ihm. Da starrt er hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die gleich Riesen neben ihm aufsteigen, wie in das ihn umgebende Gewirr von Schlingpflanzen. Blickt er nach oben, so erhebt sich hoch über ihm jenes leichte Laubdach, das den Himmel nur wie durch einen Flor erkennen läßt, aber von Allem vermag er sich keine Rechenschaft zu geben. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man den Fuß in einen solchen Wald setzt. Alles ist hier colossal; Alles scheint der Urwelt anzugehören, und beim Blick auf uns selbst bemerken wir nur zu sehr den Abstand zwischen uns und der uns umgebenden großartigen Natur. Zuerst ist es der ungeheure Maßstab der Riesenstämme, welcher uns in Erstaunen setzt, sodann die gänzliche Verschiedenheit der Pflanzenwelt dieser Wälder von der unseres Erdtheils. Wo wir in der Heimath einen blühenden Strauch oder einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht erblicken, da finden wir hier blühende Baumcolosse, deren Höhe die der heimathlichen um das Doppelte, ja Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unserer Prachtgärten an die Seite gestellt werden können. Dazu sprossen sie in einer solchen Fülle hervor, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint. Da sind es besonders jene Bäume mit prachtvollen, großen Lila-, sowie die mit weißen Blüthen, welche ungemein viel zur Zierde der Wälder beitragen, indem sie sich von dem mannichfachsten Grün des Laubes unterscheiden. Jeder Baum hat seinen eigenthümlichen Wuchs, sein eigenes Laubwerk und sein von den benachbarten Bäumen verschiedenes Grün. Riesige Gewächse, den verschiedensten Arten angehörend, verschlingen ihre Zweige und erzeugen ein Gemisch des mannichfachsten Laubes. Gleich gewaltigen Säulen erheben sich die meisten Bäume völlig gerade zu einer außerordentlichen Höhe, oft, und gar meist die riesenförmigsten, geschmückt mit den glänzendsten Blumenkronen.

Aber nicht alle Gewächse des Urwaldes entsprießen dem Boden. Dort, wo die kleineren Aeste sich von den größeren abzweigen, oder da, wo die größeren einen Auswuchs haben, nisten gern andere Kinder der Pflanzenwelt, und schauen von schwindelnder Höhe auf den staunenden Wanderer neugierig herab. Zu ihnen gesellen sich die Moose, die gleich Locken-Perrücken und Roßschweifen herabhängen oder in Form von langhaarigen Bärten den Riesen

der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche selbst ein tausendjähriges Alter nicht zu beugen vermochte. Doch um die wunderbare Natur noch mannichfaltiger zu machen, schlingen sich Tausende von Lianen oder Schlingpflanzen in den sonderbarsten Figuren und Windungen bald von den Aesten der Riesenbäume herab, bald zu denen anderer Bäume hinüber, dabei Aeste und Stämme oder auch sich unter einander umfangend, meist mehrere Zoll stark, ja häufig von Mannesstärke. Es ist unmöglich, die unzähligen, ans Fabelhafte streifenden Verschlingungen zu beschreiben oder nur zu verfolgen. Bald kommen die Lianen gleich geraden Stangen herab und wurzeln in der Erde, so daß man sie für Bäume zu halten versucht wird; bald bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser; bald schlingen sie sich so um einander, daß man sie mit Ankertauen vergleichen möchte. Zuweilen schnüren sie den Baum von Strecke zu Strecke völlig ein, oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laubwerk verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleichwie der Tod oft schauerlich mitten ins blühende Leben hineinragt.

Aber den höchsten Reiz verleihen dem Urwalde die leichten, zierlichen Palmen, die der leiseste Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, geschmeidigen Stämme sind nicht selten beinahe mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme, und haben daher oft eine Höhe von 60 — 70 Fuß. Einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zart gefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer Lanze oder eines schwankenden Rohres giebt. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben, denn kommen sie einmal vor, so reitet man oft stundenlang unter ihnen, während man an anderen Orten nichts Palmenartiges sieht. Ihr Anblick ist überaus malerisch, jedes Lüftchen schaukelt sie, und sanft schütteln sie das liebliche Haupt, voll Huld und Anmuth herabzugrüßen.

Doch wir vergessen über den schlanken Palmen beinahe die baumartigen Farrenkräuter, die an Schönheit und Mannichfaltigkeit mit jenen lieblichen Kindern allein wetteifern können. Sie ähneln gar sehr den Palmen, nur ist ihr leichtes, biegsames Blätterdach flacher und weniger buschig, als das der Palmenkrone. Gar lieblich war es, wenn diese bedeutenden, 10 bis 15 Fuß langen und mehr als 5 Fuß breiten Farrenkräuter, von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer Leichtigkeit sich anmuthig wiegten und diese sanften Schwingungen ins Unendliche fortsetzten.

Nach dem Tagebuche des Prinzen Adalbert von Preußen.

2) Die Thierwelt.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hierher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, — da während dieser Zeit alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo eine feierliche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Natur verbreitet ist, — ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Der Morgen naht! Das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken verkündigt ihn. Hat jedoch die aufsteigende Sonne den ihr vor-

angehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester, die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Straßen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder an den besonnten Sandufern kühler Bäche. So am Tage, nicht anders am Abend und während der Nacht, wo andere Arten summend die Luft durchziehen. Und wie die Schmetterlinge, so auch die Käfer. Myriaden der glanzvollsten durchschwirren den Luftkreis und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter und duftenden Blumen hervor, während Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, sowie düstergefärbte Schlangen, giftige wie unschädliche, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume hervorschlüpfen, sich sonnen und, an Bäumen sich hinaufwindend, auf Insecten und Vögel lauern. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Herden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacús, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Wieder andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern bald einzeln, bald gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder den umherschwärmenden Insecten nachfliegend, die Luft mit ihrem kreischenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten, wehklagenden Tönen nach Regen. Geschäftig schlüpfen die Pirolen aus ihren langherabhängenden, beutelförmigen Nestern, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, während ihre ausgestellten Wachen mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung der Menschen anzeigen. Die auf Insecten lauernden Fliegenschnäpper schwingen sich von Baum zu Baum und erhaschen raschen Fluges die dahinwogenden prachtvollen Schmetterlinge oder die vorübersummenden Fliegen. Verborgen in dichtem Gesträuche flötet die Drossel ihre schönen Melodieen; die geschwätzigen Piper belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Auch der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme anpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen.

Und unter diesen befiederten Waldbewohnern endlich die Colibri's, wie sie an Pracht und Farbenglanz mit Diamanten, Smaragden und Sapphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen umschwirren. — Endlich bricht die nächtliche Ruhe an. Nur das schlanke Reh, das schlaue Pecari, die furchtsame Agouti und der Tapir weiden noch umher; die hinterlistigen Katzenarten gehen auf Raub aus und durchspähen trotz der Dunkelheit den Wald, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das durch sein klagendes Aï, Aï! gleichsam um Hilfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen, eintönigen Liede den Tag beschließen, und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Beginn der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer schwärmen nun gleich Irrlichtern umher und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Nach v. Martius.

V. Bilder aus Australien.

116. In Sidney und unter den Eingebornen bei Wollongong.

„Land!“ rief der Mann im Mastkorbe, ein erfreuliches Zeichen für den seemüden Reisenden, der Freiheit und Umgang, Spaziergänge im Grünen und frische Kost so lange entbehrte. Allmählich traten die sich plötzlich abflachenden, zerrissenen, mit Sandfelsen besetzten, öden und kahlen Ufer, an welchen sich mit schwerem, dumpfem Schlage die langrollende Welle des stillen Meeres brach, deutlicher hervor. Bald kam auch in einem starken, von zwölf Neuseeländern geruderten Wallfischboote ein Lootse an Bord. Wir erreichten die Felsen, welche, durch einen Canal getheilt, die Küste hoch überragen, und bald lag Port Jackson vor uns, gleich einem breiten, ruhigen Flusse, meilenweit mit buschigen Eilanden besäet. An beiden Ufern erstreckten sich höchst malerisch die Gärten und Anlagen der Häuser und Dörfer bis zum Saume des Wassers herab. Lustboote von aller Art und Größe, Jollen, Kähne, Kutter und Schooner, alle mit Flaggen und Wimpeln geschmückt und von fröhlichen Menschen besetzt, segelten in allen Richtungen umher. Jeden Augenblick fuhren wir an einem gewaltigen Kauffartheischiffe vorüber, und der Hafen war so groß und weit, wie der von St. Francisco: alle Flotten der Welt fänden hier eine sichere Zufluchtsstätte.

Es war Sonntag. Lieblich hallten die Kirchenglocken über das Wasser und mischten sich mit dem Geräusche des Tages. Wir segelten vorwärts, bis wir die schmale Halbinsel erreichten, wo vor etwas mehr als 60 Jahren noch Bäume wuchsen und Wild hauste, und wo jetzt eine der blühendsten Städte der Welt steht. Hier legten wir in tiefem Wasser an. Nirgends sah man an den Gebäuden der Stadt, daß man sich in einem so fernen Erdtheile befand. Ein Gang durch ihre Straßen zeigt uns in Häusern und reich gefüllten Läden Bilder des europäischen Völkerverkehrs, und nur die vielen fremden Physiognomien ließen auf eine Welthafenstadt schließen. Ueberall fanden sich in prachtvollen Läden reiche Waarenmassen in schönster Anordnung, und zwar nicht, wie in den Läden amerikanischer Städte, Waaren von allen möglichen Arten, sondern jeder Laden war mit seinem besonderen Handelsartikel versehen. Gleich zahlreich wie die Läden waren auch die Kaffeehäuser und Trinkstuben, denn fast jedes zweite Haus enthielt eine derartige Wirthschaft, und Gäste gab es leider überall genug, denn nicht leicht möchte es einen zweiten Ort geben, an welchem die Trunkenheit mehr überhand genommen hat, als in Sidney. Unter den arbeitenden Classen bemerkte man keine halb verhungerten Elenden, und nach Bettlern sah man sich vergeblich um. Wanderte man am frühen Morgen durch die von Arbeitern bewohnten Straßen, so machte sich überall der Duft des Fleisches bemerkbar, das zum Frühstücke geschmort wurde. —

Sidney hat bereits eine Bevölkerung von fast 100,000 Einwohnern, und noch immer ist die nach einem regelmäßigen Plane angelegte Stadt im Wachsen

begriffen. Auf allen Straßen giebt es Bauplätze; viele große, prachtvolle Häuser waren eben in Arbeit. Ein lichtgelber oder braunrother Sandstein verleiht diesen Gebäuden ein recht stattliches Gepräge. Nur wenig Jahrzehnte sind erforderlich, und Sidney wird mit Europa's ersten Hauptstädten wetteifern. An seinen Straßenecken findest du den zur Sicherheit aufgestellten Constabler oder Polizeibeamten, genau nach der Weise der Londoner gekleidet; zahlreiche Wagen halten an bestimmten Plätzen, und bricht die Nacht herein, dann wird durch Tausende von Gasflammen ihr Dunkel von der Straße verscheucht. — Doch neben diesen heimischen Bildern giebt es auch so manches, was uns an die Fremde erinnert. Als ich eines Tages in den äußeren Theilen der Stadt umherstreifte, erblickte ich über einer Wolke von Staub eine riesige Masse, welche, einem schwankenden Heuschober nicht unähnlich, sich bald links, bald rechts bewegte und langsam und schwerfällig sich mir näherte. Zugleich vernahm ich aus der Entfernung das Knarren von Rädern und scharfen, von einem Strom von Flüchen begleiteten Peitschenknall. Bald kamen die Hörner von einem Paar ungeheuren Ochsen zum Vorschein, welche gravitätisch in ihrem Joche einherschritten; ihnen folgte noch eins und wieder eins, bis ich endlich fünf Paar elephantenähnliche Thiere zählte. Sie zogen einen rohen, aus zwei hohen Rädern bestehenden Karren, auf welchem ein Breterboden ohne Einfassung ruhte. Auf demselben waren Ballen mit Wolle, alle vierzehn Fuß hoch aufgepackt. Neben dem Karren schritt der Fuhrmann, ein großer, breitschulteriger Gesell mit sonnenverbranntem, durchfurchtem Gesichte. Auf seinem langen, zottigen Haare saß ein kegelförmiger Strohhut, und der Bart war mindestens seit einem Monat nicht geschoren. Halbstiefeln, grobe, kurze Barchenthosen, ein dunkelblaues Baumwollenhemd und ein rothseidenes, um den Leib gewundenes Tuch machten seine Kleidung aus. In der Hand trug er eine mindestens 10 Ellen lange Peitsche, mit welcher er von Zeit zu Zeit unter derben Flüchen das vorderste Ochsenpaar antrieb. Ein kleiner, übelaussehender Mann in zerlumpter Kleidung von derselben Art trabte an der anderen Seite des Karrens, während drei große, grimmige Hunde unten angekettet waren. Das Ganze war eine australische Wollenladung, bewacht vom Ochsentreiber und Ochsenwärter.

Nur wenige Minuten nachher bot sich mir ein anderes, fremdartiges Bild. Auf prächtigen Pferden sprengte eine Schaar sonnenverbrannter Reiter heran, mit langen Bärten und flatternden Haaren, einige in alte Jagdwämser, andere in bunte, wollene Hemden gehüllt. Fast alle hatten geflickte Barchenthosen an, und nur der jüngste trug die weißen Hosen sorgfältig in die langen Stiefeln gestopft. Einige schmauchten kurze Pfeifen, Alle aber waren äußerst laut und aufgeräumt. Ihre Kleidung wäre mit einigen Thalern zu theuer bezahlt gewesen, während man ihre Pferde in England kaum für 100 Pfd. Sterling erhalten haben würde. Es war eine Schaar von Ansiedlern, welche, nachdem sie ein oder zwei Jahre im Busche verbracht hatten, nach der Hauptstadt von Australien kamen, um hier Geschäfte zu machen und sich für die bisherige Abgeschiedenheit zu entschädigen.

Noch auf manche abenteuerliche Persönlichkeiten machte man mich aufmerksam, auf Leute, welche als Deportirte hierher geschafft worden waren und nach ihrer Freilassung ein Vermögen von vielen Hunderttausenden erworben hatten; ja man zeigte mir die Witwe Sam Terry's, eines Sträflings, welcher eine Million Pfd. Sterling hinterlassen hatte.

Doch Sidney konnte mit seinem Leben und Treiben meine Wißbegierde nicht vollkommen befriedigen. Nachdem ich Stadt und Umgegend durchstrichen

hatte, reiste ich nach Süden, um in der Gegend von Wollongong mit den schwarzen Eingebornen Australiens zusammenzutreffen. Hier trieben sich diese schwarzen Ureinwohner müßig in großen Schaaren ohne Haus und Heimath, beinahe unbekleidet, umher. Bei einem Bache, einige 20 englische Meilen von der Stadt war ein kleiner Trupp von ihnen mit Fischen, d. h. Harpuniren mit einer zweischneidigen Lanze beschäftigt. Elendere und widerlichere Wesen habe ich nie gesehen. Alle haben Gesichtszüge, die halb denen der Neger, halb denen der Malayen gleichen; krauses, wirres Haar, niedrige Stirnen, kleine, trübe Augen, bläuliche Säuferlippen, hervorstehende Backenknochen, eingesunkene Backen, heraustretenden Mund, zurückgebogenes Kinn mit Bart überwachsen, mißgestaltete dünne Arme und Beine, ekelhaften Schmeerbauch und lange schmale Hände und Füße. Die Männer waren ziemlich groß, die Weiber winzig klein, die Kinder noch am erträglichsten. Die ersten hatten bisweilen etwas an, das Anspruch darauf machte, Kleider genannt zu werden, doch die meisten waren beinahe nackt, blos in einen schmutzigen, grauen wollenen Stoff, den die Regierung jährlich an sie an der Königin Geburtstage austheilt, eingehüllt. Eine kleine Figur näherte sich mir und präsentirte sich als die Königin, „the queen" (sie sprechen fast alle verständlich englisch), und ein garstiger, alberner Kerl neben ihr stellte den König vor. Ihrer Majestät Länge war nicht über 2 Ellen groß, und die ganze Person in dem losen, zerlumpten Stoffe läßt sich am besten mit einer von jenen Vogelscheuchen vergleichen, welche man in Erbsenbeeten aufstellt, und welche aus einer mit einigen flatternden Lumpen behängten Stange besteht. Sich zur Erde niederneigend und mir ihr Kind zeigend, wiewohl sie mir selbst nicht eben älter als 12 Jahre zu sein schien, antwortete sie auf meine Frage nach ihrem Alter: „Schwarze Menschen zählen die Jahre nicht," und bettelte mich mit rührendem Ausdruck um einen Schilling an. Als sie ihn empfing und ihn nicht augenblicklich ihrem vielgeliebten Herrn und Gemahl, dem König, überreichte, versetzte er ihr sofort einen Schlag auf den Kopf mit einem Dinge, das einem Hute glich, so daß sie sich jammernd an einer Mauer niederwarf, wo ich sie späterhin noch antraf, indem sie ein wenig harmonisches Gassenlied herausschrie.

Da ich mit dem Austheilen von kleinen Münzen noch freigebiger wurde, ließ sich die ganze schwarze Gesellschaft, in Allem aus 16 Personen bestehend, herbei, mir im Mondschein eine Scene aus dem bekannten „Corroboring" vorzutanzen. In seiner Ganzheit ausgeführt, enthält dieser Tanz ein Gemälde ihres ganzen Lebens mit dessen abwechselnden Ereignissen. Sie zünden ein Feuer in einer Entfernung von 10 Schritten an, bemalen Brust, Arme und Unterleib mit weißen Querstrichen, so daß sie wie abscheuliche Skelette aussehen, und versinnlichen so ausgerüstet bald ihre Kriege mit Angriff und Spießwerfen, bald den Zweikampf, bald die Känguruhjagd u. s. w. Ich ward blos mit der letzten bedient, die von zwei Schwarzen eröffnet wurde, welche das Männchen und Weibchen darstellten, die bald einander lockten, bald einander bissen und mit Haß und Wuth verfolgten, bis ein Dritter sich zeigte, der still steht und auf sie lauert. Sie entdecken den Feind, suchen und nehmen die Flucht, werden aber von seinem Spieß durchbohrt und sterben unter Zuckungen und einem heiseren Grunzen. Das Ganze war eher abscheulich als interessant.

Die schwarzen Eingebornen sind größtentheils verdrängt, wenigstens vom Küstenlande, wo man indeß überall in Waldbränden, die große Strecken verzehrt haben, Spuren von ihnen sieht. Die, welche noch übrig sind, halten

sich in der Nähe von Städten und Kolonien auf, wo sie von allerlei Ueberbleibseln leben oder obdachlos im Gebüsch umherstreifen; höchstens machen sie sich aus Buschwerk einen Schutz gegen den Wind und nähren sich von Ameisen, Beutelthieren, Gewürm, Blättern und Wurzeln. Es sind gutmüthige Wesen, von denen man rührende Beispiele wahrer Ergebenheit und Treue gegen ihre weißen Freunde erzählt. Die Eingebornen dagegen, welche in den inneren, von Europäern bisher noch unbesuchten Gegenden leben, sind wild und unversöhnlich, und mehr als ein dreister Reisender hat einen qualvollen Tod durch ihre Spieße gefunden. Ohne einen Begriff von einem höheren Wesen, nur in Furcht vor dem bösen Geist, Debldelb, ohne Obrigkeit, ohne Stammeintheilung, nimmt man mit Recht an, daß sie vielleicht auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Bildung stehen. Man wird schwerlich Geschöpfe antreffen, die, mit der Fähigkeit der Sprache begabt, dem Affen mehr als sie gleichen. Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannt; sie bedienen sich blos der Spieße, welche sie mit erstaunlicher Fertigkeit werfen, der Schlägel, womit sie Feinde und Weiber züchtigen, und einer eigenen Art von Waffen, des sogenannten Bumerangs. Dies ist ein ellenlanges rechtwinkeliges Stück Holz, welches sie auf die merkwürdigste Art werfen, bald gerade in die Höhe, worauf es eine schräge Richtung nimmt, bald horizontal, beinahe die Erde streifend, worauf es in einem hohen Bogen zu dem Punkte zurückkommt, von wo aus es geworfen wurde.

Mit dieser in ihren Händen gefährlichen Waffe vertheidigen sie sich, wie einfach sie auch scheint, gegen jeden Feind und fällen ihre Beute, vornehmlich das Känguruh. Wenn man ihre gewaltigen Schlägel und die Kraft sieht, womit sie dieselben gegen ihre widerspenstigen Frauen anwenden, erstaunt man, daß diese solche Donnerschläge überleben können. Man kann sich dies indeß durch ihren ungewöhnlich dicken Hirnschädel erklären, vermöge dessen sie sich ohne sonderliche Beschwerde der ehelichen Züchtigung unterwerfen können.

Zum Theil nach Andersson.

117. Neuseeland und seine Bewohner.

Vor uns liegt Neuseeland, zwei Inseln von einem Flächenraume von 2850 Quadratmeilen. Die nördliche, Ikana-Mawi, ist am bekanntesten und macht den schönsten Theil Neuseelands aus; die südliche, eigentlich mittlere, da eine kleine Insel die ganze Gruppe schließt, bildet gegen die erstere einen auffallenden Gegensatz. Sobald man den Fuß über die Cooksstraße gesetzt hat, welche beide von einander scheidet, verändert sich das Panorama. Ungeheure Gebirgsmassen, deren nackte Gipfel hoch in die Wolken reichen und sich meist unter ewigem Schnee vergraben, decken die Oberfläche. Die Abhänge schmückt ein herrlicher Pflanzenwuchs, aber jäh und drohend ist ihr Fall zur Meeresküste. Kein Fluß vermag auf diesen schroffen Abhängen ein Bett zu ziehen, das zusammengelaufene Quell- und Schneewasser stürzt als Wildbach von Cascade zu Cascade in das Meer hinab. Man muß Augenzeuge eines so furchtbaren Anblicks sein, um die Scenen von Unordnung und Wildheit, die wahrscheinlich durch unterirdische Feuer und Erdbeben hervorgebracht worden sind, zu begreifen. Am furchtbarsten ist die Westküste der südlichen großen Insel. Sie zeigt sich nur als öde Hochfläche; über ihr ein trauriger Himmel, stete Stürme umtosen sie und fürchterliche Strömungen peitschen ihre Gestade. Dichte Wälder bedecken die Abhänge der Berge beider Inseln, und die riesenmäßige Kauri-Fichte findet sich häufig. Nirgends trifft man

ein giftiges Gewürm oder ein den Menschen gefährliches Raubthier. Die Luft ist gesund, feucht und mild. Der fruchtbare Boden trägt nicht allein eine Menge inländischer Gewächse, unter denen der von uns in Menge verbrauchte neuseeländische Flachs am bekanntesten ist, sondern auch fast alle europäischen Getreidearten und Früchte. Die Wälder sind wahrhaft prachtvoll und von den neuholländischen gänzlich verschieden. — Merkwürdig sind die Farrenkräuter, welche den Boden beider Inseln überwuchern und die oft neun bis zehn Fuß hoch werden; ja es giebt sogar einen Farrenkrautbaum, welcher die Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht.

Doch nicht nur das Land, auch die Bewohner desselben sind merkwürdig. Wie könnten sie wohl anders als die Natur ihres Landes sein, rauh und wild? Ihr Sinn ist fest und starr, wie das Gestein ihrer Felsen; ihre Leidenschaften schäumen jach und unbändig, wie ihre Wasserfälle. Es ist ein großer, wohlgebildeter, kraftvoller Menschenschlag, das Auge schwarz und lebhaft, die Zähne schön und weiß wie Elfenbein, die Gesichtszüge regelmäßig und angenehm. Das schwarze Haar fällt in reicher Lockenfülle herab, die Hautfarbe ist hellbraun und ähnelt der der Bewohner des südlichen Europa. Der Neuseeländer ist tätowirt, besonders schön und reich, sobald er ein vornehmer Mann ist. Gleichwohl ist diese Tätowirung eine ziemlich schmerzhafte Operation, da sie nicht in Stichen, sondern in Schnitten ausgeführt wird. Gesicht und Brust sind die vorzüglichsten Stellen, und große Krieger lassen sich nach jedem Feldzuge neue Tätowirungen am Körper anbringen, um noch in späteren Zeiten eine Erinnerung an ihre Thaten zu haben. Man hat eigene Künstler, welche sich nur mit Tätowirungen abgeben und eine vorzügliche Gewandtheit in der Herstellung regelmäßiger Formen besitzen. Sie bedienen sich hierzu eines scharfen Knochens, der bisweilen noch mit einigen Zähnen versehen ist. Man setzt ihn auf die Haut und schlägt mit einem Stäbchen darauf, damit er tief genug eindringe. Da hierbei öfters Blutungen entstehen, so wartet man, bis dieselben gestillt sind, worauf man die Furchen mit einem in Farben getauchten Pinsel bestreicht. Diese Operation wird nicht auf einmal, sondern nach und nach gemacht. Bei Verträgen mit Häuptlingen vertritt die Abzeichnung der Tätowirung, Moko genannt, die Stelle der Unterschrift. Frauen dürfen sich nur wenig tätowiren, Sklaven gar nicht.

Der Charakter des Neuseeländers ist ein Verein von guten und schlechten Eigenschaften, eine Mischung von Sanftmuth und Grausamkeit, die ihn zum furchtbarsten Kannibalen macht. Ist er ruhig, so zeigt sein Gesicht Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, geräth er in Zorn und Wuth, so ist jeder Zug, jede Geberde völlig entstellt. Rachsucht ist seine erste Leidenschaft und bildet den Hauptzug des Charakters. Die kleinste Beleidigung — er kann sie nicht vergessen; vergilt er sie nicht, so geschieht's durch Kinder und Kindeskinder. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt das Andenken daran fort und wird noch in späteren Zeiten als Vorwand zu einem feindlichen Angriffe benutzt. Dem Tode trotzt er mit Kaltblütigkeit und Muth, doch ist er in seinen Kämpfen weniger tapfer, namentlich den europäischen Waffen gegenüber, als verschlagen und gewandt. Menschenfleisch ist seine Lieblingsspeise. Ein Missionair sah einst nach einem hitzigen Treffen 60 Oefen errichtet, und in allen lagen Menschenleichname zum Schmausen. Es giebt Beispiele, daß Krieger in der Wuth des Kampfes sich über den gefallenen Feind stürzten und das aus der klaffenden Wunde herausströmende Blut mit der Gier eines Raubthieres aufschlürften. Gefangene band man nicht selten an einen Baum, um das von den Gliedern abgeschnittene, noch zuckende, warme Fleisch zu essen

und das in Bechern aufgefangene Blut zu trinken. Die Köpfe erschlagener Feinde steckte man auf Stangen und trug sie als Siegeszeichen herum; der Hände bediente man sich als Haken in den Hütten. Schon die Kinder werden gegen den Anblick menschlicher Glieder abgestumpft, und man sah dieselben mit abgeschnittenen Gliedern spielen oder den Kopf eines Sklaven sich als Ball zuwerfen. So werden sie gefühllos selbst gegen die eigenen Freunde. Stirbt ein Mann, so beraubt man die Weiber alles ihres Eigenthums, daher nehmen sich viele das Leben oder sitzen an seinem Grabe und stoßen und schneiden sich tiefe Wunden in den Leib. Neugeborne Kinder, besonders die Mädchen, werden häufig getödtet, und vielleicht ist unter drei Weibern Neuseelands stets eine, welche ein oder mehrere Kinder getödtet hat. Der Mann hat das Recht über das Leben seiner Frau. Dasselbe Recht oder vielmehr Unrecht besitzt eine jede Herrschaft über das Leben der Sklaven, deren Loos im Uebrigen leidlich ist. Aber wehe ihnen, wenn sie den Versuch machen wollten, sich durch die Flucht zu befreien! Ein englischer Kaufmann war Zeuge einer solchen Scene. Ein 15jähriges Sklavenmädchen war drei Tage ohne Erlaubniß weggeblieben. Da tritt sie wieder in die Hütte, die Frau aber ruft einen Knecht und befiehlt ihm, sie zu tödten. Ein Keulenschlag auf die Stirn streckt sie nieder, ihr Leichnam ward an demselben Abend — zur Mahlzeit gebraten. Alles menschliche Gefühl empört sich in uns, wenn wir derartige Vorfälle, welche zu den gewöhnlichen gehören, von den zuverlässigsten Personen erfahren. Leidenschaft, Haß, Verachtung von Menschenleben und Aberglaube fordern unzählige Opfer. Da ist der Sohn eines Häuptlings krank, kein Mittel fruchtet, die Krankheit will nicht weichen. Man räth zartes Menschenfleisch und der Vater tödtet einen 14jährigen Knaben und setzt das Fleisch dem kranken Sohne vor. Da es nicht hilft, so gedachte man es schon mit Mädchenfleisch zu versuchen, als ein christlicher Missionair noch dazwischen trat und das arme Opfer vorm sichern Tode errettete. Allgemein ist der Glaube, daß die Gesundheit des Getödteten auf den Kranken übergehe, und zwar besonders, wenn man Gehirn und Augen desselben verzehrt, in welchem Falle man auch vom Geiste desselben in der andern Welt nicht gemartert werden könne. — Der Handel mit tätowirten Menschenköpfen war vor etwa 20 Jahren gar nicht unbedeutend. Die Gesichtszüge sind sehr wohl erhalten, Haare und Bart ganz unversehrt, nur die geschlossenen Augen geben dem Ganzen das Ansehen einer Leiche. Ehemals beschränkte man sich darauf, die Köpfe verstorbener Freunde aufzuheben; als man aber merkte, daß Europäer darnach als Merkwürdigkeiten begierig waren und man diese Familienheiligthümer nicht gern weggeben wollte, so bereitete man die Köpfe der Feinde oder der andern Erschlagenen auf ähnliche Weise und brachte sie öffentlich auf die von Europäern besuchten Märkte, selbst nach Sidney.

118. Ein Besuch auf Tahiti.

Die Gesellschaftsinseln waren vor fast hundert Jahren in dem Munde aller Gebildeten. Vieles ist seitdem anders geworden, namentlich jetzt, wo das Christenthum auf der ganzen Gruppe eingeführt worden und die Insulaner unter der Oberherrschaft Frankreichs stehen. Dennoch giebt es noch so Vieles, was an das Sonst erinnert, deshalb konnte ich mich nicht enthalten, Tahiti, die größte Insel der vielgerühmten Gruppe, zu besuchen. — Die Einfahrt in den Hafen von Tahiti, Papeiti, ist eine der gefährlichsten. Ein Wall von Corallenriffen umgiebt ihn gleich einer Festung, wild zischend und brausend schlägt die Brandung von allen Seiten auf ihn ein, so daß nur

ein schmaler Raum für die Einfahrt offen bleibt. Ein Lootse kam uns entgegen, und so ungünstig auch der Wind war, dennoch führte er uns glücklich in den Hafen. Zahlreiche Zuschauer am Ufer hatten unsere Einfahrt nicht ohne Beängstigung betrachtet, als wir später ohne Unfall ans Land gestiegen waren, wünschte man uns herzlich Glück. Noch waren die Anker nicht gefallen, und schon umgab uns ein halbes Dutzend Piroguen, alle mit Indianern gefüllt, welche von allen Seiten gelenk auf das Verdeck kletterten und uns Früchte und Muscheln anboten, freilich nicht wie vormals den Gefährten Cooks, für rothe Tuchlappen und Glasperlen, sondern für Geld und zwar ziemlich bedeutende Summen. Ich bot einem Indianer ein bronzenes Ringelchen für seine Früchte; er besah und beroch es, schüttelte den Kopf und gab mir deutlich zu verstehen, daß es nicht von Gold sei, war aber sofort erbötig, den Handel für einen anderen, doch goldenen Ring, welchen er an meiner Hand bemerkte, abzuschließen, wenn ich ihm diesen geben wolle.

Papeiti, ein rasch emporblühender Ort von 4000 Einwohnern, war von französischen Militairs gefüllt, und mehrere französische Kriegsschiffe lagen im Hafen. Nur mit Mühe gelang es mir, nachdem ich vorher von Hütte zu Hütte gegangen war, ein Plätzchen in der Wohnung eines Zimmermannes zu erhalten. Die Hütte der Insulaner ist höchst einfach und besteht aus einem auf Pfählen ruhenden Palmblätterdache. Nur die besseren haben eine Wand von Stacketen, welche ein einziges Gemach von 20—50 Fuß Länge und 10 bis 30 Fuß Breite bilden. In ihr wohnen oft drei bis vier Familien friedlich beisammen. Der Tahitier ist ein ausgezeichnet kräftiger und starker Mensch, die Gesichtszüge der Männer sind hübscher als die der Frauen, alle aber haben schöne Zähne und dunkle glänzende Augen, doch einen großen Mund, dicke Lippen und häßliche Nasen, indem schon dem neugebornen Kinde, besonders den Mädchen, die Nasenknorpel flach und breit gedrückt werden. — Ein kohlschwarzes, dichtes, aber grobes Haar, bei Mädchen und Frauen in ein oder zwei Zöpfe geflochten, wallt vom Scheitel herab. Die Hautfarbe ist kupferbraun, alle sind tätowirt und die Zeichnungen arabeskenartig, meist regelmäßig und kunstvoll zusammengesetzt und geschmackvoll ausgeführt. Der Anzug der Insulaner ist seit ihrer Bekehrung zum Christenthume ziemlich anständig, besonders in der Gegend von Papeiti. Männer und Frauen tragen den Pareo, eine aus farbigem Zeuge um die Lenden geschlagene, bei den letzteren bis an die Knöchel, bei den ersteren dagegen bis über die Schenkel reichende Schürze. Ueber ihr tragen die Männer ein kurzes farbiges Hemd und weite Beinkleider, die Frauen aber eine lange faltenreiche Blouse. Beide Geschlechter schmücken die stark durchstochenen Ohrläppchen mit natürlichen Blumen, sowie das Haar mit höchst kunstvoll und zierlich verfertigten Blätter- und Blumenkränzen.

Eines Sonntags betrat ich das hölzerne Bethaus, um diese Christen bei ihrer Andacht zu beobachten. Alle, Männer und Frauen, legten vor dem Eintritt in das Gotteshaus ihren Blumenschmuck ab, um sich erst beim Ausgange wieder mit ihm zu zieren. Die meisten nahmen am Gesange Antheil und zeigten große Andacht; als aber die Predigt begann, äußerte sich ein allgemeines Geräusch; die Kinder spielten, schäkerten und aßen, die Erwachsenen schwatzten und schliefen. Einige Tage nachher hatte ich Gelegenheit, sie auf einem Balle zu beobachten. Nirgends sind mir schroffere Gegensätze von Kunst und Natur vorgekommen: die elegant gekleidete Französin tanzte hier neben der plumpen, braunen Indianerin; der Offizier in voller reicher Uniform neben dem halbnackten Insulaner. Viele der Eingebornen hatten zwar an

diesem Abende weite weiße Hosen an und ein Hemd darüber, doch gab es auch Andere, die außer dem Pareo und dem kurzen Hemd kein Kleidungsstück weiter trugen. Selbst die Königin Pomare war zugegen, eine große, ziemlich plump aussehende Frau von gegen 40 Jahren. Sie trug eine Art Blouse von himmelblauem Atlas, Jasminblüthen in den Ohren und einen Blumenkranz im Haar. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwängt, während sie außerdem barfuß geht. Ihr Gemahl, in französische Generalsuniform gekleidet, war gleichfalls zugegen, sowie auch der König einer benachbarten Insel, eine ziemlich komische Figur in weiten, aber kurzen weißen Beinkleidern und einem Rocke von schwefelgelbem Kattun; außerdem gingen Seine Majestät barfuß. Bei diesem Feste lernte ich auch Tati, einen der vornehmsten Häuptlinge der Insel, kennen, welcher mich ersuchte, ihn nach seiner Rückkehr zu besuchen. Er war ein beinahe neunzigjähriger Greis und erinnerte sich noch sehr gut der zweiten Landung Cook's, mit welchem sein Vater, damals erster Häuptling, Freundschaft geschlossen und nach tahitischer Sitte den Namen getauscht hatte. Wie die Königin Pomare einen Gehalt von 25,000, so erhält Tati einen von 6000 Franken von der französischen Regierung. Auf dieser Reise lernte ich auch die Schönheiten der Insel kennen. Sie ist auf allen Seiten von schönen Gebirgen durchzogen, deren höchster Gipfel über 6000 Fuß Höhe hat. Rund um die Gebirge schlingt sich ein 4—600 Schritt breiter bewohnter Gürtel, in welchem ganze Waldungen der schönsten Fruchtbäume sich vorfinden. Nirgends auf meinen weiten Reisen fand ich Brotfrucht, Mango, Orange und Guave so trefflich als hier, und mit der Kokosnuß ging man so verschwenderisch um, daß man nur das süße Wasser des Innern trank, Kern und Schale aber wegwarf. — Und wie die Oberfläche der Insel, so auch der Meeresgrund. Unser Boot glitt über zahllose Untiefen hinweg, über welchen das Wasser durchsichtig und klar wie Krystall war, so daß man jedes Steinchen am Grunde sehen konnte. Da gab es in schönster Zusammensetzung ganze Gruppen von farbigen Korallen und Madreporen von unvergleichlicher Farbenpracht. Ich sah riesige Blumen, Blüthen und Blätter, sowie Schwämme jeder Art, und niedliche, farbige Felsgruppen. Wunderbare Muscheln hingen an ihnen oder lagen daneben auf dem Grunde, und kleine bunte, kaum 4 Zoll lange Fischchen schimmerten in einem Farbenspiele, wie ich Aehnliches noch nie gesehen hatte.

Auf dieser Reise wohnte ich auch einem tahitischen Gastmahle bei, welches der Sohn des alten Tati zu Ehren seines Vaters gab. Es bestand in einem jungen Schweinchen, welches in einer nicht tiefen, mit Steinen ausgefüllten Grube zubereitet ward. Die Steine wurden durch ein tüchtiges Feuer glühend gemacht, dann das Schwein darauf gelegt, aufgeschnittene Brotfrüchte daneben und zuletzt Alles mit einer Lage von glühenden Steinen, grünen Blättern und Zweigen verdeckt.

Während nun die Speisen zwischen den Steinen schmorten, machte man die Tafel zurecht. Eine Strohmatte ward auf dem Boden ausgebreitet und mit großen Blättern belegt, jeder Gast bekam eine halb mit Miti, einem säuerlichen, aus der Kokospalme gewonnenen Getränke gefüllte Kokosschale. Anderthalb Stunden waren vergangen, als man die Speisen ausgrub. Mit Blitzesschnelle, wenn auch nicht kunstgerecht und appetitlich, ward das Schwein in so viel Stücke zerlegt, als Gäste anwesend waren. Jeder derselben erhielt diesen seinen Antheil nebst einer halben Brotfrucht auf einem großen Blatte gereicht. Nur der Gastgeber, Tati's Sohn, befand sich nicht unter den Gästen, da die tahitische Sitte nicht erlaubt, daß Aeltern und Kinder zusammen

speisen. Hier traf den alten Tati eine Trauernachricht: einer seiner Söhne war vor einigen Tagen gestorben, und man erwartete nur den Vater, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen.

Wir brachen am folgenden Morgen nach der Hütte des Verstorbenen auf. Der Leichnam lag in einem schmalen Sarge auf einer niedrigen Bahre und war mit einem weißen Leinwandtuche überdeckt. An der Bahre lagen auf ausgebreiteten Strohmatten einerseits die Kleidungsstücke, das Trinkgefäß, das Messer u. s. w. des Verstorbenen, andererseits aber die zur Schau ausgestellten Geschenke, welche nach alter tahitischer Sitte die Freunde und Verwandten dem Verstorbenen noch darbringen. Da gab es ganze Haufen von Hemden, Pareos, Stücken Zeug u. s. w., so daß man leicht einen ganzen Kramladen damit hätte ausrüsten können. Auch ich fügte ein neues Taschentuch hinzu. — Das Begräbniß fand einige Tage nachher statt. Der Priester hielt am Grabe eine kurze Rede, dann ward der Sarg eingesenkt, und nun warf man die Strohmatten, die Kleider des Verstorbenen, sowie einige der Geschenke ihm in die Grube nach. Die Verwandten waren eben so gleichgiltige Zuschauer als ich. Der Friedhof selbst lag ganz in der Nähe eines Morai. Dies sind die vormaligen Begräbnißstätten der Indianer, kleine viereckige Plätze, welche von 3—4 Fuß hohen Steinwänden eingefaßt sind. Hier lag in den Zeiten des Heidenthums der Verstorbene auf einem hölzernen Gerüste so lange, bis sich das Fleisch von den Knochen getrennt hatte, worauf man die letzteren sammelte und an einsamer Stelle begrub.

Nur wenige Tage darauf verließ das Schiff den Hafen von Papeiti, ein günstiger Wind schwellte die Segel, und bald war der Hochgipfel des zauberischen Eilandes meinen Blicken entschwunden.

Nach Ida Pfeiffer.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Zachariä, August Wilhelm, 1769-1823 / Zachariä, August Wilhelm, / Thomas, Louis

Lehrbuch der Erdbeschreibung in natürl. Verbindung mit Weltgeschichte, Naturgeschichte u. Technologie für d. Schul- u. Privatunterricht

Bd.: 2

Leipzig 1856